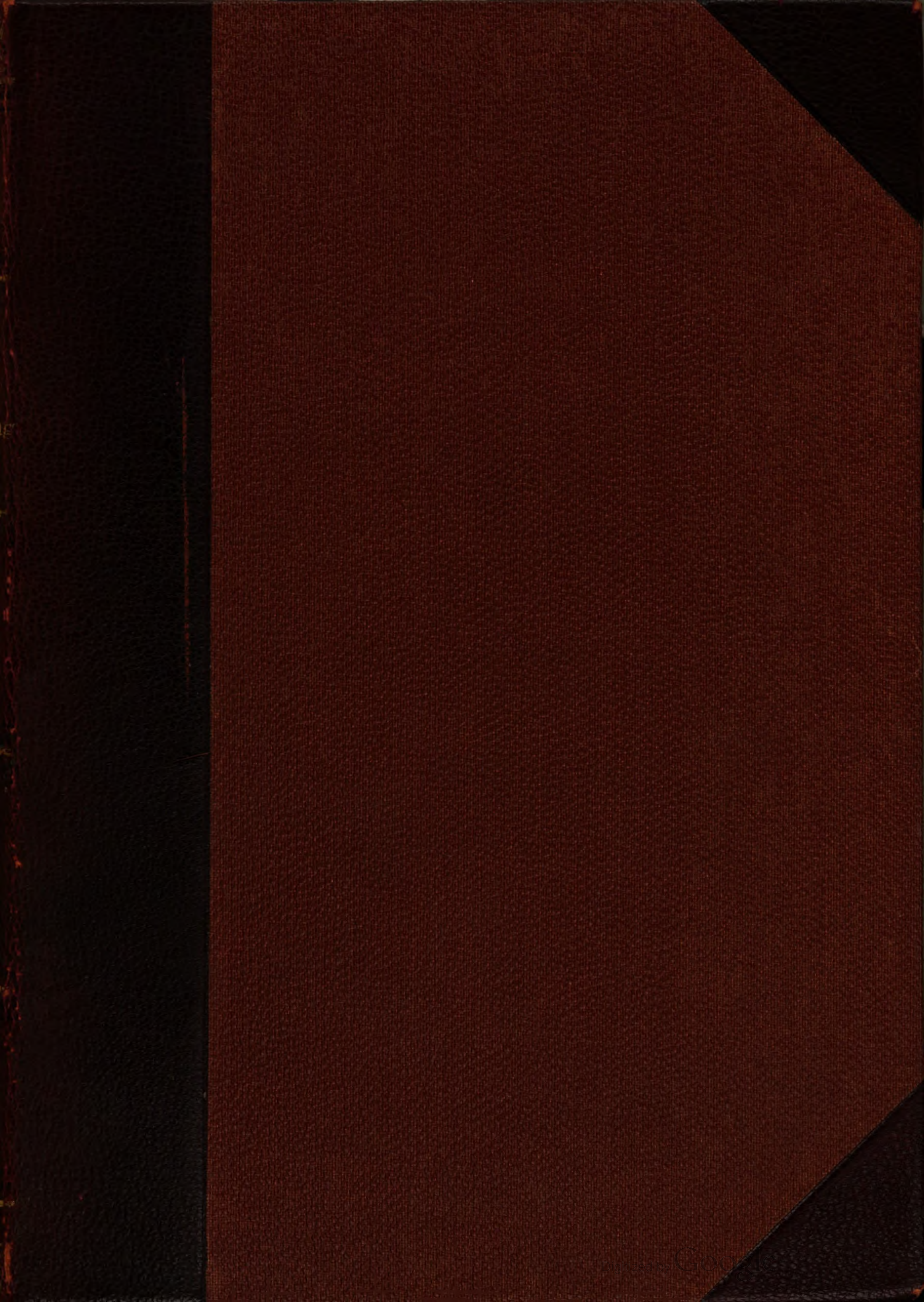



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 284 718

Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 44. Band.



Göttingen

Vandenhoeck und Ruprecht

1911.

Inhalt.

Äoler und Achäer.

Wenn man die Orte zusammenstellt, wo der Äolername genannt wird, so gebührt im griechischen Mutterlande die erste Stelle Thessalien.

Herodot berichtet VII 176 *ἐπεὶ Θεσσαλοὶ ἦλθον ἐκ Θεσπρωτῶν οἰκήσοντες γῆν τὴν Αἰολίδα, τήν περ νῦν ἐκτέαται κτλ.* Danach hätte vor dem Einbruche der Thessaler ganz Thessalien Aiolis geheißen, eine Angabe, die freilich weiterhin einige Einschränkung erfahren wird. Auf einer Inschrift des jüngeren Magnetenbundes um 100 v. Chr. (Lolling Mitteil. VII 71) findet sich häufiger das Ethnikon *Αἰολεῖς*. Nach dieser Inschrift gehörten zum Bunde *Παγασαί, Ἅλος, Ἰωλκός, Σπάλανθρα* (zu deuten nach Hesych's *σπά(υ)λαθρον· σκάλανθρον*), *Κορόπα, Ὁμόλιον* und eine Gemeinde der *Αἰολεῖς*. An dem Alter des Namens zu zweifeln, ist kein Grund, die Bewohner des ethnisch benannten Ortes wollten sich eben als uransässig damit bezeichnen.

Nach Thukydides IV 42, 2 *ἐπολέμουν Δωριῆς* vom Hügel *Σολύγειος* aus *τοῖς Κορινθίοις οὖσιν Αἰολεῦσι*, die vor der dorischen Eroberung Äoler waren, wofür sich später eine weitere Bestätigung ergeben wird.

Nach demselben Thukydides waren die Böoter Äoler. Er erzählt VII 57, 4—5: an dem Zuge gegen Syrakus nahmen teil die Äoler von Methymna auf Lesbos, die Tenedier und Änier, *οὗτοι δὲ Αἰολῆς Αἰολεῦσι τοῖς κτίσασι Βοιωτοῖς τοῖς μετὰ Συρακοσίων κατ' ἀνάγκην ἐμάχοντο.* Nach ihm waren also die Äoler Kleinasiens einfach Abkömmlinge der Böoter. Ebenso gehen III 2, 3 die Methymnäer *μετὰ . . . Βοιωτῶν ξυγγενῶν ὄντων* und VIII 100, 3 übernimmt der Thebaner Anaxandros die Führung abgefallener Methymnäer *κατὰ τὸ ξυγγενές.* Das wahre Verhältnis der Böoter zu den Äolern wird später festzustellen sein.

In Phokis gab es eine alte Stadt, die den Äolernamen trug. Nach Herodot VIII 35 verbrannten die Perser auf ihrem Zuge gegen Delphi *τῶν Πανοπέων τὴν πόλιν καὶ Δαυλίων καὶ Αἰολιδέων.* Die Stadt hieß wohl *Αἰολίδαι,* man könnte auch an den Nominativ *Αἰολιδεῖς* denken, dann läge *Αἰολίς* zugrunde, dessen Ethnikon *Αἰολιδεύς* wäre, wie *Χαλκιδεύς* zu *Χαλκίς*. Seitdem ist der Ort

verschollen, er wurde wohl nicht wieder aufgebaut. Bursian GG. 176 glaubt seine Ruinen nachweisen zu können.

Nach Thukydides III 102, 5 zieht der athenische Feldherr Eurylochos *ἐς τὴν Αἰολίδα τὴν νῦν καλουμένην Καλυδῶνα καὶ Πλευρῶνα καὶ ἐς τὰ ταύτῃ χωρία καὶ ἐς Πρόσχιον τῆς Αἰτωλίας*: darnach hieß das Südgestade Ätoliens mit altem Namen Aiolis, eine äußerst merkwürdige und bedeutsame Angabe.

Der Aiolis Ätoliens gegenüber in Elis und im ganzen Westen des Peloponnes sind die Äoler-Spuren sehr deutlich. Endymion, der vorgriechische Mondgott, hier der Vertreter elischer Urzeit und Sohn der Äolostochter Kalyke, gründete Elis, nachdem er aus Thessalien Äoler herangezogen: Apollodor I 7, 5 *ἐκ Θεσσαλίας Αἰολέας ἀγαγὼν Ἦλιν ᾤκισε.*

Nach Strabo 454 waren die Epeier in Ätolien und Elis mit Äolern gemischt. Weitere Spuren der Äoler in Triphylien und Messenien wird uns die Wanderung der Minyer und der Neleiden ergeben.

Während die Äoler im Mutterlande Namen und Besitz an jüngere Eindringlinge — Thessaler, Böoter, Phoker, Ätoler und Dorier — verloren, haben sie sich bei der Ausbreitung gegen Osten übers Meer besser behauptet. In Lesbos, dem *Μάκαρος ἕδος Αἰολίωνος* (Apollo-Hymnus 37), in den Städten der Troas und vor allem in den zwölf Städten der Äolis ist äolische Volksart und Sprache immerdar geblieben; nur nach Süden zu gingen altäolische Siedlungen — Smyrna, Kolophon, Chios, Teos, Milet und beide Magnesien — an die Ionier verloren.

Einen etwas tieferen Einblick in die Verbreitung der Äoler im Mutterlande gewähren die auf geschichtlichen Erinnerungen beruhenden Namen des Aiolos und der Aiolossöhne.

In den hesiodischen Katalogen werden fünf Äoliden genannt: Athamas, Kretheus, Sisyphos, Salmoneus und Perieres. Apollodor fügt noch zwei andere Aiolossöhne, den Deïon und Magnes, hinzu; er kennt also sieben Äoliden. Nach demselben (I 7, 3) herrschte Äolos *τῶν περὶ τὴν Θεσσαλίαν τόπων* und nannte deren Bewohner nach seinem Namen *Αἰολέας*; wir finden hier also dieselbe Vorstellung wie oben bei Herodot, daß vor dem Eindringen der Thessaler der Äolername ganz Thessalien umfaßte.

Der Äolide Athamas ist der Sagenkönig der Minyer in Thessalien und Böotien und stempelt diesen sagenreichen Stamm, den Träger der Argonautensage zu Äolern. In Böotien beherrschten sie von Erchomenos aus den ganzen Westen des

Landes um den Kopaissee; im Schiffskatalog freilich sind sie schon durch die Böoter auf Erchomenos und Aspledon beschränkt. Wir verstehen jetzt besser die Ansprüche der Böoter auf den Namen „Äoler"; die äolischen Minyer verschmolzen mit den Böotern, *Αἰολεῖς Βοιωτοί* ist also als „Äoler und Böoter" zu denken, als Verbindung der alten mit den neuen Einwohnern des Landes.

Daß die Böoter keine Äoler, sondern Nordwestgriechen waren, zeigt schon ihr Name: *Βοιωτός* ist gebildet wie *Θεσπρωτός, Ἀποδωτός* (in Ätolien), mit der Endung *-τός*, die in Epeiros Ethnika bildete, die sonst auf *-της* ausgehen: *Δοεστός, Κλαθιατός, Ὀρεστός*; auf Münzen von Gomphoi an der Grenze von Epeiros und Thessalien ist *Γομφιτοῦν* der Genitiv des Plurals von *Γομφιτός* (für *Γομφίτης*).

Noch deutlicher redet der böotische Dialekt, der durchaus den norddorischen Typus zeigt, durchsetzt allerdings mit allerlei Äolismen (vgl. O. Hoffmann De mixtis Graec. linguae dialectis 5 ff.). Ob diese erst in Böotien der älteren Bevölkerung entnommen oder aus Thessalien mitgebracht sind, ist fraglich: jedenfalls ist die Angabe, daß die Böoter aus Arne eingewandert seien, nicht zu bezweifeln. Sie waren wohl Vorläufer der Thesproter und wurden von diesen weiter nach Süden gedrängt; die Herleitung ihres Namens vom Boion-Gebirge, nördlich von Epeiros, ist damit sehr wohl verträglich. Doch dies nebenbei.

In Triphylien bildeten äolische Minyer eine der drei Phylen, weiter begegnen wir ihnen am Taygetos, in Thera und Kyrene, worüber man Otfried Müllers Orchomenos und die Minyer, ein Buch von unvergänglicher Frische, nachsehen möge.

Der Stammesname *Ἀθαμάν* ist nur eine Nebenform von *Ἀθάμας* (Gen. *-μαντος*), wie die zweite Phyle der Dorier Dymanen und Dymanten hieß; danach sind die Athamanen, später in Schluchten des Pindos seßhaft, ebenfalls als Äoler anzusprechen. Anakreon nennt seine Vaterstadt *Ἀθαμαντίς* (Frgm. 117) als Gründung der von Athamas beherrschten Minyer.

Der Äolide Magnes ist der Eponym der Magneten, die längs des Pelion und Ossa seßhaft den ganzen Ostrand von Thessalien innehatten. Sie waren die ersten, die der vom Westen kommende Stoß übers Meer trieb: sie gründeten zwei „Magnetenstädte" Magnesia in Kleinasien und eine dritte früh verschollene im Süden von Kreta. Daß ihnen der Äolername zukommt, wird weiter bewiesen durch die Gemeinde der *Αἰολεῖς* (s. oben). Auch

nennt Strabo 647 Magnesia am Mäander eine äolische Stadt (πόλις Αἰολίς).

Kretheus gründet nach Apollodor Iolkos, gehört also ganz dem Minyerkreise an. Sein Sohn Pheres ist Eponym der Stadt Pherai, und als Vater des Amythaon ist er der Ahn des Sehergeschlechts der Amythaoniden, die besonders in Pylos eine Rolle spielen.

Σαλμωνεὺς — so berichtet Apollodor I 9, 7 — τὸ μὲν πρῶτον περὶ Θεσσαλίαν κατῴκει, παραγενόμενος δὲ αὖθις εἰς Ἦλιν ἐκεῖ πόλιν ἔκτισεν. Die dort von ihm angeblich gegründete Stadt lehrt uns die elische Inschrift Sammlung 1168 kennen: sie heißt Σαλαμώνα. Wenn es freilich bei Apollodor weiter heißt, seine Stadt sei wegen seines Frevels unter Donner und Blitz von Zeus vertilgt, so mag dies auf eine Gründung gleichen Namens in Thessalien gehen; denn die Stadt in Elis blieb, wie die Inschrift zeigt, weiter bestehen. In Wahrheit ist selbstverständlich Salmoneus einfach das Ethnikon eines Ortes Salmon oder Sal(a)mona; auch Salamis gehört hierher.

Salmoneus' Tochter Tyro gebar, wie die Odyssee λ 254 erzählt, von Poseidon die sagenberühmten Helden Pelias und Neleus. Pelias ist als König von Iolkos in die Argonautensage verflochten, Neleus ist Eponym und Ethnikon der alten Iolkos benachbarten Burgstadt Neleia, s. Bursian GG. 102. Neleus, d. h. das ritterliche Geschlecht der Herren von Nelea, ging nach dem westlichen Peloponnes und gründete dort das Reich von Pylos. Von Pylos aus ist wiederum Kolophon gegründet und ein „jüngerer" Neleus, in ionischer Aussprache Νείλεως, wurde als Ktistes von Milet verehrt, dessen vorgriechische Anlage auf den Lykier Sarpedon zurückgeführt wurde.

Sisyphos war von Haus aus der Teschub, ein vorgriechischer chattidischer Gott, dessen Name sich leicht hellenisiert in Korinth erhalten hat. Daher ist er in der Glaukosepisode *Z* 151 ff. der Ahn der lykischen Heroen Sarpedon, Bellerophontes und Glaukos. Als Gott ist er durch den Helios ersetzt, der auf der Höhe von Akrokorinth verehrt wurde, zum Heros herabgesunken ist er als Σίσυφος Αἰολίδης zum Vertreter der ältesten griechischen Bevölkerung von Ephyra-Korinth geworden, die dadurch als äolisch bezeichnet ist: ein erwünschter weiterer Beleg zu der Behauptung des Thukydides IV 42, 2, daß die Korinthier vor der dorischen Eroberung Äoler gewesen seien. Einer verkehrten Deutung von Αἰολίδης verdankt Sisyphos in Hesiods Katalogen 7, 4 rec. Rzach

wohl das Beiwort *αἰολομήτης* „beweglichen Rates"; mit dem Zusatze *Z* 153 *ὃς κέρδιστος γένετ' ἀνδρῶν* soll vielleicht der Erwerbsinn der Handelsstadt Korinth bezeichnet und gegeißelt werden.

Der Äolide Deïon herrschte nach Apollodor I 9, 4 in Phokis. Damit stimmt die alte Stadt *Αἰολίδαι*, die Herodot VIII 35 auf dem Wege von Daulis nach Delphi gelegen nennt und die nach ihrer Zerstörung durch die Perser im Jahre 480 v. Chr. verschollen ist. Wir dürfen den Äoliden Deïon wohl in Aiolidai wohnhaft denken.

Von dem Äoliden Perieres sagt Apollodor I 9, 5, er habe Messene unterworfen (*Μεσσήνην κατασχών*), und in der Tat sind Äoler als einstige Herren von Messenien nachzuweisen: von dort aus besetzten Minyer den Taygetos, ein Pylos lag in Messenien und die Namen Ithome und Pamisos stammen aus Thessalien. *Περιϝήρης* ist gebildet wie *Διώρης*, Epeier *B* 622, d. i. *Διοϝήρης*, vgl. *ἐρί-ϝηρες, ἐρί-ϝηροι ἑταῖροι*. *Διοϝήρης* ist der „Zeus-vertraute"; die Schwaben hießen als Verehrer des Ziu „Ziuuari".

Aus der historischen Verwertung der Äoler- und Äoliden-Namen ergibt sich mit voller Gewißheit, daß die Äoler sich von Thessalien aus über das griechische Mutterland und übers Meer nach Kleinasien verbreitet haben. Nur die Angabe, daß einst ganz Thessalien Äolis geheißen habe, daß alle Bewohner des Landes Äoler gewesen seien, erregt Bedenken und scheint nicht mit den Tatsachen zu stimmen. Mit Sicherheit läßt sich nur für die Minyer und Magneten äolischer Charakter und Name nachweisen. Ob auch die Makedonen wegen einiger Anklänge ihrer Mundart, wie O. Hoffmann will, den Äolern zuzurechnen sind, ist doch sehr zweifelhaft. Man könnte die Verbindung mit den äolischen Magneten dafür anführen, in die sie eine Stelle der Kataloge Fragm. 5 rec. Rzach setzt, wo es von der Thyia, einer Tochter Deukalions, also einer Schwester des Hellen, heißt:

> *ἣ δ' ὑποκυσαμένη Διὶ γείνατο τερπικεραύνωι*
> *υἷε δύω Μάγνητα Μακηδόνα θ' ἱππιοχάρμην,*
> *οἳ περὶ Πιερίην καὶ Ὄλυμπον δώματ' ἔναιον.*

Aber Pierien an den Ostabhängen des Olympos gehörte doch nicht zum alten Besitz der Makedonen.

Der Gesamt- oder Sammelname der Äoler umfaßte mit Sicherheit nur den Osten und Südosten Thessaliens, und da von hier aus die Auswanderungen nach Westen und Osten stattfanden, erklärt es sich, daß man den Äolernamen auf ganz Thessalien ausdehnte. Wie weit sich dieser nach Westen zu

erstreckte, ist zweifelhaft: vielleicht ist das Gebiet des Protesilaos mit Phylake und Pyrasos (*B* 695) altäolisch, wenigstens heißt Phylakos, der Eponym von Phylake und Großvater des Protesilaos bei Apollodor I 9, 4 ein Sohn des Äoliden Deïon. Aber Lapithen, Phlegyer, Perrhäber u. a. Stämme Äoler zu nennen, wäre reine Willkür.

Wie der Äolername im Osten, so herrschte von jeher im Westen und Südwesten Thessaliens, in der alten Landschaft Phthia, zu beiden Seiten des Othrys der Name der Ἀχαιοί. Wenn auch die Tetrade Phthiotis erst später den Zunamen Ἀχαία erhielt, so hießen doch die Bewohner von jeher Achäer als Ἀχαιοὶ Φϑιῶται, wie sie Herodot VII 132 nennt. Auch dieser Name war, wie der der Äoler, ursprünglich ein Gesamtname, der verschiedene Stämme und Ethnika umfaßte:

Μυρμιδόνες δ' ἐκάλεντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί

heißt es von den Mannen Achills, des Beherrschers der Phthia, im Schiffskatalog (*B* 684).

Wie weit sich der Achäername nach Norden vor dem Einbruche der Thessaler erstreckte, ist nicht anzugeben. Nördlich von Pharsalos an der Grenze gegen Skotussa lag in der späteren Thessaliotis Peleia, dessen Eponym Peleus, der Vater Achills, war; dort lag auch das Thetideion, die alte Kultstätte der Thetis, Peleus' Gattin und Achills Mutter, vgl. Stephanus Byz. unter Πήλιον. Nach dem Schiffskatalog erstreckte sich Achills Herrschaft mit Alope und Alos bis nahe an das Minyerreich am Pagasäischen Meerbusen, Trachis gehörte ihm und, wenn wir der Erweiterung der Menis *Ψ* 144 glauben, floß der Spercheios in seinem Gebiete. Achills Gebet zum Dodonäischen Zeus bezeugt, daß die Amphiktyonie des Zeus von Hella-Dodona sich schon in der Anschauung des Dichters der Urmenis nach Phthia hin erstreckte, und so nennt der Schiffskatalog unter Achills Mannen nicht unpassend Hellenen und unter seiner Herrschaft eine Ἑλλάδα καλλιγύναικα.

Das königliche Geschlecht der Achäer Thessaliens führte den Namen Äakiden. Peleus und Achill heißen so als Glieder des Königshauses. Αἰακός ist durch den Ausgang -κος von αἶα „Land" abgeleitet. Aiakos ist also der „Landesherr", wie umbrisch *frateks* den Vorsteher der *fratres* „Bruderschaft" und deutsch *kuning* den König als Haupt des Geschlechtes bezeichnet. Auf diese Bedeutung von αἶα als des gesamten Thessaliens geht wohl das Fragment von Sophokles, das

Stephanus Byz. unter *Αἶα* anführt: *ἔστιν τις Αἶα Θεσσαλῶν παγκληρία* „Gesamterbe, Gesamtbesitz der Thessaler". Von *αἶϝα* „Land" ist auch *Αἴϝας*, Gen. *Αἴϝα-ντος* abzuleiten, wie *Ἀρίσβας*, Gen. *-βαντος* von *Ἀρίσβα*, die Hyanten von *Ὕα*, die Dymanten von *Δύμα* usw. Aias ist der ideale Landwehrmann, der schwerbewaffnete, von breitem Schilde gedeckte Kämpfer zu Fuß, der *πύργος Ἀχαιῶν*.

Von der Achaia Thessaliens gingen zweifellos die Achäer aus, welche den Nordrand, den Osten und Süden des Peloponneses besetzten. Doch ist diese Wanderung nur in verdunkelten Sagenumrissen zu erkennen. Deutlich und fest geschichtlich greifbar tritt ein jüngerer Zug der Myrmidonen nach Süden, die Besiedlung der Insel Ägina, hervor. Die Sage findet sich zwar nicht im alten Epos, ist aber sonst wohl bezeugt und wird durch den Volksglauben der Ägineten gestützt.

Aiakos, d. h. Aiakiden vom königlichen Geschlechte besetzten mit ihren Myrmidonen die Insel Ägina. Wie es scheint, nahmen sie den Weg durch das Asopostal Böotiens; daher heißt Aiakos ein Sohn des Zeus und der Aigina, einer Tochter des Flusses Asopos. Nach dieser soll Aiakos die Insel, die vorher mit vorgriechischem Namen *Οἰνώνα* geheißen hatte, Aigina genannt haben. In Wahrheit nannte er sie nach Aiginion am oberen Laufe des Peneios. Inmitten der Insel gründete er das Heiligtum des Zeus Hellanios, des Gottes von Hella-Dodona, dessen Verehrung er aus der Hellas, seiner Heimat, mitbrachte; Hellenen nennt der Schiffskatalog neben Myrmidonen und Achäern als Mannen Achills. Das Ansehen dieses Heiligtums und die Bedeutung von Ägina trug gewiß zur Ausdehnung des Hellenennamens schließlich über die ganze griechische Nation wesentlich mit bei.

Den Schild am Wehrgehenk (*τελαμών*) tragende Wehrmannen (Aianten) von Phthia besetzten die Insel vor Eleusis, die, früher mit thrakischem Namen Kychreia geheißen, von ihnen *Σαλαμίς* benannt wurde, nach dem thessalischen Orte, als dessen Burgherr ein Äolide Salmoneus hieß: *Σαλαμῖν* verhält sich zu *Σαλαμών* wie *πίνω* zu *πώνω*. Die herrschende Sage hat einen Telamon zum Sohne, den Aias zum Enkel des Aiakos gemacht; abweichend machte Pherekydes (Apollodor III 12, 6) den Telamon zum Sohne des Aktaios — Attikas wegen — und der Glauke, einer Tochter des Kychreus, wobei wenigstens der alte Name von Salamis zu seinem Rechte kommt.

Viel früher als Aiakos und Aias nach Aigina und Salamis kamen die Achäer von Norden her in den Peloponnes. Daher ist ihr einstiger Zusammenhang mit dem Stammlande schwerer nachzuweisen: der Nachweis kann erst unternommen werden, nachdem die Mythen und Sagen von „Argos“ völlig entwirrt sind, das hattidische, danubische und altachäische Gut klar voneinander geschieden ist. Dagegen läßt sich, worauf es uns hier ankommt, mit leichter Mühe zeigen, daß der Achäername den norddorischen Bewohnern des Peloponnes nicht etwa bloß von der Poesie aufgeheftet, sondern von ihnen selbst als Stammname geführt worden ist.

So hieß der Nordrand, der alte Aigialos, später mit Ausnahme von Sikyon, wo die achäische Unterschicht durch Kleisthenes zum Siege kam, nur darum Achaia, weil hier die alte achäische Bevölkerung nicht von den Doriern unterjocht war.

Der Dichter der Tisis gibt *τ* 172 ff. eine ethnographische Übersicht von Kreta. Als griechische Bewohner nennt er Dorer und Achäer. Unter letzteren sind selbstverständlich die Siedler aus dem vordorischen Peloponnes zu verstehen, die also zur Zeit ihrer Einwanderung (sicher vor 700 v. Chr.) schon den Namen Achäer führten. Dies Zeugnis fällt um so mehr ins Gewicht, weil der Verfasser der Tisis, wenn er kein Kreter war, so doch sicher für Kreta dichtete.

Die Burg von Ialysos hieß nach der Inschrift Sammlung Griech. Dial.-Inschr. 4110, Z. 18 *Ἀχαία πόλις* zur Erinnerung an eine der dorischen vorausliegende Besiedlung durch „Achäer“ von Argos.

Ἀχαιομάντεις hießen nach Hesych *οἱ τὴν τῶν . . . ϑεῶν ἔχοντες ἱερωσύνην ἐν Κύπρῳ*; ebenso bewahrte die *Ἀκτὴ Ἀχαιῶν* auf Kypros die Erinnerung an die alten Siedler aus Arkadien und dem Osten des Peloponneses.

Gewiß waren Äoler und Achäer, oder vielmehr die unter diesem Namen zusammengefaßten und sich selbst zusammenfassenden Stämme und Gemeinden miteinander nahe verwandt; in ihrer Heimat Thessalien berührten sich beider Grenzen, ja selbst der Äolername ist sicher aus dem Namen *Ἀχ-αιϝός* entstanden, wie der Schaffner der Winde in der Odyssee nur eine Erscheinungsform des *Ἀστραῖος*, des Vaters der Winde in der Theogonie 378 ist. Aber trotzdem bleibt die eben gegebene Darstellung zu Recht bestehen, daß beide Stämme seit alters

voneinander geschieden waren und eine getrennte Geschichte erlebt haben.

Um so befremdlicher ist es, daß niemals von einem achäischen Dialekte die Rede ist. Die Alten kannten neben dem dorischen und ionischen Dialekte als dritten nur den äolischen, unter dem sie alles zusammenfaßten, was weder dorisch noch ionisch war. Meisters Versuch, ein mattes Dorisch als achäisch zu erweisen, ist nicht gelungen. Vielleicht glückt es doch, wenigstens ein uraltes sprachliches Gebilde den Achäern zuzuweisen.

Wir kennen den altäolischen Dialekt bekanntlich nur aus den Sprachresten der Äoler Kleinasiens. Nach einem durchgreifenden Lautgesetze hat bei ihnen *ν* vor *σ* den vorhergehenden Vokal in den *ι*-Diphthongen verwandelt, also *ταίς, τοίς, σταῖσα, θεῖσα, δοῖσα, παῖσα, Μοῖσα* usw. aus ursprünglichem *τάνς, τόνς* usw. Da Dorier und Ionier in diesem Falle den Vokal dehnen, so hebt sich das Äolische durch seinen *ι*-Diphthong scharf und deutlich von ihnen ab. Nun fragt es sich: war dieser Vorgang schon den Äolern des Mutterlandes eigen, oder ist er erst auf asiatischem Boden entwickelt? Leider sind die Siedlungen der Äoler in Korinth und Mittelgriechenland, wie oben nachgewiesen, zu sehr von jüngeren Volks- und Dialektschichten überdeckt, als daß wir hier Spuren altäolischer Lautvorgänge zu entdecken hoffen dürften. Nur der Westen des Peloponneses empfing noch spätere äolische Zuzüge, insbesondere von Minyern, und so finden wir hier in der Tat Spuren der besagten Spracherscheinung. In der elischen Inschrift Sammlung 1172_{10} lesen wir den Akkusativ des Plurals *τοίρ*, also ganz das äolische *τοίς* aus *τόνς*. Sonach dürfen wir wohl die obige Frage dahin beantworten, daß die in Rede stehende Entwicklung des *ι*-Diphthongs vor *νσ* uräolisch, bereits den Äolern des Mutterlandes eigen war.

Dagegen ist *ν* vor schließendem *-ς* und vor *σ* inmitten des Worts in den älteren Inschriften von Argos erhalten: *τόνς, τάνς, ἅπανσαν, ἀγώνσανς, ἱερομνάμονσι* u. a. (weitere Beispiele in der Grammatik zu den Inschriften der Argolis Samml. GDI. IV 432, 437). Diese Erscheinung, schon vorher durch *-νς* in den Ortsnamen *Τίρυνς* verbürgt, kann nicht dorisch sein, da die Dorier unter Aufgabe des Nasals den vorhergehenden Vokal dehnten, ebenso wenig aber äolisch, denn die Äoler setzten hier den *ι*-Diphthongen ein; auch ist von Äolern in Argos nie die Rede. Wohl aber gilt Argos für eine alte Hochburg der Achäer, und so können wir die alte Erhaltung des *ν* vor *σ* nur als achäisches

Erbgut bezeichnen. Das gleiche trifft für Arkadien zu, wo in den Inschriften die Formen ἱερομνάμονσι, κελεύωνσι u. a. belegt sind (O. Hoffmann GD. I 210). Die Erhaltung des ν vor -ς und -σ- findet sich auch in den Inschriften aller mittelkretischen Städte: Gortys, Knosos u. a. Brause hat die Belege in seiner „Lautlehre der kretischen Dialekte" Halle 1909 zusammengestellt. Mit Recht erklärt er die dafür eintretende Vokaldehnung im Westen und Osten Kretas für eine jüngere Erscheinung (vermutlich unter dem Einflusse der Dorier). Brause nennt nach landläufiger Auffassung die Erhaltung des νσ „uräolisch", richtiger „achäisch" nach den Worten auf S. 123: „Fick hat also wohl sicher Recht, (auch) die Bewahrung des ν vor σ mit Hoffmann De mixtis Graecae linguae dialectis 29 für einen achäischen Zug zu halten (Wochenschrift f. klass. Philologie 1905, S. 597)". „Äolisch" oder „uräolisch" kann das kretische -νς, -νσ- nicht sein, dagegen erhebt schon die Ethnographie von Kreta Einspruch, welche nur Dorier und Achäer als griechische Bewohner der Insel kennt. Äoler könnte man nur in der alten früh verschollenen Stadt Magnesia, einer Siedlung der Magneten, erkennen; doch könnte von dieser Stadt nur eine lokale Einwirkung, aber kein Einfluß auf die Sprache von ganz Mittelkreta ausgegangen sein. So muß dieser Rest des Urgriechischen auf Kreta notwendig als achäisch bezeichnet werden; denn die Dorier dehnten den Vokal vor dem -ς, -σ- und die Äoler entwickelten davor den ι-Diphthong. Was Brause veranlaßte, das kretische -νς, -νσ- für „äolisch", d. h. für „uräolisch" zu halten, ist klar: es ist die Auffassung des Thessalischen als eines äolischen Dialekts. Sagt Brause doch selbst a. a. O.: „Die Sprache Thessaliens ist zur guten Hälfte äolisch". Im Sinne der Alten, die alles, was nicht dorisch oder ionisch-attisch war, „äolisch" nannten, wäre diese Bezeichnung richtig; aber besser würde es heißen: „Die Sprache Thessaliens ist fast ganz achäisch". Beispiele für -νς, -νσ- aus den thessalischen Inschriften anzuführen, tut nicht not; Thessalien, Arkadien, Argolis, Kreta stehen durch diese Erscheinung im engen Zusammenhange miteinander.

Es liegt für den Ethnographen und Sprachforscher auf der Hand und ist auch wohl allgemein anerkannt, daß die Sprache unserer älteren thessalischen Inschriften nicht die Sprache der von Thesprotien her eindringenden Thessaler ist, die wie die Böoter einen nordwestgriechischen — sog. „norddorischen" — Dialekt redeten, sondern daß die rohen Eroberer, wie das ja so

oft geschehen ist, die Sprache der höher gebildeten Unterworfenen angenommen haben. Als die Thessaler über den Pindos von Westen her vordrangen, trafen sie zuerst auf die Achäer, die, wie oben gezeigt, nicht bloß die alte Phthia, die später sogenannte Achaia Phthiotis zu beiden Seiten des Othrys inne hatten, sondern bis tief in die nach den Eindringlingen benannte Thessaliotis wohnten. Erst von hier aus drangen die Thessaler gegen den Osten vor und trafen auf die dort wohnenden Äoler vermutlich erst dann, als der Dialektwechsel bei ihnen bereits vollzogen war.

So hat denn O. Hoffmann mit vollem Rechte den achäischen Dialekt von dem äolischen gesondert und an die Spitze seiner „Griechischen Dialekte" gestellt. Diese Mundart des zuerst hervortretenden Griechenstammes barg auch außer der Bewahrung des *ν* vor *-ς*, *-σ-* noch große Altertümlichkeiten; vielleicht ist sie das von mir Glotta II 126 ff. gesuchte „Urgriechisch"? Jedenfalls ist alles, was in der Sprache des Epos über die Äolis hinausliegt, wie der Gebrauch des Duals, die Genitive auf *-ᾱο*, *-οιο*, als achäisches Erbgut anzusprechen.

A. Fick.

Lat. *svecerio.*

Auf einer Inschrift aus der Nähe von Straubing Corp. Lat. III 5974[1]) findet sich das Wort *svecerio.* Ich setze die Inschrift her: *M. Aur(elio) Amando corn(iculario) trib(uni) leg(ionis) III. Ital(icae) stip(endiorum) XXIIII vix(it) an(nis) VL. et Val(eriae) Gemellinae socr(u) eius iussu ibsius et Cl(audio) Macrino socro eius et Val(erio) Valeriano* s v e c e r i o n i *Val(eria) Macrinilla u⟨x⟩or et Amandinus et ⟨Am⟩andina fili et heredes.* Die Verwandtschaftsverhältnisse sind deutlich bis auf die beziehungen des *Valerius Valerianus,* den sein Gentile in die Familie der Frau weist. *svecerio* muß ein Ausdruck sein, der den Grad der Verwandtschaft mit *M. Aurelius Amandus* bezeichnet. Dann kann das Wort bedeuten: 1. den Bruder der Frau, also den Schwager, der sonst vielfach *cognatus* genannt

---

[1]) Vgl. Corp. Lat. III 11977.



wird: Delbrück Idg. Verwandtschaftsnamen 149 [527][1]); 2. den Bruder der Schwiegermutter, also den mütterlichen Onkel (*avunculus*) der Frau; 3. den Vater der Schwiegermutter, der nach Paulus-Festus 126[2]) vom Manne *magnus socer* genannt wird. Keine von diesen drei Möglichkeiten läßt sich ausschließen, denn wenn für 1. und 3. daneben geläufigere Ausdrücke vorhanden waren, so hätte man eben für diese Verwandtschaftsgrade die alte Bezeichnung in weiterem Umfange aufgegeben. Das Suffix ist dasselbe wie in *socerio* Corp. III 5622 *Lupus vilicus . . . Probino actori socerioni et Proba soror fratri . . . et Urse coniugi*[3]). *socerioni = socero, puto,* bemerkt Mommsen, und diese Auffassung wird bestätigt durch eine Inschrift aus Aquileia Corp. V 8273, die erst nach der Herausgabe des zweiten Bandes von Corp. III bekannt wurde: *Aurelio Aureliano eq(uiti) R(omano) socerioni Aur(elius) Septiminus gener.* Vgl. über diese Weiterbildung von *socer* W. Meyer Wölfflins Archiv V 230. Was aber steckt in *svec*—? Da es wohl nicht wahrscheinlich ist, daß hier ein Wort aus einem „latinischen" Dialekt auftaucht, der *sve-* nicht in *so-* gewandelt hätte, sehe ich nur zwei Möglichkeiten: entweder *svecerio* entstammt — und dann wäre es wohl eine hybride Bildung — dem keltischen Untergrunde des römischen Rätiens, was auf einer Inschrift, die etwa der Zeit um 200 n. Chr. angehört, nicht Wunder zu nehmen brauchte. Oder *e* ist lang, was dazu führen mußte, daß *svēcerio* erhalten blieb. Dann liegt ihm ein **svēcer(os)* zugrunde, entstanden aus **svēcuros,* das mit altind. *śvāśura* „dem Schwäher gehörig" und ahd. *swāgur* identisch ist. Vgl. zu diesen letzteren Schulze KZ. XL 400 ff. Auch im Lateinischen wäre also diese indogermanische Vṛddhibildung erhalten[4]). Es liegt nun nahe, da *„svēcuros"* ursprünglich den zum Schwiegervater in Beziehung stehenden bedeutet, *Valerius Valerianus* auf unserer Inschrift als den Sohn des *Claudius Macrinus* aufzufassen. *Valerius Valerianus* wie seine Schwester *Valeria Macrinilla,* die das Cognomen vom Vater hat, wären dann Soldatenkinder, geboren vor der rechtmäßigen Ehe

[1]) Vgl. Goetz im Thesaurus glossarum I 227 f. unter *cognatio* (umschrieben *συγγένεια ἐκ θηλεογονίας* usw.) und *cognatus* (umschrieben *συγγενὴς ἀνὴρ ἐκ θηλεογονίας, adfinis per feminas* usw.).

[2]) *magnum socerum appellat vir uxoris suae avum.* Vgl. Gloss. II 126, 19.

[3]) Die Inschrift stammt aus dem nordwestlichen Noricum.

[4]) Setzt man *svēcerio* an, so ist Beziehung zum Keltischen ausgeschlossen, da im Urkeltischen *ē* zu *ī* geworden ist.

des Legionaren Claudius Macrinus mit der Valeria Gemellina. Aber bei dem einzelnen Beleg ist Vorsicht geboten, denn es ließe sich denken, daß das Wort auch auf andere verwandtschaftliche Verhältnisse der Familie der *soceri*, also auch der Schwiegermutter, übertragen wäre. Den genauen Sinn von *svecerio* können wir m. E. auf unserer Inschrift nicht ermitteln.

München. Hermann Jacobsohn.

Zu lateinischen Suffixen.

1. *-u(i)lentus.*

Skutsch kommt in der Glotta II 242 auch auf die Adjektive mit dem Suffix *u(i)lentus* zu sprechen und spricht dabei seine Zustimmung aus zu der von Stowasser und Niedermann hinsichtlich dieser Adjektivendung ausgesprochenen Etymologie. Nach dieser soll nämlich das Suffix *u(i)lentus* lediglich eine Weiterbildung des Participium Praesentis von *oleo* „olens“ sein. Nun gibt es doch aber auch ein Nominalsuffix *-ens, -entus,* und man wird die Möglichkeit nicht bestreiten können, daß hieraus das Suffix *lens* bezw. *lentus* hervorgegangen sei. Und so hat schon Stolz II 539 auf diese Möglichkeit hingewiesen. Daß Participia Praesentis neben ihrer verbalen Funktion auch die von Nominibus bekleiden können, ist bekannt, vgl. *cliens adulescens prudens sapiens.* Ebenso bekannt ist aber auch, daß in solchen Fällen mitunter ein Deklinationswechsel eintritt und zwar aus der dritten in die zweite bezw. erste Deklination. Aus Stolz entnehme ich für diesen Fall als Beispiele: *ventus, clienta, fluentum, argentum, silentus (silenta loca* bei Laevius nach Gell. 19, 7, 4). Das aus *fluentum* zu erschließende Adjektiv *fluentus*[1]) (vgl. *rorulentus* Adjektiv neben *rorulentum* Substantiv) dient mir als Parallele für das ebenfalls hierher fallende *cruentus*[2]) (*fluor fluenter fluentus: cruor cruenter cruentus*). Daß wir nicht mehr Fälle dieses Übergangs verzeichnen können, hat wohl seinen

---

[1]) Dieses Adjektiv *fluentus* scheint eine Inschrift aus Lyon (CIL. XIII 2016) zu bieten, es steht da *fluentis lacrimis*; freilich ist die Inschrift in einem vulgären schwer verständlichen Latein geschrieben.

[2]) Auch *unguentum* stelle ich hierher „als das, was salbt“, und erkläre mir die Form *unguen* als Analogiebildung nach Wörtern wie *cognomen* neben *cognomentum* etc.

Grund darin, daß das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Part. Praes. bei diesen Worten verhältnismäßig stark war. Anders aber konnte sich die Sache gestalten bei einer Weiterbildung *-lens, -lentus,* wo die Sprache kaum noch den Zusammenhang mit Partizipien auf *-ens* fühlte. Da mochte es wohl vorkommen, daß die Formen auf *lentus* die auf *lens* völlig überwucherten. Was war nun wohl die Veranlassung dazu, daß aus dem Suffix *ens entus* ein solches auf *lens lentus* sich entwickelte? Zuerst konnten Wörter wie *val-ens, vol-ens, ol-ens, col-ens, dol-ens, lentus* darauf hinwirken. Maßgebend aber war hierbei besonders der Umstand, daß man bei adjektivischer Bedeutung der Part. Praes. weniger an ihre Beziehung zum Verbum dachte als an die zu den Nomina desselben Stammes, also beispielsweise bei *florens* an die zu *flos*, bei *lucens* an die zu *lux;* schienen sie doch auch ihrer Bedeutung nach von *floridus lucidus* kaum verschieden!

Und wo es nun bei einem Stamm diminutivische Weiterbildungen gab, da war auch die Möglichkeit einer Weiterbildung von *-ens* (*entus*) zu *-lens* (*-lentus*) gegeben. Solch einen Entwicklungsgang vermag ich nun bei einem Worte wirklich anzugeben. Das aus dem Cognomen (ursp. Praenomen) *Grac(c)us*[1]) zu erschließende lateinische Adjektiv *gracus -a -um* erscheint bei Lucilius und Terenz (Eun. 314) in diminutiver Form (*gracila, gracilae*). Dazu bieten sich als passende Parallelen das bei Ennius Ann. 505 vorkommende *crac-ent-es* (in den Glossen auch *grag-ent-es*), das bei Paulus-Festus und in den Glossen mit *grac-il-es* erklärt wird, sowie *grac-il-ens* bezw. *grac-il-entus* (von Nonius 116, 2 f. erstere Form aus Laevius, die zweite aus Ennius belegt und zwar mit dem Zusatz „pro gracili"). Ähnlich steht die Sache bei andern Adjektiven auf *u(i)lentus.* Ich bringe folgende Zusammenstellung: *aqua aquola aquilentus, aureus aureolus auro(u)lentus, bucca buccula bucculentus, crapula crapulosus crapulentus, escālis esculentus, faex faecula faeculentus, farina farinula farinulentus, febris febricula febriculosus febriculentus, florens* (*φλωρέντα* CIGr. 8864) *floridulus florulentus, foetentibus acrimoniis* Col. 9, 14, 3 *foetulentus, fraudens* (zu erschließen aus *frausus* Part. Perf. Dep. bei Plautus Asin. 286) *fraudulentus* vgl. auch *fraudulosus, frustum frustulum frustulentus, gleba glebula glebulentus, inviolentus v. violentus, loquent-ia*

[1]) CIL. IX 6331 = I 583 (aus dem Jahre 672 u. c.) *C. Graccus; Octavia Graccha* VI 23317.

(Substantiv) *loculentus* (εὔλαλος CGl. II 318, 10), vgl. noch *loc-ut-ul-eius, lucens Lucullus luculenter luculentus, maceo* (Verbum) *macellus (: macer) macilentus, marcens* (= τετηκώς CGl.) *marcidulus marcilentus, merulator* (CIL. VI 13481) *merulentus, muceo mucilago mucu(i)lentus, obstrudo obstrudulentus, opule(i)sco opulens opulenter opulentus, pestilis pestilens pestilentus* (vgl. *gracilis gracilentus), piscis pisculus pisculentus, poculum poculentus, pompālis pompulentus, posca poscula posculentus*[1]), *potilis potulentus, rosa rosula* (Dracontius 1, 717 und 2, 450; CIL. III 754) *rosulentus, sordens* (Gell. 9, 2 und 19, 13) *sordidulus sordulentus, spina spinula spinulentus, tēmeo* [vgl. *tēmē-tum tēmē-tura* (CGl. II, 366, 21)] *tēmulenter tēmulentus, terra terrula terrulentus, torquens* (in der Bedeutung „marternd") *truculens truculenter truculentus, turba turbula turbulenter turbulentus, vinulum vinolentus, violans* (= βίαιος nach CGl. II 257, 29) (*in*)*violens violenter violentus*, vgl. *petulans* neben *petens* und *petilius* (CGl. V 510, 24), *virulae* (= venenum CGl.) *virulentus*. Und der Rest: „*amarulentus, caenulentus (ancunulentus), carnulentus, cinerulentus, corpulentus, iur(ss)ulentus, lotilentus, lutulentus, mustulentus, pulverulentus, purulentus, rorulentus, somnolentus, suculentus*" wird wohl auf dem Wege der Analogie[2]) zu dieser Endung gekommen sein.

2. *-os(s)us.*

Ebensowenig wie ich im Suffix *-ulentus* das Participium Praes. *olens* sehe, kann ich mich damit befreunden, daß in *-osus* (nach Skutsch l. c.) das bekannte Participium Perf. *osus* (von *odi*) anzuerkennen sei. Zu anderer Erklärung dieses Suffixes bin ich durch eine Bemerkung des Nonius geführt worden. Derselbe sagt nämlich (489, 11): „ab eo quod est labos labosum facit, non laboriosum, Lucilius satyrarum lib III"[3]). Man bildete also nach ihm zur Zeit des Lucilius von *labos* (später *labor*) ein Adjektiv *labosus*, und nicht *laboriosus*, wie später. Ist diese

[1]) Auch *poscunt* Cic. Verr. II 1, 66 hierher?

[2]) Indes könnte auch bei manchen von diesen Adjektiven ein heute verschollenes, damals aber existierendes, Diminutiv die Ursache zur Bildung des Suffixes gewesen sein.

[3]) Nach Prellwitz (cf. Walde s. v.) ist *labor* urspr. das Wanken unter einer Last, gehört also zu *lăbāre* bezw. *lābi* (Nominativ *lābos*, Genitiv *lăbōsis* ursprünglich?), und in dem von Nonius aus Lucilius zitierten Vers:

praeterea omne iter est hoc labosum atque lutosum

kann darum *labosus* ganz gut mit der ursprünglichen Bedeutung von *labos* in Einklang gebracht werden.

Erklärung für *labosus* richtig, dann auch für *clamosus*; kommt doch ein Substantiv *clamos* im 14. Buch der Annalen des Ennius vor. Überhaupt mußten doch alle von Substantiven auf *or -ōris* (urspr. *ōs -ōsis*) abgeleiteten Adjektiva auf *-ōrus* wie *canōrus* etc. ursprünglich einmal auf *-ōsus* ausgelautet haben; nimmt man doch zu *Aurora* als Urform *Ausosa* an. Und wir hätten demnach hier ein älteres *-ōsus* neben ein jüngeres *-ōrus* zu stellen. Beispiele für letzteres sind: *Aurora, canorus, (multi)colorus* etc., *decorus, florus, honorus, inorus, odorus, saporus, sonorus, soporus, sudorus, teporus, vaporus.* Könnten nun jene *-osus*, denen Substantiva auf *or* urspr. *os* zur Seite stehen — ich erinnere an oben zitiertes *clamosus* — etwa so aufgefaßt werden, daß bei ihnen aus irgend welchem Grunde der Rhotazismus unterblieben wäre? Es würden dann hierher fallen: *labosus, clamosus, fragosus* (*: fragor,* beide schon bei Lucrez), *strigosus* (mit *strigores* zusammengestellt bei Festus Th. d. P. 456/7), *mucosus (: mucor),* ferner (cf. Schönwerth-Weymann Arch. V 192 f.) *foetosus, stridosus, sudosus, humosus, fluosus* (neben *foetor stridor sudor humor fluor*). Infolge von irrtümlicher Auffassung des Zusammenhangs dieser Worte konnte es nun kommen, daß *labosus* zu *labi, clamosus* zu *clamare, fragosus* zu *(nau)fragus* cf. *naufragosus, strigosus* zu *striga, mucosus* zu *mucus, foetosus* zu *foetere, stridosus* zu *stridere, sudosus* zu *sudare, humosus* zu *humere, fluosus* zu *fluere* gezogen wurde. Und damit war die Möglichkeit der Entstehung eines Suffixes *osus* gegeben.

Dabei konnte dann der Fall eintreten, daß auch Wörtern auf *or(os) ōris* dieses Suffix angefügt wurde und dasselbe somit hier nicht selten in Konkurrenz trat mit dem einfachen Suffix *us*, vgl. *ture vaporo* Nemesian c. 3, 63 mit *vaporosi fontes* bei Apul. Met. 5, 15. Warum ist nun beim Suffix *osus* der Rhotazismus unterblieben?[1]) Es hat wohl hier derselbe Grund obgewaltet, den man auch sonst beim Verbleiben des *s* zwischen zwei Vokalen anzugeben pflegt, nämlich der des Dissimilationstriebes in der Sprache. Es hätte ja sonst beispielsweise Sidonius Ep. 3, 13 statt *facinorosior* sagen müssen *facinororior*, oder wer hätte *corporororum* statt *corporosorum* sagen mögen! Die bei

[1]) Ein Beispiel von Rhotazismus auch bei dem Suffix *osus* weisen die Glossen auf; wie viel darauf zu geben ist, mögen andere beurteilen. Wir lesen da (CGl. IV 270, 16): pec*u*osus qui multa pecora habet, ferner (CGl. IV 374, 47): peciosus qui multa pecora habet und schließlich (CGl. V 472, 43): pecio*r*us qui habet pecorum plurima.

den Wörtern auf urspr. *os osis* durch Anfügung des *us*-Suffixes zustande kommende Endung *osus* verwandelte sich nur in *orus*, wo man sich des Zusammenhangs bewußt war, z. B. in *canorus* (*canor* urspr. *canos*) etc., blieb aber, wo das Bewußtsein schon getrübt war, vgl. die oben zitierten *clamosus*, *fragosus*, *strigosus*, *mucosus*. Das selbständig gewordene Suffix *osus* aber in *orus* umzuwandeln, dazu lag von diesem Standpunkte aus noch viel weniger ein Grund vor.

Und die Schreibungen *ossus* bezw. *onsus*, wie lassen sich die erklären? Es waren das eben analogische, eingeführt nach dem Muster von *cāssus*, *caussa* etc. bezw. *thensaurus herens* etc.

Nach dem Muster von *pericul-osus* etc. entwickelte sich aus *osus* ein neues Suffix *u(o)losus*, cf. *fraud-ulosus*, *formid-olosus*; daraus ging wieder — *articulosus ventriculosus* etc. geben das Muster ab — *iculosus* hervor, cf. *met-iculosus*, *lact-iculosus*. Fügen wir dazu, daß nach anderer Richtung hin aus *osus iosus* hervorging (*laboriosus* nach *furiosus* etc.), ebenso *uosus* (*montuosus* neben *fructuosus* etc.), ebenso *icosus* (*febricosus pedicosus* neben *verticosus rubricosus* etc.), so gewinnt auch dadurch unsere Annahme von der Entstehung des Suffixes *osus* aus einem kleinern (*us*) an Wahrscheinlichkeit.

München. Aug. Zimmermann.

Zum anlautenden Konsonantenwechsel im Griechischen.

Anlaß zu folgenden Bemerkungen gab mir der Aufsatz Hermann Jacobsohns: *Πτολεμαῖος* und der Wechsel von anlautendem *πτ-* und *π-* im Griechischen XLII 264 ff. dieser Zeitschrift, da es mir vorkommt, daß er die Lösung des Problems der anlautenden Verbindungen von Labialen und Gutturalen mit Dentalen, welchen, sei es im Griechischen, sei es in einer andern idg. Sprache, einfacher Labial und Guttural gegenübersteht, einerseits weiter zurückgedrängt, anderseits aber doch der Lösung näher gerückt hat. Zurückgedrängt wurde die Frage dadurch, daß Jacobsohn zwar anerkennt, Anlaut *πτ-* und *π-* ständen seit urgriechischer Zeit gleichberechtigt nebeneinander (S. 272), dagegen aber den verwandten Erscheinungen so im Griechischen wie in den übrigen idg. Sprachen m. E. keine genügende Auf-

merksamkeit zugewandt hat. Näher gerückt hat er die Lösung, da jedenfalls im Schlusse: idg. *pu̯-* > gr. *πτ-* ein Teil der Wahrheit liegt.

Beschränken wir uns einstweilen auf den griechischen Wechsel *πτ-* : *π-*. Kretschmer hat bekanntlich KZ. XXXI 426 die Tatsache festgestellt, daß die verschiedene Behandlung dieses Anlautes von dem Auslaut des voraufgehenden Wortes abhängig war. Dies heißt natürlich nicht, daß hinter einem Konsonanten das *τ* ausfiel, oder inlautend nach Vokal eingeschaltet wurde: die Erklärung trifft den historischen Tatbestand der Formverteilung, nicht aber die Entstehung der urgriechischen Doubletten. Zur Erklärung dieser Entstehung nimmt Jacobsohn a. a. O. 274 eine urgriechische Dissimilation von *πϝ* : *λ* zu *π* : *λ* an. Also eine Form **πϝολις* zeugte die Doubletten *πτόλις* und *πόλις*, und zwar *πτόλις*, wenn die Dissimilation unterblieb. Dagegen möchte ich einwenden (abgesehen vom velaren *λ* vor hellen Vokalen), daß die Annahme einer Dissimilation, die sonst im Griechischen nicht begegnet, nur ein Notbehelf ist; daß die Griechen, denen *πϝ-* schwer sprechbar war, die Doublette *πτόλις* zu ihrer Verfügung hatten; und daß die ungenügend erörterte Frage, wann die Dissimilation eintrat und wann sie unterblieb, eben den Schwerpunkt des Problems ausmacht. Die S. 275 ausgesprochene Vermutung wird, wie Jacobsohn ja selbst gesteht, nur zum Teil durch das Material bestätigt. Endlich wird auf diese Weise die dentallose Form nur vom griechischen Standpunkte aus erörtert, aus welchem Grunde ich auch die Meinung Ed. Hermanns (Probe eines sprachwissenschaftlichen Kommentars zu Homer 186) zurückweise, „daß das in Frage stehende *πτ* erst im Griechischen diese Lautgestalt erhalten zu haben scheint und daß demnach nicht erst *πτ*, sondern bereits jener ursprüngliche Lautkomplex, aus dem sich *πτ* postvokalisch erst noch entwickeln sollte, hinter Konsonanten seinen zweiten Bestandteil verloren hat“.

Der Hauptgrund, weshalb die Sprachwissenschaft mit dem gr. Anlaut *πτ-* : *π-* noch nicht ins Reine gekommen ist, liegt m. E. in einem methodischen Fehler. Die erste Frage sollte ja sein: in welchem Umfange begegnet diese Erscheinung auf dem gesamten idg. Sprachgebiete? Zum anl. Wechsel eines Konson. + Dental: Konson. rechne ich nicht gr. *βδέω* < **bzdei̯o*: lat. *pēdo* < **pezdō* nebst Sippe; gr. *πταίρω, πτάρνυμαι* „niese“: lat. *sternuo* und ähnliche, s. Kretschmer a. a. O. 413 ff. Sie sind ganz anderer Natur, da sie ja

auf einer Art Wurzelvariation oder Wurzelaffektion beruhen. Andere Formen, wie z. B. *πτέλας* „Eber" und die Hesychglossen *βδάροι· δρύες, δένδρα* und *βαρύες· δένδρα*: umbr. *beru*, lat. *veru* „Spieß" sind zu unsicher, s. Bezzenberger BB. XVI 239, Kretschmer a. a. O. 471, G. Meyer Gr. Gr.[3] 347, Boisacq Dict. étym. gr. 115. Es liegt aber zuverlässiges Material in hinreichendem Maße vor, das ich nunmehr in gedrängter Kürze vorführen möchte.

Gr. *πόλις*: *πτόλις, πτολίεθρον, πτολίπορθος* usw.: ai. *pū́r*, lit. *pilìs* „Schloß". Hierzu gehört vielleicht gr. *πύλη, πύλος*. Mit Unrecht stellt Fick Wtrb.[4] 82 *πόλις, πτόλις* zu lat. *colo, inquilinus*. — Gr. *πόλεμος, πολεμίζω, πολεμιστής, πελεμίζω* „erschüttere", *πάλλω* „schüttele, schwinge": gr. *πτόλεμος, πτολεμίζω, πτολεμιστής, Πτολεμαῖος* usw.: lat. *pello* „treibe", got. *usfilma* „erschrocken", an. *falma* „sich schwankend bewegen", s. Uhlenbeck Got. Wtrb. 160. — Gr. *πέρνα* „Schinken": *πτέρνα* „Ferse": got. *faírzna* „Ferse", ai. *pā́rṣṇi-*, av. *pāšna-* „Ferse", lat. *perna* „Hinterkeule", *pernix* „hurtig" — Gr. *πτερόν* „Flügel": ai. *parṇám* „Schwungfeder", lit. *spar̃nas* „Flügel", russ. *peró* „Feder", ab. *pero* ds., *perą* „fliege". — Gr. *πτοιέω, πτοέω* „scheue", *πτοία, πτόα* „Scheu", *πτύρομαι* „werde scheu": lat. *paveo* „ängstige mich", *pavor* „Angst" (s. aber Pedersen IF. II 287). — Gr. *πτελέα* „Ulme": epidaur. *πελέα* (hierzu vielleicht *Πελεός*: *Πτελεός*) s. Meister Gr. Dial. II 260: ahd. *fëlwa* „Weide". Zugehörigkeit zu lat. *tilia* bleibt zweifelhaft, s. Walde Lat. Wtrb. 627. — Gr. *παίω* „schlage": *πταίω* „schlage an": lat. *pavio* „schlage". — Gr. *περιπίσματα* „ausgepreßte Weintraube": *πτίσσω* „stampfe, schrote", *πτισμός, πτισάνη* (nicht zu *πίτυρον* „Kleie"): lat. *pinso* „stampfe klein", ai. *pináṣṭi* „zerstampft", ab. *pĭšą* „stoße", lit. *paisýti* „den Gerstenkörnern die Grannen abschlagen", ahd. *fesa* „Spreu", mnd. *vīsel* „Mörser", s. Uhlenbeck Ai. Wtrb. 166. — Gr. *πυκτίον* und *πυκτίς* „Schreibtafel" neben *πτύσσω* „falte", *πτυχή* „Falte" (*φθυχ-*) mögen ihr *τ* durch Dissimilation eingebüßt haben: ai. *bhujáti* „biegt" mit progressiver Dissimilation, vgl. Meillet Notes d'étymol. gr. 8, MSL. X 276. Oder gehört *πτύσσω* zu ai. *py-úkṣṇa-* „Überzug des Bogenstabs"? s. Brugmann Gr. Gr.[3] 36. — Gr. *πτύον, πτέον* „Wurfschaufel": ahd. *fawjan* „Getreide reinigen". — Gr. *πτύω* „speie": lat. *spuo*, got. *speiwan* usw. Auf diese Sippe komme ich nachher zurück. — Gr. *πυκάζω* „bedecke": *πτυκάζω* und *πύελος* „Wanne": *πτύελος* mit unklarer Sippe. — Gr. *πτίλον* „Flaumfeder" stelle ich mit Prellwitz zu: lat. *pīlus* „Haar", vgl. lett. *spilwa* „Wollgras",

Fick Wtrb.[4] 573. Lat. *vespertīlio* ist wegen ungenügend erklärtem *ī* und Wandel von *pt* zu *t* fern zu halten.

In obigen Wortformen kann das gr. τ nicht etwa ein Zuwachs, eine phonetische Stärkung sein, wie Kuhn schon KZ. XII 95 für πτόλις ausgeführt hat. Anderseits ist aber jeder Versuch, die gr. dentallosen Formen zu erklären nicht zutreffend, der nicht zugleich die dentallosen Formen der anderen idg. Sprachen zu lösen beabsichtigt. Mit andern Worten es genügt nicht zu erklären, wie gr. πολ- entstanden ist, man sollte eine Deutung geben, die sich zugleich auf allgemein idg. *pel-* erstreckt. Dieses wird aber m. E. nur ermöglicht durch die Annahme idg. Doubletten, wie denn auch Uhlenbeck z. B. für die Sippe von πτίσσω Ai. Wtrb. eine idg. Wurzel **p(t)eis-*, für die Sippe von πτόλεμος Got. Wtrb. 160 eine idg. Wurzel **p(t)elem-* ansetzt. Hierbei darf aber von keiner „Erleichterung“, von keinem „Abfall“ des Dentals die Rede sein, es muß vielmehr eine gemeinschaftliche Form aufgesucht werden, woraus beide Parallelformen sich entwickeln konnten.

Dieses wird aber erleichtert durch die Erörterung der zweiten Frage, die hier in Betracht kommt: Bilden die Doubletten, welche den anl. Konsonantenwechsel *pt-*: *p-* aufzeigen, auf sprachhistorischem Gebiete eine isolierte Erscheinung?

Die Antwort lautet verneinend. Mit gutem Rechte hat Hirt u. a. in seiner Gr. Laut- und Formenlehre 179 f. die gr. Verbindungen von Gutturalen mit Dentalen den Verbindungen von Labialen mit Dentalen zur Seite gestellt. Man vergleiche auch die Behandlung bei G. Meyer Gr. Gr.[3] 344 ff.

Die Fälle, an die ich denke, sind:

Gr. χθές, ἐχθές usw., ai. *hyás* „gestern“: alb. *dje* < **de* s. G. Meyer BB. VIII 187; lat. *hĕri*, *here*, *hēsternus* (*ē* s. Lindsay Lat. Spr. 155) haben nach Stolz Hist. Gr. I 303 schon vorlateinisch *i̯* verloren. Ich halte aber mit Kretschmer a. a. O. 436 *hĕri* usw. für Formen mit nur einem Konsonanten im Anlaut, da Abfall nicht zu erweisen ist. Ebensowenig deutet das got. *gistra-* nebst Sippe auf idg. anl. Konsonanten + *i̯*. — Gr. ἰ-χθῦς „Fisch“, lit. *żuvìs*: apr. Acc. Pl. *suckans*. Für diese Sippe setzt G. Meyer Gr. Gr.[3] 345 die idg. Doppelformen *ḡhju-* und *ḡhuan*. — Gr. χθών „Erde“, χθαμαλός „niedrig“, ai. *kṣā́s* „Erde“: gr. χαμαί, χαμηλός, νεοχμός, av. *zem*, got. *guma*, lat. *homo*, lit. *żẽmė*, ab. *zemlja*. — Gr. κτείνω, κταίνω „töte“, ai. *kṣaṇóti* „er

verletzt“: gr. *καίνω, κατακαίνω*, kypr. *κακκεῖναι* < **κατ-κειναι*, Aor. *ἔκανον*, Perf. *κέκονα* usw. sieh Meister Gr. Dial. I 181, II 261. — Man könnte noch hinweisen auf *δι-χθά: δί-χα* u. a., sieh v. Leeuwen Enchiridion 119.

In diesen Fällen steht der gr. anl. Gruppe Kons. + Dental im Ai. sei es Guttural + *y* (wie auch in *çyēnás* „Adler, Falke“: gr. *ἰκτῖνος*), sei es Guttural + *ṣ̌* gegenüber (wie auch in *kṣ̌iṇā́ti* „er vernichtet“: gr. *φθίνω*; ai. *kṣ̌itíṣ̌*: gr. *κτίσις*; ai. *kṣ̌árati* „er schwindet“: gr. *φθείρω*; inlautend: ai. *tákṣ̌ā*: gr. *τέκτων*). Also liegt hier teilweise ein idg. *i̯* (zur Annahme eines spirantischen *ǰ* liegt kein triftiger Grund vor), teilweise ein idg. interdentaler Spirant (*þ, þh, đ, đh*) vor. Vgl. Brugmann Grundr. I², 790, Kretschmer a. a. O. 428 ff. Auch im Keltischen scheint dieser Spirant durch einen dentalen Explosivlaut vertreten zu sein, wie Kretschmer Einleitung in die Gesch. d. gr. Sprache 166 gezeigt hat. Die Einwände Holger Pedersens KZ. XXXVI 104 ff. und anderer haben diese Ansicht nicht widerlegen können und Meillet schließt richtig MSL. XI 317: „Le témoignage du celtique . . . établit d'une manière définitive le caractère de la correspondance: gr. *κτ* = skr. *kṣ*“.

Somit kommen wir — wenn wir billigerweise alle diese Erscheinungen als ein Ganzes betrachten — zu der Annahme von idg. Doubletten, die vor dem Vokal ein informatives *i̯* oder auch *u̯* (z. B. die Wurzel von gr. *πόλις*?) enthielten. Die Meinung, daß gr. *τ* nach *π, κ, χ* sich aus idg. *i̯* entwickelt habe, wird bekanntlich von mehreren Forschern geteilt, indem man den Übergang von *-i̯ō* zu *-tō* in den Denominativis *χαλέπτω, ἀστράπτω* usw. zur Seite stellt. Der Einwand Kretschmers, daß der Wandel von *κj, χj* zu *κτ, χθ* auf jeden Fall für ausgeschlossen gelte, da diese im Inlaut durch *σσ*, att. boi. *ττ* vertretenen Lautgruppen im Anlaut unmöglich eine hiervon so verschiedene Behandlung erfahren haben können (a. a. O. 437), wäre allerdings zutreffend, wenn ich das gr. *τ* unmittelbar aus idg. *i̯* herleitete. Nun gehe ich aber von einer primären Wurzel mit einzelkonsonantischem Anlaut aus. Aus dieser entstehen Doppelformen ohne und mit informativem *i̯/u̯*; und von der letzteren Doppelform rühren die Doubletten mit informativem *i̯/u̯* oder *þ* her. Auf diesen anl. Kons. + *þ* geht aber unmittelbar die gr. anl. Gruppe Kons. + *τ* zurück. Mit dieser Annahme schwindet auch Kretschmers Schwierigkeit, daß „durchweg auch außerhalb des Griechischen Formen ohne *j* zur Seite stehen“ (a. a. O. 430).

Wenn wir von einer primären Wurzel z. B. *pel* ausgehen, wäre die schematische Darstellung folgende:

idg. *pel*
1. *pel* *pi̯/u̯el*
2. *pi̯/u̯el* 3. *pbel*

Z. B.: Gr. *πόλις* (1), *πτόλις* (3), ai. *pū́r* (1 oder 2). — Gr. *χϑές* (3), lat. *heri* (1), ai. *hyás* (2). — Gr. *χϑών* (3), *χαμαί* (1), ai. *kšā́s* (3).

Das am vollständigsten belegte Beispiel von Wurzeln dieser Art bietet wohl die Basis *sp(ei̯)eu̯ā* „speien". Vgl. Kretschmer a. a. O. 386, 436; Hirt Ablaut 151; Osthoff MU. IV 18 ff.; Meillet MSL. XIV 358. Wir begegnen dieser Basis in folgenden Hauptgestalten:

1. idg. *(s)peu̯ā*.

RS. Lat. *spūma, pūmex, pītuita* (*ī* < *ū* vgl. *fīcus, mītulus*), *spūtum* „Speichel"; gr. *πυτίζω* (< **πτυτίζω* durch Dissimilation?), an. *spȳja, spūđa* „speien".

SS. Lat. *spŭo* „speie".

2. idg. *(s)pei̯eu̯ā*.

V. I. Got. *speiwan* „speien", ags. *spíwan*, ahd. *spīwan*, afries. *spīa* usw.

V. II. Lit. *spiáuju, spiáuti*, ab. *plują, pljuti*, serb. *pljȕjēm*.

3. idg. *(s)pi̯eu̯ā* > *(s)beu̯ā*.

RS. Gr. *πτῡ́ω* „speie"; ai. *šṭhyūtás* „gespieen". Hierneben steht ai. *šṭhīvati* „speit". Vielleicht sind diese Formen, ursprünglich onomapoëtischer Art, nicht direkt heranzuziehen: Uhlenbeck Ai. Wtrb. 324.

SS. Gr. *πτύαλον* „Speichel" *πτυαλισμός, πτυαλίζω* usw. Gr. *ψύττω* < *φϑυ-* in *ἐπιφϑύσϑω*: G. Meyer Gr. Gr.[3] 346; über den Wandel von *φϑ-* zu *ψ-* sieh auch Kretschmer a. a. O. 439.

Ich bin der Meinung, daß nur obiges Schema, welches wider kein Lautgesetz verstößt, allen Erscheinungen gerecht wird.

Utrecht. Jos. Schrijnen.

Lat. *faex*.

Nimmt man als die ursprüngliche Bedeutung dieses unerklärten Worts „der Rückstand beim Ausgießen" an, so kann man es zu lit. *gaisztù* (*gaiszaú*) „säumen" „nachbleiben" stellen, das zwangsweise mit lat. *haereo* vereinigt zu werden pflegt.

A. Bezzenberger.

A Modern Development of the Elliptic Dual.

Since writing my article on the „Origin and Development of the Elliptic Dual and of Dvandva Compounds“ (Zs. XLIII 110—120) my attention has been called to the existence in some modern, especially Romance, languages of constructions identical with those quoted by me under „Step II: Elliptic Dual + Complementary Singular“ (l. c., especially p. 116). A full discussion of these constructions in the Romance languages is given in Tobler Vermischte Beiträge III 16—21, supplemented by Ebeling Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. CIV 129.

So far as I can discover, the occurrences are only found with pronouns (as in our Step II b, l. c. p. 119), never with nouns; and only of two persons, the modern plural pronouns replacing the ancient dual. (But the dual idea is frequently made clear by the addition of the numeral — *„nous deux“*). Tobler shows that in colloquial French, especially dialectically and in the language of children, expressions occur like *nous deux grandpère = moi et grandpère; nous deux Paul* etc.: and even occasionally in the speech of educated adults, as *nous en causerons, nous deux le professeur = moi et le prof., nous en causerons* (Rev. bleue 1903, II 200 b). This construction is precisely identical with ON. *þit Guðrun* = „thou and G.“, OE. *wit Scilling* = „I and Scilling“; and it differs from Vedic *Mitrā* ... *Varuṇo* = „Mitra and Varuṇa“ only in so far that the Veda uses an elliptic dual noun, while the Germanic and French use a (really elliptic, see my article p. 113 f.) dual pronoun. Prof. Carnoy of Louvain has been so kind as to write me that the same construction occurs in the Walloon dialects, and in the colloquial French spoken in Belgium (*nous y sommes allés, nous deux Pierre* = „Pierre and I“).

On p. 116 of my former article I showd that the common Slavic construction of a dual (plural) pronoun + complementary instr. with *sŭ* (e. g. Russ. *my s toboju* = thou and I, lit. „we with thee“) is only a variant of this same usage. I was not then aware of the fact that the same variant has occurd, apparently quite independently, in the Romance languages and even in some German dialects. Tobler and Ebeling (ll. cc.) have collected abundant examples. In French such phrases as *nous chantions avec lui = nous chantions, moi et lui* are not only to be found colloquially, but according to Tobler are not rare

„auch bei sorgsamen Schriftstellern, die im eigenen Namen reden“. Examples are quoted from Scribe, Loti, Daudet, Zola and others. It is also found in the Lorraine dialects (see Herzog Neufranz. Dialekttexte, Einleitung p. 71), in Provençal and Catalan, and according to Ebeling's impression in Roumanian. In modern Italian it is frequent colloquially: *vi siete bisticciati con lei?* (Deledda) „have you (sing.) quarreld with her?“ — According to clear evidence which Ebeling produces from his own personal observation, the same thing is found colloquially in Modern German; Ebeling has heard such phrases as *„wir waren da im Harz mit meiner Frau“* = „ich und meine Frau“. This is certainly a rare usage, and is probably restricted to certain localities.

How are these modern developments to be judged in the light of the conclusions reacht in my former article? What relation have they to the equivalent construction which, as I have shown, appears in the most ancient strata of at least four divisions of our Indo-European family, — Aryan, Balto-Slavic, Germanic and Celtic (perhaps also Greek), — and which may therefore with a fair degree of certainty be postulated for the Ursprache?

It would be much easier to answer this question if our knowledge of vulgar Latin were more complete. I have not as yet found any sign of such a construction in any monument of the Latin language. Yet we should scarcely expect to find this essentially colloquial usage in literary Latin; and we have hardly enuf knowledge of the syntax of popular Latin to say that it did not exist there. We do know that the elliptic dual of nouns, a related construction, was not foren even to classical Latin. It seems antecedently rather improbable that such a very peculiar turn of language should have sprung up independently in so many Romance dialects; while that it should have crept in from a foren source (say Slavic, Germanic or Celtic) is well-nigh impossible. The very sporadic occurrence of the construction in modern German may possibly — nay, quite probably — be due to Slavic influence; it seems to be found only in Eastern Germany, particularly in Silesia, where for many centuries Slavs and Germans have mingled in strife or in concord. But the widespread and frequent use of it in so many Romance dialects cannot be so explaind. Either it must be an inheritance from folk-Latin, in which case it is

probably a direct descendant of the primitiv I—E. elliptic dual with complementary singular; or it must have originated independently in all these dialects. This I admit is quite conceivable, altho in view of the apparent unnaturalness of the usage it would be surprising if true.

In any case these Romance phenomena seem to me to furnish an additional proof of the theory set forth in my former article. If they represent something primitiv, they furnish an additional proof of the ancient character of the construction. If they are a recent independent development, they confirm my opinion of the origin of the older construction. For it is self-evident that *nous deux Pierre* (for instance) is to be analyzed as an elliptic dual pronoun, *nous-deux*, dual to *moi* (meaning „I and another“, here „I and Pierre“), supplemented for the sake of clearness by the expression of the second member of the pair, *Pierre.* Just so Prof. Ebeling's friend who said *„wir waren da im Harz — mit meiner Frau“* supplemented the elliptic dual *wir* (the plural of *ich*, used for the lost dual) by adding the instrumental of the second member of the pair, tho it was really already implied in *wir.* This is the same thing that the Vedic Hindu did when he supplemented for the sake of clearness the old elliptic dual *Mitrā*, dual of *Mitras* (meaning „Mitra and Varuṇa“) by the addition of the second member of the pair in the singular, producing *Mitrā . . . Varuṇo* (RV. 8. 25. 2). So in all the various languages which show this second step in the development of the Sanskrit dvandvas (see my article, p. 119). I have already shown how in Aryan this step easily led to the levelling of the construction by the changing of this complementary singular to a dual, producing the well-known double-dual dvandvas.

Johns Hopkins University, Baltimore.

Franklin Edgerton.

Lit. *sãkai : sakaí.*

Zu den bemerkenswerteren Betonungen Daukszas (vgl. Endzelin unten S. 50) rechne ich *sákai*, II. Sg. Imper., Kat. 4, 15, bestätigt durch *sákay, pamisákay, sákaymi* Kat. Ledesmy S. 58, 71, 72, 74, 79, *pasãkai* Lit. Chrest. II 384. Daneben II. Präs. z. B. *ißmanái* Kat. Daukszi 8, 14; 10, 7; Post. Daukszi 56, 19; *żinái* ib. 145, 33; 146, 1; *biłáy* Kat. Led. S. 62. Also II. Sg. Präs. *sakaí*, II. Sg. Imper. *sãkai.* — Neben der Betonung *teveżẽ* usw. beachte man die III. Sg. Perm. *tesákaiś* Post. Daukszi 164, 13. A. Br.

Altirisch *ol* „inquit".

Daß dieses in der altirischen Literatur so außerordentlich häufige Wörtchen keine Verbalform, sondern ein Adverb ist, darin stimmen wohl alle Keltologen überein. Dagegen herrscht noch keine Klarheit darüber, welches die ursprüngliche Bedeutung dieses Adverbs gewesen ist. Zeuß-Ebel Grammatica Celtica p. 504 vergleichen es mit lat. *tum*; in gleichem Sinne äußert sich Lottner in Kuhns Beiträgen II (1861) S. 312 f.: „*ol* 'dicit, inquit' sieht wie ein Adverbium aus, das wohl ursprünglich dem lat. *tum*, unserem *da* als Einleitung der direkten Rede entsprochen haben könnte (oder = *sic*?)". J. von Rozwadowski Quaestiones grammaticae et etymologicae (Krakau 1897) S. 4 A.[1] bezeichnet es als ungewiß, ob *ol* „ait, aiunt" identisch sei mit *ol* = „ultra" in altir. *ǫlchene* „außerdem". Stokes KZ. XXXVII (1904) S. 260 urteilt folgendermaßen: „*ol* 'inquit' . . . seems to be properly an adverb = the *ul* in lat. *ulter, ultra, ultro*". Zimmer sprach sich, wenn ich nicht irre, in seinen Vorlesungen W.-S. 1908/1909 dahin aus, daß *ol* etwa die Bedeutung des lat. *porro* gehabt haben könne. Während Vendryes Grammaire Du Vieil-Irlandais (1908) § 422 sich über den ursprünglichen Sinn des Wörtchens nicht äußert, bezeichnet es Thurneysen Handbuch des Altirischen (1909) § 893 als zweifelhaft, ob *ol* „inquit" zu altir. *ol* „weil, quod" gehöre.

Bei dieser Meinungsverschiedenheit dürfte es sich empfehlen, die syntaktische Verwendung von altir. *ol* „inquit" einer kurzen Prüfung zu unterziehen; vielleicht fällt von hier aus etwas Licht auf die ursprüngliche Bedeutung des Wörtchens. Die folgenden Beispiele sind größtenteils einem der ältesten altirischen Sagentexte, dem Fled Bricrend, entnommen, in dessen Lektüre ich im W.-S. 1908/1909 durch Herrn Prof. Zimmer eingeführt wurde; ich zitiere nach der Ausgabe von Windisch Irische Texte I (1880) S. 254 f. und zwar nach Kapitel- und Zeilenzahl. Es lassen sich folgende Gebrauchstypen unterscheiden:

1. *ol* steht bei den Worten desjenigen, der sich durch seine Rede in Gegensatz setzt zu der unmittelbar vorhergehenden Äußerung eines anderen. *ol* entspricht hier unserem „entgegnete er", „warf er ein", „unterbrach er", z. B. FB. 5, 15: Conchobar hat sich bereit erklärt, der Einladung Bricrius Folge zu leisten; hiermit sind die übrigen Ulter aber nicht einverstanden: *Fris*

gart Fergus mac Róig ocus mathi Ulad ar chena . . .: „Ní ragam“, ol seat — Es sprachen dagegen Fergus, der Sohn Roigs, und die übrigen Edlen von Ulster: „Wir wollen nicht gehen“ entgegneten sie. ib. 31, 7: *„Fír inna radi-siu, a ben“, for Conall Cernach, „tæt ille in gilla clesach sin . . .“ „Na thó“, for*[1] *Cuculaind, „am scith aithbristi indiu“.* „Es ist wahr, was du sagst, o Weib“, antwortete Conall Cernach, „der junge Bursche, der sich so gut auf Kunststücke versteht (= Cuchulinn), soll hierher kommen“. „Das gibt's nicht!“ fiel Cuchulinn ein, „ich bin heute müde und schlaff“. ib. 14, 32: Der Wagenlenker des Cuchulinn fordert die Zerleger mit den Worten: *Tucaid do Choinchulaind sucut!* („Gebt das da dem Cuchulinn!“) auf, seinem Herrn den Heldenbissen zu reichen. *„Ní bá fír sin“, or*[1] *Conall Cernach ocus or Loegaire Búadach.* „Das soll nicht geschehen!“ riefen da Conall Cernach und Laegire der Siegreiche dazwischen. Besonders reich an Beispielen dieser Art ist der Sagentext Scél mucci mic Dáthó (Windisch IT. I S. 96 f.), vgl. z. B. 11, 20: *„In comram do thairisem beus“, or Cet, „no in mucc do raind dam-sa“. „Ni ba fír arraind duit-siu chetumus“, ar*[1] *laech find mór de Ultaib.* „Laßt den Wettstreit weiter dauern!“ sagte Cet, „oder ich werde das Schwein zerlegen“. „Das soll nicht geschehen, daß du es als erster zerlegst“, warf ein stattlicher Ulterrecke ein; ib. 14, 8; 16, 21.

2. *ol* steht bei den Worten eines Angeredeten. Es liegt hier nicht so sehr ein Gegensatz vor, als vielmehr eine Gegenüberstellung der sprechenden und der angeredeten Person; z. B. FB. 5, 13: Bricriu fragt den Conchobar, ob er und seine Ulterleute mit ihm gehen wollten: *„Maith limsa dan“ ol Concobar* — „Einverstanden“, erwiderte Conchobar (wörtlich: „Gut bei mir“). ib. 7, 5: Conchobar's Sohn meldet dem Bricriu den Beschluß der Ulterleute, daß er bei Beginn des Mahles seinen Palast verlassen müsse: *„Maith lim“ ol Bricriu „a denam samlaid“* — „Ich erkläre mich bereit, das so zu machen“, antwortete Bricriu. ib. 8, 19: *„Ríge lǽch n-Erend uaim-se dait . . . acht co n-derna mo chomarli-sea“. „Dogén immorro“, or Lǽgaire* — „Den Vorrang unter den Helden Irlands kann ich dir verschaffen (wörtlich 'von mir zu dir'), wenn du meinem Rate folgst“. „Ich meinerseits werde ihm folgen“, antwortete Laegire. ib. 16, 16: *„Dé-*

---

[1]) Über *for*, *or* und *ar* als graphische Varianten von *ol* „inquit“ siehe unten S. 34.

naid mo reir-se“ or Sencha. „Dogenam-ne“ ol seat — „Erfüllt meine Forderung!“ sagte Sencha. „Wir werden es tun“ antworteten sie.

3. *ol* steht bei einer direkten Rede, die in keiner Weise Bezug nimmt auf die vorhergehende Rede einer anderen Person, z. B. FB. 8, 14: *dolluid co m-bói im budin Loégaire Buadaig*...: *„Maith sin trá, a Loegairi Buadaig“ or se.* — Er (Bricriu) ging, bis er war in der Schar Laegire des Siegreichen. „Das ist nun schön, Laegire, Siegreicher“ sagte er (ähnlich ib. 10, 8 und 11, 17). ib. 21, 13: *„Bid olc ind adaig“ or Conchobur* — „Das wird eine böse Nacht werden“ sagte Conchobar. ib. 25, 1: *„Aill amai“ for Bricriu „tancatar námait a n-dún“* — „Wehe!“ rief Bricriu, „Feinde sind in die Burg gedrungen!“ *ol* steht auch dann, wenn die direkte Rede schon durch ein besonderes Verbum des „Sagens“ eingeleitet ist, z. B. 18, 7: *Atgládastar dan Bricriu, co n-epert: „Maith sin a Lendabair“ or se* — Bricriu redete sie an und sagte: „Sei gegrüßt, o Lennabir!“ sprach er. 26, 8: *Asbert Bricriu friu íarom do lar in tigi: „Nimatorchomlod-sa fleid dúib tra, a Ultu“ for se* — Es sprach darauf Bricriu zu ihnen vom Flur des Palastes aus: „Nicht zu meinem Glück habe ich das Fest für euch zusammengebracht, o Ulter“, sagte er. 43, 3: *Luid Lóeg . . . co-n-epert fris: „A cláin trúaig“, or se, „ro scaíg do gal ocus do gaisced“* — Es kam Loeg und sprach zu ihm: „Einäugiger Wicht“[1]), sagte er, „deine Kraft und deine Heldenstärke sind von dir gewichen“.

Was folgt nun aus diesen drei Hauptgebrauchsweisen des altir. *ol* „inquit“ für dessen ursprüngliche Bedeutung? Bei der großen Verbreitung des demonstrativen Pronominalstammes *ol-/al-*[2]) im Keltischen (vgl. J. von Rozwadowski De *ol*-radicis pronominis demonstrativi vestigiis celticis in den „Quaestiones gramm. et etymol.“ p. 1—22) liegt es sehr nahe, auch unser *ol* zu diesem Pronominalstamme zu stellen, wie das auch bereits Stokes vorgeschlagen hat (o. S. 26). Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß Pronomina von der Bedeutung „jener“ in den verschiedensten idg. Sprachen eine enge etymologische und semasiologische Verwandtschaft zeigen mit Pronomina, deren Sinn „der andere“ ist, vgl. Brugmann Demonstr. S. 12 u. § 33 f., Verf. IF. XIX 93.

---

[1]) Zu dieser Übersetzung der Worte *a cláin trúaig* vgl. H. Zimmer Sitzungsber. d. Kgl. preuß. Ak. d. W. phil. hist. Cl. 1909 S. 30 f.

[2]) Über den Wechsel von *o* und *a* vgl. Brugmann Demonstr. S. 120.

Das ist leicht verständlich; denn „'Auf jener Seite' und 'auf der anderen Seite (des Flusses usw.)' und dergl. unterscheiden sich meist nur insofern, als dem letzten Ausdruck das Bedeutungsmoment der Deixis mangelt" (Brugmann a. a. O. S. 107).

Diese enge Verwandtschaft zwischen „Jener-Deixis" und „Anderseits-Deixis" zeigt sich bei dem keltischen Pronominalstamm *al-* ganz besonders deutlich. Neben air. *aile*, vortonig *ala* „der andere" stehen air. *al*[1]), Glosse zu *ultra* Sg. 217b 14, *t-all* „dort", *an-all* „von dort". Dieselbe Verquickung der beiden Zeigarten dürfen wir für den keltischen Pronominalstamm *ol-* voraussetzen, und ich glaube, es steht nichts im Wege, dem *ol* „jenseits, darüber hinaus" in air. *ol-chen(a)e* „außerdem, sonst", *ol-foirbthe* „plusquamperfectum", *ind-oll* „ultra" Sg. 220a 6 usw., s. Thurneysen Handbuch § 893, unser *ol* „inquit" mit der Grundbedeutung „anderseits"[2]) an die Seite zu stellen. Seine ursprüngliche Verwendung ist aus den oben unter Kategorie 1 und 2 genannten Beispielen ersichtlich, wo die eine Äußerung einer anderen entgegengesetzt oder gegenübergestellt wird. Eine Stelle wie FB. 14, 32: *„Ní bá fir sin", or Conall Cernach* ist also wörtlich zu übersetzen: „Das soll nicht ge-

[1]) Beispiele für *al* = *tar, dar* „über weg" gibt K. Meyer Ériu II 87 f. (s. Thurneysen Handbuch II. Teil: Texte mit Wörterbuch S. 100, Nachtrag zu S. 509 Z. 25). Wie mich Herr Prof. Thurneysen belehrte, kommt neben *al* auch eine Form *alle* „jenseits davon" vor, z. B. Ériu III 136 Z. 37.

[2]) Unter der Voraussetzung, daß die Verknüpfung des air. *ol* „inquit" mit dem Demonstrativstamm *ol-* das Richtige trifft, ist die adversative Bedeutung dieses *ol* die nächstliegende. Eine temporale Bedeutung im Sinne des lat. *tum*, woran Zeuß-Ebel und Lottner dachten (s. oben S. 26), ist weniger wahrscheinlich. Freilich ist das zum Demonstrativstamm *ol-/al-* gehörige air. *tall* „dort" in temporaler Bedeutung belegt, z. B. bei Atkinson Leabhar Breac 128: *amal da-ronad thall is-in cet chesad* „wie es damals geschehen war beim ersten Leiden" (mehr Stellen bei Atkinson Index s. v.), wie auch das lat. Adverb *ollī* zweimal = *tunc* vorkommt, s. Harder Archiv für Lat. Lex. II 317, Glöckner ib. XIV 185 f., J. v. Rozwadowski IF. III 267 f., Brugmann Demonstr. S. 95, Stolz Lat. Gramm.[4] S. 221 A[1]. Diese temporale Bedeutung gehört aber im Irischen sicher einer jüngeren Periode an. — Zugunsten einer dem lat. *porro* entsprechenden Bedeutung (s. oben S. 26) kann man wohl die Stelle TE. S. 119 Z. 28 f. (Windisch IT. I) anführen. Das hier vorkommende *Al asbert* kann mit von Rozwadowski a. a. O. S. 4 übersetzt werden „ultra (hoc) dixit" h. e. „praeterea dixit". Die Bedeutung *praeterea* streift hier aber nahe an *porro*, vgl. das adv. *beus* „weiterhin" in der Egerton-Version der betreffenden Stelle: *Ro bui dana ní ali acci beus* (Windisch IT. I 119 Z. 2; s. auch H. D'Arbois De Jubainville Rev. Celt. XVIII [1897] 347). Auch *ol* „und" (W. Stokes Three Irish Glossaries S. 109) setzt eine ältere Bedeutung „überdies, weiterhin" voraus.

schehen!" anderseits Conall Cernach. Bei der Vorliebe für das argute loqui, das schon Cato hist. frg. 34 von den Kelten rühmt, bot sich dem Iren in diesem adversativen *ol* ein willkommenes Mittel dar, schlagfertige Reden und Gegenreden einander gegenüberzustellen, wie sie uns z. B. in dem altir. Sagentexte Scél mucci mic Dáthó so meisterhaft vorgeführt werden, vgl. Zimmer Die keltischen Literaturen (in Kultur der Gegenwart I Abteilung XI 1) S. 65. So wird ja auch das griech. *αὖ* „anderseits" mit Vorliebe zur Einleitung einer Entgegnung oder Antwort gebraucht, vgl. *E* 647: *τὸν δ' αὖ . . . ἀντίον ηὔδα.* *Φ* 152: *τὸν δ' αὖ . . . προσεφώνεε.* *ο* 485: *τὸν δ' αὖ . . . ἠμείβετο μύθῳ.* *ω* 327: *τὸν δ' αὖ . . . ἀπαμείβετο,* und in derselben Verwendung begegnet uns lat. *autem*, vgl. Enn. trag. 192: *quis homo te exuperavit . . . inpudentia? :: quis autem malitia te?* mehr Stellen im Thes. Linguae Lat. II 1578, 49 f. Wie air. *ol* zu dem sog. *l*-Pronomen mit Jener-Deixis gehört, so enthalten griech. *αὖ*, lat. *au-tem* das derselben Deixis dienende *u*-Element (s. Brugmann Demonstr. S. 97 f.), das unter anderem auch im Pron. der 2. Pers. uridg. **te* **teu̯e*, sowie in dem sich häufig auf den Angeredeten beziehenden griech. *οὗτος* „der Träger des Bedeutungselements des Gegensätzlichen gegen die Person des Sprechenden" ist (Brugmann Demonstr. S. 106).[1])

Es ist nun leicht verständlich, daß die ursprüngliche ander-

---

[1]) Brugmann will a. a. O. S. 100 dieses *u*-Element auch in ir. *út* „dort" wiederfinden, das er aus **unt* ableitet. Hiermit dürfte er nicht das Richtige treffen. Es ist zu scheiden zwischen air. *ucut* und mir. *út*. Air. *ucut* „dort" ist wohl identisch mit *ocut* „bei dir" (s. Thurneysen Handbuch § 468 c); wie es zu einem Pronomen der Jener-Deixis werden konnte, ist leicht ersichtlich aus einer Stelle wie FB. 13, 21: Hier ruft Bricriu in dem Moment, wo er über die Schwelle des Palastes hinaustritt den im Saale zurückbleibenden Ultern zu: *„In caurathmír ucut"*, *ol se*, *„amal ro aurgnad, ni caurathmir tige meraige* — „Der Heldenbissen dort, wie er bereitet ist, ist nicht der Heldenbissen des Hauses eines Narren". Hier braucht man sich nur eine einzelne Person als Angeredeten zu denken um *ucut* in seiner ursprünglichen Bedeutung zu verstehen: *in caurathmír ucut* ist „der Heldenbissen bei dir" = „der Heldenbissen, den ich dir da vorgesetzt habe". Mir. *út* „dort" ist in der Enklise aus air. *ucut* kontrahiert, wie nir. *ām*, *ād* „bei mir, bei dir" aus *agam*, *agat*, s. Pedersen Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I 275. Das neben *ucut* liegende *sucut* (Brugmann Demonstr. S. 83) wird sein anlautendes *s*, wie mir Herr Prof. Thurneysen gütigst mitteilte, von dem oppositum bezogen haben: nach *„in fer so"* „dieser Mann" wurde ein *„in fer ucut"* „jener Mann" umgeformt zu *„in fer sucut"*; *sút* verhält sich zu *sucut*, wie *út* zu *ucut*.

seits-deiktische Bedeutung des air. Adverbs *ol* im Laufe der Zeit verblaßte, und daß es nun zu jeder beliebigen Äußerung in direkter Rede hinzugefügt wurde, vgl. die oben S. 28 unter Kategorie 3 angeführten Beispiele. Es entspricht so nicht nur unserem „sagte er", sondern auch einem „fragte er" oder „fuhr er fort", z. B. SC. 33, 3 (Windisch IT. I 218): *„Cinnas sin a Lóig?" ar Cuchulaind* „Loig, wie ist das?" fragte Cuchulinn. FB. 26, 9: *Asbert Bricriu friu íarom do lar in tigi: „Nimatorchomlod-sa fleid dúib tra, a Ultu" for se. „Is ansu lim-sa mo thech oldás mo trebad uli. Is geis dúib tra" ol Bricriu „ól na longud na chotlud, co fargbaid mo thech-sa, amal fondrancaibair for bar cind"* — Es sprach darauf Bricriu zu ihnen von der Schwelle des Palastes: „Nicht zu meinem Glück habe ich das Fest für euch zusammengebracht, o Ulter", s a g t e e r. „Mein Palast ist mir lieber (wörtlich: 'es dünkt mir schwieriger, auf meinen Palast zu verzichten'), als mein ganzer Besitz. Trinken, Essen und Schlafen ist für euch ein Tabu", f u h r e r f o r t, „bis ihr meinen Palast wieder in die Lage gebracht habt, wie ihr ihn (vor euch) angetroffen habt", vgl. ib. 21, 6; 46, 1. Manchmal steht das *ol* für unser Sprachgefühl rein pleonastisch, z. B. FB. 62, 4: *„Ocus issí ar m-breth-ni dan beós", or Ailill ocus ol Medb* — „Und das ist dann weiterhin unser Urteil" sagte Ailill und (sagte) Medb; ib. 6, 28: *„Is ferr a techt", ol Fergus mac Róig, „bid fír sucut" ol se* — „Es ist besser, daß wir gehen" sagte Fergus, „das wird wahr werden" sagte er; ib. 52, 8 f.: *or si — or Medb*; 58, 9 f.: *ol Medb — or si — or si.* Ganz selten begegnet der umgekehrte Fall, daß nämlich *ol* da fehlt, wo wir es erwarten sollten, z. B. FB. 17, 29: *Addaci Briccriu sechai: „Maith sin innocht, a ben Loegairi Búadaig"* — Bricriu sah sie vorübergehen. „Sei gegrüßt heut Abend, Weib Laegire des Siegreichen!" (sagte er). Nach dem Verblassen der Grundbedeutung wurde air. *ol* sicher als Verbalform empfunden, das folgt aus dem Plural *olseat* oder *olseat som* mit seiner verbalen Endung (s. Brugmann Grdr. II 790 Anm., Thurneysen Handbuch § 407), sowie aus der, allerdings seltenen, Verbindung mit der Präposition *fri = frith* „gegen", die bei verbis dicendi zu stehen pflegt (vgl. *fris-gair* „er antwortet", *frecre = frith-gaire* „Antwort"), z. B. FB. 41, 3: *„Is let-su in curadmír" ol Bricri fri Coinculaind* — „Dir gehört der Heldenbissen" sagte Bricriu zu Cuchulinn; man vergleiche hiermit eine Bildung wie ahd. *aberen* „wiederholen" von *aber „autem"* (Zimmermann IF. XV 124) und

nhd. „*entgegnen*“ zu „*entgegen*“. Wie übrigens air. *ol* nach der Ausbreitung seiner ursprünglichen Gebrauchssphäre auch bei einer Anrede, die keine Erwiderung ist, verwendet wird, so hat auch nhd. „*entgegnen*“ eine solche Erweiterung des ursprünglichen Gebrauchs erfahren, obwohl hier der Zusammenhang mit dem adversativen „*entgegen*“ noch ziemlich lebendig ist, vgl. Schillers: „Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“ entgegnet ihm finster der Wüterich. (H. Paul Deutsches Wtb. [1897] s. v. „entgegen“ S. 115.)

Unser Adverb *ol* „anderseits“ liegt m. E. auch in der Verbindung *ol-ṡod(a)in* vor; sie dient nach Thurneysen Handbuch § 476 „als Stütze eines etwas selbständigen Relativsatzes, besonders wenn dieser einen Gegensatz zum Vorhergehenden ausdrückt“, vgl. auch Vendryes Grammaire § 539 Remarque II (S. 292). Die ursprüngliche Bedeutung von *ol-ṡod(a)in* = „anderseits dieses“ schimmert noch an verschiedenen Stellen der Mailänder Glossen durch, z. B. Ml. 24 d 23: *asberatsom aslaigiu deacht maicc indaas deacht athar · olsodin*[1]) *as eres doib* — Sie sagen, daß die Gottheit des Sohnes geringer sei als die Gottheit des Vaters, was indessen eine Ketzerei von ihnen ist (eigentlich „anderseits (ist) dieses eine Ketzerei von ihnen“). Ml. 21 c 11: *asberat as ndia cloine macc olsodin as gó doib* — Sie sagen, der Sohn sei ein Gott der Ungerechtigkeit, was aber eine Lüge von ihnen ist (eigentlich: anderseits (ist) dies eine Lüge von ihnen); mehr Beispiele dieser Art bei J. Strachan Rev. Celt. XVIII 214, Pedersen KZ. XXXV 326. Wie bei *ol* „inquit“ ging auch bei dem ersten Bestandteil von *ol-ṡod(a)in* das Gefühl für dessen ursprüngliche Bedeutung verloren, vgl. Ml. 131 c 3: dicunt alii · *bed nainm do dorus sainredach in hierusalem olsodain immurgu nadchoimtig linnai* — Andere sagen, es wäre der Name eines besonderen Tores in Jerusalem; dies (ist) indessen nach unserer Meinung nicht das Gebräuchliche. — Daß hier die eigentliche Bedeutung des *ol* = „anderseits“ nicht mehr lebendig war, folgt aus der Hinzufügung der besonderen adversativen Konjunktion *immurgu*, über die man Thurneysen Handbuch § 896 vergleiche.[2])

---

[1]) Die Lenierung des *s* ist in den älteren Glossen in der Regel nicht bezeichnet, s. Thurneysen, Handbuch § 231, 7.

[2]) Umgekehrt hat *olsodin* in Ml. 127 d 4: *olsodin nadchoir anisin* „das (ist) aber nicht richtig“ lediglich den Zweck, den adversativen Charakter des Satzes

Es erübrigen noch einige Bemerkungen über die formale Seite des adversativen Adverbs air. *ol.* Da *ol* „inquit", wie aus den angeführten Stellen ersichtlich ist, beim Anlaut des folgenden Wortes keine Spuren vokalischer oder nasaler Mutation zurückläßt, kann es auch nicht auf einen Vokal oder Nasal ausgelautet haben. Es steht m. E. nichts im Wege, das *l* als den ursprünglichen Auslaut des Adverbs zu betrachten, so daß air. *ol* „anderseits" eine genaue Parallele bildet zu dem aus alat. *uls* „jenseits" zu erschließenden lat. **ol.* Denn dieses *uls* verdankt sein auslautendes *-s* wohl nur dem Oppositum *cis,* siehe Brugmann Ber. d. K. sächs. Ges. d. W. 1883, 191, Stolz Lat. Grammatik[4] S. 200 u. 221 Anm. [1]. Nun begegnet aber neben der Form *ol* ganz vereinzelt auch eine Form *oll, all,* z. B. CC. bei Windisch IT. I 144, 24: *„Saig aithgne forru" oll in fer* „Suche sie zu erkennen" (wörtlich: Suche Erkenntnis über sie), sagte der Mann; ib. S. 144, 15: *Rathaig-i taisiuch inn tige. „Tair issin tech a Briccriu" all se fris* — Es bemerkte ihn der Herr des Hauses. „Komm ins Haus, Bricriu!" sagte der zu ihm. Wie dieses *ll* zu erklären ist, weiß ich nicht. Lautgesetzlich wäre ja eine Herleitung des *oll* aus **ols,* vgl. air. *all* „Fels" aus **palso-* (Thurneysen Handbuch § 150d). Wenn aber *oll* aus **ols* entstanden ist, kann das *s* in alat. *uls* nicht als eine speziell lateinische Neuerung nach *cis* betrachtet werden, und es läge dann neben *ol* „anderseits, jenseits" ein gleichbedeutendes italo-keltisches **ols,* vgl. aber auch Lindsay-Nohl Die lat. Sprache S. 683 f. Sicherlich müssen wir aber neben dem konsonantisch auslautenden *ol* „anderseits" eine vokalisch schließende Parallelform [1]) annehmen, das zeigt die Lenition in air. *ol-chene* „außerdem, sonst", sowie in dem oben besprochenen *ol-ṡod(a)in*, s. Pedersen Vgl. Grammatik S. 438, Thurneysen Handbuch § 234, 3b. Eine Schwierigkeit, auf die mich Herr Prof. Thurneysen aufmerksam machte, bildet das *s* in *olse* „sagt(e) er" neben dem einfachen *é* „er" ohne *s* (Thurneysen a. a. O. § 407, Vendryes Gramm. § 492). Sollte das *s* nicht aus der entsprechenden Femininform *olsi* „sagt(e) sie" eingedrungen sein? Auch das *s* von *ol su(i)de* „sagt(e) dieser" könnte den Ausgangspunkt gebildet haben.

---

zum Ausdruck zu bringen. Der Anaphora dient hier das eigens hinzugefügte *anisin* = „hoc".

[1]) Vermutungen über die ursprüngliche Gestalt dieser Parallelform s. bei J. von Rozwadowski a. a. O. S. 4.

Altirisch *ol* „inquit“ ist stets proklitisch; daraus erklären sich die verschiedenen Schreibungen wie *or, ar, for, bar.* Beim Übergang des Altirischen zum Mittelirischen wurde *l* in der Proklise zu *r*, daher air. *ol*: mir. *or, ar*; air. *olchéne*: mir. *archéna,* s. Zimmer Untersuchungen über den Satzakzent des Altirischen S. 5 (= Sitzungsber. d. Kgl. Preuß. Akad. d. W. 1905), Pedersen Vgl. Gramm. § 176. Ferner verlieren kurze Vokale in der Proklise ihre Klangfarbe, sie werden zu dem meist *a* geschriebenen indifferenten Vokal, daher altir. *ol*: mir. *al, ar,* s. Zimmer a. a. O. S. 3. Die Formen *for, bar* verdanken ihren Anlaut der Präposition *for* „auf, über“, s. Quiggin Die lautliche Geltung der vortonigen Wörter und Silben in der Book of Leinster Version der Tāin bō Cualnge. Diss. Greifswald (1900) S. 15, Zimmer a. a. O. S. 4 Anm.[1]. Verfehlt ist es daher, wenn Stokes Urkelt. Sprachs. S. 274, BB. XXIII 63 und KZ. XXXVII 260 die Formen *for,* plur. *fordat* (nach *condat*) mit lat. *verbum,* got. *vaúrd,* griech. *ϝερέω* „ich sage“ verbindet, s. Thurneysen IF. Anz. VI 194.

Straßburg i. E. Wilh. Havers.

Beiträge zur irischen Grammatik.

1. Mittelirisch *lór, leór.*

Ein im Altirischen ziemlich häufiges Adjektiv lautet *lour, loor,* „genug“ und entspricht genau einem cymrischen *llawer* „viel“. Im Mittelirischen ist *lour* regelrecht zu *lór* geworden. Daneben taucht aber schon in den ältesten Texten (so im „Book of Dun Cow“, Anfang des 12. Jahrhunderts, und in der Táin-Version des „Yellow Book of Lecan“ fol. 29 a) die Form *leór* auf, die sich von da an häufig neben dem älteren *lór* findet. Soweit mir bekannt ist, findet sich in den modernen irischen Dialekten[1]) nur mehr die Form *leór* und zwar meist in adverbiellem Gebrauch mit der Partikel *go* und kann bedeuten: „genug, reichlich, ziemlich (viel), eine Menge von“ . . . usw. (Auf den Aran-Inseln und in Donegal [?] existiert das Wort überhaupt nur mehr in der adverbiellen Phrase *go leór.*) Dinneen

---

[1]) Eigene Aufzeichnungen besitze ich nur für Connacht (Mayo und Connemara) und für Westschottland (Insel Mull); im übrigen entnehme ich mein Material den bekannten dialektologischen Arbeiten von Finck, Quiggin u. a.

hat in seinem neuirischen Wörterbuch auch die Form *lór*; wohl nur deshalb, weil sie noch bei Keating vorkommt. Auch im Schottisch-Gälischen heißt das Wort *leór*, ebenso finden wir auf der Insel Man im Anlaut das palatale *l* in *liooar*, *dy-liooar* und dem davon abgeleiteten Substantiv *liooaraght*.

Das Auftreten von *leór* neben *lór* ist bis jetzt nicht erklärt worden und auch Pedersen (Vergleichende Grammatik der kelt. Sprachen S. 308) weiß keinen Rat.

Daß der Wandel nicht lautgesetzlich sein kann, liegt auf der Hand. Ich behaupte nun, daß der Wandel von *lór* (sprich: *lōr*) zu *leór* (sprich: *ljōr*) unter dem Einfluß des Adjektivs *léir* (sprich: *ljēř*) stattgefunden hat.

Léir kommt schon im Altirischen vor und bedeutet „fleißig, rüstig, sorgfältig". Es entspricht einem cymrischen *llwyr* („vollständig, gänzlich"). Wie *leór* wird es heute meist adverbiell gebraucht und bedeutet dann: „vollständig, alle, gänzlich". Wie man sieht, decken sich die Begriffe (*go leór* = „genug", *go léir* = „vollständig") teilweise.

Ich erinnere mich genau, daß ich selbst während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Connacht öfter die Phrasen *go leór* und *go léir* verwechselte.

Wir haben hier eine Angleichung des Anlauts sinnverwandter Wörter nach alliterativem Prinzip, das ja gerade im Irischen seit den ältesten Zeiten eine so große Rolle spielt. Die beiden Worte mögen in formellen Redewendungen oft nebeneinander gebraucht worden sein, doch wäre auch ohne diese Annahme eine gegenseitige Beeinflussung (eventuell Verwechslung) sehr leicht möglich gewesen. Ich habe es nicht für nötig gehalten, nach vielen Beispielen zu suchen, doch daß meine Vermutung nicht aus der Luft gegriffen ist, lehrt ein Blick in Atkinsons Glossar zu den „Ancient Laws of Ireland", wo wir neben Formen wie *co lór*, *co léir*, *co leór* direkt die Phrase *„cu lér no cu lór"* antreffen.

Die Angleichung ist sogar noch weiter gegangen. Nicht nur der palatale Anlaut wurde von *léir* auf *lór* übertragen, sondern auch (dialektisch) der palatale Auslaut, denn Finck überliefert uns von den Aran-Inseln die Form *leóir* (sprich *„ljōř"*), die sich kaum anders erklären läßt.

Ich möchte ferner darauf aufmerksam machen, daß das Kompositum *léir-gním*, das in der „Vision des Mac Conglinne" soviel als „arranging, setting in order" bedeutet, fast genau

dieselbe Bedeutung hat, wie das heute in Munster vorkommende *leóir-ghníomh*, das „reparation, restitution" bedeutet. Auch hier haben wir einen deutlichen Hinweis auf die Bedeutungsverwandtschaft von *léir* und *leór* und auf die große Wahrscheinlichkeit einer gegenseitigen Beeinflussung.

Ähnliche Vorgänge finden sich auch in anderen Sprachen. Herr Professor Much macht mich darauf aufmerksam, daß im Italienischen neben *grave* auch *greve* (lat. *gravis*) vorkommt, das eine Anbildung an *lieve* (lat. *levis*) darstellt. So ist auch im Altfranzösischen das Verbum *lamenter* durch den Einfluß der Interjektion *wai* (lat. *vae*) in *waimenter* umgestaltet worden. Beispiele von Versprechungen, die auf demselben Prinzip beruhen, findet man zahlreich bei Meringer „Aus dem Leben der Sprache, Berlin 1908", zum Beispiel „bast" statt „fast" durch Anbildung an „beinahe" u. s. f.

2. Altirisch *indaas*.

Das Altirische verknüpfte den Komparativ eines Adjektivs mit dem verglichenen Wort nicht durch eine bloße Vergleichungspartikel, sondern stellte das verglichene Wort entweder in den Dativ (z. B. *maissiu máenib* „herrlicher als Kostbarkeiten") oder ließ einen ganzen Satz nachfolgen, nämlich die Konjunktion *ol* „als" in Verbindung mit dem Verbum „sein", dessen Anlaut sie nasaliert, was fast immer in der Schreibung *d* für *t* zum Ausdruck kommt.

So heißt es in Wb. 12[d] 7 *isferr precept oldaas labrad ilbéelre.* „Better is preaching than speaking many languages (is)", oder in Wb. 12[b] 35: *isferr desercc oldate uili.* „Better is charity' than all things are", ferner in Wb. 9[c] 10: *ba deidbiriu dúnni ... olmbói dosom.* „It were more reasonable for us ... than it was for him".

In den Mailänder Glossen kommt neben *oldaas* die Form *indaas, indáas* vor, die in gleicher Weise flektiert wird und meist an dessen Stelle tritt. Im Mittelirischen wird *oldaas* (jünger: *oldás*) immer seltener, bis es schließlich ganz durch *indaas* (jünger: *indás*) ersetzt wird. Dieser Prozeß ist wohl auch durch den Umstand begünstigt worden, daß man die Bedeutung der seltenen Konjunktion *ol* nicht mehr verstand, während die erste Silbe von *indaas* infolge ihrer Ähnlichkeit mit der Präposition *in,* der Fragepartikel u. a. an diesen ungemein häufigen Formen eine Stütze fand.

Ich brauche mich hier nur mit der 3. Person Singularis zu beschäftigen, die den Ausgangspunkt der (gleich zu besprechenden) Analogie bildet und wie leicht erklärlich ebenso wie *oldaas* schon im Altirischen auf dem besten Wege war, zur Partikel zu erstarren.

Man hat schon lange erkannt, daß *indaas* keine ursprüngliche Form ist, sondern auf irgend welche Weise aus *oldaas* umgebildet wurde. Wieso aber diese Umbildung stattgefunden hat, ist bis jetzt noch nicht befriedigend erklärt worden. Zuletzt hat Thurneysen Handbuch des Altirischen II 80 die Vermutung aufgestellt, daß *indaas* (eigentl. *wie er ist?*) aus *oldaas* durch Einfluß des modalen *i-* in *itá* „worin er sich befindet, sein Wesen, seine Art" umgebildet worden sei.

Diese Vermutung scheint mir doch nicht wahrscheinlich genug, und ich möchte eine andere einfachere Erklärung vorschlagen.

Ein bekanntes altirisches Substantiv lautet *indas* „Art, Weise, Beschaffenheit". Es kommt meist nur in adverbieller Verwendung vor, so unter anderem auch häufig in modalem Gebrauch (mit folgendem Relativsatz) und bedeutet dann einfach „wie".

Beispiele aus den altirischen Glossen sind:

Wb. 9^{a}21: *rofessursa indas nombiedsi.* „I shall know how ye are". Ml. 42^{c} 2: *tuucthar hicech belru indas fograigte inna duli.* „It is understood in every nation the way in which the elements sound". Ml. 93^{d} 14: *gnímu cosmaili . . . indas asn̄dafiadamni.* „Like deeds . . . such as we declare".

Ferner aus den altirischen Partien des „Yellow Book of Lecan" (fol. 22 a): *„Atcondarccaisiu ém", olse, „indas imatíagsa in lind oc Emain".* „Du hast ja gesehen," sagte er, „wie ich bei Emain über das Wasser gehe". (Wörtlich „Du hast ja die Art und Weise gesehen, mit welcher ich . . . gehe".)

Indas wird also schon im Altirischen fast wie eine modale Partikel verwendet, auch für das Mitteliirische ließen sich genug Beispiele beibringen (s. Atkinsons Glossare unter *„indus"*). Im Neuirischen ist das Wort nur mehr in der Verbindung *ionnus go* „so daß" und im Worte *cionnus* „wie"? (altir. *cía indas, c'indas*) erhalten.

Meiner Ansicht nach läßt sich nun das erst im jüngeren Altirischen auftretende *indaas* „als" ganz einfach als eine Kontamination von *indas* „wie" und

oldaas „als“ (eigentlich „wie“? vergleiche unser „als“ aus *al-sô* „ganz so“) erklären.[1])

Die Verschiedenheit der Betonung ist wohl hier kein Hindernis und auch was die Bedeutung anbelangt, wird man gegen meine Erklärung kaum etwas einwenden können. Haben wir doch genug Beispiele dafür, daß sich eine modale Partikel zur Komparationspartikel entwickelt hat. Ich weise nur auf das deutsche „als“ (das oft mit „wie“ verwechselt wird) und auf das lateinische *quam* (ursprünglich „wie“ in *tam-quam*) hin, die als Komparationspartikel dienen, obgleich sie eigentlich nur ein Gleichheitsverhältnis bezeichnen. (Über griech. *ὡς* nach Komparativen und über die ganze Frage vergleiche Otto Schwab Historische Syntax der griechischen Komparation, Würzburg 1893.)

Interessant ist auch die weitere Entwicklung des Wortes. Im Mittelirischen finden sich die Formen *indás, inás, indá, iná, andaas, andás, andá, anás, nás, ná*, und neuirisch heißt es nur mehr *ioná* (sprich *ná*) mit regulärer Apokope des tonlosen anlautenden Vokals, die übrigens schon für die Mitte des 12. Jahrhunderts belegt ist.

Auffällig ist nur der Schwund des auslautenden *s* (schon im *Saltair na Rann,* gedichtet 987, erscheint *indás* nur einmal gegenüber sechsmaligem *indá*), der lautgesetzlich keinesfalls zu rechtfertigen ist. Ich glaube eine Erklärung dieser Tatsache gefunden zu haben. Ich vermute nämlich, daß man das Wort, da man dessen Herkunft nicht mehr verstand, fälschlich in eine angebliche Konjunktion *indá* und in die Kopulaform *as* zerlegte, ein Fehler, dessen sich sogar moderne Gelehrte, wie z. B. Windisch, schuldig gemacht haben. Es ist dann leicht begreiflich, wie die scheinbare Kopula als syntaktisch überflüssig fallen gelassen wurde, so daß nur mehr *indá* als Konjunktion übrig blieb.

(Diese Auffassung wird vielleicht auch dadurch gestützt, daß schon im Altirischen manchmal *inda as* für *indaas* geschrieben wird, wobei auch *as* mit dem folgenden Wort zusammengeschrieben werden kann, genau wie die proklitische Kopula. Beispiele findet man bei Zeuß-Ebel S. 716 und l. c., so Ml. 17[c] 7, 22[c] 14, 24[d] 23, 26[b] 6.)

---

[1]) Einmal ist wirklich *indas* für *indaas* geschrieben (Ml. 34[a] 5); die Form *-daas* ist in den älteren Glossen noch stets zweisilbig. Es ist also hier kaum *indás* zu lesen.



3. Zur Entstehung der irischen 3. Sing. Präsentis auf *-enn, -ann*.

In den letzten zwei Heften der Idg. Forschungen (XXVI 131 [vgl. XXVII 160]) hat Thurneysen den Ursprung dieser Bildung, die im Neuirischen in der 3. Sing. Präs. fast alle früheren Endungen verdrängt hat, nur in der prototonierten Form zu *as-ren* „zahlt“ gesucht, die nach einem von John Mac Neill und mir unabhängig voneinander aufgefundenen Lautgesetz[1]), wonach in schwachbetonten Silben, die mit *r, l, n* anlauten[2]), auslautendes *n* und *l* nach kurzem Vokal ihre Lenierung aufgeben (also verdoppelt werden) — regulär auf *-nn* auslauten mußte.

Hiezu möchte ich nur bemerken, daß ich die Form *-érenn*, wie Thurneysen ansetzt, nicht für ganz korrekt halte. Da nämlich *l, r, n* vor denen ein Konsonant geschwunden ist, vor erhaltenem palatalem Vokal nicht palatalisiert werden können und auch das auslautende *-nn* nicht palatal ist, kann die Form nur *-érann* gelautet haben (aus **èks-renat*). Ebenso *éraic (*eks-r...)*, *énairt (*eks-nertis)* u. s. f.

Das bei Atkinson belegte *éren* (wenn die Form richtig ist, was bei der bekannt unzuverlässigen Transskription durchaus nicht selbstverständlich scheint) kann auch nicht eine ältere Form darstellen, sondern ist eine spätere Neubildung nach dem orthotonierten *as-ren*.

Auch kann ich nicht *-érann* als den einzigen Ausgangspunkt jener Endung betrachten und will daher im folgenden einige Verba zusammenstellen, die ein auslautendes *-nn* in der 3. Sing. Präs. aufweisen.

---

[1]) Vorliegende Arbeit war bereits im Oktober 1909 vollendet, doch da ich in der Zwischenzeit eine Reihe schwieriger juristischer Prüfungen, die meine ganze Arbeitskraft in Anspruch nahmen, zu absolvieren hatte und beabsichtigte, zugleich das vollständige Material zur Erläuterung des erwähnten Lautgesetzes vorzulegen, hatte ich sie beiseite gelegt, um sie im Mai 1910 wieder vorzunehmen. Nach glücklicher Beendigung meiner Studien suchte ich sofort die Universitätsbibliothek auf, und man kann sich meine Bestürzung vorstellen, als ich sah, daß mir Thurneysen zuvorgekommen war. Bereits im November hatte ich meine Forschungsergebnisse mit Herrn Professor Rudolf Much und Herrn Dozenten Dr. Geiger besprochen, wie die genannten Herren bezeugen können. Wenn ich dieselben jetzt trotzdem veröffentliche, geschieht es, weil ich in der Lage bin, eine Reihe weiterer bisher noch nicht berücksichtigter Gesichtspunkte vorzuführen.

[2]) Ich möchte das vorläufig nur bei intervokalischem, lenierten oder unlenierten *r, l, n* für ganz sicher halten.



Was für die prototonierte Form von *as-ren* gilt, muß natürlich in einfacher Anwendung obigen Lautgesetzes auch für einige andere Verba, wie *ad-ren, do-ren* u. s. f. gelten, doch sind noch manche Einzelheiten (sowie eventuelle Ausnahmen) dieses Gesetzes zu ermitteln. Doch auch sonst findet sich reguläres *-nn* im Auslaut. Ein sehr wichtiges Beispiel ist die konjunkte 3. Sing. des im Alt- und Mittelirischen ziemlich häufigen Verbums (resp. der Verben) *sernaid: -sernn*, das lateinisch *studere, sternere* und *serere* glossiert, mit den Compositis *consernn* und *fosernn*. (Das *n* muß nach *r* seine Lenierung regelrecht aufgeben.)

Vielleicht gehört hieher das nach Thurneysen fürs Altirische zu erschließende *-marnn* (orthoton. *marnaid*) „betrügt", auch ein naturgemäß nicht seltenes Verbum. Ist die Form richtig, so liefert sie ein wichtiges Beweismittel mehr, denn daß sie uns nicht überliefert ist, ist nur ein Zufall und aus dem Fehlen von Belegen dürfen bei dem geringen Umfang des aus dem Altirischen überlieferten Materials keine Schlüsse gezogen werden. *-sernn* (*-marnn*)[1]) mußte ebenso wirken, wie wenn die Form *-serann* (*marann*) lautete, und wurde im Altir. genau so gesprochen, wie *-érann* (sprich: *ērn̥*); denn nur dann läßt sich das erwähnte Lautgesetz von der Verdopplung des auslautenden *l, n* begreifen. So klingt auch im Neuirischen von Südwest-Munster das *-rn* in *carn* „Haufen, Steinhaufen" fast genau so wie das *-rann* in *torann* „Lärm" (nämlich *carn̥, torn̥*), in Mayo lautet *olann* „Wolle" *oln̥* und die Endung *-(e)ann* wird auf den Aran-Inseln nur als silbisches *n̥* gesprochen: *beřn̥* „er trägt" (*beireann*), *glakn̥* „er empfängt" (*glacann*) usw. Es mag vielleicht ein kleiner Qualitätsunterschied vorhanden sein, doch kommt das hier kaum in Betracht.

Es könnte nun ohne Schwierigkeit angenommen werden, daß sich von diesen Verben aus das unlenierte *n* auf alle jene Verba verbreitet habe, die in der 3. Sing. ein nichtpalatales leniertes *n* zeigen, wie *-tesban, -ocman, -tadban, -torban, -derban, -airdben* und noch viele andere, die den Präsensstamm mit *-na-* Suffix bilden.

Doch ist diese Annahme, die ja sehr wahrscheinlich ist, nicht einmal nötig, da die angeführten Verba in gewissen Fällen ohnehin unleniertes *n* aufweisen müssen, nämlich wenn die Verstärkungspartikeln *-som* (3. Sing. Mask. und Neutr.) oder *-si* (3. Sing. Fem.) hinter das Verb treten.

[1]) Aus **ser-na-t, *mar-na-t*.

Z. B. *ní ocmann-som* „er berührt nicht", *ní forbann-si* „sie vollendet nicht", *ní derbann-som* „es hindert nicht" u. s. f. Diese Partikeln schließen sich nämlich enklitisch an das Verbum an, mit dem sie meist zusammengeschrieben und als ein Wort betrachtet werden. Da nun regelrecht leniertes *n* vor *s* seine Lenierung aufgibt, muß dies auch hier der Fall sein, obzwar in der Schrift in solchem Fall nur selten das *n* verdoppelt wird. So wird meist *anse* „schwierig" und nur selten *annse* geschrieben.

Von diesen ziemlich häufigen Fällen ausgehend wird sich das unlenierte *n* bei diesen Verben leicht verallgemeinert haben, wozu auch noch die früher erwähnten Beispiele, wie *-érann, dírenn* und vor allem *-sernn* (*marnn*) beigetragen haben mögen.

Ferner möchte ich noch eine weitere Möglichkeit ins Auge fassen. Schon im ältesten irischen Sprachdenkmal, im Buch von Armagh, wechseln die Formen des historischen Präsens mit denen des *ro*-losen Präteritums (Zimmer KZ. XXXVI 486).

Auch in den alten Texten im Book of Dun Cow wird oft das historische Präsens ganz unterschiedlos mit dem Präteritum zusammen verwendet, oft sogar im selben Satz.

Z. B. (LU. 56[b] 14): . . . *Tic Medb iar n-descin in tslóig ocus asbert ba n-espa do chách* . . .

. . . Medb kommt (*tic* statt *tánaic*) nach Musterung des Heeres und sagte, daß es für alle nutzlos sein werde . . . (Mehr Beispiele bei Strachan Trans. Phil. Soc. 1895/98 p. 228 ff.)

Irland ist ja das Land der Geschichtenerzähler, und da müssen solche Fälle recht oft vorgekommen sein. Es ist wohl daher nicht allzugewagt, möglicherweise eine Beeinflussung der Präsensformen, wie *-tadban, -derban* etc., durch konjunkte resp. prototonierte Formen des historischen Präteritums (3. Sing.), die regelrecht auf *-nn* auslauten[1]) (wie *in-tinscann* oder *do-inscann-som* — Wb. 17[c] 8 — zum Präsens *in-tinscanna*, *do-inscanna* „beginnen", ferner *-comrann* „verteilte" zum Präsens *-comranna, -forcann* „beendete" zum Präsens *forcenna,* und andere schwache *a*-Verben, deren Verbalstamm auf *-nn* auslautete), anzunehmen, wenn jene Präsens- und Präteritalformen ohne funktionellen Unterschied im selben Satz gebraucht werden, umsomehr, da sich bei diesen Verben die 3. Sing. Präsentis und Präteriti bei unverändertem Stamm nur durch das auslautende *-a* unterscheiden.

---

[1]) Auf altirische Schreibungen mit einfachem *n* ist natürlich kein Gewicht zu legen, da unleniertes n in schwachbetonten Silben und besonders im Auslaut oft nur einfach geschrieben wird.



Besonders zu beachten ist auch die Tatsache, daß die neue Endung *-enn*, *-ann* im frühen Mittelirischen besonders oft beim historischen Präsens auftritt.

Wir finden also am Ende der altirischen Periode außer dem von Thurneysen angeführten *-érann* eine ganze Reihe anderer Verba und Verbalformen, die regelrecht *-enn, -ann* im Auslaut zeigen, das dann später, als das Wikingerzeitalter mit seinen Stürmen die literarische Tradition der alten Zeit hinwegriß und für die Analogie freien Spielraum schuf, leicht als konjunkte Endung abstrahiert werden konnte, was im Mittelirischen ja oft geschehen ist.

So wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, aus Formen wie *me-maid* „brach" (Prät.-Stamm *me-mad), -dechaid (*de-com-fáith*) „ging" u. a. eine Endung *-aid* fälschlich erschlossen, die sich dann auf andere Verba weiter ausbreitete.

Daß eine ganze Reihe von Analogien zusammenwirkte, um in den zahlreichen Compositis von *-ben* „schlägt" (**bi-na-t*) *-fen* und anderen Verben das auslautende *-nn* regulär zu machen, habe ich schon gezeigt.

Diese Verba sind es auch, die als erste das *-nn* im Auslaut zeigen. Die ältesten Beispiele für die allmähliche Ausbreitung der Endung *-enn*, *-ann* hat Strachan (CZ. II) gesammelt.

Die Ursachen der analogischen Ausbreitung dieser Endung auf andere Verba sind nicht schwer zu finden.

Die konjunkte 3. Sing. Präs. starker Verba hatte schon im Altirischen überhaupt jede Endung verloren (im Gegensatz zur orthotonierten Form; z. B. *-beir* neben *-berid*, *-ben* neben *benaid* etc.), die konjunkte 3. Sing. der schwachen *a*-Verben war am Anfang der mittelirischen Periode mit der 2. Sing. zusammengefallen (*marbai* wurde zu *marba* etc.) — bei den *i*-Verben waren schon im Altirischen diese beiden Personen gleichlautend — und bestand nur mehr aus einem irrationalen Vokal, so daß sich selbstverständlich das Bedürfnis nach einer unterscheidenden deutlichen Endung für die konjunkten resp. prototonierten Formen geltend machte, und diese bot sich in dem *-ann, -enn* der obenerwähnten Verbalformen, das sich bald einer immer größeren Beliebtheit erfreute und am Ende der mittelirischen Periode zur Alleinherrschaft gelangt war. Das Nebeneinanderliegen von Formen wie *-derban(n)* „hindert" neben *-derba* „beweist", *-éra* „verweigert" neben *-érann* „zahlt" mußte natürlich besonders vorbildlich wirken.

Als dann gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Verfall der klassischen Traditionen des modernen Irisch abermals freier Spielraum für die Analogie geschaffen wurde, übertrug sich die Endung *-enn*, *-ann* (jetzt *-eann*, *-ann* geschrieben) von den prototonierten auf die orthotonierten Formen der 3. Sing. Präs., wohl um einen Unterschied von der entsprechenden 3. Sing. Futuri zu schaffen, die bei den Verben, deren Stamm auf *c*, *t*, *p*, *ch*, *th*, *s*, *bh*, *mh*, *dh*, *gh* endete, mit der Präsensform zusammengefallen war, vielleicht auch zum Unterschiede von der gleichlautenden 3. Präs. Subjunktivi, oder — das auslautende *dh* war schon seit längerer Zeit[1]) stumm geworden — im bewußten Streben nach einer deutlichen konsonantischen Endung; auch die 2. Sing. hatte ja schon früher die konsonantisch auslautende Endung des Deponens übernommen.

Nachtrag.

Der Entwicklungsgang war also folgender: Von regulär prototonierten Verbalformen, wie *-érann*, *-sernn* übertrug sich das unlenierte *nn* auf Formen wie *-derban*; unterstützt wurde dieser Prozeß dadurch, daß auch diese Verba doppeltes *n* aufwiesen, wenn die Partikeln *-som*, *-si* dahinter traten, sowie durch den Einfluß historischer Präteritalformen, wie *-forcann*, *-comrann*. In den letzterwähnten beiden Fällen konnte zwar ein *nn* auch in deuterotonierten Formen vorkommen (wenn die betreffenden Verba mehrfach komponiert waren), doch abgesehen davon, daß die Zahl dieser Fälle im Verhältnis zu den andern ziemlich klein ist, da ja nur solche Formen in Betracht kommen, wo die Endsilbe unbetont war[2]) und das *nn* also als Endung abstrahiert werden konnte, kommt den letzten beiden Argumenten ohnehin nur nebensächliche Bedeutung zu, so daß diese wenigen Ausnahmen wohl nicht hindern konnten, daß das auslautende *nn* als charakteristische Endung prototonierter Verbalformen aufgefaßt wurde.

Von allen jenen erwähnten Fällen (nicht etwa von *-derbann* etc. allein) ausgehend, übertrug sich dann die Endung *-enn*, *-ann* auch auf andere prototonierte Verbalformen, bis sie schließlich zur alleinigen Endung wurde.

Wien. Julius Pokorny.

---

[1]) Nur in Munster nicht.

[2]) Nicht in Betracht kommen also Formen wie *ocubènn-som*, *frisbènn-si* usw., wo das *nn* in der Tonsilbe stand.

Lett. *ģēdu ģidu ģist, ģidāt.*

Lett. *ģēdu ģist,* Prät. *ģidu* „inne werden, wahrnehmen, beobachten, vermuten", *ģidāt* iter. ds. werden von Wiedemann Lit. Prät. 57, 88 und nach ihm auch von anderen (z. B. Walde Lat. Et. Wb. 489; aber Berneker Sl. Et. Wb. 289 mit Reserve) so erklärt, daß das Präsens **ģēdu* auf **gendu* zurückgehe, vgl. lat. *pre-hendo* „fasse, ergreife", griech. *χανδάνω* „fasse", alb. *gëndem* „werde gefunden", und in die übrigen Formen *-i-* statt des in aisl. *geta* „erlangen, erreichen, vermuten", ahd. *pi-gezzan* „erlangen, erreichen" usw. enthaltenen *-e-* nach Analogie des weitverbreiteten Typus von *rēdu rist* „ordnen", *lēku likt* „lassen" eingedrungen sei. Dieser Auffassung des Präsens stehen jedoch lautliche Bedenken im Wege. Während *-ēd-* für *-end-* die normale lettische Behandlung der betreffenden Lautgruppe darstellen würde, weist das *ģ-* statt des zu erwartenden *dſ-* darauf hin, daß das Wort aus einem litauischen oder ausgestorbenen lettischen, resp. Grenzdialekt stammt. Bei derartigen Worten, die ursprünglich sowohl einen palatalen Guttural, als auch die Lautgruppe Vokal + Nasal + Konsonant enthalten haben, ist mir kein Fall bekannt, wo der Guttural erhalten, der Nasal jedoch geschwunden ist. Wir finden im Gegenteil neben solchen Worten, die offenbar erst in jüngerer Zeit sich über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus verbreitet haben und keinem der beiden Lautgesetze mehr unterlegen sind, wie *k'emsu k'imst* „stopfen"[1]) = lit. *kemszù kim̃szti* ds. (das *-s-* = *sz* ist unklar), *k'ink'ēt* „Pferde anspannen", vgl. lit. *kinkaũ kinkýti* ds., noch eine Reihe von Worten, wo zwar noch *-en-*, *-in-* usw. + Kons. erhalten, *k'-* und *ģ-* aber durch *z-* und *dſ-* vertreten sind, was für frühere Herübernahme derselben spricht. Beispiele: *dſintars* neben *dſītars* „Bernstein" = lit. *gintãras* ds.; *menze* (*menza*) „Dorsch" = lit. *ménkė* ds.; *kanzināt* „ausforschen" (wohl ursprünglich „foltern"), vgl. lit. *kankìnti* „peinigen"; *lunzināt* „hin und her schwingen, wedeln", vgl. lit. *luñginti* „wedeln"; *lunzka* „weich gedrehter Strick", vgl. *lūks*, lit. *lùnkas* „Bast"; *menzis* „Mensch, der sich nicht fördert", vgl. lit. *meñkas* „gering, klein"; *apbrunzētas drānas* „zerlumpte Kleider", vgl. *brūku brukt* „abbröckeln", *nů-bruzis* Part. Prät. „zerlumpt", lit. *pérvas nu-brùnka*

[1]) Das lett. Wort bedeutet auch „fressen", was ein weiterer Stützpunkt für die von mir IF. XXIII 381 f. angenommene Verwandtschaft von serb. *kûsām kúsati* „mit vollem Löffel essen" mit lit. *kim̃szti*, iter. *kamszaũ kamszýti* ist.

„die Farbe geht ab“; ferner, prinzipiell obigen Beispielen gleich, wenn auch ohne lit. Entsprechungen, teilweise auch ohne sichere Etymologie: *klenzēt* „humpeln“, vgl. ksl. *klęčati* „hinken“; *penzis* neben *pīzenis* (aus **pinkenis*) „Brei aus Erbsen und Hanf“; *zenschûs zenstēs*, Prät. *zensûs* „sich anstrengen“; *zenzers* „alter Baumstumpf, harter Erdklumpen“ usw.; vgl. auch Bielenstein Lett. Spr. I 143 ff.

Somit würden wir für ein **gendu*, das ins heutige Lettisch aus einem abweichenden Sprachgebiet herübergenommen ist, je nach der Zeit der Aufnahme **ģendu* oder **dſendu* erwarten. Wir können daraus schließen, daß *ģēdu* altes *-ei-* enthält, falls es nicht eine jüngere Neubildung zu *ģist* ist an Stelle eines irgendwie anders gearteten Präsens, wobei die Analogie des bedeutungsverwandten *schk'ētu schk'ist* „meinen“ maßgebend gewesen sein könnte. Jedenfalls kann das *-i-* in *ģist, ģidu* nicht jünger sein, als das *ē-* des Präsens.

Da lett. *ģist, ģidāt* vom baltischen Standpunkte aus der *i*-Reihe angehört, könnte es verlockend erscheinen, es mit preuß. *sen-gydi* „er erlange“, *sen-gidaut* „erlangen“ zu verbinden, die ziemlich allgemein (vgl. z. B. Walde Lat. Et. Wb. 489) mit preuß. *gēide* „sie warten“, lit. *geidżù geĩsti* „begehren“, abg. *žьdati* „warten“ vereinigt werden. Bezzenbergers (BB. XVI 247) Hinweis aber auf die Parallele mit lett. *gaidīt* „warten“, *sa-gaidīt* „durch Warten erlangen“, lit. *laũkti* „warten“, *su-laũkti* = lett. *sagaidīt* zeigt uns, daß der Begriff des „Erlangens“ hier nur in der Präposition liegt, daß also zwischen dieser Bedeutung und denjenigen der lettischen Worte kein unmittelbarer Zusammenhang möglich ist.

So möchte ich für *ģist* bei der fast allgemein angenommenen Verbindung mit der Sippe des „Greifens, Fassens“ bleiben, da balt. *-i-* sich ja auch sonst in der *e*-Reihe findet. Mit Vorbehalt möchte ich die Vermutung aussprechen, daß hier das *-i-* aus einem Nasalpräsens **gindu*, vgl. griech. Aor. *ἔχαδον*, übertragen sein kann, wie etwa auch in lit. *kìbti* „hangen bleiben“ und *nu-szìszęs* „grindig“ neben *kabù kabėti* „hangen“, *kebė̃klis* „Haken“, *szãszas* „Grind“ nach den Präsentien *kimbù* und **szį̃szù*; ähnliche Einflüsse von Nasalpräsentien könnte man auch sonst sehen, z. B. bei *krintù krìsti* „fallen“, vgl. Verf. IF. XXIV 247 f., und bei *klumpù klùpti* „stolpern“, wo wegen preuß. *poquelbton* „knieend“ für den Infinitiv eher **kulpti* zu erwarten wäre. Daß bei einem Verbum mit nicht ausgesprochen intransitiv-

inchoativer Bedeutung das Nasalpräsens aufgegeben werden konnte, erscheint mir trotz Wiedemann BB. XXX 208 durchaus nicht unwahrscheinlich, vgl. etwa lit. *lipù lìpti* „steigen" neben *limpù lìpti* intr. „kleben, kleben bleiben", lett. *līpu* (= *limpù*) noch in beiden Bedeutungen, ai. *limpáti* „beschmiert". Wenn uns die Fälle, wo ein Nasal verallgemeinert worden ist, häufiger erscheinen, als diejenigen, wo er analogisch geschwunden ist, so kann das mit daran liegen, daß ersteres deutlich erkennbar wird bei einer bekannten Etymologie, während wir in letzterem Falle meist schwer beweisen können, daß das nasallose Präsens nicht auch von Anfang an vorhanden gewesen ist. Daß sekundär ein Ablaut im Paradigma geschaffen wird, wo früher keiner da war, kommt auch sonst vor, vgl. lit. *mę̄żù* „mingo" für älteres **minżu* neben dem Inf. *mį̄żti*. Bei der Umgestaltung von **ģindu* in **ģëdu* dürfte, wie ich schon angedeutet habe, *schk'ëtu* „meine" vorbildlich gewesen sein. Es sei übrigens bemerkt, daß im Lett. auch bei inchoativen Verben ein Präsens mit *-ë-* häufiger ist, als im Lit.; z. B. *stëgu stigt* „einsinken", *strëgu strigt* ds., *nů-tĕk nů-tikt* intrs. „geschehen" gegenüber lit. *stingù stìgti* „an einem Orte ruhig werden, verweilen", *strìngu strìgti* „hängen bleiben", *tinkù tìkti* „passen, taugen"; das gegenseitige Verhältnis dieser Bildungen müßte aber noch untersucht werden.

Leipzig. W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

Baltica.

1. Eine baltische Parallele zum Gebrauch des air. *ro*.

Bekanntlich kann air. *ro*, das ungleich häufiger als andere Präpositionen „das Geschehnis als vollendet, abgeschlossen" bezeichnet, daneben auch das Können, das im-stande-sein bezeichnen; z. B. *as·ro-bair* „er kann sagen" (zu *as·beir* „er sagt"), vgl. Vendryes Gramm. du vieil-irlandais 245 ff. und Thurneysen Handb. des Alt-Irischen 316 ff., wo auch die sonstige Literatur verzeichnet ist. Zu diesem Gebrauch, den man schon mit ähnlichen Erscheinungen in einigen andern Sprachen verglichen hat, findet sich eine Parallele auch im Baltischen. Im Lettischen und Litauischen hat *pa-* in verbaler Zusammensetzung sehr häufig die lokale Bedeutung ganz eingebüßt und dient dann nur zu formalen Zwecken, so namentlich zur Perfektivierung

des Verbalbegriffes, vgl. meine Latyšskije predlogi II 77 ff. Daneben kann nun *pa-* in beiden Sprachen auch das Können bezeichnen. Vgl. Ul'janov Značenija glagol'nych osnov v litovsko-slavjanskom jazykě II 50 f. und 101 f. und meine Latyšskije predlogi II 74. Beispiele: *arkl'aĩ tą̃ vežìmą jaũ ne pàveža* (Kurschat Wrtb. unter *vežù*) „die Pferde vermögen nicht mehr den Wagen fortzuziehen" (Kurschats Übersetzung ist durch den Provinzialismus „zwingen" und ein falsches Komma dahinter mißverständlich); *ne pasė̃džu ąnt žirgẽl'u* (Juškevič Liėtùviškos dájnos 199, 22) „ich vermag nicht auf dem Roß zu sitzen"; *ne patráukė bèrs žirgẽlis graud'ũju ašarẽl'u* (ibid. 1478, 6) „das braune Rößlein vermochte nicht die bittern Tränen weiterzuziehen"; *didė̃jė kraitẽl'ei ne-pavẽžami* (Juškevič Liėtùviškos svotbìnės dájnos 72, 11) „man vermag nicht den großen Brautschatz fortzuschaffen"; (*lazdà*) *bùva teĩp sunkì, kàd sìlingášes vìrs ję̃ vos pànešė* (Schleicher Lit. Leseb. 230, 2) „(der Stock) war so schwer, daß der stärkste Mann kaum imstande war, ihn zu tragen" (vgl. noch *paeĩti* „zu gehen imstande sein" in Kurschats Wrtb. unter *einù*); *savu dẽva dęvumiń[u] vęzumà nepavežu* (Sprogis Pamjatniki latyšskago narodnago tvorčestva 234, 33) „das mir von Gott Gegebene konnte ich in einem Wagen nicht fortschaffen"; *vajaga arì vêl pẽci pũri zę̀lta naũdas panest* (Latweeschu tautas teikas un pasakas I 24) „man muß auch noch fünf Lof Goldgeld tragen können"; *pavę̀lk trîsdesmit vĩrus ragûs pa pliku zemi* (ibid. I 55) „ist imstande, 30 Mann im Schlitten auf schneefreiem Boden zu ziehen". Sehr häufig wird aber in beiden Sprachen die einfache Zusammensetzung mit *pa-* durch die Verbindung von (lit.) *galė́ti*, (lett.) *varêt* oder *spẽt* („können") mit dem davon abhängigen (mit *pa-* zusammengesetzten) Infinitiv ersetzt; z. B. *nespẽjũt vaĩrâk papùst* (ibid. I 17) „er könne nicht mehr blasen". [Vgl. noch 2 *pa-* in Liet. tauta I 420.]

2. Zu den lettischen Intonationen.

Im Magazin der lettisch-literärischen Gesellschaft (Bd. XVI 2, 62—86) hat P. Krumberg eine Beschreibung der Intonationen seiner Mundart (leider jedoch ohne jede Ortsangabe) und eine Liste von Beispielen für jede Intonation gegeben. Aus der Beschreibung geht hervor, daß Krumbergs Mundart zu denjenigen ostlettischen Mundarten gehört, in denen statt des Stoßtones eine steigende Intonation üblich ist. In den Beispielen entspricht also seiner steigenden Intonation in der Regel der Stoßton

anderer Mundarten; nur haben bei ihm auch einige in Wolmar fallend betonte Monosyllaba (*jau* „schon", *par* „für", *man* „mir") den steigenden Ton, was vielleicht durch ihre proklitische Stellung zu erklären ist. Während aber sonst im Ostlettischen, soviel ich weiß, der Dehnton mit dem fallenden Ton zusammengefallen ist[1]), hat Krumbergs Mundart neben dem fallenden Ton auch noch einen Dehnton. Sieht man sich jedoch die Beispiele an, so erweist es sich, daß in anderen Mundarten (z. B. in Wolmar) seinem Dehnton nicht nur der Dehnton, sondern auch der fallende Ton, und seinem fallenden Ton nicht nur der fallende Ton, sondern auch der Dehnton entspricht. Den Schlüssel zum Verständnis dieses Verhältnisses liefert Krumbergs Bemerkung zur Präposition *pãr-*: „Als Vorsilbe in Compositis vor *k p s t c* der Stammsilbe lautet als *pàr-*" (z. B. *pãrzûbi, pãrmîšu,* neben *pàrķaras, pàrteikt*). Vgl. außerdem noch *lùgt(ēs)* neben *lũdzams, lũgums; kraùt* neben *krãvis* (neben *lècis* zu *lèkt), lìst* neben *l̃īdis* (neben *lìcis* zu *lìkt), ràt* neben *rãjis, vèrt* neben *vẽris; sèt* und *sẽt, sȩ̀kla* und *sẽtava* neben *sẽjẽjs.* Die Regel braucht noch kaum genannt zu werden: der Dehnton steht vor stimmhaftem Konsonant, der fallende Ton — vor stimmlosen Lauten, auch vor *rk, rt, rp, rs, rc* (vgl. z. B. *màrks, zàrks* neben *dãrgs, dãrzs, zãrds*), wahrscheinlich weil in Krumbergs Mundart *r* vor stimmlosem Konsonant auch selbst stimmlos geworden ist. Belege für *l, m, n* vor stimmlosem Konsonant fehlen auffälligerweise (man vermißt da so bekannte Wörter wie *vilkt* „ziehen", *vèlti* „umsonst", *silts* „warm", *zȩlts* „Gold", *simts* „hundert", *mañta* „Schatz" u. a.); ich finde nur *cilpa, cilpût* (in Wolmar mit dem Dehnton in der Wurzelsilbe), die aber bei Krumberg steigend (= gestoßen) betont sind. Ausnahmen gibt es kaum. Nomina wie *dãrgs, dãrzs, zãrds* (gesprochen *dãrks, dãrs, zãrc*), die im Nom. S. eigentlich den fallenden Ton haben sollten, haben den Dehnton unter dem Einfluß der übrigen Kasus; dagegen ist

[1]) Im Niederlettischen ist mir eine fallende Aussprache des Dehntons nur aus Nieder-Bartau und Kruhten bekannt, wo sich auch sonst der Einfluß des Litauischen geltend macht; doch ist die fallende Betonung dort nicht ausschließlich: ein und dasselbe Wort wird von derselben Person bald gedehnt, bald fallend betont, und zwar so (soweit meine Beobachtung reicht), daß in zusammenhängender Rede der Dehnton, in einzeln gesprochenen Wörtern der fallende Ton vorherrscht. Dagegen in Klein-Gramsden (auch in der Nähe der litauischen Grenze) wird der Dehnton durch eine Art fallend-steigender Betonung ersetzt.

regelrecht der Infin. *lùgt* (gespr. *lùkt*) neben dem Partic. *lũdzams.* Den fallenden Ton haben auch die Einsilbler *jù̊* „denn“, Gen. S. *kà* (auch in der Zusammensetzung: *kàdel̃*; so auch *tàdel̃* „deshalb“), Akk. S. *kù̊* (so auch das Compositum *šù̊dën* „heute“ und die Ableitung *šù̊jẽši), nù̊, pȅ, ȅ-* (durch Verallgemeinerung auch vor stimmhaftem Konsonant). Wirkliche Ausnahmen, jedoch vielleicht nur Druckfehler, sind folgende Formen: *žũpů̂t* (neben *žùpa), sȅlaîns, sȅlâjs, tìdît, tãšâtȇs.* Da der Autor schon gestorben ist, so kann ich zur Zeit leider nicht angeben, w o so gesprochen wird. Der auseinandergesetzte Tatbestand setzt voraus, daß auch in dieser Mundart ursprünglich der Dehnton mit dem fallenden Ton zusammengeflossen ist, worauf dann eine neue, durch den Charakter der folgenden Konsonanz bedingte Differenzierung eingetreten ist. Über die von mir angewandte Orthographie, in der ich auch Krumbergs Beispiele wiedergegeben habe, vgl. BB. XXV 259 ff.

Suum cuique! Als ich dieses Herrn Akademiker Fortunatov mitteilte, erfuhr ich von ihm, daß er schon vor einer Reihe von Jahren diese Entdeckung gemacht hätte (wie er denn auch das Verhältnis der lettischen Intonationen zu den litauischen schon vor mir bestimmt hat). Da nun Herr Fortunatov selbst dies so lange nicht veröffentlicht hat, und ich auch nicht weiß, daß er es nächstens tun würde, so glaubte ich, daß diese Mitteilung im Interesse unserer Wissenschaft geboten ist, umsomehr da hierdurch das von mir BB. XXV 259 ff. Gebotene in einigen Punkten berichtigt wird.

3. Zum litauischen Akzent Daukšas.

Die von Wolter besorgte Neuausgabe des Katechismus und der Postille Daukšas liefert sehr wichtige Quellen zur Geschichte der litauischen Sprache. Da aber zur Zeit beinahe ein Stillstand auf dem Gebiete der litauischen Sprachforschung eingetreten ist, obwohl wir noch keine historische Grammatik, keine Dialektologie, keinen Thesaurus, kein etymologisches Wörterbuch dieser für Sprachforscher so wichtigen, durch administrative Maßregeln einerseits und von der Gelehrtenwelt ohne Protest belassene Vereinsgesetze[1]) andrerseits in ihrer Existenz hart bedrohten Sprache besitzen, so sind diese Quellen bisher wenig ausgenutzt. Und doch, wie reich ist die Sprache

[1]) [Wenn der Verf. die deutschen meint, so überschätzt er ihre Bedeutung für das Litauische sehr. — Br.]

Daukšas! so reich, daß man darob sogar der Höllengluten vergißt, in denen die Ketzer geschmort werden (zumal diese fanatische Postille ja nur eine Übersetzung aus dem Polnischen ist)! Ich erinnere an den Wortschatz, der so manche sonst im Litauischen verschollene Wörter birgt[1]), die altertümliche Syntax, den noch recht umfangreichen Gebrauch von konsonantischen Stämmen (z. B. *šird-*), die Erhaltung weiblicher *u*-Stämme (I. Pl. *tomis pęlumis*[2]) Post. 118, 5, während Kurschat nur männliche *u*-Stämme kennt, und so auch schon bei Szyrwid PS. 38, 18: *pelumis, kuriuos*) und beinahe aller Kasusformen der *u*-Deklination bei den Adjektiven und an den ausgedehnten Gebrauch von Optativformen. Was aber den Wert dieser Quellen noch mehr erhöht, ist die zwar nicht durchgängige, aber doch sehr häufige Bezeichnung des Wortakzentes. Druckfehler kommen zwar vereinzelt auch in dieser Hinsicht vor (so haben zuweilen in einem Wort zwei, selbst benachbarte Silben das Akzentzeichen, z. B. Gen. S. *smárkáus* Post. 321, 3; und so ist wohl z. B. auch *diewás* Post. 297, 33 ein Druckfehler neben *diéwas* Post. 299, 5, 19, 23 u. a.). Wenn aber eine bestimmte Silbe wiederholt akzentuiert wird (und das in einer Reihe ähnlich gearteter Fälle), so darf man mit der Realität eines solchen Akzents rechnen, selbst wenn er von demjenigen Kurschats abweicht. Solche Abweichungen gibt es in der Tat bei Daukša (wie ja auch in den heutigen Dialekten): im Kondizional primärer Stämme ist ungemein häufig die zweite Silbe betont (z. B. *butų́* Post. 213, 9; 214, 12; 215, 13, 27; 13, 17 u. a., woneben *bútų* 212, 32 vielleicht fehlerhaft ist; *butúmbei* 148, 7 [2 ×], *butúmbime* 217, 11; 233, 33, vgl. lett. *bûtu; dûtų́* 222, 1; 251, 31; 216, 23; 218, 10; 18, 26; *dûtûmbite* 151, 19; *-dûtûmbei* 52, 34,

[1]) Darunter auch *pástaras* (= *pãstaras*; lett. *pastars*) „letzter", z. B. Post. 5, 32, das ja auch sonst (neben vereinzeltem *pasteras*) im Litauischen belegt ist, vgl. Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 61 und Leskien Bildung der Nomina 446; dies bemerke ich hier wegen IF. XXIV 72 ff., wo ital. *postero-*, da es außerhalb des italischen Sprachzweiges keine Entsprechung habe, auf **postitero-* zurückgeführt wird.

[2]) Der Buchstabe *ę* bezeichnet bei Daukša nicht nasaliertes, sondern offenes *e*; seine Orthographie lasse ich hier ungeändert, weil der Lautwert nicht immer sicher zu bestimmen ist (so auch die Quantität des *u* in *pęlumis*: das *ū* in lett. *pęlūm* kann ja, gleich dem *ī* z. B. in *avīm*, durch die Analogie der gleichfalls weiblichen *ā*-Stämme hervorgerufen sein, was durch lit. *pelùdė* empfohlen und durch lett. *pęlūde* nicht widerlegt wird, da im Lettischen zuweilen notorisch ursprüngliche suffixale Kürzen unter dem Nebenakzent gelängt erscheinen, worüber ein anderes Mal).

vgl. lett. *dûtu; nussidetų́* 13, 18; 304, 1, vgl. lett. *dę̂tu; ęstų́* 322, 9, vgl. lett. *ę̂stu; keltų́ś* 241, 1; 261, 25, vgl. lett. *cę̃ltu*; *-laistų́* 5, 19; 295, 20, vgl. lett. *laîstu*; daneben aber auch schon *-láistų* 321, 7; *-stotûmbei* 52, 37, *-stotų́s* 303, 37, vgl. lett. *-stâtu*; *-eitų́* 323, 37; 304, 22; *imtų́* 13, 18; 19, 33; *lieptú* 19, 2; *meldstų́s* 19, 33; *mirtų́* 264, 36, 30; *-westų́* 155, 34; aber auch *pażintų́* 219, 1; 250, 33 gegen lett. *-zĩtu*; daneben *supûtų* 322, 10; vgl. lett. *pũtu*; aber auch *aûktų* Kat. 3, 6 gegen lett. *aûgtu*); zum Partizipium *-dûdą́s* Post. 277, 19 (= lett. *dûdus*) vgl. *augą̃s* BB. XXV 270; im Futurum ist zuweilen noch die Ableitungssilbe betont, wie teilweise auch noch in den modernen Dialekten (z. B. *eisiú* 346, 37); statt Kurschats *tėvaĩ* hat Daukša eine dem lett. *tę̃vi* entsprechende Form mit fester Anfangsbetonung (z. B. *têwai* Kat. 26, 16, 20, Post. 329, 21; G. Pl. *téwų* Post. 329, 34; 236, 14, 16; Kat. 26, 26; *tĕvai* auch bei Donaleitis und sonst, vgl. Lit. Mitteil. I 311) und statt Kurschats *sėklà, -õs* hat D. ein dem lett. *sę̃kla* entsprechendes Paroxytonon (z. B. *sékla* Post. 139, 9, 3; 134, 7, 10; 135, 9; 159, 32; G. S. *sêklos* 139, 2, 12; 134, 9; vgl. daneben z. B. den G. S. *baltós galwós* 140, 29), und während bei Kurschat *żmogùs* die gleiche Endbetonung hat wie *sūnùs*, hat D. neben *sunús* z. B. 209, 22; 211, 1, 2; 216, 25, 26 u. a. (woneben *súnus* 339, 30 entweder fehlerhaft oder durch die Anfangsbetonung des folgenden *żmógaus* hervorgerufen ist), G. S. *sunáus* 334, 21; 344, 15 u. a., I. S. *sunumi* 304, 9 (betontes kurzes *i* der Endsilbe pflegt kein Akzentzeichen zu haben) u. a. Formen wie *żmógus* 217, 35; 223, 7 (die Anfangsbetonung ist hier auch noch gegenwärtig dialektisch bekannt), G. S. *żmógaus* 211, 3; 334, 21, I. S. *żmôgumi* 337, 14 u. a. Eingehender will ich hier die Betonung der zweisilbigen Adjektivstämme besprechen. Während im Lettischen der Dehnton z. B. in *pilns* auf Anfangsbetonung (vgl. r. *pólnyj*), der Stoßton z. B. in *nûgs* (mir aus einigen ostlivländischen Mundarten bekannt), *dzîvs* auf Endbetonung weist (vgl. r. *nagój, živój*), haben im Litauischen nach Kurschat *pìlnas, nũgas* und *gývas* in gleicher Weise in bestimmten Kasus Endbetonung. Desgleichen ziehen immer die Komparationsendungen *-ẽsnis* und *-áuśas* den Akzent auf sich. Dasselbe gilt für das Suffix *-ùmas* nach den Angaben der Grammatik und des Wörterbuches; dagegen in seinen „Beiträgen zur Kunde der litauischen Sprache“ II 55 macht Kurschat (nach Schleichers Angabe, Lit. Gramm. 130) den Unterschied, daß (betontes) *-ùmas* etwas Ab-

straktes, (unbetontes) -*umas* dagegen etwas Konkretes bezeichnet, z. B. *baltùmas* „Weiße", *līgùmas* „Gleichheit" neben *báltumas* „weißer Fleck" (= lett. *baltums*), *lígumas* „Ebene" (vgl. lett. *līdz*), während in der Grammatik und im Wörterbuch *báltumas* und *lígumas* durch *baltumà* und *līgumà* ersetzt sind. Daß *báltumas* und *lígumas* älter sind als *baltùmas* und *līgùmas* (die nach dem Muster von z. B. *nůgùmas* = lett. *nûgums*, *gīvùmas* = lett. *dzîvums* entstanden sind), dafür sprechen sowohl innere Gründe, als auch die Vergleichung mit dem Lettischen. Und auch die Sprache Daukšas bietet noch reichliche Spuren fester Anfangsbetonung der Adjektiva. Anfangsbetonung haben:

rómus (bei K. *romùs*, Ntr. *rõmu*; vgl. dagegen lett. *rāms*, nach dem bei D. wohl der Stoßton anzusetzen ist) Post. 8, 14; 10, 21, 25; 20, 25; I. S. *rómumi* 115, 18; I. Pl. *rômumis* 323, 18; N. S. *rômumas* Kat. 33, 14; Post. 231, 22 (gleich darauf folgt *stiprúmas*!); 244, 20; G. S. *rómumo* 173, 31; 175, 36; 244, 2; A. S. *rómumą* 163, 5; 171, 30 (woneben *romúmą* 195, 22 vielleicht fehlerhaft ist); I. S. *rómumu* 230, 35; 196, 15; L. S. *rómume* 167, 9; 174, 6; 278, 9 u. a.

G. S. *tąmsaus* 47, 27; D. Pl. *támsumus* 209, 10; G. Pl. *támsumų* 365, 21; 206, 13; A. Pl. *támsumus* 331, 15; I. Pl. *támsumays* 63, 20; L. Pl. *támsumůse* 330, 2; 63, 18, 29 (bei K. *tamsùs*, Adv. *tamšai*).

N. S. *sųkus* (bei K. *sunkùs*, adv. *suñk'ai*) 310, 22, 29; L. Pl. *súnkiose* 361, 17 (aber A. Pl. *sųkés* 361, 29); Adv. *sųnkiai* 100, 29; 27, 27; N. S. *sûnkumas* 202, 21; G. S. *sųkumo* 204, 2; A. S. *sųkumą* 192, 26; 219, 1 (folgt auf *didúmą*); 201, 24; 204, 27; 197, 6; 145, 7; G. Pl. *sųkumų* 195, 5; A. Pl. *sųkumus* 196, 9; N. S. *sųkẽsnis* 15, 25; Adv. *sųkeus* 154, 24 (aber N. Pl. *sųkeûsios* 193, 7, 14; N. S. *sųkéuses* 310, 30).

N. S. *smârkus* (bei K. *smarkùs*, adv. *smar̃k'ai*) 135, 34; G. S. *smârkaus* 160, 11; 214, 6, *smârkios* 6, 12; I. S. *smârkumi* 87, 11; I. Pl. *smârkiomis* 129, 2; Adv. *smârkei* 139, 6; 117, 14; N. S. *smârkumas* 160, 5; A. S. *smárkumą* 29, 11; 204, 3; I. S. *smârkumu* Kat. 40, 28; A. Pl. *smârkęsnius* Post. 214, 6 (aber G. S. *smarkêusio* 141, 6).

(Von *túlas*) G. Pl. *tûlų* 333, 14; 336, 12 (unmittelbar folgt *diewų*); 28, 6; 39, 7; 188, 13; 69, 7 (unmittelbar folgt der G. Pl. *ßirdų*); D. Pl. *tûliemus* 119, 17; I. Pl. *túlais* 12, 4; 214, 33 (hier zwischen *sawáis* und *meláis*); 352, 28; *tûłomis* 189, 29; 218, 2; L. Pl. *tûłose* 352, 33; *túłůsẽ* 12, 3; N. S. *tûłumas* 333, 14; G. S. *tûłumo* 13, 1 (folgt auf *didúmo*); A. S. *túłumą* 204, 10; 192, 32.

N. S. *drą́sus* 109, 10 (bei K. *drąsùs*, Adv. *drą̃šai*), *drą́susis* 215, 15; Adv. *drą́sęi* 40, 37; 112, 34; N. S. *drą́sumas* 316, 30; G. S. *drą́sumo* 331, 30; 197, 27; A. S. *drą́sumą* 115, 9; G. S. *drą́sesnio* 71, 35; Adv. *drą́siaus* 41, 11; 61, 13; 331, 31; A. S. *drą́ssibę* Kat. 47, 29.

N. S. *ką́ntrus* (bei K. *kantrùs*, Adv. *kañtrai*) Post. 156, 20; 175, 12; I. S. *ką́ntrumi* 15, 14; I. Pl. *ką́ntrumis* 323, 18; Adv. *kántrei* 364, 23; N. S. *ką́ntrumas* 196, 6; 175, 12; G. S. *kântrumo* 175, 36; 364, 24; 142, 9; Kat. 40, 13; A. S. *kántrumą* 50, 23; Post. 323, 26 (aber *kantrúmą* 102, 23, 20); I. S. *ką́ntrumu* 196, 15; Voc. S. *ką́ntrume* 173, 34; Loc. S. *ką́ntrume* 167, 9; 278, 9; 146, 21; 137, 30; 138, 10.

(Von *grînas*) N. S. *grînumas* 196, 28; G. S. *grînumo* 30, 2; 29, 36; 66, 11; Kat. 41, 20; A. S. *grînumą* Post. 189, 28; 323, 26; 362, 7; L. S. *grînume* 150, 26 (aber N. Pl. *griniéii* 28, 10; G. S. *grinós* Kat. 49, 29; D. S. *grinám* 49, 9; G. Pl. *grinûių* 34, 13).

N. S. *wârgus* Post. 215, 20 (vgl. bei K. *vargù*, *vaȓgai* „schwerlich"), *wârgumas* 340, 26; I. S. *wârgumu* 89, 12; A. Pl. *wârgumus* 55, 30; G. Pl. *wârgumų* 188, 13 (neben *wargúmų* 365, 18).

N. S. *brą́gus* (bei K. *brangùs*, A. S. *brángų*) 300, 15; 148, 4; *brą́gusis* 180, 16; G. S. *brą́gaus* 188, 7; 140, 32, *brą́gios* 366, 9 (folgt auf *didés*); I. S. *brą́gumi* 195, 1; A. Pl. *brą́gus* 52, 36 (der Herausgeber ändert es zu *brą́gius*; ob mit Recht, ist nicht ganz sicher: obwohl Formen wie *brą́gius* auch bei D. schon üblich sind, kommen doch auch daneben Formen wie *brą́gus* vor, so auch *ßwiesùs* 308, 35, die vielleicht als Reste der *u*-Deklination anzusehen sind, vgl. z. B. noch 43, 28 und den L. S. *brą́gume* 262, 10); I. Pl. *brą́geis* 31, 18 (folgt auf *ßwelniáis*); L. Pl. *brą́giûsę* 59, 8; Adv. *brą́gęi* 147, 18; N. S. *brą́gumas* 320, 24; Kat. 46, 29; G. S. *brą́gumo* 32, 10 (unmittelbar nach *stiprúmo*); A. S. *brą́gumą* 182, 31; 304, 35 (folgt auf *wertúmą*); N. S. *brą́gesne* 262, 8 (aber *brągésnis* 45, 33); G. Pl. *brą́gęsnių* 152, 23; N. S. *brą́geuses* 197, 13; 350, 28; G. S. *brą́geusio* 181, 9; 203, 31; Kat. 11, 22; A. S. *brą́gi-eusią* Post. 204, 28 (aber *brągêusi* Kat. 59, 29); I. S. *brą́gẽusiu* Kat. 60, 4.

I. S. *dósnumi* Post. 115, 19; Adv. *dôsnai* Kat. 59, 7; G. S. *dósnumo* Post. 355, 25; 357, 16; Kat. 58, 6; A. S. *dósnumą* Post. 365, 23 (bei K. *dosnùs*, A. S. *dõsnų*).

N. S. *wéikus* 44, 3 (bei K. *veikùs*, Adv. *véik'ai*); I. S. *wéikumi* 7, 8; 24, 8; A. S. *-wéikuma* 15, 26.

I. S. *gáusumi* 197, 23; L. S. (Subst.) *gâusumę* 360, 8 (bei Juškevič *gausùs*, Adv. *gaũsei*).

I. Pl. *búkleis* 338, 6 (unmittelbar nach *kitáis*); N. S. *búkłumas* 218, 30; G. S. *búkłumo* 85, 26 (bei K. *buklùs,* Adv. *bukl'aĩ*).

N. S. *mêiłus* 45, 24 (bei K. *meilùs, mẽlas,* Adv. *meĩl'ai, mẽlaĩ*); I. S. *mêiłumi* 131, 16; I. Pl. *méiłumis* 74, 18; N. S. *méyłumas* 80, 14; A. S. *méiłumą* 366, 24; G. S. *méiłumo* 102, 34; 71, 25; 81, 23; N. S. *miélauses* 199, 31; 156, 23 (aber *mielêusęs* Kat. 43, 20); G. S. *miẽleusio* Post. 203, 15; N. Pl. *miélausieii* 131, 22; 45, 24; 171, 11; 194, 27; 262, 10; 339, 33 (aber *mieláusiei* 31, 15; 28, 22); A. S. *miẽleusiių* 194, 32; Adv. *miélaus* 311, 24; G. S. *miéłos* 235, 32.

(Zu *rústas*) N. S. *rústumas* 135, 34; G. S. *rústumo* 131, 3; I. S. *rústumu* 8, 32; vgl. auch G. S. *rûstibes* 174, 6; G. Pl. *rûstibių* 197, 15.

L. S. *drégniosę* 136, 15 (bei K. *dregnùs, drẽgnas*); G. S. *drêgnumo* 136, 14; 135, 15, 16; 132, 24; G. Pl. *drêgnumų* 57, 31 (lett. dagegen abweichend *drẽgns* nach P. Schmidt und Krumberg).

(Zu *įžúlas*; so bei Juškevič) G. Pl. *įżúlų* 39, 9; A. S. *įżúłumą* 164, 11; N. S. *įżúłumas* Kat. 44, 12; G. Pl. *įżûłumų* 44, 15.

(Zu *šváñkus*) N. S. *ßwą́kumas* 50, 5; G. S. *ßwą́kumo* 50, 6.

(Zu *lígus*) I. S. *lîgumi* Post. 201, 14; vgl. oben *lígumas.*

Man vergleiche dagegen:

N. S. *ßwiesús* 343, 34; 362, 31; G. S. *ßwiesáus* 89, 18; 168, 29; D. Pl. *ßwiesúmus* 299, 28; Adv. *ßwieséi* 337, 16, 23; 331, 33; 342, 24; 368, 16; N. S. *ßwiesúmas* 63, 18; 58, 19; 54, 1; 323, 29; A. S. *ßwiesúmą* 323, 28; 303, 27; 60, 19, 20; I. S. *ßwiesumú* 63, 22; N. S. *ßwiesêsnis* 347, 14; Adv. *ßwieseús* 300, 5.

(Zu *sìlpnas* oder *sil̃pnas*, das nach Būga Aistiški Studijai I 171 in Dusetos vorkommt) G. Pl. *silpnų́* 308, 37; I. Pl. *syłpnáis* 57, 32; G. S. *silpnúmo* 352, 22; 200, 13, 26; 201, 2; D. S. *silpnúmui* 147, 7; 184, 23; A. S. *silpnúmą* 201, 12.

N. S. *sałdús* Kat. 53, 19 (bei K. *saldùs,* Adv. *sal̃džai* oder *saldžaĩ*; wegen lett. *saîds* ist bei D. vielleicht Stoßton für die Wurzelsilbe anzusetzen); I. S. *saldumi* Post. 137, 15; G. S. *sałdúmo* 46, 7; 356, 20; 293, 8; A. S. *sałdúmą* 180, 31; V. S. *sałdųmę* Kat. 53, 18; 20, 13; N. S. *saldżęûsęs* 50, 11; Post. 204, 28.

N. S. *gardúmas* 352, 1, 22; D. S. *gardúmui* 363, 3; 351, 26; A. S. *gardúmą* 180, 27; Adv. *gardżéi* 147, 18 (bei K. *gardùs,* Ntr. *gar̃du,* Adv. *gardžaĩ*; lett. *gar̂ds* weist auf gestoßene Betonung).

(Zu *šveñtas*; vgl. r. *svjatój*; um typographische Schwierigkeiten zu vermeiden, schreibe ich hier in der Wurzelsilbe überall *en,* während D. die Nasalierung des *e* durch einen vertikalen

Strich durch die untere Krümmung bezeichnet) G. Pl. *ßwentûių* 309, 31; 329, 26; 330, 28; I. Pl. *ßwentáis* 330, 29; L. Pl. *ßwentosé* 332, 33; N. S. *ßwentúmas* 315, 28; *ßwenczę́usēsis* Kat. 53, 17; *ßwenczêusių* 11, 32; *ßwenczêusios* Post. 203, 6, 8; 307, 32; *ßwentói'* 203, 34; *ßwentós* Kat. 11, 25; D. Pl. *ßwentiémus* 19, 3.

(Zu *jáunas*, vgl. lett. *jaûns*) G. Pl. *ieunų́ių* Post. 352, 30; G. S. *iaunúmo* 130, 20; Kat. 3, 21; *iaunós* 3, 9; D. Pl. *iaunômus* 3, 5.

(Zu *dìdis*) I. Pl. *didżéis* Post. 222, 29; G. Pl. *didżiúių* 32, 24; G. S. *didés* 366, 9; N. S. *didúmas* 366, 6; 320, 24; 321, 12; 356, 21; Kat. 46, 29; *didżiáusias* Post. 235, 17; N. Pl. *didêsnes* 194, 30; D. Pl. *didiémus* 340, 20.

(Zu *áugštas*, vgl. lett. *aûgsts*) G. Pl. *augßtų́* 348, 24; N. S. *augßczêuses* 235, 19 (3 ×), 26, 27; 136, 29; G. S. *aukßcżéusiojo* 206, 20; A. S. *augßczéusią* 119, 21; Adv. *augßczéus* 315, 33.

N. S. *dargús* 262, 25 („abscheulich, eklig, garstig"), *dargúsis* 74, 5; G. Pl. *dargių́* 214, 9; N. S. *dargų́mas* 194, 34; 159, 28; I. S. *dargumú* 154, 10; I. Pl. *dargúmais* 304, 33; G. S. *dargúmo* 314, 12; *dargêsnio* 141, 12 (aber auch A. S. *dárgumą* Kat. 19, 4; N. S. *dárgesne* Post. 122, 25; I. Pl. *dárgumis* 226, 35).

(Zu *nű́gas*; vgl. lett. *nů̂gs*, r. *nagój*) N. S. *nůgúmas* 27, 23; 237, 8.

(Zu *gẽras*) N. S. *gerúmas* 330, 27; 131, 1; G. S. *gerúmo* 197, 3; 131, 1; A. S. *gerúmą* 208, 12; 340, 20; G. S. *gęrêsnio* 141, 11.

(Zu *pìktas*) G. Pl. *piktúių* 57, 31; N. S. *piktúmas* 194, 34; N. Pl. *piktúmai* 205, 10; A. S. *piktų́mą* 206, 19; G. S. *piktúmo* 71, 25; Kat. 45, 8; *piktêsnio* Post. 141, 11; I. Pl. *piktáis* 143, 29.

(Zu *stiprùs*) N. S. *stiprúmas* Post. 231, 22; 331, 34; G. S. *stiprúmo* 202, 14; 32, 10.

(Zu *liñksmas*) N. S. *lįksmúmas* 181, 4; 141, 10; 364, 26; G. S. *linksmêsnio* 17, 13.

(Zu *tìkras*) N. S. *tikrúmas* 307, 20; 351, 34; G. S. *tikrúmo* 307, 21; 352, 1; A. S. *tikrúmą* 351, 35; I. S. *tikrumú* 351, 35; G. Pl. *tikrų́iu* 34, 9.

Schon im Vorhergehenden sind einige Fälle schwankender Betonung angeführt worden; bei einigen andern Stämmen ist das Schwanken noch größer:

N. S. *tiesúsis* 36, 9; *téisus* 7, 22; G. S. *téisaus* 131, 4; I. S. *téisumi* 115, 30; I. Pl. *téisumis* 7, 24; G. S. *-tiesúmo* 140, 5; *teisúmo* 40, 37; A. S. *teisúmą* 163, 6.

N. S. *bãisus* 18, 9; I. S. *báisumi* 7, 8; 17, 18; G. S. *baisúmo* 164, 19; A. S. *baisúmą* 201, 26; N. S. *báisęsne* 14, 10; N. Pl. *baisêuśios* 193, 14.

(Zu *łapus* „stolz, üppig") N. S. *łâpumas* 98, 18; 149, 20; 154, 25; G. S. *łâpumo* 196, 29; *łapûmo* 58, 34; 47, 4; A. S. *łapúmą* 29, 8; *łâpumą* 57, 10; 66, 7.

(Zu *biaurùs*) I. Pl. *biáurumis* 76, 7; N. S. *biaurúmas* 47, 37; L. Pl. *bieurúmûsę* 130, 12; G. S. *biaurúmo* 46, 23; *biéurumo* 130, 3; A. S. *bieurúmą* 192, 28; Kat. 19, 4; N. S. *biéuręsne* Post. 122, 25.

N. S. *graúdus* 215, 20; *grâudumas* 218, 24; A. S. *graudúmą* 104, 15; 43, 6; 180, 13; *gráudumą* 19, 18; Kat. 44, 31; G. S. *grâudumo* 38, 29.

(Zu *kreĩvas*) G. S. *kréiwumo* 164, 10; *kreiwúmop* 13, 21; D. S. *kreiwúmui* 13, 21; G. Pl. *kreiwúmų* 171, 22; *kréiwumų* 161, 22; A. Pl. *kréiwumus* 144, 5; A. S. *kréiwumą* 116, 10; 152, 35.

N. S. *daugúmas* 54, 6; *dáugumas* 167, 4; 58, 25; 111; 165, 35; G. S. *dáugumo* 143, 29; Adv. *daugéus* 153, 26; 330, 30.

(Zu *stropùs*) G. Pl. *stropûių* 340, 27 (zur Endung vergleiche den G. Pl. *bailų́* 308, 36 von *bailus*, und die oben angeführten Acc. Pl. auf *-us*; aber daneben auch schon Formen wie *płaczių́* 43, 36); G. S. *strôpumo* 88, 9; I. Pl. *strópesneis* 348, 31.

Mit der Möglichkeit von Druckfehlern muß gerechnet werden; aber alle Abweichungen als fehlerhaft zu betrachten, geht wohl nicht an. Wie in den Kondizionalformen, so auch in den Adjektivstämmen befindet sich die Sprache Daukšas hinsichtlich des Akzents in einem von allerhand Schwankungen begleiteten Übergangsstadium zu derjenigen Entwicklungsstufe, die wir bei Kurschat finden. Aber man spürt noch deutlich, daß zur Zeit Daukšas die Adjektivstämme noch in zwei Gruppen zerfielen: die einen mit Anfangsbetonung (wie die Substantiva *põnas*, *tìltas*; so z. B. *drą̃sus* und *túlas*), die andern mit Endbetonung (wie die Substantiva *dẽvas, kélmas*; so z. B. *šveñtas* und *saldùs*), ein Zustand also, der sich ja auch durch die Vergleichung mit dem Lettischen ergibt.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß meine Darstellung durchaus nicht erschöpfend ist (von der Postille liegt ja auch vorläufig nur die erste Hälfte in der Neuausgabe vor): ich habe nur die Tatsache des Unterschieds in der Betonung hervorheben wollen. Eine vollständige Sammlung der Belege wäre sehr wünschenswert.

[Nachtrag. Nachher habe ich endbetonte Kondizionalformen auch in einigen ostlitauischen Dialekten gefunden: III *d*$_u$*ōtũ* Lchr. (= Lietùviška chrestomatija) 372, 38 (aus Dusetos; daneben die Abkürzung *d*$_u$*õt* 372, 6, wo der Schleifton wohl durch Zurückziehung des Akzentes entstanden ist, wie wohl auch in Formen wie II S. *nugañỹtum* 379, 26, *paspẽ̂tum* 382, 36, I S. *bûtau* 395, 26 u. a. Dabei braucht jedoch der Schleifton nicht in allen Kondizionalformen auf diese Weise entstanden zu sein, sondern er kann von Formen wie *d*$_u$*õt* auf andere übertragen und so verallgemeinert sein), *nekeltû* 395, 1 (aus Oniškis), *būtũ* 351, 1 (aus Svėdasai), *inkūstũ* 351, 38 (*ū* ostlit. aus *ą*), *nerastũ* 353, 6. Und Herr Būga, den ich darüber um Auskunft bat, schreibt mir, dass in Dusetos und in einigen andern ostlitauischen Mundarten nicht bloß *būtũ*, *keltũ* u. a. (wo im Lettischen die Wurzelsilbe den Stoßton hat), sondern auch z. B. *kultũ*, *kartũ*, *kaltũ*, *durtũ*, *sėtũ*, *koštũ*, *krautũ*, *snaustũ*, *pažintũ* usw. (wo das Lettische den Dehnton hat) gesprochen wird. Während also bei Kurschat die Anfangsbetonung verallgemeinert ist, hat man in Dusetos u. a. die Endbetonung verallgemeinert. Bei Daukša finden sich, wie oben gezeigt ist, noch Spuren des Unterschiedes zwischen End- und Anfangsbetonung.

Die Sprache Daukšas erinnert an das Ostlitauische auch in der Betonung einiger Reflexivformen. In Lchr. hatte ich die III. Praeter. *sēdâs* 376, 36; 377, 3; 380, 18 (aus Tvereč; = lett. *sệdâs*), *stājâs* 381, 34 (= lett. *stâjâs*) gefunden, und wie mir Herr Būga freundlichst mitteilt, spricht man in Tvereč auch *k'ēlês* „stand auf“ (= lett. *cêlês*), desgleichen *sėdõs*, *stojõs* (neben *sĕdos*, *stójos*), *radõs* in Dusetos, in Übereinstimmung mit Daukšas *stoiós* Post. 6, 26; 31, 33; 35, 7, 9 (neben *stóios* 37, 21; 40, 28 u. a.), *likós* 73, 12.]

4. Etymologien.

1. Air. *trén* (Komparativ: *tressa*) „stark“ wird von Pedersen Vrgl. Gramm. d. kelt. Spr. I 296 im Hinblick auf an. *þrek* „Stärke, Tapferkeit“ auf eine Wurzelform *treg-* zurückgeführt. An und für sich können die keltischen Formen natürlich ebenso gut von einer Wurzel *trek-* abgeleitet werden, vgl. Stokes Urkelt. Sprachschatz 136, Thurneysen Handb. 226. Im letztern Fall läßt sich damit lett. *trẹkns* „feist“ vergleichen (vgl. in semasiologischer Hinsicht ai. *spháyati* „wird feist“, *pīvasphākā́-s* „von Fett strotzend“: lett. *spẹ̀ks* „Kraft“; gr. *τρόφις* „feist, dick, stark“ u. a.). Man kann *treq-* neben *treg-* ansetzen.

2. Air. *gair* „lang“ (das ich Vendryes Grammaire 118 entnehme; die entgegengesetzte Bedeutung hat es Thes. I 190, II 54, 55, vgl. idg. *maˣǧ(h)-* „groß, klein“) kann, wenn sein *i* nur Infektionsvokal ist, zu lett. *gaŕš* „lang“, apreuß. *pagār* „neben“ (wo die Länge wohl, wie in *pēr* „für“, durch die fallende Intonation zu erklären ist) gestellt werden. Būga Aistiški Studijai I 134 stellt zu lett. *gaŕš* auch lit. *gar̃garas* (Jušk.; „saũsas, kũdas, ilgakõjis, ilgakãklis arklȳs vadinas gar̃garas“), *gungãras* „longurio“ (aus Kvėdarna), *gingãras* (Jušk.) „człowiek długonogi, długowięzy“.[1])

3. Wenn lett. *sipsna* „eine starke Rute“ *s-* aus *k̂-* hat, wofür lit. *szipulys* (Mieżinis) „Holzspan, Holzscheit“ zu sprechen scheint (zur Bedeutung vgl. Miklosich Etymol. Wrtb. unter *skep-*), so gehört es zu lat. *cippus* „spitze Säule“, ai. *śiphā* „dünne Wurzel, Rute“, *śḗpa-s* „penis“, lat. *scīpio* „Stab“, gr. *σκίπων* „Stab“ u. a.

4. Lett. *pētît* „Verlangen wonach haben, Appetit haben; nachforschen“, *pētîtës* BW. (= Latwju dainas) 25 000, wo es ungefähr die Bedeutung „trachten, streben“ hat (die Varianten bieten dafür *virzîtës, lavîtës*): lat. *petere*.

5. Lett. *dziŕši* „Trespen“, lit. *gìrsa* „Trespe“ (nach Herrn Būgas brieflicher Mitteilung in Soloki, Tvereč gebräuchlich), stelle ich zu lat. *hordeum*, ahd. *gersta* (semasiologisch vergleiche apreuß. *pure* „Trespe“: lit. *pūrai* „Winterweizen“); für arm. *gari* „Gerste“ sollte man **gaŕi* erwarten.

6. Lat. *sonus, sonare* werden wegen air. *ro-śephainn* (Perf. zu *sennid* „spielt“, wo man übrigens auch an Beeinflussung durch *do·sephainn* zu *do·seinn* „treibt“ denken könnte), ags. *swinsian* „singen, tönen“, ai. *svánati* „tönt“, *svaná-s* „Ton“ u. a., von einer Wurzelform *su̯en-, su̯on-* abgeleitet, was ja durchaus möglich, aber nicht ganz sicher ist, wie lett. *sanêt, senêt, sęnât* „summen“ zeigt. Hier liegt ein Fall der bekannten Anlautsschwankung *su̯-: s-* vor.[2])

7. Griech. *δοῦπος* „dumpfes Getöse“, *δουπεῖν* „krachen“ erinnern an lett. *dupêtës* BW. 25 853, 5 „dumpf schallen“. Wenn

---

[1]) Zu air. *gair* „lang“ verhält sich vielleicht air. *gairri* „suras“, cymr. *garr* „poples“, corn. *gar* „Bein“, bret. *garr* „jambe“ wie le. *lêli* „Beine, Waden“ zu le. *lẽls* „groß“, li. *leilas* „schlank“. [Korrekturnote.]

[2]) Zu le. *sanêt, senêt* gehört auch li. III. Prs. *senauja* „tuščią kalbą kalba“ in der lit. Zeitung Viltis v. J. 1908, Nr. 78 (diese Zeitung hat, worauf ich die Aufmerksamkeit der Fachgenossen lenken will, reiche lexikalische und syntaktische Materialien geboten.) [Korrekturnote.]

wirkliche Verwandtschaft anzunehmen ist, so haben entweder Formen wie *ἐρίγδουπος* „laut donnernd" ihr *γ* unter dem Einfluß von *κτύπος* „Schlag", oder aber lett. *dupêtës* hat *g* vor *d* eingebüßt (den Anlaut *gd-* kennt ja das Lettische heutzutage nicht). Das *g* fehlt natürlich auch in serb. *dȕpiti* „mit Getöse schlagen", sloven. *dúpati* „dumpf rauschen" u. a., vgl. Berneker Slav. etym. Wrtb. 238.

8. Von einer Lettin, die, aus Schlehk gebürtig, lange Zeit in Rönnen gelebt hatte, habe ich *ẽcis* „Wacholder" gehört, und auch Ulmann bietet *ēcis* aus Windau. Wenn *ẽcis* aus **ẽrcis* entstanden ist, so gehört es offenbar zu gr. *ἄρκευθος* „Wacholder" (wenn *ἀρ-* hier die Schwundstufe zu *er-* ist), das Lidén IF. XVIII 507 zu slavischen Formen wie serb. *ràkita* „Rotweide", čech. *rokyta* „Palmweide" u. a. stellt. Daß aber *ẽcis* zwischen *ẽ* und *c* ein *r* verloren hat, halte ich für möglich. Der Schwund von tautosyllabischem *r* hinter einem langen Vokal ist nämlich im Lettischen keine Seltenheit. In der Doblenschen Gegend hat diese Erscheinung beinahe den Charakter eines Lautgesetzes (nur b e i n a h e wegen des störenden Einflusses der Schriftsprache und der benachbarten Mundarten); so z. B. *tāks* „Storch", *kākli* „Strauchweiden", *tāpi* „Raupen", *dāzs* „Garten", *kãtis* „Stangen", *vẽpju* „ich spinne", *cẽp* „scheert", *vãti* „Tor", *šk'ẽsãm* „quer", *vai[r]s* „mehr", aber *bẽrzs* „Birke" in Udsen; *vẽsis* „Stier" in Doblen; *bẽzs* „Birke", aber *kãrkli* in Bershof (eine andere Person aus Bershof sprach *bẽrzs* neben *kākli*; statt vollständigen Schwundes hörte ich hier auch schwach artikuliertes *r* in solchen Fällen); *māša* „Frau des Bruders" BW. 18850, *bẽzlapas* „eine Art Pilze", aber *ģẽrbtës* „sich kleiden" in Sessau. Aus sehr vielen Mundarten Mittel- und Westkurlands kenne ich *pā[r-]* „über- und *bẽ[r]ns* „Kind" (letzteres auch in einigen Mundarten Livlands). Vgl. noch vereinzelte Beispiele aus andern Mundarten: I. Pl. *sãtajẽm* „roten", neben L. S. *dãrzā* aus Smilten (Bezzenberger Lett. Dial.-Stud. 43), *skāde* „Blech" aus Salisburg (Bezzenberger ibid. 43 [1]), während ich in Salisburg z. B. *dārzs* gehört habe. Auch den nordwestkurischen Mundarten, aus denen mir *ẽcis* bekannt ist, ist diese Erscheinung nicht ganz fremd. Die Person, von der ich jenes Wort hörte, sprach allerdings daneben z. B. *bẽrzs, kãrkli, pẽrkans* „Donner", aber aus Rönnen stammt *dzẽnas* „Mühle" BW. 13709, 5; vgl. weiter *spāns* „Flügel", *sakāńi* „Baumwurzeln", *kãls* „taub" neben *vãrn* „Krähe", *vãrt* „Tor", *kũrms* „Maulwurf" aus Oseln bei Rönnen, *kũdl̥s* „taub"

in Popen und Angermünde, D. Pl. *vātiņem* „dem kleinen Tor“ neben *vārds* „Wort“ in Anzen, D. Pl. *vāt'em* „dem Tor“ neben N. Pl. *vārt's* „Tor“ in Dondangen, N. Pl. *vāt$_{i}$* neben *spārn$_{i}$, vā$_{r}$ds* in Amt-Goldingen, N. Pl. *spān*, *tāpiń* „kleine Raupen“, *vān* „Krähe“, *čakāns* „Baumwurzel“ in Neuwacken, *kûls* neben *kārms* in Walgalen. Sonst wird in der Gegend von Winden, Schlehk und Rönnen das *r* in dieser Lage in der Regel gewahrt. Da die Schriftsprache und die meisten Mundarten für den Wacholder ein anderes Wort haben, so könnte *ẽcis* ungestört ein *r* verloren haben. In Zusammenhang mit diesem Verlust des *r* steht wohl auch seine vereinzelte Einschaltung hinter langem Vokal: *pûrtęt* „pfropfen“ in Lemmenen, *stẽrna* (Ulmann) „Brechstange“, *pęrlis* „Pfühl“ (Deenas Lapas etnogr. peelik. IV 164), L. S. *Vōrdzemē* „in Deutschland“ BW. 13 273, 3 (aus Liksna), *sęrstûs* „ich setze mich“ BW. 13 388, 4 (aus Lubahn), *mērtelis* „Mantel“ BW. 13 486, 1 (aus Salisburg), *mèrtel's* dass. bei P. Schmidt, N. Pl. *skārstys* „equisetum arvense“ Zbiór wiadomości XV 202, *vārzt* „stülpen“ BW. 24 627 (aus Kandau), *kārsis* „Haken“ (Ulmann, für das gewöhnliche *kàsis*; Bielenstein Holzbauten 94 will es von *kārt* „hängen“ ableiten, vgl. aber lit. *kószys* „Haken“ bei Bezzenberger Lit. Forsch. 127), *pārtaga* „Peitsche“ Latweeschu tautas teikas un pasakas VI 659 (aus Walk), *šk'ęrps* „Spieß“ bei P. Schmidt, *kārsêt* „husten“ ibid., *vērtît* „windigen“ in Wolmarshof und BW. 6799 (aus Kastran), *k'ērniņš* „König“, vgl. Bezzenberger Lett. Dial.-Stud. 59[5], *ārlava* (Ulmann) „nicht milchende Kuh“, dial. *paērglis* „Wacholder“, *k'ērde* „Kette“, *vārte* „Faß“ (Luhde), N. S. *gārd'šan'* „Fürsorge“ bei Bezzenberger Lett. Dial.-Stud. 57 (aus Dondangen), *mārkęns* „Wolke“ in Dondangen (vgl. dazu Mühlenbach IF. XVII 423), *kârts* „Stiel“ in Kandau (Mühlenbach l. c. 435). Einige andere Fälle (litauische s. BB. VII 166) eines solchen Schwankens, wo die Etymologie mir unbekannt war, habe ich hier übergangen. In einigen Fällen mag dabei „Volksetymologie“ schuld sein, wie das Mühlenbach l. c. und BB. XXIX 79 vermutet, aber alle Fälle lassen sich so nicht erklären. Man sieht also, daß im Gebrauch des *r* eine gewisse Unsicherheit herrscht, und die Herleitung von *ẽcis* aus **ẽrcis* nicht undenkbar ist. Verwandt ist vielleicht auch *ērk'es* „Hahnbutten“ (Ulmann; damit sind wohl wilde Rosen gemeint), das allerdings wegen des *k'* wahrscheinlich litauischen Ursprungs ist. Es sei noch bemerkt, daß in denjenigen Mundarten, aus

denen *ẽcis* entnommen ist, *a* und *e* vor *r* + Konsonant regelmäßig gedehnt werden.[1])

9. Mit alban. *ul'k* „Wolf“ wird von G. Meyer in seinem etymologischen Wörterbuch nebst andern verwandten Formen nicht nur lett. *vìlks* (die übliche Form), sondern auch lett. *ulks* „Wolf“ (bei Ulmann, ohne Ortsangabe) zusammengestellt. Aber direkte Verwandtschaft der so ähnlichen Formen alban. *ul'k* und lett. *ulks* wäre nur dann anzunehmen, wenn ihr *u*- die Schwundstufe zu *u̯e*- wäre (was fürs Albanesische Pekmezi Grammatik 20 annimmt), oder wenn mit Verlust eines *u̯*- vor *u* *ul* die Schwundstufe zu *ol* wäre. Sehr wahrscheinlich kommt mir dies nicht vor. Das mir nur aus Ulmann bekannte *ulks* ist eher (mit lautgesetzlichem Verlust eines *u̯*- vor *u*) aus dem Russischen entlehnt, zu einer Zeit, da für *volk* noch *vъlkъ* gesprochen wurde (russ. *ъ* wird ja auch sonst in Lehnwörtern durch lett. *u* wiedergegeben). Vielleicht ist auch alban. *ul'k* die Entlehnung eines slav. **vъlkъ*; die Verbindung *vu*- kennt ja das Albanesische, wie es scheint, nur in jüngern Lehnwörtern. [Vgl. noch le. *vulks* „Wolf“ bei Manzel. K. N.]

10. Wenn alban. *preǵim* „Gastmahl bei der Geburt eines Erstgeborenen“, das von G. Meyer in seinem Wörterbuch unerklärt gelassen ist, kein Lehnwort ist, so stelle ich *-ǵim* zu lit. *gim̃ti*, lett. *dzìmt* „geboren werden“, apreuß. *gemmons* „geboren“, aw. *nižāmaya*- „puerperam facere“, skr. *gam*-, aw., apers. *ǰam*- „kommen“, got. *qiman* „kommen“ u. a. (vgl. salzburg. *fürkemma* „nasci“ bei v. Grienberger Sitzungsber. der Wiener Akademie, Phil.-histor. Cl., Bd. 142 VIII 172; häufig stellt man zu dieser Wurzel auch noch lat. *gemini* „Zwillinge“, so noch Walde unter *famulus*, richtiger aber unter *geminus*, was aus lautlichen und semasiologischen Gründen mir ganz unmöglich vorkommt). Das

---

[1]) Nachdem obiges an die Redaktion abgeschickt war, erfuhr ich durch Herrn Oberlehrer Mühlenbach, daß tatsächlich ein le. *ērcis* „Wacholder“ vorkommt, z. B. in Dondangen, Edwahlen und Alschwangen und BW. 6621, 8, außerdem ein Gen. Pl. *ērcešu* BW. 3046 (aus Groß-Kruten) oder *ērcëšu* BW. 6621, 9 und ein I. S. *ērceti* Bd. 15 686 (aus Wirginahlen) und ein mit *ērcis* „Wacholder“ offenbar identisches *ẽrcis* „Kratzbürste“ in Kandau, vgl. dazu bei Ulmann: *l'aũna ērce* „eine Person, die viel Herzeleid anrichtet“, *ērcêtës* „sich quälen, grämen; streiten“, *ērceša* „ein sehr zänkisches Frauenzimmer“. Le. *ẽrkš(k')is* „Dornstrauch“ könnte eine Mischung sein von **erkīs* und einer dem lit. *erškẽtis* „Dornpflanze“ (oder *arškẽtis* in Dusetos nach Būga Aist. Stud. I 119; vgl. dazu das gleichbedeutende le. *ẽršk'ẽži* BW. 23 710 und in andern infläntischen Texten) wurzelhaft entsprechenden Form.

im in *-ǵim* mag Schwundstufe zu *em* vor Vokal sein. Was *pre-* anbelangt, so macht die Vieldeutigkeit des alban. *e* sichere Schlüsse unmöglich; man kann an lat. *prae* oder an idg. *prō* denken. Die Urbedeutung des alban. Wortes *preǵim* mag also etwa „Erstgeburt“ gewesen sein.

11. Lett. *lũps* „Rindvieh, Vieh“ hat Mikkola BB. XXI 219 f. mit got. *lamb* „Lamm“ zusammengestellt, wogegen Uhlenbeck, wie es scheint, mit Recht Einsprache erhoben hat, vgl. das von ihm PBrB. XXII 191 Gesagte und Suffix *-bho-* bei Brugmann Grdr. II 1[2], 386. Wenn aber Uhlenbeck selbst lett. *lũps* (wie finn. *lammas* „Schaf“) aus dem Germanischen entlehnt sein läßt, so hat auch das seine Schwierigkeiten: man sollte im Lettischen (wie in den finnischen Sprachen) eher die Bedeutung „Schaf“ erwarten, und lett. *ů* ergibt sich, wie ich in einem demnächst erscheinenden Aufsatz zeigen will, nur aus *on* (*an*), nicht aber aus *om* (*am*), das als *am* erhalten bleibt, außer vor *k, g,* wo es zu *an* wird. Auf eine andere Richtung weist alban. *l'opε* „Kuh“, über das sich G. Meyer im Wörterbuch so äußert: „Dies Wort für ‘Kuh’ geht in den Alpen weit nach Westen, durch die Schweiz bis in die romanischen Dialekte am Genfersee, Hehn[2] 475. Bridel Gloss. du patois de la Suisse rom., Lausanne 1866, S. 266. *lobile laubi* Frommann Deutsche Mundarten V 484“. Da mir die von G. Meyer erwähnten Quellen hier nicht zur Verfügung stehen, so kann ich das Verhältnis von alban. *l'opε* zu den schweizerischen Formen nicht beurteilen. Wenn lett. *lũps* und alban. *l'opε* altes Erbgut wären, so läge der Ablaut *lōp-: lēp-* vor; wahrscheinlicher aber ist es wegen der von G. Meyer erwähnten Formen, daß beide Wörter aus einer gemeinsamen Quelle entlehnt sind.

12. Wenn in lett. *mẽslûtẽs* „spielen, buhlen“ *mẽs-* aus *meits-* entstanden ist, so gehört es dem Sinne nach am nächsten zu aw. *maēϑmanəm* „sich paaren“, *miϑwa(na)-* „gepaart“, ai. *mithuná-s* „gepaart“, *mithuná-m* „Paarung, Begattung“ u. a.

13. Apreuß. *wipis* „Ast“, von Berneker unerklärt gelassen, stelle ich zu ai. *vip-* „Rute, Gerte“. (So jetzt auch Trautmann Altpreuß. Sprachdenkm. S. 462.)

14. Lett. *vẹdga* „Eisaxt, Brechstange“, lit. *vedega* „eine Art Axt“, apreuß. *wedigo* „Zimmerbeil“ stelle ich in ihrem wurzelhaften Teil zu aw. *vadar-* „Waffe (zum Schlagen)“, ai. *vádhar-* „Geschoß, Waffe“, *vadhati* „schlägt“.

15. Brückner (Litu-slav. Studien I 181) läßt vermutungsweise lett. *puškʼis* „Blumenstrauß, Bänderstrauß, Büschel“ aus

dem Russischen (*pučěk* „Bündelchen, Büschelchen", *p. cvětov* „Blumenstrauß") entlehnt sein. Die Sache hat aber ihre Schwierigkeiten. Das Wort muß im Lettischen recht alt sein; das zeigen die Ableitungen: *puškût* „mit Blumen zieren; schmücken", *puškains* „mit Fransen besetzt", *puškainis* „Blumenkranz" (nur aus ältern Quellen bekannt; so aus dem 17. Jahrhundert in Manzels Postille II 21). Und in einem ältern Lehnwort dürfte russ. *u*, als es noch ein langer Laut war, eher durch *û* oder *ū* (wie in andern Fällen), als durch *u* (das wohl nur in jüngern Lehnwörtern erscheint) wiedergegeben sein. Auch die Bedeutung stimmt nicht ganz überein. Lautlich sträuben sich gegen Brückners Vermutung namentlich die Formen N. Pl. *puski* (dasselbe wie *pušk'i*) BW. 21557, 1 (aus Kaltenbrunn) und das Deminutiv dazu I. S. *pusciņu* BW. 21599 (aus Windau), die einen N. S. *pusks* voraussetzen. Die Formen mit *pušk-* dürften durch Mischung von *pušk'is* und *pusks* entstanden sein, wenn dieser lettische Wortstamm nicht entlehnt ist. Lit. *puszkai* „mit goldenen Sternen besetzte Tannenzweige, bei Hochzeiten verwendet", *iszpuszkoti* „mit diesen *puszkai* das Zimmer anputzen" bei Geitler Lit. Studien 105 (aus Memel) und *iszpùszk'ât* „(ein Zimmer mit Tannenzweigen oder Blumen) ausschmücken" bei Bezzenberger Lit. Forschungen 161 (aus Prökuls) dürften aus dem Lettischen entlehnt sein. Wenn es also nach alledem vielleicht geratener scheint, die lettischen Formen als altes Erbgut zu betrachten, so könnte man sie zu aw. *pusā* „Diadem" stellen (das aus **puskā* entstanden sein kann), wozu Bartholomae (mit einem Fragezeichen) ai. *púccha-* „Schwanz" stellt (vgl. dazu lett. *pušk'is* in der Bedeutung „Büschel"); vgl. auch noch ai. *púṣyati* „gedeiht, blüht, wächst", *puṣkalá-s* „reichlich, herrlich, prächtig", *púṣpa-m* „Blüte" u. a.

16. Lett. *kāmêt* „hungern" stelle ich zu ai. *kā́ma-s* „Wunsch, Begehr" (vgl. z. B. aksl. *gladъ* „Hunger" neben *gladostь* „Gier", *gladovati* „hungern, gierig sein").

17. Lett. *kaparûtês* „zappeln" (daneben *k'ęparât, k'ępurût, k'ęprût, k'ępurêt* „zappeln, sich mühsam forthelfen" mit unklarem *k'*, vielleicht durch Mischung von *kap-* und **cep-*, woraus **kep-* > *k'ep-*), lit. *kāpanotis* „liegend durch Bewegung aller Gliedmassen sich aufzuhelfen suchen" oder (Bezzenberger Lit. Forsch. 120) „mühsam gehen (durch verschneiten Weg)" erinnern an ai. *capala-s* „beweglich, rührig, schwankend".

18. Alit. *austis* „sich erquicken" (Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 274), *atausimas* „Erquickung" (ibidem 273),

lett. *ataust* „sich erholen, laben“, *atausêt* „erquicken, laben“ gehören wohl zu ai. *ávati* „fördert, labt, sättigt“, *ávas-* „Förderung, Hilfe, Labung“ u. a.

19. An. *pûki* „Teufel“, *pokr* „Butzenmann“, ags. *pûca pûcel* „Kobold“ erinnern an lett. *bũzēlis, buzis, buzulis* „Popanz, Schreckbild für Kinder, ein zottiger Kopf“, lit. *bużys* (*u* kann = *ū* sein) „scarecrow, bug, bugbear (im Wörterbuch des Lalis), *bužýs* Bezeichnung eines künstlich gemachten Vogels (Bezzenberger Lit. Forschungen 104; vgl. daselbst auch *buzys!), baúżas* („kurs kájlinius išvértęs bájda, vadinas baúżas“, Juškevič), *babaúżis, babużýs* „ubogi, żebrak w łachmanach, którym straszą dzieci“ (Jušk.; noch weitere Angaben bei Būga Aistiški Studijai I 94). Dasselbe Wort, metaphorisch gebraucht, sehe ich in lett. *buža*, lit. *bužýs* „Laus“ (in der Kindersprache), N. Pl. *bužiej* „owady“ (Wolter Litovskij katichizisə N. Daukši 162), vgl. auch die Übersetzung bei Lalis. Die zugehörige Verbalwurzel hat sich vielleicht in lit. *bužûti* „burzyć się, fermentować“ (Mieżinis) erhalten. Betreffs lett. *bauze* „Schlägel am Dreschflegel“, *bauzis* „Ochse ohne Hörner“, lit. *baũžas* „ungehörnt“ (Lit. chrest. 358, 39 aus Dusetos) vgl. Johansson KZ. XXXVI 359, Zupitza Germ. Gutt. 196.

20. Lett. *svaipît* „peitschen“ stelle ich zu an. *svîfa* „schwingen“, ags. *swîfan* „bewegen“, ahd. *sweibōn* „sich schwingen“ u. a. (vgl. daneben an. *svipa*, ags. *swipu* „Peitsche“, an. *svipa*, ags. *swippan* „geißeln“ zu ags. *swâpan* „schwingen“ u. a.). Zu derselben Wurzel scheinen zu gehören lett. *svipaste* BW. 25418 oder *švipaste, svipstis* oder *švipstis, svipstik'is,* für die Ulmann die Übersetzung „Hasenfuß, Windbeutel, Zierbengel“ gibt; zu den Formen mit *šv-* vergleiche KZ. XLII 376.

21. Wenn in lett. *grima* „ein unfreundlicher, böser Mensch“, *grimts* „hartherzig“, lit. *grimba* „nielitościwy człowiek“ (Juškevič) *g-* aus *gh-* entstanden ist, so gehören sie wohl am nächsten zu an. *gramr*, as. ags. *gram* „zornig“, an. *grimmr* „grimmig“, aw. *gramənt-, granta-* „grimm“ u. a.; wenn aber *g-* die labiovelare Media fortsetzt, so kann man sie zu gr. *βρίμη* „Zorn“, *βριμαίνειν* „ergrimmen“ stellen. Das erstere ist wahrscheinlicher wegen lett. *greñtës*, vgl. KZ. XLII 378.

22. Lett. *vëpe* „Decke, Hülle der Weiber“ ist Thomsen (Berøringer 242, vgl. Bezzenberger Bullet. d. Petersb. Akad. XXXVI 495) geneigt, als ein Lehnwort aus dem Niederdeutschen zu betrachten (er verweist auf *wepe,* die deutsche Erklärung von apreuß. *pasto* im Elbinger Vokabular 494), zumal das Wort im

Lettischen ganz isoliert stehe. Nun ist aber jenes *wepe* nach Nesselmanns Ansicht (Thesaurus 203) baltischen Ursprungs, und so isoliert ist ja auch garnicht lett. *vëpe*: vgl. daneben *vëplis* „Verkleidung, Maske“, *vëptës* „sich einhüllen in eine Decke, sich maskieren“, *pastalas atvëpušâs* „die Spitze der Pasteln hat sich nach oben gedreht“, *cir̃vja z̀ûbi atvëpušës* „die Schneide des Beiles ist umgebogen“, *vīpnît* „lächeln“, *vīpůtne* oder *vīpate* „Spat“ (Pferdekrankheit, bei der der leidende Schenkel schneller und etwas zuckend gehoben wird), lit. *atvìpti* (Mitteil. der lit. liter. Ges. I 68) „herabhangen“ (von Fetzen, Lippen), *vaipýtis* „das Maul verziehen“, *atsivypti* „rozdziawić gębę, wykrzywić się“ (Juškevič). Zu got. *biwaibjan* „umwinden“, an. *veifa* „schwingen, schlingen, umwickeln“, ags. *vǽfan* „bekleiden“ u. a. Neben der Wurzelform *u̯eip-* steht bekanntlich *u̯eib-* in lett. *vëbtës* „sich (ver)drehen, sich verkleiden“ u. a.

23. Lett. dial. (z. B. in Wolmar und Rujen) *akrims* (neben dem gewöhnlichen *akmens* oder alett. *akmûns* Mag. der lett.-liter. Ges. XX 2, 42) „Stein“ könnte im wurzelhaften Teil allenfalls mit lat. *ocris* „mons confragosus“, gr. *ὄκρις* „Bergspitze“ u. a. verglichen werden; aber der suffixale Teil bliebe unklar. Vielleicht ist es deshalb geratener, mit Annahme einer Metathese *akrims* auf **akmirs* zurückzuführen, mit demselben *r* (neben *n*) im Stammesauslaut wie in an. *hamarr*, ahd. *hamar* „Hammer“, ai. *aśmará-s* „steinig“. Ob hierher auch kurd. *k'evir* „Stein“ gehört (*k'ev-* läßt sich jedenfalls aus uriranisch *kam-* ableiten)? — Anders Bezzenberger GGA. 1896 S. 965.

24. Lett. *dradži* „Überbleibsel von gekochtem Fette“ gehört offenbar zu alit. *drages* (Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 281), apreuß. *dragios*, an. *dregg* „Hefe“, alban. *drā* „Bodensatz des Öls, ausgelassener Butter“ u. a.; vgl. z. B. das Verhältnis von sloven. *trǫ̂ska* „Bodensatz, Hefe“ zu *trǫ̂skva* „Schmalztreber“.

25. Russ. *vódopolь, polovódьe* „Hochwasser, Überschwemmung“, *pólaja* (*vodá*) „aus den Ufern ausgetretenes (Wasser)“ stelle ich zu lett. *pali* (z. B. in Wilsenhof, Trikaten, Renzen) oder *pal'i* (bei Ulmann aus Nerft) „Überschwemmung“, das von Leskien (Bildung der Nomina 172) mit lit. *am̃palas* „Aufwasser auf dem Eise“ verglichen wird. Vielleicht darf man weiterhin an lat. *palūs* „stehendes Wasser, Sumpf“ u. a. denken.

26. Lett. *strûstît* (die Intonation so nach Krumberg) oder *strûstêt* „bedräuen, scharf verwarnen“ gehört, wie es scheint, zu slav. *stras-*, z. B. in r. *ostrástka* „Drohung“, *strastь* „Leiden-

schaft, Schreck", *straščátь* „bange machen, einschüchtern". Neben *stras-* kennt das Slavische *strach-*, z. B. in aksl. *strachъ* „Schrecken"; wenn man bedenkt, wie häufig im Baltischen vor *-s-* ein *k* eingeschaltet wird, so kommt man auf die Vermutung, daß auch *ch* in *strachъ* (wie auch in einem Teile der übrigen Fälle von *ch* für zu erwartendes *s*, die sich nicht durch Analogiebildung erklären lassen) aus *ks* entstanden sein könnte.

27. Lett. (*iz*)*mûzêt* (die Intonation so nach Krumberg, während P. Schmidt *mãzêt* gibt) „narrieren, quälen, überlisten; durchprügeln" stelle ich zu aksl. *mazati* „schmieren"; vgl. in semasiologischer Hinsicht d. *anschmieren* und die Parallelen bei Zubatý Arch. f. slav. Phil. XVI 389.

28. Lett. *maìks* oder *maìka*, lit. *mal̃kas* „ein Schluck, einmaliger Zug beim Trinken" haben vielleicht ursprünglich die Bedeutung des serb. *mlâz* („soviel auf einmal hervorschießt, wenn man melkt"; auch *tri mlaza krvi*!) gehabt; in dem Falle gehören sie zu lat. *mulcēre* „streichen". Wenn aber dem so wäre, so brauchte slav. **melko* „Milch" nicht entlehnt zu sein; vgl. dazu auch Janko Wörter und Sachen I 100 f.

29. Wenn lett. *zalba* oder (mit ostlettischem *o* aus *a*) *zolba* (bei Ulmann aus Oppekaln und Adsel) „Schade, Verletzung am Körper" nicht aus dem Russischen entlehnt ist, so gehört es offenbar nebst lit. *žałá* (G. S. *žałõs*) „Schaden, Verletzung" Daukša Kat. 27, 15, 18, Post. 302, 20; 310, 21, *žalingas* „bösartig" (von Wunden) Kat. 45, 24, „schädlich" 128 zu klr. *zolok* „die schmerzhafteste Stelle einer Wunde", grr. *nazóla* „Gram, Kummer, Ärger", *nazólitь*, klr. *dozolyty* „ärgern" u. a., wenn Il'jinskij RFV. LXI 228, wie es scheint, darin recht hat, daß ihr *o* nicht auf *ъ*, sondern urslav. *o* zurückgeht. Altes *o* erblickt Il'jinskij auch in den aruss. Formen *zoloba*, *zolь*, *zolyj*, *zolodějь*, ob mit Recht, ist mir fraglich: von Formen, wo *o* aus *ъ* vor verstummtem *ъ* oder *ь* entstanden war, könnte das *o* auf Formen wie *zoloba* für *z(ъ)loba* übertragen worden sein.

30. Sloven. *šutec* „Narr", r. *šut* „Possenreißer", *šutitь* „spaßen, scherzen" stelle ich zu lit. *šaustis* „sich belustigen" (Wolter Lit. katich. N. Daukši 162), adv. *siutusiay* „töricht" (Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 322), *sautěti* „rasen, toben, wüten", *šaũsti* „im Zorn toben, wüten", *šùsti* „toll werden", lett. *šust* „tollen, rasen, scherzen, lärmen, böse werden, zornig sein" (vgl. auch daneben lit. *saũbti* „spielend toben, rasen", *šaũbti* „umherrasen, toben", alit. *siaubti* „Possen reißen" Bezzen-

berger l. c. 322, lett. *šauls* „albern, töricht"). Daneben zeigt diese Verbalwurzel im Baltischen die Bedeutung „schlagen": lit. *siutis* „Hieb, Schlag" (Geitler Lit. Stud. 108), *šaũsti* (Bezzenberger Lit. Forsch. 168) „schlagen", lett. *šaùst* „stäupen, geißeln" (die Bedeutung „schlagen" liegt auch zugrunde der in lit. Zusammensetzungen hervortretenden Bedeutung „umgeben", z. B. in *ap-saũsti*, eigentlich „umschlagen"; vgl. daneben bei Juškevič *apsišaũpti* „okryć się"). Vergleiche zu diesem Verhältnis etwa lett. *plûsîtës* „sich reißen, balgen, toben, lärmen": *plêstës* „sich raufen, prügeln". — [Vgl. Bezzenberger GGA. 1898 S. 551 Anm. B.)

31. Lett. *audaľa* (von einem energischen Arbeiter heißt es: *ẽt kâ audaľa; kù̂ ńęm prẽkšà, tas ẽt kâ nù̂ rìùkas* „er geht wie *a.*; was er vornimmt, das geht vonstatten" Deenas Lapas etnogr. peelikums IV 49 aus Bilsteinshof) erinnert zwar an r. *údalь* „Kühnheit", *udalój* „kühn" (die wahrscheinlich mit Recht von *u-dati* abgeleitet werden) und lat. *audēre* „Lust haben wofür, aufgelegt sein, wagen" (vgl. dazu Walde), dürfte aber in Wahrheit zu lit. *áudra* „Toben, Tosen, Stürmen", *áudrinti* „burzyć" gehören und etwa die Bedeutung „Sturmwind" gehabt haben; über die weiteren Beziehungen vgl. Walde unter *aura* und Boisacq unter *αὔρᾱ*.

32. Wenn lit. *gùłba* „Ulme, Rüsterbaum" (bei Juškevič) aus žemaitischen Mundarten stammt, in denen *ů* (über *uu̯*) zu *ū* oder zu *ou̯* wird, so dürfte es identisch sein mit den gleichbedeutenden lit. *gůbà* (oder *gũba*), Akk. S. *gũbą*, lett. *gůba.* Zu *ł* aus *u̯* vergleiche lett. *syłnas* (Lassen) oder *syłmas* (Liksna) „Moos" (für schriftlett. *sûnas*; in den genannten Ortschaften wird *ū* zu *yu̯*, das gewöhnlich erhalten bleibt) und Bezzenberger Lett. Dial.-Stud. 20[4], und *ł* $>$ *u̯* bei Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 72 f.

33. Lit. *nartint* „erzürnen" (Daukša Kat. 26, 22), III. Präs. *nartauja* „zürnt" ibid. 91, *narstas* ibid. oder *nar̃sas* „Zorn", *įnir̃tęs* „starrköpfig, ergrimmt", *nir̃šti* „ergrimmen", *nertėt* „zürnen" Daukša Kat. 92, *narsus* „heftig, feurig, kampflustig" Geitler Lit. Stud. 97, „stramm, schneidig" Bezzenberger Lit. Forsch. 145 u. a. und apreuß. Akk. S. *nertien* „Zorn", *ernertimai* „wir erzürnen" u. a. gehören wohl (Pedersen Vergl. Gramm. d. kelt. Spr. I 136) zu ai. aw. *nar-*, alb. *ńer* „Mann", osk. umbr. *ner-* „vir, princeps", air. *nert* „Kraft", cymr. *nerth* „Mannhaftigkeit" u. a. Von den erwähnten baltischen Formen aber lassen sich nicht trennen lit. *iszнertieti* „seinen Eigensinn ausdauern

lassen" Geitler Lit. Stud. 87, *nerstis* „einer Sache obliegen", *narvytis* „trotzig sein" Bezzenberger Lit. Stud. 145, *narvings* „trotzig" ibid. und urslav. **norvъ* „Sitte, Gewohnheit" (vgl. klr. *norov* „Sitte; Plur. Launen", r. *norovistyj* „eigensinnig", *norov* „Sitte, Eigensinn, Mucke"). Die slavischen Formen hat schon Miklosich zu lit. *narvytis* gestellt; vgl. dazu lat. *mōs* „Eigensinn, Sitte": got. *mōþs* „Mut, Zorn", ahd. *muot* „Mut, Gemüt" u. a. [Ähnlich Fick BB. I 172 und Trautmann Altpr. Spr. 384. K. N.]

34. Lit. *kainas* „common, mutual" im Wörterbuch des Lalis erinnert so frappant an gr. *κοινός* (über das Bezzenberger BB. XXVII 168 f. zu vergleichen ist), daß ich Zweifel an seiner Echtheit nicht unterdrücken kann, bis es besser beglaubigt wird.

35. Wenn gr. *οἴφειν* oder *οἰφεῖν* ursprünglich etwa die Bedeutung „stoßen, schlagen" gehabt hat (vgl. Walde unter *confūto, pinso* und A. Śmieszek Materyały i prace IV 402), so gehört dazu lit. (bei Juškevič) *jáibotis* „uściskać się", *jáibininkas* „mutwilliger Mensch, Raufbold", *jáibis* oder *éibis* „mutwillige Streiche, Schlägerei", *jéibings žmõgus* „mutwilliger, garstiger Mensch, Raufbold".

36. Lit. *prisimuolėti* „prisivarginti" in Kupiški (Viltis, J. 1908, Nr. 104): gr. *μῶλος* „Anstrengung, Mühe" u. a. Le. *mal'îtês* (wofür auch falsch *malîtês* geschrieben wird) dagegen, das auch hierher gestellt wird, ist einfach entlehntes russ. *molitьsja*.

37. Lit. *aps(i)taũsė* (*vějas*) „utichъ" (nach Herrn Būgas Mitteilung in Dusetos gebräuchlich): apr. *tussīse* „er schweige", aksl. *potuchnǫti* „quiescere", ai. *tūṣṇīm* „still", air. *inna tuai* „silentia" u. a. (Pedersen Vergl. Gramm. d. kelt. Spr. I 55).

38. Lit. *táukas* „uterus" (nach Herrn Būgas Mitteilung in Kvėdarna gebräuchlich): ai. *tōká-m* „Nachkommenschaft, Geschlecht", aw. *taoxman-* „Same, Keim", mhd. *diehter* „Enkel" u. a. Vgl. Fick Vgl. Wbch.[4] III 175.

39. Lett. *gūrâtês* BW. 25875, 8 (vēns pats [zir̃gs] stal'l'a dibinà kâ lâcìtis gūràjâs) vielleicht mit der Bedeutung von *gũrîtês* (sich rechts und links drehen, sich rekeln"): serb. *gŭriti se* „sich zusammenziehen, krümmen", gr. *γυρός* „gebogen, gekrümmt", norw. *kūra* „niederhocken, kauern", lit. *gurinėti* (*u* kann lang sein) „chodzić zgarbionym" (Mieżinys), *gūrinėti* dass. Jušk.; sieh auch *gúra* bei ihm u. a.

Zum Schluß gebe ich noch eine Parallele zum homerischen *τόσσον ἀπῆν, ὅσσον τε γέγωνε βοήσας*. In der schon erwähnten lit. Zeitung Viltis v. J. 1908, Nr. 100, lesen wir: Ar da toli Paliepių sodžius? Nebetoli: jaučio pabaubimas (2—3 varstai).

„Ist es noch weit bis zum Dorf P.? Nein! Soweit das Brüllen eines Ochsen zu hören ist (2—3 Werst)“. Vgl. auch bei Ulmann *kak'u brẹkums* „ein Stück Weges, so weit man das Katzengeschrei hört“.

[Zu Nr. 34. Nach Herrn Būgas Mitteilung hat Lalis *kainas* aus Varpas J. 1897, S. 85, wo es Dr. Basanovič ohne jede Ortsangabe bietet, so daß es einstweilen zweifelhaft bleibt. K.-N.]

Charkov. J. Endzelin.

Bhāṣā-Wörter in Nīlakaṇṭha's Bhāratabhāvadīpa und in anderen Sanskrit-Kommentaren.

Einleitung.

Als wichtigste Bedeutung des Wortes *bhāṣā* gibt Böhtlingk im PW. an: „*Verkehrssprache,* in der älteren Zeit im Gegensatz zur *vedischen Sprache,* in der späteren Zeit — zum *Sanskrit*“. Ähnlich sagt er bei *loka* unter 5.: „*loke im gemeinen Leben,* so v. a. *in der Sprache des Volkes,* im Gegensatz zu *vede, chandasi*“ — und zum Sanskrit, wäre zu ergänzen. Aber der Begriff *bhāṣā* im Gegensatz zu Sanskrit ist kein einheitlicher. Er kann auf die Prākrit-Dialekte angewandt werden, ebenso gut aber auch, bei späten Autoren, auf die neuindischen Sprachen.

Bei modernen Pandit's ist die Herkunftsbestimmung leicht. Die zahlreichen Anführungen aus der *bhāṣā* im *S'abdakalpadruma* (ed. by V. and H. Vasu, Calcutta 1886—93) des Bengalen *Rādhākānta-deva* sind eben dem Bengālī entnommen. Ähnlich gibt *Maheśvara* in der bekannten Bombayer Ausgabe des *Amarakośa* Marāṭhī-Übersetzungen der besprochenen Wörter mit dem Zusatz *iti khyāta-, iti prasiddha-*. Es dürfte sich freilich empfehlen, auch in diesem Punkte strenge Kritik walten zu lassen und eine solche Anführung nicht ungeprüft zu übernehmen, namentlich nicht aus dem *S'abdakalpadruma* (vgl. Theodor Zachariae Beiträge zur indischen Lexikographie, 1883, S. 12 ff.). So heißt es S'KD. 4, 475: *vṛkaḥ . . . ghoṃgha iti khyātaḥ.* Diese Benennung für den „Wolf“ ist aber in keinem Wörterbuch nachzuweisen.

Nicht wenige ältere Kommentatoren bedienen sich der *bhāṣā*, um einzelne schwierigere Wörter zu erläutern. Da wir zumeist keine oder nur dürftige Nachrichten über diese Gelehrte haben, ist es nicht ohne weiteres ersichtlich, welche Sprache sie heranziehen. Schlechte Handschriften-Vorlagen, inkorrekte Ausgaben

und, nicht zuletzt, die Mangelhaftigkeit der neuindischen Wörterbücher[1]), über die wir heute verfügen, können die Bestimmung der *bhāṣā*-Wörter erschweren. Es war nicht meine Absicht, hier alle Kommentatoren zu verzeichnen, die aus der *bhāṣā* zitieren, oder gar all diesen Anführungen nachzuforschen. Ganz abgesehen von der Umfänglichkeit einer solchen Arbeit scheint sie mir auch nicht wichtig, noch in ihren Ergebnissen wertvoll. Ich beschränke mich auf die Besprechung der Kommentatoren einiger bedeutender Werke, und richte mein Augenmerk in erster Linie auf den wichtigsten unter ihnen, auf Nīlakaṇṭha.

Als Anhang behandle ich noch eine merkwürdige Gruppe von *bhāṣā*-Wörtern: die von Hemacandra in der Prākrit-Grammatik und in der *Deśīnāmamālā* angeführten. Sie gehören einer anderen Sprachperiode an, und die vorläufig dargebotene Untersuchung wird zeigen, daß sie nur im Zusammenhang mit den *Deśīśabdas* richtig behandelt werden können, wobei dann freilich auch das Problem des Verhältnisses zwischen Mittel- und Neuindisch zur Sprache kommen müßte. Einige Vorarbeiten auf diesem interessanten Gebiete habe ich bereits unternommen und hoffe künftig weiterzuschreiten.

I. Nīlakaṇṭha.

1. Biographisches.

Obwohl Nīlakaṇṭha als einziger gedruckt vorliegender Kommentator des Mahābhārata von jeher Beachtung fand, lange Zeit sogar sehr überschätzt wurde, scheint doch noch niemand die über ihn vorhandenen Angaben kritisch zusammengestellt zu haben; Holtzmann III, 74 ff. ausgenommen, dessen Angaben jedoch in einem wichtigen Punkt ungenau und durch neues Material überholt sind.

Was seine Zeit anlangt, so wollte ihn Weber (laut Holtzmann; wo?) bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurücksetzen,

[1]) Ich habe namentlich folgende benutzt: M. B. Belsare: Gujarati-Engl. Dict., Ahmedabad 1895 (die 2. ed. 1904 erst bei der Korrektur). — J. T. Molesworth: Dict. Marathi and Engl., 2. ed. Bombay 1857 und Engl.-Marathi Dict., Bombay 1847. — A. F. X. Maffei: Konkani-Engl. and Engl.-Konkani Dict., Mangalore 1883. — S. R. Delgado: Dicc. Komkani-Portuguez, Bombay 1893. — D. Forbes: Hindustani-Engl. and Engl.-Hind. Dict., 2. ed. London 1856. — J. D. Bate: Dict. of the Hindee Language, Benares 1875. — J. T. Platts: Dict. of Urdu, classical Hindi and Engl., London 1884. — Sir G. C. Haughton: Dict. Bengali and Sanskrit, explained in Engl., London 1833. — J. Mendies: Companion to Johnson's Dict., Bengali and Engl., Calcutta 1876. — W. W. Hunter: Comparative Dict. of the (non-aryan) languages of India, London 1868.

während Arthur C. Burnell (Aindra School of Sanskrit Grammarians 1875, p. 76) ihn ohne nähere Begründung dem 16. zuweist.

Wir sind längst nicht mehr auf solche bloße Vermutungen, die noch Holtzmann III, 75 wiedergibt, angewiesen, und zwar dank Handschriften-Forschungen von Marc Aurel Stein. Merkwürdigerweise haben sie indes bisher gar keine Beachtung gefunden, obwohl Aufrecht Cat. Cat. II, 65 Notiz davon nimmt. Stein verzeichnet nämlich im *Catalogue of the Sanskrit Mss. in the Raghunatha Temple Library of the Maharaja of Jammu and Kashmir* (Bombay 1894) p. 200 und 238 zwei andere Kommentarwerke des Nīlakaṇṭha, Sohnes des Govinda-sūri, die im Kolophon Angaben über die Zeit der Abfassung, wie auch der Abschrift, enthalten:

1. *Gaṇapatibhāvadīpikā* zur *Gaṇeśagītā* (einem Abschnitt des *Gaṇeśapurāṇa*) „lipikālaḥ 1812 | viracanakālaḥ samvat 1750 |" also 1694 p. C. Die Gaṇeśagītā liegt jetzt gedruckt vor als Band 52 der *Ānandāśrama-Saṃskṛtagranthāvali* (Poona 1906); die Ausgabe beruht auf vier anderen Handschriften aus Privatbesitz. Hier finden sich am Ende des Kommentars folgende zwei Verse (der zweite nur in drei der Handschriften): *śrī-Cāturdharabhaṇitau Gaṇeśagītāṭīkāyāṃ Gaṇapatibhāvadīpikāyām | gambhīrapratatasadarthadarśikāyām adhyāyo daśamaparo 'ntimaḥ sphuṭo 'bhūt* // 11 // *gaganaśaragirīndau 1750 Vikramārkasya śāke puraharapuri Kāśyām bhādraśukle caturthyām | suragurudivase 'bhūt pūrṇa eṣa prabandho gaṇapatipadapadme cārpito 'tīva bhaktyā* // 1 // Der erstere kehrt, mit entsprechender Variante in Pada d., am Ende jedes Adhyāya wieder. In diesen Versen bezeichnet sich Nīlakaṇṭha einfach mit dem Familiennamen; die volle Angabe findet sich erst in dem Schlußkolophon jedes Adhyāya nach dem Vers: *iti śrīmatpadavākyapramāṇamaryādādhuraṃdara caturdhara vaṃśāvataṃsa govindasūri sūnor nīlakaṇṭhasya kṛtau* . . . Auch der Name des Kommentars ist zu beachten: *Gaṇapatibhāvadīpikā*, vgl. *Bhāratabhāvadīpa*.

2. *Anūparāma* zum *Śivatāṇḍava* (laut Aufrecht ein Tantra) *„lipikālaḥ 1914 | ṭīkā viracitā śake 1602 | Anūpasiṃhabhūpājñayā |"* also 1680 p. C. Dieser Anūpasiṃha wird mehrfach als Patron erwähnt: Stein aaO. p. XXIII, XXXIII, XXXVII, 267, 281; Weber Verz. I, Nr. 1031. Aus dem von Stein p. 267 abgedruckten Kolophon des *Saṃgītānūpāṅkuśa* von Bhāvabhaṭṭa Saṃgītarāya geht hervor, daß dieser Rāja unter Šāh-Jahān lebte (1628—1657, bezw. 1658, † 1666), dem Enkel Akbar's.

Nach 1657, da gegen Šāh-Jahān die Revolte seiner Söhne ausbrach, die mit dem Sieg und der Thronbesteigung Aurangzīb's endete, kann also dieses Werk nicht geschrieben sein. Anūpasiṃha aber ward noch etwa 25—35 Jahre später der Patron Nīlakaṇṭha's.

Nīlakaṇṭha gehört also dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts an. Diese Feststellung läßt die Bedeutung der nach ihm benannten Mahābhārata-Rezension viel geringer einschätzen, als dies bisher der Fall war. Bemerkenswert erscheint nur, daß sich diese Rezension in so kurzer Zeit über ein beträchtliches Gebiet Indiens verbreitet hat. Ihre ältesten Handschriften, z. B. die Berliner *Chambers 570a* (Weber Verz. I, 401) zum *Ādi-* und *Sabhā-Parvan,* die 1691 geschrieben ist, sind noch zu Lebzeiten Nīlakaṇṭha's entstanden.

Wo hat Nīlakaṇṭha gelebt? Aufrecht Cat. Cat. I, 301 sagt: „Nīlakaṇṭha Sūri of the Cāturdhara family, son of Govinda Sūri and Phullāmbikā, resided at Kūrpara to the west of Godāvarī in Mahārāṣṭra“. In den Angaben über die Familie stimmt Holtzmann überein, als Wohnsitz gibt er indes Benares an. Ihm folgt z. B. Pischel Das altindische Schattenspiel, SBAW. 1906, S. 487 Anm. 2. Der Widerspruch löst sich, wenn man Aufrecht's und Holtzmann's gemeinsame Quelle untersucht. Aus der einen Berliner Handschrift des Harivaṃśa mit Nīlakaṇṭha's Kommentar hat Weber Verz. II, 1523 drei am Ende des Kommentars stehende Verse veröffentlicht, die ausführlich über Nīlakaṇṭha's Herkunft, Familie und Wohnsitz berichten.

Weber hat sich mit bloßem Abdruck begnügt und scheint den metrischen Charakter der Angaben nicht erkannt zu haben. Es sind zwei Verse in S'ārdūlavikrīḍita, die mit Ausnahme einer Silbe korrekt sind. Um so schlimmer ist im ersten Vers die textliche Verderbnis. Von anderen Handschriften, die diese Angaben enthalten, wurde mir zunächst eine Calcuttaer (Descript. Catalogue of Skr. Mss. in the Library of the Calcutta Skr. College, Vol. 4, Nr. 257) bekannt; die Bearbeiter des Katalogs haben leider nur Vers 2 und 3 abgedruckt. — F. W. Thomas hatte die Güte, auf meine Bitte die Handschriften der India Office Library nachzuprüfen und mir deren Varianten mitzuteilen. Es sind dies die Mss. 414, 2028, 2672 und *Jones* XXVI, die ich im folgenden mit A, B, C, D bezeichne, die Berliner mit W.

Den relativ besten Text bietet C, ohne freilich eine völlige Restitution des ersten Verses zu ermöglichen. Vers 2 und 3

sind in Ordnung, die Handschriften bieten keine Varianten, nur Schreibfehler. Ich gebe nachstehend den Text nach C, und lasse die Varianten zu Vers 1 folgen:

jñātvācāryam ivottamaṃ kathavikaṃ śrotradvayā Gautamī
yaṃ pratyakpravaṇopasṛpya kṛtinī siddheśalābhād abhūt //
vidvadratnamayaṃ suvarṇaghaṭitam [saṃ]bhūṣaṇaṃ Kūrpara-
grāmaṃ yaṃ samupāśrayaṃti sudhiyo dūrāstasaṃvatsare // 1 //

tatra brahmakulaṃ mahad vijayate gotreṇa yad Gautamaṃ
dharmajñānavirāgavaibhava caturbhadrena Cāturddharaṃ //
Goviṃdaḥ svayam atra janma dhṛtavān yo Nīlakaṃṭhaṃ Śivaṃ
Kṛṣṇaṃ Tryaṃbakam ity amūn ajanayat Phūllāṃvikāyāṃ
sutān // 2 //

teṣāṃ jyeṣṭho Nīlakaṃṭhaḥ Kāśyāṃ viśveśatuṣṭaye //
vyatanod Bhārate Bhāvadīpam āṃdhyavināśanaṃ // 3 //

Varianten: a) *jñānā* W — *ivottamakatvaṃ* ABD, *ivottamottamakathā* W — *stotadvayaṃ* A, *syātadvayā* BW, *srotadvayā* D.

b) *pravaṇopasūtyakṛtīti* ABD, *pravaṇāprasūyakṛtanī* W — *lābhā 'bhavet* A, *'bhavat* BW.

c) °*ratnasuvarṇapūrṇagha*° A, °*ratnasuvarṇagha*° BD, °*ratnasuvarṇavarṇagha*° W — *[saṃ]bhūṣaṇaṃ* ABC.

d) *durāsta* BW — *samvatsaraṃ* ABDW.

Vers 2 d) lesen ABDW korrekter *Phullāṃvikāyām* mit *u*.

In 1 a) scheint mir die Lesart *srotadvayā* D bemerkenswert; darüber weiter unten. In b) darf man wohl °*opasṛtya* herstellen. Mehr läßt sich ohne weiteres Handschriften-Material nicht verbessern. Es genügt indes auch so, um den Sinn des Verses zu erkennen.

Es lassen sich folgende Fakten erkennen: Es gibt einen Ort Kūrparagrāma = Kopargaon, auf den die Gautamī = Godāvarī westwärts gewandt zufließt (1). Dort blüht eine zum Gautama-gotra gehörige Brahmanenfamilie namens Cāturdhara (2 a. b). Aus ihr stammt Govinda (genauer Govinda-sūri, wie wir aus anderweitigen Angaben wissen), der mit Phullāṃbikā vier Söhne zeugte (2 c. d). Der älteste, Nīlakaṇṭha, schrieb den Kommentar Bhāvadīpam zum Mahābhārata in Kāśī = Benares.

Die Godāvarī westwärts fließend, das erscheint als etwas ganz Außergewöhnliches; der Verfasser dieser Verse erblickt darin eine besondere Ehrung der Stadt Kopargaon. Sieht man sich die gewöhnlichen Karten an, so wird man nichts erkennen können. Auch der *Gazetteer of the Bombay Presidency*, Vol. XVII,

Ahmadnagar District (Bombay 1884) gibt keine Auskunft. Aber auf der besten mir bekannt gewordenen Spezialkarte, *Standard Sheets of the Presidency of Bombay* („Deccan Topographical Survey“, später „Bombay Survey“) 1875, [jetzige] Nr. 259, ist klar ersichtlich, was gemeint ist: die Godāvarī fließt in nordöstlicher Richtung auf Kopargaon zu, aber unweit vorher, bei einer größeren Insel, zweigt ein Arm nach Südost ab, biegt dann um zum parallelen Lauf mit dem Hauptfluß, wendet sich ihm mit Nordwest-Wendung wieder zu und mündet mit noch stärker westlich gerichtetem Lauf gerade gegenüber Kopargaon. Soviel die Karte erkennen läßt, ist es heute ein toter Arm.

Diese Gabelung des Flusses macht es mir wahrscheinlich, daß in 1a von einem Strompaar, *srotadvayā* (Bahuvrīhi) die Rede ist, so daß also D die richtige Lesart enthielte. Dagegen läßt sich aus 1b keine Pradakṣiṇā erschließen, denn Kopargaon liegt am nordwestlichen, linken Ufer des Flusses.

Es ergibt sich also: Nīlakaṇṭha ist von Geburt Mahrathe, gelangte aber unter unbekannten Umständen nach Benares, wo er die Kommentare zum *Mahābhārata* und zur *Gaṇeśagītā* verfaßte.

Eine unvollständige Sammlung der *bhāṣā*-Wörter Nīlakaṇṭha's hat zuerst Adolf Holtzmann III, 89 gegeben, vermochte indes nichts zu ihrer Erklärung beizutragen. Richard Pischel hat sich mehrfach mit ihnen befaßt, zuletzt KZ. XLI, 180. Da er aber Nīlakaṇṭha's Alter überschätzte, versprach er sich von einer Untersuchung der *bhāṣā*-Wörter wichtigere und weiter tragende Ergebnisse, als sie diese Arbeit nunmehr in Wirklichkeit zu bieten vermag.

2. Bhāṣā-Wörter bei Nīlakaṇṭha.[1])

Die zahlreichen Kampfschilderungen im MBh. machen es leicht begreiflich, daß ein beträchtlicher Teil der zur Erklärung angezogenen „Vulgärwörter“ auf kriegerische Dinge Bezug hat.

[1]) Vorlagen: *Mahābhārata* (mit *Harivaṃśa*) Calcutta 1834—39 (zitiert: C). — *M.*, mit Nīlakaṇṭha's Kommentar, Bombay 1863 und 1890 (die letztere zitiert: B); *Harivaṃsa*, Bombay 1891. — *M.*, new edition mainly based on the South Indian Texts, Kumbakonam 1906 ff. (Parvan 1.—3., 5.—12.; zitiert: K). — Le *M.*, traduit par Hippolyte Fauche, Paris 1863—70. — The *M.*, translated into english prose, publ. by Pratāp Chandra Rāy, Calcutta 1884—94. — A prose english translation of the *M.*, ed. by Manmatha Nath Dutt, Calcutta 1895 f. (Parvan 1.—6.). — Adolf Holtzmann: Das M. und seine Theile, Kiel 1892—95. — Herm. Jacobi: M., Inhaltsangabe, Index und Konkordanz, Bonn 1903.

Zu 1, 19. 12 (1169 C, 19. 14 K) lautet der Kommentar: *prāsā hastakṣepyāḥ kṣudrabhallāḥ Viṃdhye karakāḍīti prasiddhāḥ tomarā dīrghadaṃḍās ta evākṣepyā Lāṭeṣv iṭā iti prasiddhāḥ vividhāni śastrāṇi yamadaṃṣṭrādīni lokaprasiddhāni jamadhaḍa ity ādīni //* Für das erste Wort ist noch eine Erläuterung zu 6, 46. 11 (1767 C) heranzuziehen: *ṛṣṭayo hastakṣepyāḥ kṣudrabhallāḥ Viṃdhyāṭavyāṃ karkāḍī iti prasiddhāḥ //*

Die Berliner Handschrift (Weber II, 1514) Bl. 201 r liest auch hier *karakāḍī*. *prāsa* und *ṛṣṭi* sind also mit der Hand geschleuderte kleine Wurfspieße. *kar^{a}kāḍī* finde ich nicht verzeichnet; es läßt sich indessen leicht als Kompositum erkennen: M. H. B. *kar^{a}* = skr. *kara* „Hand" und M. *kāḍī*, H. *kāṛī*, Kan. *kāḍi*, *kaḍḍi* „a stick, a small stick". H. *kāṛī* wird als Dekhan-Wort bezeichnet, dazu stimmt Nīlakaṇṭha's Angabe, „im Vindhya-Wald bekannt", wie auch das Vorkommen im Kan. Etymologisch gehört das Wort zu skr. *kāṣṭha*.

tomara übersetzt das PW. mit „Wurfspieß"; das scheint nicht exakt. *iṭā* vermag ich für das Gebiet der Lāṭas, Gujarat, nicht zu belegen, wohl aber im M.: „*iṭā* m. a sort of spear; used formerly in the field and in the exercises of the arena; now serving only to be carried before a Raja etc. in his processions" (Molesworth). Verwandt sind offenbar H. *īṭhī*, *īṭī* f. „spear, lance; spear-staff". Es handelt sich aber um eine eiserne Waffe. AK. 2, 8. 93 (2, 8. 2. 61 LD) wird als Synonym *sarvalā* angegeben, das laut einem von Maheśvara zitierten Dvirūpakośa besser *śarvalā* zu schreiben ist. Dies ist aber kein „Wurfspieß", wie das PW. wiederum angibt, sondern = B. *śāvala* (auch °*ī*) „an iren bar or crow"; „levier de fer" übersetzt LD. an der zitierten Stelle des AK. Maheśvara erklärt: *guragūṃja iti prasiddhasya manthadaṇḍākāraśastrabhedasya*; also eine Waffe von der Form eines Quirlstocks. Diese Erklärung scheint mir einleuchtend. Der *tomara* war eben ein mehr oder minder ungefüges Stück Eisen, das mit der Hand geschleudert wurde, oder aber als Schlagwaffe diente, als „Keule": M. *gur^{a}gūj^{a}*, H. *gurj^{a}*, U. *gurz*, G. *gur^{a}jo* = pers. *gurz* (Etym.: av. *vazra*, skr. *vajra*) „a mace, club, battle-axe". — Vgl. bei Kavīndra unter *gurja*.

H. U. *jamdhaṛ*, *jamdhar*, U. B. *yamdhār* bedeuten „Dolch"; dagegen M. *jam^{a}daḍ^{a}*, *jam^{a}dāḍ^{a}* f., *jam^{a}dāḍā*, *jam^{a}dāḍhā* m. „a sword of a large kind". S'KD. 4, 21 führt ohne Belege oder Quellenangabe ein *yamadhāra* an und erklärt es: *pārśvadvayadhārāyuktāstraviśeṣaḥ / kirīca kāṭāra ity ādi bhāṣā //* B. *kāṭar^{a}*

(= *kaṭṭār*[a], zur skr. Wurzel *kṛt-*) und *kirīc*[a] sind Namen des bekannten speziell indischen Dolches; die Angabe der Wörterbücher „Schwert“ ist fragwürdig. Bei M. *jam*[a]*daḍ*[a] usw. scheint allerdings diese letztere Bedeutung die ältere ganz verdrängt zu haben, und vielleicht gleichzeitig hiermit verdunkelte sich der etymologische Zusammenhang, so daß für *yama* „paarig“ die Vorstellung vom Todesgott *Yama* eintrat. Ein skr. Wort *yamadaṃṣṭra* als Bezeichnung einer Waffe ist nicht zu belegen, es sieht aus wie ein Versuch Nīlakaṇṭha's, das ihm, dem Mahratten, vielleicht nur als „Schwert“ geläufige *jamadhaḍa* zu resanskritisieren.

Zwei Verse weiter, zu 1, 19. 14 (1171 C, 19. 16 K) wird erläutert: *p a ṭ ṭ i ś a ḥ khaḍgaviśeṣa ubhayatodhāras tīkṣṇāgraḥ p a ṭ ṭ ā iti prasiddhaḥ* // Die Berliner Handschrift (Weber II, 1510) Bl. 93 r liest *paṭā*. H. *paṭā* ist „a straight, long and broad sword with two edges“, daraus entlehnt, laut Molesworth, M. *paṭṭā*. Dieser Erklärung von *paṭṭiśa* als zweischneidiges Schwert stehen freilich andere entgegen. Vaijayantī I, 3. 7. 164 wird gesagt: *paṭṭiśo lohadaṇḍo yas tīkṣṇadhārah kṣuropamaḥ* (Oppert's Ausgabe hat die schlechten Lesarten *paṭṭaso* und *khura*!), wonach PW. „ein Speer mit einer scharfen Schneide“. Oppert im Index zur Vaijayantī übersetzt „battle-axe“, was vielleicht auf Loiseleur Deslongchamps zurückgeht, der AK. 3, 6. 2. 21 (3, 5. 21 Bo) *paṭṭiśa* mit „hache d'armes“ wiedergibt und sich auf den (nach Zachariae sehr späten) Kommentator Bharatasena zu stützen scheint (vgl. S'KD. 3, 19). — Es ist also möglich, daß sich Nīlakaṇṭha durch die Ähnlichkeit der Wörter hat täuschen lassen, eine Annahme, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt durch den Umstand, daß *paṭṭiś*[a] wohl im H. und B. vorkommt, für M. aber nicht verzeichnet ist.

Die Bedeutung von *bhindipāla*, die im PW. unrichtig mit „eine Art Speer“ angegeben wird, schwankt bei den Lexikographen. AK. 2, 8. 91 (2, 8. 2. 59 LD) wird er mit *sṛga* gleichgesetzt, einem Wort, das nur in Kośas belegt ist. Kṣīrasvāmin, der beste Kommentator des AK., erläutert (S'KD. 3, 512): *hastakṣepyalaguḍaḥ*. LD. übersetzt: „flèche courte qu'on jette avec la main, ou, comme d'autres expliquent, qu'on lance par un tube“; *laguḍa* mit „flèche“ wiederzugeben, geht nicht an. Eine dritte Ansicht findet sich bei dem Kommentator Maheśvara: *aśmaprakṣepasādhanasya rajjumayasya yantraviśeṣasya g o p h a ṇ a iti khyātasya*; also nicht Schleudergeschoß, sondern Schleuder. Und geradeso erklärt auch Nīlakaṇṭha zu 6, 46. 14 (1770 C): *b h i n d i -*

pālaiḥ paraśavaiḥ Mahārāṣṭrāṇāṃ gophaṇa iti prasiddhaiḥ / Was freilich *paraśava* heißen soll, weiß ich nicht; etwa *pāraśava*? (oder ein Gedächtnisfehler? AK. 2, 8. 91, im nächstfolgenden Halbvers nach *bhindipāla* wird *paraśu* aufgeführt). G. M. *gophaṇ*^{a}, H. *gophan*^{a} bedeuten „a sling for throwing with" und sind etymologisch zu verbinden mit skr. *guṣp-*, das in ved. *guṣpita* „verflochten" vorliegt, und seiner prākritischen Nebenform *guph-*, *gumph-* VI. „winden, anknüpfen". — Im Widerspruch zu dieser Stelle steht scheinbar die Erklärung zu 5, 155. 6 (5248 C) *bhindipāla* = *gophalakaḥ*. Doch könnte *gophalaka* eine Resanskritisierung aus M. *gophaṇ*^{a} sein.

Zu 6, 46. 21 (1777 C) findet sich eine von der bereits (s. S. 75) erwähnten etwas abweichende Erklärung von *prāsa*: *prāsā hastakṣepyā bhallāḥ saiṃtīti prasiddhāḥ* / M. *saitī* „a dart or javelin with a string attached"; H. *saintī* „a dart, javelin", als Dekhan-Wort bezeichnet. Eine Ableitung von *śita* „scharf" (Molesworth) oder von *śakti* „Speer" (Platts) ist abzulehnen.

Zu 6, 46. 33 (1789 C) heißt es: *carma prahāravāraṇaṃ ḍhāla iti prasiddhaṃ bhāṣāyām* / *ḍhāla* „Schild" belegt das S'KD. 2, 575 aus einem späten Sanskritwerk, was natürlich ganz bedeutungslos ist. G. M. H. B. zeigen übereinstimmend die Form *ḍhāl*, *ḍhāl*^{a}; Kan. *ḍālu*. Die Wörterbücher geben als weitere Bedeutungen an: „aslope, inclined, oblique; a cast, mould, form; an inclination, declivity" usw. und führen ein Verbum B. *ḍhāl-*, H. *ḍhālṇā* „to cast, mould" usw. auf. Vielleicht darf man daher *ḍhāl*^{a} „Schild" als die „gekrümmte, gewölbte" Schutzwaffe deuten. In der Berliner Handschrift (Weber II, 1514) Bl. 202r steht die Lesart *hāla*: im Bengālī ist der Unterschied von *ḍh* und *h* nicht mehr scharf ausgeprägt.

Zu einer längeren Erörterung geben die Stellen Anlaß, wo Nīlakaṇṭha den Helden des Mahābhārata den Gebrauch von Gewehren und Kanonen zuschreibt. Sie sind bereits von Gustav Oppert in den *Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften* 1905, Nr. 16 (= IV. Bd., Nr. 3) behandelt worden. Es verlohnt indes nicht, diese törichten Auseinandersetzungen zu diskutieren, die jeglicher Bedeutung für die Wissenschaft entbehren. Es ist vollkommen klar, daß Nīlakaṇṭha hier, wie auch zuweilen anderwärts, Zustände seiner eigenen Zeit auf die der Dichtung überträgt. Und der vorliegende Fall ist besonders geeignet, zu zeigen, mit welcher Verständnislosigkeit diese Kommentatoren den alten Texten in vielen Punkten gegenüberstehen, mögen sie nun Sāyaṇa oder Nīlakaṇṭha heißen.

MBh. 3, 15. 5 (640 C) lautet:

purī samantād vihitā sapatākā satoraṇā /

sacakrā sahuḍā caiva sa y a n t r a khanakā tathā //

„Die Stadt war rings versehen mit Flaggen, Toren, Wachposten, Türmen, K r i e g s m a s c h i n e n und Minen“. Fauche übersetzt *yantra* mit „machine“, Rāy und Dutt mit „engine“. Aber Nīlakaṇṭha erklärt: *y a n t r ā ṇ y āgneyauṣadhabalena dṛṣatpiṇḍotkṣepaṇāni mahānti k a m ā n a saṃjñāni* / *kṣudrāṇi sīsagulikotkṣepaṇāni b a ṃ d ū k h a saṃjñāni*, d. h. „*yantra* sind Maschinen, die mittels Pulver („Feuerkraut“) Steinkugeln und Bleikügelchen schleudern, und *kamāna*, bezw. *bandhūka* heißen“. S'KD. 5, 543 s. v. *huḍaḥ* wird diese Stelle zitiert, mit Einsetzung der B. Formen *kāmān*[a] und *banduk*[a]; und 4, 13 Spalte 2 s. v. *yantram* heißt es kurzweg: = *agniyantram* / *iti Mahābhāratatīkāyāṃ Nīlakaṇṭhaḥ* / *kāmān vandūk ityādi bhāṣā* //

MBh. 3, 42. 5 (1718 C) lautet:

tathaivāśanayaś caiva cakrayuktās tulāguḍāḥ /

vāyusphoṭāḥ sanirghātā mahāmeghasvanās tathā //

„Ferner Donnerkeile, sowie mit *cakra* versehene *tulā*-Kugeln, und Sturmgebraus mit Wirbelwinden gewaltig krachend wie (zusammenprallende) Wolken [waren auf Indra's von Mātali gelenktem Wagen]“. *tulā* ist ein bestimmtes Gewicht; was unter *cakra* zu verstehen ist, bleibt mir ebenso dunkel wie Fauche, dessen Übersetzung, gleichwie die von Rāy und Dutt, ganz unbrauchbar ist. Diese beiden stehen unter dem Einfluß Nīlakaṇṭha's (der von Fauche erst ab Vol. 6 benutzt wurde), dessen Erklärung sie obendrein mißverstanden haben, so daß sie *tulāguḍa* mit „canon“ wiedergeben (ähnlich Oppert). Nīlakaṇṭha kommentiert folgendermaßen: *t u l ā g u ḍ ā bhāṇḍagolakāḥ bhāṇḍāni tu n ā l a b a n d ū k h a ityādi mlecchabhāṣayā prasiddhāny āgneyauṣadhabalena pāṣāṇagolakādinikṣepapātrāṇi* . . . / „*tulā*-Kugeln sind *bhāṇḍa*-Kugeln; *bhāṇḍa* aber sind die in der *mlecchabhāṣā* als *nāla*, *bandūkha* usw. bekannten, mittels Pulver, Steinkugeln usw. schleudernden Gefäße“. *tulā* und *bhāṇḍa* haben natürlich gar nichts miteinander zu tun, und *bhāṇḍa* wird ganz willkürlich zu einem „*agniyantra*“ gemacht. *nālabandūkha* zu lesen (Holtzmann, Oppert) ist falsch.

MBh. 2, 5. 121 (256 C, 5. 125 K) fragt Nārada den Yudhiṣṭhira:

kaccid abhyasyate samyag gṛhe te bharatarṣabha /

dhanurvedasya sūtraṃ vai yantrasūtraṃ ca nāgaram //

„Werden in deinem Hause gebührend studiert, o Stier des

Bharatageschlechtes, des Dhanurveda Sūtra und das Sūtra der Festungsmaschinen?" Auch hier erläutert Nīlakaṇṭha: *yantrāṇy āgneyauṣadhabalena sīsakāṃsyadṛṣadgolaprakṣepakāṇi lohamayāni bhāṣāyām nālaśabdābhidheyāni teṣām sūtraṃ sūcakaṃ śāstraṃ nāgaraṃ nagarahitam* //

Ähnlich heißt es zu 5, 151. 58 (5155 C): *yantrāyudhaṃ golakaprakṣepaṇaṃ nāla ity ucyate loke* //

Von den drei an diesen vier Stellen angeführten *bhāṣā*-Wörtern ist nur eines indischen Ursprungs: skr. *nāla* und seine neuind. Entsprechungen G. H. B. *nāl*[a], M. *nāl*[a], *nāḷ*[a] bedeuten „Stengel", „Röhre" schlechthin, daraus entwickelt sich dann im G. und H. die Bedeutung „Flintenlauf, Flinte"; M. *nāḷ*[a] heißt auch „a cannon", B. *nalī* „the barrel of a gun".

G. *banduk*[a], M. *bandūk*[a], *-kh*[a], H. *bandūk*[a], U. *banduḳ*, B. *vandūk*[a] bedeuten nie etwas anderes als „Flinte, Gewehr", ebenso im Pers. Nur das Arab. kennt auch die ursprünglichen Bedeutungen „Haselnuß", dann „Gewehrkugel" des türk. *bundūḳ*.

Pers. *kamān* ist der „Bogen", die „Armbrust"; *kamān-i-ra'd* „a balista for throwing large stones", *kamān-i-zanbūrī* „musket". Die neuind. Sprachen haben *kamān* unverändert übernommen, mit Ausnahme des B. Haughton führt auf: *kamān* „a cross-bow"; daneben aber: „*kāmān* 1. 'cross-bow', 2. (Engl. cannon) 'a cannon, artillery'". Das soll also heißen, die zweite Bedeutung von B. *kāmān* habe sich unter dem Einfluß von engl. *cannon* entwickelt. An sich wäre das ja nicht ganz unmöglich, aber das Zeugnis Nīlakaṇṭha's widerspricht. Denn es erscheint nicht statthaft, bereits im 17. Jahrhundert einen derartigen Einfluß des Englischen oder auch sonst einer europäischen Sprache anzunehmen. — Hier stehen wir vor dem merkwürdigen Fall, daß der Mahrathe Nīlakaṇṭha, in biharischem (genauer Bhojpurī) Sprachgebiet lebend, einen anscheinend rein bengalischen Sprachgebrauch (wobei freilich mit der Unzuverlässigkeit der neuindischen Wörterbücher zu rechnen ist) sich aneignet, allerdings unter Beibehaltung der ihm geläufigen Sprachform.

MBh. 3, 15. 6 (641 C) wird die oben (S. 78) zitierte Beschreibung der Stadt Dvāravatī fortgesetzt:

sopaśalyapratolīkā sāṭṭālakagopurā /
sacakragrahaṇī caiva solkālātāvapothikā //

Die bisherigen Übersetzungen erscheinen mir ungenügend, Nīlakaṇṭha's Erklärungen sind sicher teilweise falsch, auch die Angaben des PW. sind verbesserungsbedürftig. Eine Diskussion

ist indes hier nicht am Platz, ich beschränke mich auf eine eigene Übersetzung, die freilich auch noch durch genauere Wortuntersuchungen modifiziert werden könnte: „[die Stadt war versehen] mit offenen Plätzen und breiten Straßen, mit Mauertürmen und Toren, mit Laufgräben wie auch mit Maschinen zum Schleudern von Feuerbränden". *cakragrahaṇa* — so ist gegen Nīlakaṇṭha und PW. anzusetzen — wird erklärt: *sainyanigrahikā morcā iti mlecchaprasiddhā / morcā* ergibt sich als persisches Lehngut: *mor, morča, morčāl* eigentlich „Ameise" (av. *maoiri*, skr. *vamra* usw.). Alle drei Formen sind nach Indien gedrungen, teilweise auch als Tiername und in andern Bedeutungen: G. *moraco*, M. *moracā*, H. *mor, morca, morcā, morcāl*, B. *morcā, moracāla*.

Zu *alāta* bemerkt Nīlakaṇṭha: *alātaṃ sakāṣṭhadaṇḍaṃ lohamayaṃ āgneyaṃ praharaṇaṃ bāṇa iti bhāṣāyāṃ prasiddham /* Skr. *bāṇa* scheint nur in der Bedeutung „Pfeil" vorzukommen; jedenfalls weist das PW. mit Recht zurück: „Die Bedeutung 'Feuer' bei Wilson und im S'KD. beruht auf einer falschen Zerlegung von *juhūvāṇa* Trikāṇḍaśeṣa 1, 1. 66". Und wenn Platts und andere dem neuind. *bāṇa*, *vāṇa* auch die Bedeutung „Feuer" beilegen, so ist das vermutlich von irgendwem aus Wilson übernommen und von späteren kritiklos abgeschrieben worden — eine Übung, die sich bei indischen wie bei europäischen *kośakārāḥ* konstatieren läßt. — „Eine Spezialität der Inder waren die Raketen (*Bân*), die im Grunde mehr erschreckten, besonders Pferde und Elefanten, als wirklich Schaden anrichteten. Raketen sind in Indien sehr viel gebraucht worden . . ." (Paul Horn Heer- und Kriegswesen der Großmoghuls, Leiden 1894, S. 39). Diese Bedeutung führen nicht nur die neuindischen Wörterbücher auf, sondern auch die dravidischen: Tam. *pāṇam*, *vāṇam*; Kan. *bāṇagāṟa* „a preparer and exhibitor of fireworks" (*-gāṟa, -kāṟa* aus skr. *-kāra*), Tel. *bāṇavidyalu* (*vidya* hat im Tel. eine allgemeinere, konkretere Bedeutung angenommen als skr. *vidyā*). — Es erscheint sehr fraglich, ob dem Dichter dieser Stelle bereits kunstvolle Raketen bekannt waren; auch hier hat der Kommentar moderne Anschauungen hineingelegt.[1])

Daß Dravidisch Nīlakaṇṭha bekannt war, zeigen zwei andere Stellen, wo er dravidische Wörter zu „etymologischen" Erklärungen

[1]) Die eine Berliner Handschrift (Weber II. 1, Nr. 1512) liest statt *bāṇa vāraṇa*, ein Wort, das ich nicht zu belegen vermag; vgl. immerhin H. *barṇā* (neben *balnā*) „leuchten, brennen", *bārṇā* (neben *bālnā*) „anzünden". Vielleicht liegt indes nur ein Versehen eines Abschreibers vor.



benutzt. Zu MBh. 1, 17. 12 (1110 C) gibt er für *kalaśa* „Topf" folgende Etymologie: *kalāḥ pāṣāṇamayāḥ parvatā Mainākādayaḥ śerate 'sminn iti kalaśaḥ . . . k a l a śabdo dṛṣadi rūḍho Lāṭesu.* Im Gebiet von Gujarat darf man *kala* nicht suchen, nur auf dravidischem: Kan. *kal, kalu, kaḍal* „Stein"; Tam. *kal, kalla*; Mal., Tu. *kalla*; Tel. *kalu, kallu.* — Sonderbar erscheint es, daß Nīlakaṇṭha Kan., Tam., Mal. *kala* „a pot, vessel" nicht erwähnt.

Zu 3, 188. 42 (12846 f. C, 191, 42 K) zitiert er am Ende einer längeren, ziemlich verworrenen Erläuterung Medinīkośa *ś* 5 (ed. Vidyasagara; *ś* 4, ed. Calcutta 1807) und gibt im Anschluß daran noch folgende Etymologie: *hrīberaṃ lajjāmūlaṃ śīlam ity arthaḥ b e r a śabdaḥ Karṇāteṣu mūle prasiddhaḥ* //. Kan. *bēr, bēru, bēṟ* „a root"; dazu Tam., Mal. *vēr*; Tel. *vēru.*

An der oben (S. 78) bereits zitierten Stelle MBh. 3, 15. 5 (= 640 C) führt Nīlakaṇṭha noch ein Wort der *bhāṣā* an: *c a k r ā ṇ i yodhaganāḥ h u ḍ ā s tadāśrayasthānāni bhāṣāyāṃ b u r u j a saṃjñāni anye tu viṇmūtrotsarjanaśṛṅgāṇi huḍā ity āhuḥ* . . . / d. h. „*cakra* sind Kampfscharen, *huḍa* deren Standplätze, in der *bhāṣā buruja* genannt; andere aber nennen *huḍa* die Türme zum Schleudern von Kot(geschossen)". — *buruja* wird noch zweimal zitiert. Zu MBh. 2, 21. 14 (821 C, 21. 18 K) heißt es vom Caityaka: *p u r a s y a g i r i m puraprākārasaṃlagnaṃ giritulyaṃ mahāstambhaṃ b u r u j a iti bhāṣāyāṃ prasiddham* / also ein Bollwerk. — Zu 3, 284. 4 (16326 C, adhy. 283 C, Rāy und Dutt, 285. 6 K): *h u ḍ a ṃ mūtrādyutsarjanārthaṃ śṛṅgam* und schließlich ebenda 2 Verse weiter: *g u l m ā guptopaveśanasthānāni b u r u j ā khyā mahāstambhā s t h ā - v a r a g u l m ā ḥ j a n g a m ā ḥ g u l m ā ḥ senādyā a l a ṃ g a ity abhihitāḥ* // d. h. „*gulma* sind gedeckte Standorte (für Truppen); *sthāvaragulma* sind die *buruja* genannten, großen Werke; bewegliche *gulma* sind die *alaṃga* genannten Schlachtreihen usw." — Wiederum haben wir es mit fremdem Lehngut zu tun. *huḍa* ist laut Hemacandra, Abh. 1276 und Rājanighaṇṭu der „Widder"; dieselbe Grundbedeutung hat auch a r a b. *b u r ǰ.* Daraus entwickelt sich dann „Festungswidder" und weiterhin „Festungsturm" allgemein. Darf man Nīlakaṇṭha trauen, so hat auch *gulma* diese Bedeutung angenommen. Ob auf einem solchen Turm eine Anzahl Krieger stehen und die Feinde beschießen, oder ob darauf ein Katapult aufgestellt ist zum Schleudern von Kotgeschossen usw., bleibt im Grunde belanglos. Die neuind. Sprachen haben die etwas unbequeme Lautverbindung *rǰ* des arab. Wortes zumeist gesprengt: G. *buruj*^{a} neben *bur*^{a}*j*^{a}; M. *burūj*^{a};

H. *burj*[a], U. *burǰ*; B. *vuruj*[a] „a bastion, a tower".[1]) M. *alaṃg*[a] „any long building, such as a barrack", H. *alang*, *ālang* „a line, row (of buildings), line of circumvallation, trenches, wall of a town" — alle Bedeutungen kommen schon dem pers. *alang*, *ālang* zu. G. A. Grierson Bihār Peasant Life (Calcutta 1885) zitiert das Wort §§ 833, 919, 953: „the low ridge which forms the boundary of a field"; „the raised bank between the two reservoirs" (bei Bewässerungsanlagen). Jede längere Erdaufschüttung heißt also *alang*. Nīlakaṇṭha a. a. O. denkt wohl an Laufgräben, oder auch an Baracken. Doch ließe sich *jaṅgamagulma* ebensogut auch als „bewegliche (Vorposten-)Truppe", die keinen festen Standort hat, auffassen (vgl. Medinī *m* 11).

Schwierigkeiten bereitet Nīlakaṇṭha's Erklärung zu 3, 284. 23 (16345 C, 285. 23 K): *sarvābhisāro yugapat sarveṣām abhisāro yatnas tena sulatānaḍhavā iti mlecchaprasiddhena.*[2]) *sarvābhisāra* bedeutet „Gesamtangriff". Da die Bezeichnung *mlecchaprasiddha* anderwärts auf Urdū-Wörter persischer, bezw. arabischer Herkunft angewandt wird, so möchte ich auch hierin ein solches erblicken. U., pers. *ṣaulat* f. heißt „impetuosity, violence, fury"; pers. *ṣaul* „being insolent, furious; assaulting, rushing upon"; zur arab. Wurzel *ṣul* „to leap upon, to run". Dem skr. Verbum *dhanvati, dhāvati* usw. „rennen, laufen" und seinen neuind. Fortsetzern: G. *dhāvuṃ*, M. *dhā(ṃ)vaṇeṃ*, H. *dhāvanā*, B. *dhāv-* entspricht ein iranisches, vom Pehlevī an belegtes Wort: pers. *dawīdan*. Im Urdū scheinen sich beide vermengt zu haben. — Warum Nīlakaṇṭha zerebrale Media aspirata schreibt, bleibt freilich dunkel. Ich glaube immerhin ansetzen zu dürfen: U. **ṣaulatān d(h)āwā*, bezw. H. **su-(sau-)latān*[a]*dhāvā*. **ṣaulatān* wäre eine, nicht ganz korrekte, Bildung mit dem pers. Adverbial-Suffix *-ān*.

Zu 4, 31. 11 (1010 C) gibt Nīlakaṇṭha an: *vajrāyasaṃ aśanilohaṃ yadvā vajravad acchedyam abhedyaṃ ca yad ayaḥ bhāṣāyāṃ polāda iti saṃjñitam* . . . /, also „Stahl" = pers. *pūlād*, arabisiert *fūlād*. G. M. *polād*[a], U. *polād, paulād, pūlād*, auch *fūlād, faulād*, B. *polād*[a].

Unter den vom S'amībaum geholten Waffen bewundert Uttara einen kostbaren Bogen, MBh. 4, 42. 5 (1329 C):

---

[1]) U. und B. haben auch die astronomische Bedeutung übernommen: *burǰ* (*burǰ-i-ḥamal*) „Aries, Sternbild Widder".

[2]) Mit der Lesart der Berliner Handschrift (Weber II. 1, Nr. 1512) Bl. 562 v. *mulatānāṭavā* vermag ich gar nichts anzufangen.

śalabhā yatra sauvarṇās tapanīyavibhūṣitāḥ |
suvarṇamaṇicitraṃ ca kasyaitad dhanur uttamam ||

„Wessen ist dieser ausgezeichnete, mit Gold und Edelsteinen besetzte Bogen, auf dem sich mit Gold verzierte goldene Heuschrecken befinden?" Nīlakaṇṭha faßt jedoch *sauvarṇa* anders, möglicherweise mit Recht: *sauvarṇāḥ śalabhāḥ suvarnaḥ kṛṣṇāgaruvarṇaṃ dravyam mīnā iti saṃjñitam tanmayāḥ . . . | suvarṇaś ca suvarṇā ca kṛsnāgarumakhāntare iti Viśvaḥ |* (ähnlich auch Hemacandra Anek. 3. 221 und Medinī *ṇ* 84). Da *kṛṣṇāguru* „schwarzes Aloeholz" ist, so wäre demnach von eingelegten schwarzen Heuschrecken die Rede, die noch kunstreich mit Gold verziert waren. Daß er solche Arbeit als *mīnā* bezeichnet, ist freilich nicht exakt, denn dieses persische Wort bedeutet „Email"; G. *mīno,* M. *minā,* H. B. *mīnā.*

Zu 6, 46. 7 (1763 C) wird erklärt: *toraṇāni catuḥstambhamaṇḍapākārasya gajapalyāṇasya aṃbārīti bhāṣayā prasiddhasya dvārāṇi,* d. h. „*toraṇa* sind die Torbogen des Elefantensattels, der die Form eines Pavillon mit vier Pfosten hat und in der *bhāṣā* als *aṃbārī* bekannt ist". (In gleicher Bedeutung kommt *toraṇa* z. B. 6, 3155 C vor, wo B 6, 71. 37 und K 6 71. 38 die schlechtere Lesart *tomara* haben). G. *ambāḍī,* M. H *aṃbārī,* B. *amāri, ambāri,* U. *'amārī, 'ammārī* „a canopy, a litter used on an elephant" entstammen dem arab. *'imārī.*[1])

Ein anderes Beförderungsmittel, die Reisesänfte, lernen wir zu MBh. 1, 84. 21 (3486 C, 78. 21 K) kennen: *pīṭhakānāṃ rājayogyānāṃ narayānaviśeṣāṇāṃ takhatarāvā iti mlecchesu prasiddhānam.*[2]) Ferner zu MBh. 12, 37. 40 (1383 C, 36. 40 K): *narayānaṃ takhatarāvā iti mlecchabhāṣāyām prasiddhaṃ na tu śibikā.* Letztere Notiz hätte Böhtlingk berücksichtigen sollen. Nicht *narayāna* bedeutet „Palankin", wie PW. 5, 1536 angegeben wird, sondern *śibikā* die „Sänfte"; vgl. Maheśvara zu AK. 2, 8. 53 (2, 8. 2. 21 LD): „*śibikā . . . pālakhī iti khyātasya*" (M. *pālᵃkhī,* H. B. *pālᵃkī* zu skr. *paryaṅka, palyaṅka*). Dagegen sind *pīṭhaka* und *narayāna* große Reisesänften, oder „Staats-

[1]) Rāy gibt zu *toraṇa* eine Anmerkung: „. . . called in India *Hāwadās*". Das ist falsch; vielmehr hat Bate recht, der s. v. *aṃbārī* bemerkt: „when there is no canopy the litter is called a *houda*". M. H. *haudā,* U. *haudaǰ, haudah* „an open seat on an elephant's back (a camel-litter)" ist persischer Herkunft: *hawadah, haudah* „Kamelshöcker". (Ob dieses Wort pers. oder arab. Ursprungs ist, scheint nicht festzustehen.)

[2]) B. 1890 hat *taravatarāvā,* ein leicht verständlicher Druckfehler: *rava* statt *kha.*

sänften", die bei Aufzügen in Gebrauch sind. Ihnen entspricht das pers. *taxt-i-rawān* „wandelnder Thron" oder *taxt-i-rawanda* „Thron für Reisende" (*rawān, rawanda* zu *raftan* „gehen, usw."). Sowohl das einfache *taxt* „Thron" ist nach Indien gedrungen (G. *takht*^{a}, M. *takt*^{a}, H. *takht*^{a}, B. *takt*^{a}) als auch die erstgenannte Zusammensetzung: M. *takt*^{a}*raṃvā*; in B. stark verstümmelt als *taktārāmā* (Haughton), *taktaramā* (Mendies). Grierson Bihār Peasant Life § 241 verzeichnet für Süd-Bhagalpur *taṛ*^{a}*taṛ*^{a}*vāṃ* „the ornamented litter used at marriages", der in West-Bihār u. a. *biyahutī pāl*^{a}*kī* „Hochzeits-Sänfte" heißt.

Zur Erklärung von *khalīna* m., n. „Zaumgebiß" führt Nīlakaṇṭha zwei Wörter aus der *bhāṣā* an. Zu 1, 198. 15 (7343 C, 215. 26 K): *khalīnam aśvamukhastham niyāmakaṃ lagāma iti bhāṣayā prasiddham* /. Zu 6, 54. 59 (2293 C): *khalīnāni aśvasya niveśyāni kaḍiāḷīti prasiddhāni* /. Und zu 7, 202. 75 (9566 C) *khalīnān kaḍiyāḷīti prasiddhān* /. — G. M. H. *lagām*^{a}, U. *lagām, laγām*, B. *lāgām*^{a} (mit der gleichen eigentümlichen Dehnung wie *kāmān*^{a}, s. S. 79) entstammen dem pers. *lagām, ligām*, vulgär *laγām*, arabisiert *lijām*. — Das andere Wort findet sich so nur in B.-Wörterbüchern verzeichnet. In Bihār scheint es nicht gebräuchlich zu sein; es fehlt bei Grierson, der § 226 nur *lagām* anführt. Dennoch dürfte es im M. vorkommen, da die Drucke zerebrales *ḷ* haben, und Maheśvara zu AK. 2, 8. 49 (2, 8. 2. 17 LD) angibt: *kaḍiyāli* (mit dentalem *l*) *lagāma iti khyātasya* /. Das Wort ist aus zweien zusammengesetzt, die einzelnen Teile sind allgemein verbreitet: G. M. *kaḍī* „a link of a chain, . . .", H. B. *kaṛā, kaṛī* „Ring, . . ." (zu skr. *kaṭaka*) und M. *āla, ālī* „a row", *āḷā* „any thing used to bind or fasten", H. B. *ālī* „a line, row" . . ." (skr. *āli*).

Zu 3, 93. 27 (8484 C, 91. 98 K) wird gesagt: *kaṭhināni yaṣṭīḥ kāṭhīti mahārāṣṭraprasiddheḥ anye tu śikyāni karaṇḍāni veti vyācakhyuḥ* /. Die Bedeutung von skr. *kaṭhina* ist unsicher und bedarf noch einer genauen Untersuchung (vgl. PW. 5, 1237). Fauche übersetzt „aiguières en argile", Rāy: „(armed with) swords", und Dutt läßt den Passus einfach weg! Nīlakaṇṭha's Zusammenstellung von *kaṭhina* und *kāṭhī* besagt gar nichts, sie kann leicht durch die Ähnlichkeit der Wörter hervorgerufen sein. G. M. B. *kāṭhī* „Stock" zu M. *kāṭh*^{a}- (nur in Zusammensetzungen), H. B. *kāṭh*^{a} aus skr. *kāṣṭha* „Holz".

Zu 2, 49. 27 (2752 C, 2, 76. 37 K) heißt es: (*śaikyam varatrāmayaṃ pātrādhārabhūtaṃ) śikyaṃ kāvaḍīti prasiddhaṃ*

(tatra sthitam pātraṃ śaikyam): „(*śaikya* ist ein Gefäß an einem riemenartigen, zum Tragen des Gefäßes bestimmten) Tragband, als *kāvaḍī* [in der *bhāṣā*] bekannt". G. M. H. *kāvaḍa* „a bamboo lath provided with slings at each end; for the conveyance across the shoulder of pitchers, baskets etc."; U. *kāṃwar, kāwar, kāwaṛ.*

„Ein bestimmter Schmuck an Indra's Banner", offenbar von korbähnlicher Form, heißt nach PW. sub 3) *piṭaka.* Der eine Beleg für diese Bedeutung ist MBh. 1, 63. 20b (2353 C, 64. 23a K):

aparedyus tatas tasyāḥ kriyate 'tyucchrayo nṛpaiḥ
alaṃkṛtāyāḥ piṭakair gandhamālyaiś ca bhūṣaṇaiḥ //

„am folgenden Tage richten die Fürsten es [das Banner] auf, das mit *piṭaka*'s, wohlriechenden Kränzen und Schmuck geziert ist". Nīlakaṇṭha: *piṭakaiḥ mañjūṣārūpair vastramayaiḥ kośaiḥ / yadvā kāñcyām iva piṭakāḥ svarṇādimayā veṣṭakāḥ peṭya iti bhāṣāyāṃ prasiddhā grāhyāḥ* / Also wörtlich „korbähnliche leinene Behälter" oder „Binden aus Gold usw. wie am Gürtel"; wahrscheinlich sind Quasten oder Schnüre gemeint. Daraus entsteht bei Rāy und Dutt die merkwürdige Übersetzung: „with golden cloth"! *peṭī* „Korb" ist überall gebräuchlich, für M., H. werden auch Bedeutungen wie „Gürtel", „Armschmuck" usw. belegt. — Zu Vers 18 (20 K) bemerkt Nīlakaṇṭha: *yaṣṭipraveśo 'dyāpi Mahārāṣṭrādiṣu dṛśyate.*

In einer Aufzählung schwerer Verbrechen, deren Begeher einem Brahmanenmörder gleichzustellen sind, wird 5, 35. 48 (1229 C, 35. 59 K) der *sruvapragrahaṇa* angeführt. Nīlakaṇṭha erklärt: *sruvapragrahaṇaḥ rājakīyavṛttibalena sarvebhyo vaṇigbhyaḥ sruveṇa dhānyādikam ādatte khoṃcīgrāhaka iti bhāṣāyāṃ prasiddhaḥ grāmapurohita ity anye* / Der knappe Kommentar in K sagt nur: *sruvapragrahaṇo grāmapurohitaḥ.* Also ein Steuerbeamter oder ein Dorfpriester. Während Fauche übersetzt: „Le brahme irrégulier qui usurpe la cuiller du sacrifice", geben Rāy und Dutt ganz frei wieder: „a taker of bribes", „one addicted to taking bribes". Böhtlingk gibt nach zwei mißglückten Versuchen (PW. 4, 917, pw. 4, 131) pw. 7, 230 an: „'mit einem Löffel etwas herausnehmend', so viel als 'von allem sich etwas zueignend'". Man vergleiche Kiṃchanda-Jātaka (ed. Fausböll, Vol. V, Nr. 511, p. 1, 12 f.): *Purohito pan' assa parapiṭṭhimaṃsiko lañcakhādako kūṭavinicchayiko ahosi.* „Sein (des Königs) Purohita aber war ein 'Rückenbeißer', ein Geschenke annehmender, betrügerischer Richter". *khoṃcīgrāhaka* ist ganz wie diese Pāli-Wörter gebildet, und kommt ihnen auch in der

Bedeutung nahe. H. *khoṃcī* bedeutet nämlich „eine Handvoll Korn als Abgabe an den Kornröster“, „eine Abgabe an den Zisternenwärter“; ferner auch „the long pole with a small net at the end to catch as it falls“ (Grierson Bihār Peasant Life § 41). Nicht immer mag solche Abgabe legitimer Natur sein, öfters vielmehr das Gepräge eines Bakschisch oder auch einer ganz gemeinen Bestechung aufweisen, und wer dafür allzu empfänglich ist, der heißt eben ein *khoṃcīgrāhaka.* — Die neuindischen Wörterbücher kennen das Kompositum nicht. M. *khoṃcī* „a slight depression in a smooth surface (as in a plank, a level, a field etc.)“ ist fernzuhalten.

Unter den Vorzeichen, die die Niederlage der Kauravas verkünden, nennt Karṇa das Erscheinen schrecklicher Vögel, 5, 143. 25 (4856 C):

ekapakṣākṣicaraṇāh pakṣiṇo Madhusūdana |
utsṛjanti mahad ghoraṃ tat parābhavalakṣaṇam ||

Dies wird von Nīlakaṇṭha so kommentiert: *ekapakṣākṣicaraṇāh pakṣiṇo mahārāṣṭra-bhāṣāyāṃ pāṃkolīti prasiddhāḥ ghoraṃ bībhatsaṃ malamūtrādikam ity arthaḥ |* Wie *ghora* zu den Bedeutungen „ekelhaft“, „Kot“ kommen soll, ist nicht verständlich. Der Vers heißt: „Vögel mit einem Flügel, einem Auge, einem Fuß, o Madhusūdana, stoßen schreckliche Schreie aus; dies ist ein Vorzeichen der Niederlage“. Was aber bedeutet M. *pākoḷī?* die „Fledermaus“! Die grause Phantasie des Dichters und der vulgäre Aberglaube seines Kommentators stehen in groteskem Gegensatz.[1]) — *pākoḷī* dürfte auf **pakṣavatī* (scil. *mūḥ*) zurückgehen; für den Aspirationsverlust vgl. z. B. M. *hāt*[a] aus skr. *hasta.*

Ein lehrhafter Spruch im Harivaṃśa, 1, 20. 125 (1166 C; Böhtlingk Indische Sprüche 3425 = 2. Aufl. I, 182) lautet:

atyunnatiṃ nṛpāt prāpya prāvāraḥ kīṭako yathā |
sa vinaśyaty asaṃdeham āhaivam Uśanā nṛpa ||

„Wer durch einen Fürsten zu hoch gestiegen ist, der stürzt wie eine fliegende Ameise sicher ins Verderben; so hat, o Fürst, Uśanas gesagt“. [Böhtlingk's Text ist metrisch inkorrekt; die Lesart *nṛpāt* in B wird gestützt durch Langlois' Vorlagen, durch das entsprechende *amitrād* im nachstehenden Parallelvers,

---

[1]) Holtzmann denkt an Harpyien, offenbar von Nīlakaṇṭhas Vorstellung beeinflußt. Aber die *pākoḷī* haben nichts mit den griechischen Fabelwesen zu tun, die des blinden Sehers Phineus Nahrung besudeln (Apollonios Rhodios Argonautika 2, 188 ff.); verwandt ist ihnen nur „*Harpyia cephalotes* Pallas“, eine der auf dem indischen Archipel vorkommenden Arten des fliegenden Hundes.

sowie durch die Variante *nṛpa* sämtlicher Berliner Handschriften, Weber I, 400, 425, 426; II, 1523.] 1, 20. 136 (1177 C) kehrt derselbe Vergleich wieder:

amitrād unnatiṃ prāpya nonnato 'smīti viśvaset /
tasmāt prāpyonnatiṃ naśyet prāvāra iva kīṭakaḥ //

„Wer durch einen Feind gestiegen ist, vertraue nicht darauf, daß er hoch steht; wer durch jenen gestiegen ist, stürzt wie eine fliegende Ameise, ins Verderben" (Böhtlingk Ind. Spr. 3557 = 2. Aufl. I, 521). — Die Deutung von *prāvāra* beruht auf Nīlakaṇṭha: *prāvāraḥ pipīlaḥ muṃgaḷā iti Mahārāṣṭrāḥ sa hi pūrvam apakṣa eva pakṣotpattau utpatyādhaḥ patan pakṣibhir māryata iti prasiddham / anye tu prāvāraḥ pāścātyeṣu pāmara iti prasiddhaḥ sa kila kuḍyavṛkṣādigahvare prāpya utpadyate sa ca pakṣotthāne sahasā uccair utpatya bhūmau patitaḥ pakṣibhiḥ khādyate tadvad iti vyācakhyuḥ //* — M. *muṃgā* „a large ant"; *muṃgī, muṃgaḷā* „an ant"; Konkaṇī *mūi, mūya.* In den andern neuindischen Sprachen findet sich das Wort nicht, auch nicht in den dravidischen. Hunters Angabe, Mundala *munj,* kann ich nicht kontrollieren; jedenfalls ist das Wort im Santal nicht nachweisbar (A. Campbell Santali-Engl. Dict., 1899). — Für *pāmara* habe ich alle mir erreichbaren Wörterbücher der westlichen und mancher anderer Sprachen durchgesehen, völlig ergebnislos; die beiden Berliner Handschriften, die den Kommentar enthalten (Weber I, 400, II, 1523) bieten keine andere Lesart. Es ist anzunehmen, daß *prāvāra* und *pāmara* etymologisch verwandt sind.

madhūcchiṣṭam „Wachs" erklärt Nīlakaṇṭha zweimal. Zu 3, 308. 7. (17132 C, 309. 8 K): *madhūcchiṣṭaṃ sikthakaṃ mayanam iti bhāṣāyām /*; und zu 5, 155. 6 (5248 C) kurzweg: *madhūcchiṣṭaṃ mayanam /*. H. *main, mayan,* M. *meṇ*[a]; im B. und z. T. auch im H. ist es durch pers. *mom* verdrängt. Es scheint, daß das Wort aus skr. *madana* abzuleiten ist. Wenigstens geben die wichtigsten Anekārthakośas unter den Bedeutungen von *madana* auch „Wachs" an: Trikāṇḍaśeṣa 3, 3. 252; Hemacandra Anek. 3, 389; Medinī *n* 103; Vaijayantī (I, 3. 8. 137), II, 2. 1. 61; Maṅkha 496. S'KD. 3, 587 s. v. *madanaka* zitiert den späten Bhāvaprakāśa (1, 2. 10 am Ende, ed. Vidyāsāgara, 1875) für die Bedeutung „Wachs".

Zu 3, 69. 5 (2698 C, 66. 5 K = Nāla 17, 5) wird erklärt: *pipluḥ raktatilakākṛti lāñchanaṃ Mahārāṣṭrāṇām masa iti prasiddham /* M. *mas*[a], G. *mas*[a], *maso,* H. *masā, massā* „Muttermal". Die Etymologie ist unsicher. Wahrscheinlich gehört es

indes zu *māṣa* „Bohne“, „ein bohnenähnlicher Hautausschlag“ = H. *māṣā, māṣ*; vgl. skr. *maśaka* „bestimmte Hautkrankheit“ und B. *māsaṛ*[a]*yā* „‘Gerstenkorn’ am Augenlid“. S'KD. 3, 648 s. v. *maśaka* gibt an: *rogaviśeṣaḥ / māśā iti hindī / āṃcila iti vaṅgabhāṣā // iti S'abdaratnāvalī* // B. *āṃcil*[a] heißt „Warze“; hier also jedenfalls wird zwischen „Hautausschlag“ und „Warze“ kein Unterschied gemacht.

Holtzmann hat III, 79 auf Glossen aufmerksam gemacht, die in B 1863 den Kommentar ergänzen. In B 1890 sind sie teilweise weggefallen, darunter auch die folgende zu 1, 70. 21 (2864 C, 91. 23 K). Nīlakaṇṭha: *mahākacchaiḥ mahātunnakaiḥ . . . /* Glosse: *nāṃdarukhīti prasiddhaiḥ.* Ebenso Maheśvara zu AK. 2, 4, 127/128 (2, 4. 4. 15/16 LD): *nāṃdarukhī iti khyātasya.* Hier liegt eine Verwechslung vor. Skr. *kaccha, tunna, nandīvṛkṣa* (vgl. AK. aaO.) sind Namen des indischen Mahagoni-Baumes, „*Cedrela toona* Roxb.“ M. *nāṃd*[a]*rukī, -khī* dagegen bezeichnet die „*Ficus Benjamina* L.“ und hat mit skr. *nandīvṛkṣa* nichts zu tun. — Eine ähnliche Verwechslung zeigt Wilson, der laut PW. 2, 17 *kaccha* auch die Bedeutung „*Hibiscus populneoides* Roxb.“ zuschreibt. Diese Eibisch-Art heißt im M. *piṃpar*[a]*ṇi*, *piṃp*[a]*rī* (laut Molesworth). Nach Sir George Watt *Dictionary of economic products of India* (Calcutta 1885—1896) Vol. III, p. 346 wäre aber „*pimpri*“ die Bombayer Bezeichnung der „*Ficus Benjamina* L.“! Hier kann völlige Klarheit nur eine Untersuchung schaffen, die sich die Arbeiten von Crooke und Grierson zum Muster nimmt.

Das merkwürdigste Wort, das Nīlakaṇṭha aus der *bhāṣā* zitiert, steht im Kommentar zu 12, 294. 5 (10 795 C, 300. 5 K): *rūpopajīvanaṃ jalamaṇḍapiketi dākṣiṇātyeṣu prasiddham / yatra sūkṣmavastraṃ vyavadhāya carmamayair ākārai rājāmātyādīnāṃ caryā pradarśyate /* „*rūpopajīvana* ist bei den Südländern als *jalamaṇḍapikā* bekannt. Dabei wird, nachdem man ein dünnes Tuch aufgespannt hat, durch Figuren aus Leder das Treiben der Könige, Minister usw. vor Augen geführt“. Pischel hat diese Stelle in seiner Abhandlung über „Das altindische Schattenspiel“ (SBAW. 1906, S. 482—502) auf S. 485 ff. ausführlich besprochen. Zu *jalamaṇḍapikā* „Schattenspiel“, das nirgends nachweisbar ist, vergleicht er, zögernd, M. *jaḷap*[a] „the images arising in sleep out of the occupations or thoughts of the day“, also wohl durch Alpdruck oder Fieberglut erzeugte Traumbilder. Aber es ist nicht angängig, diese Bedeutung von

jaḷap^a von den übrigen: „Hitze", „Zorn", usw. und vom Verbum *jaḷaṇeṃ* „brennen, glühen" (skr. *jval-*) abzutrennen. — *jalamaṇḍapikā* läßt sich ohne weiteres in *jala* und *maṇḍapikā-* scheiden. *maṇḍapa* mit Ableitungen und Zusammensetzungen ist im Sanskrit gut bezeugt, und auch in die neuindischen Sprachen übergegangen: skr. *maṇḍapikā* „kleiner Pavillon", *puṣpamaṇḍapikā* „Blumenlaube", *paṭamaṇḍapa* „Zelt"; G. M. H. B. *maṃḍap*^{a}, *maṇḍap* „an open shed, a temporary building (erected for a ceremony)"; M. *maṃḍapī* „a canopy of light frame-work". Überall liegt der Grundbegriff klar zutag: ein leichtes Bauwerk, ein Gerüst. Danach heißt also *jalamaṇḍapika* eigentlich die Schattenspielbühne, und hat eine ähnliche Bedeutungsentwicklung durchgemacht wie griech. *θέατρον*. — *jala-* erscheint im Sanskrit wie in den modernen Sprachen als erstes Glied zahlreicher Zusammensetzungen, jedoch stets in der Bedeutung „Wasser"; hiervon ist also zunächst abzusehen. Nun gibt aber im Hindī das Nāgarī-Zeichen *j* auch verschiedene fremde Zeichen wieder: pers. *ž*, arab.-pers. *z*, *ḏ*, *ẓ*. Arab. *ẓill* „Schatten" ergibt in Nāgarī **jill*^{a}. Es bliebe noch zu erklären, wie **jill*^{a}*maṇḍapikā* zu *jalamaṇḍapikā* werden konnte. Die bloße Annahme eines Schreiberfehlers erscheint allzu billig. Ich vermute vielmehr Metonymie, vielleicht mit Anlehnung an M. H. *jal*^{a}*mandir*^{a} „a house or fabric erected in the midst of water (commonly used as a summerhouse); subterranean apartments constructed in the bank of a river to serve as a retreat in the hot season". Vgl. auch skr., B. *jalayantramandira*. Auf die Frage, wo sich diese Metonymie vollzogen hat, bei einem Abschreiber, bei Nīlakaṇṭha selbst (der das Wort den *dākṣiṇātyas* zuweist, es also nicht aus dem Sprachgebrauch seiner Heimat oder seines Wohnortes genommen hat), oder im Sprachgebrauch überhaupt, gibt es vorläufig keine Antwort, da die Wörterbücher versagen. Es sei nur noch auf die merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht, daß bislang über Schattenspiel im modernen Indien meines Wissens noch nie und nirgends berichtet worden ist!

Unbefriedigend erscheint die Erklärung der — vielleicht gar nicht von Nīlakaṇṭha stammenden — *ṭīkā* zu 7, 61. 8. (2267 C, 61. 9 K) *rāgakhāṇḍavaṃ guḍaudanaṃ parpaṭikā iti Vaidarbhāḥ* / Verfehlt ist die Anziehung von *guḍaudana* „gezuckerter Reis"; zu MBh. 13, 132. 7 (6162 C), wo das Wort nochmals vorkommt, schweigt Nīlakaṇṭha. Statt *parpaṭikā* erwartet man doch wohl die neuindische Form: G. M. *pāpaḍ*^{a}, H. *pāpar*^{a}, *pāpaṛ*^{a}.

Eine bessere Erklärung gibt er bei 14, 89. 41 (2684 C) zu *khāṇḍavarāga* und bei 15, 1. 19 (19 C) zu *rāgakhāṇḍava*; sie stimmt ungefähr zu der PW. 6, 308 s. v. *rāgaṣāḍava* aus dem (ganz modernen) Nighaṇṭa Prakāśa zitierten: „halbreife Mangofrüchte in Syrup eingemacht mit Ingwer usw." — Dagegen führen die neuind. Wörterbücher für *pāpaḍ*[a] usw. an: „a thin crisp cake made of any pulse". Nur M. *pāpaḍī* kann auch ein Zuckerwerk wie *rāgakhāṇḍava* bedeuten.

Sehr unklar ist der Kommentar zu 3, 35. 3 (2378 C): *śūnyeveti pāṭhe 'pi sa evārthaḥ śvayate praviśatīti śūnaḥ sthūlasūcī sūvā iti prasiddhaḥ alpaḥ śūnaḥ śūnī tayeti yogāt* /. Im Text steht *sūcyeva* „wie durch eine Nadel"; die Variante *śūnyeva* findet sich wirklich in der einen Berliner Handschrift (Weber I, Nr. 402) Bl. 70 r. Es liegt wohl ein alter Schreibfehler zu Grunde, denn ein skr. *śūna*, *śūnī* „Nadel" gibt es nicht. — M. *suvā*, H. *sūā*, *sūvā* ist eine große Nadel, z. B. eine Packnadel, die dicke eiserne Nadel der Wollweber (Grierson § 494), die große Stopfnadel der Seidenweber (ib. § 499), die Ahle der Buchbinder (ib. § 589).

Vier *bhāṣā*-Wörter sind mir völlig unverständlich geblieben: MBh. 1, 5033 C (138. 42 K) lautet:

tatas tu śayane divye nāgadatte mahābhujaḥ /
aśeta Bhīmasenas tu yathāsukham ariṃdamaḥ //

„Darauf streckte sich der langarmige Bhīmasena, der Feindesbezwinger, behaglich auf einem himmlischen, von den Schlangen bereiteten Bette aus". Fauche, Rāy, Dutt folgen diesem Text. Aber B 1, 128. 72 bietet die lectio difficilior *nāgadaṃte*. *nāgadanta* ist ein „Pflock in der Wand zum Anhängen von Sachen", nach S'KD. 2, 848 = B. *dāṇḍā*, was u. a. „Bettpfosten" bedeuten kann. Es scheint mir nicht, daß diese Lesart haltbar ist. Aber Nīlakaṇṭha kennt nur sie und erklärt: *nāgadaṃte bhittito bahir nirgate dāruṇi kṛtam yad āsanasthānam tatra jharokhā iti bhāṣayā prasiddhe* /. *jharokhā* „ein auf einem aus der Wand hervorspringenden Holz bereiteter Sitzplatz"? Aber M. H. *jharokā*, *jharokhā*, B. *jharakā* ist ein „kleines Fenster", ein „Guckloch"! Vielleicht ist *jharokhā* ein aus der Mauer vorspringendes Erkerfenster, und ursprünglich jeder aus der Wand vorspringende Balken u. dgl.[1])

---

[1]) Die Berliner Handschrift (Weber II, 1, Nr. 1510) zeigt Bl. 286 v. die ganz verstümmelte Lesart *saroṣā*.

Zu 2, 21. 20 (816 C, 21. 24 K): *śṛṅgaṃ taṃ giriṃ [= Caityakam] eva śṛṅgavad ucchritaṃ bhāṣāyāṃ manurā iti prasiddhaṃ* / Die Wörterbücher versagen.

MBh. 4, 42. 16 (1340 C) lautet:

nistriṃśo 'yaṃ guruḥ pītaḥ sāyakaḥ paranirvraṇaḥ /
kasyāyam asitaḥ khaḍgo hemabindubhir āvṛtaḥ //

Nīlakaṇṭha erklärt *nistriṃśa, sāyaka, paranirvraṇaḥ* und fährt fort: *śikya iti pāṭhe puruṣadvayenohyamānā sāṃgīti prasiddhā tadyogyaḥ* // Es ist nicht ersichtlich, welches Wort durch die Lesart *śikyaḥ* oder *śikye* ersetzt werden soll. Was soll diese „von zwei Männern getragene" *sāṃgī* zu einem Vers, der von einem Schwert handelt? Weder M. H. *sāṃg*ᵃ „Speer", noch gar G. H. *sāṃgī* „support on which the pole of a cart is propped" passen hierher.

MBh. 7, 57. 4 (2199 C) lautet:

naṭanartakagandharvaiḥ pūrṇakair vardhamānakaiḥ /
nityodyogaiś ca krīḍadbhis tatra sma pariharṣitāḥ //

Fauche übersetzt: „On était réjoui là par des Gandharvas, histrions et danseurs, par des jeux [*sic*] continuellement en exercice, fortunés" und korrekter Rāy: [„These Brāhmanas . . .] were always delighted by actors and dancers and singers, thoroughly competent and wellversed (in their respective arts), engaged in sports and ever striving for their diversion". — Es ist nicht recht klar, was *pūrṇakair vardhamānakaiḥ* heißen soll, indessen erscheint Rāy's Wiedergabe annehmbar. — Die anonyme *ṭīkā* dagegen zeigt eine ganz andere Auffassung: *pūrṇakaiḥ svarṇacūḍaiḥ ḍāmkulatā iti dākṣinātyaprasiddhaiḥ vardhamānakair ārārtikahastaiḥ* // *ārārtika* soll wohl *ārātrika* sein, *vardhamānaka* also den „Lampenschwinger" (bei bestimmten Zeremonien) bedeuten. Wie sich dieser Sinn entwickelt haben soll, und was diese Lampenschwinger in der Gesellschaft von Tänzern usw. zu suchen haben, ist ganz unverständlich. — Hemacandra Anek. 3, 64, Medinī *k* 124 geben an: *pūrṇakaḥ svarṇacūḍe*, „der blaue Holzhäher". Was soll an dieser Stelle ein Vogel? *ḍāṃkulatā* ist nirgends verzeichnet zu finden. — Die Berliner Handschrift (Weber II, 1 Nr. 1515) Bl. 74 v (zu 7, 55. 4) hat folgenden Kommentar: *pūrṇakaiḥ stutipāvakair vardhamānakaiḥ / vardhāpanakaiḥ sarājā atyakalpayet.* Das ist völlig unbrauchbar.

II. Pṛthvīdhara's Kommentar zur Mṛcchakaṭikā.[1])

„Pṛthvīdhara, client of Rāmasiṃhadeva of Mithilā" (Aufrecht Cat. Cat. I, 345), das ist all unser Wissen über den Kommentator der Mṛcchakaṭikā. Dies Faktum stützt sich auf das Kolophon am Ende der Berliner Handschrift des Kommentars (Weber Verz. I, 545): *iti Mithilādipati-śrīmad-Rāmasiṃhadeva-kṛta-Mṛcchakaṭikā-vivṛtau daśamo 'ṃkaḥ* // Daß hier wirklich von einem Patron, der die Abfassung des Kommentars veranlaßte, die Rede ist, wie Weber vermutete, bestätigt das Schlußkolophon einer anderen Handschrift (R. G. Bhandarkar Lists of Skr. Mss. in private libraries in the Bombay Presidency Part I, 1893, Nr. 90): *iti śrī-Rāmadeva-kāritā Mṛcchakaṭī-vṛttiḥ* / — In den beiden gedruckten Ausgaben fehlt dieses Kolophon. Bei Godabole steht unter dem Text der Kommentar (*Suvarṇālaṃkaraṇa*) des *Lallādīkṣita*, verfaßt samvat 1878 = 1822 p. C. auf Veranlassung Wilsons. Dies ist nichts weiter als ein Plagiat an Pṛthvīdhara, um dürftige, obendrein oft noch verfehlte Zusätze erweitert.

Der Patron des Pṛthvīdhara, Rāmasiṃha von Mithilā, scheint nicht ermittelt zu sein. Es ist also vorderhand unmöglich, die Zeit des Kommentators zu bestimmen. Alt ist er auf keinen Fall. Vielleicht ist er mit einem der andern von Aufrecht zusammengestellten Pṛthvīdharas identisch, etwa mit Pṛthvīdhara-bhaṭṭa, Vater des Rāghava-bhaṭṭa, der eine Arthadyotanikā zur S'akuntalā verfaßte (Bhandarkar List Nr. 107).

St. 6, 6: pkr. *gallakka* = skr. *galvarka* „Trinkschale" (Hemacandra Abh. 906); G 17, 133 liest *mallakka*, P 11, 6 *mallaka*. Ähnlich stehen sich die Lesarten an zwei anderen Stellen gegenüber: St. 77, 11 (G 220, 33, P 131, 15) und St. 126, 9 (G 348, 388, P 209, 1). Mir erscheint die zweite Lesart sehr verdächtig; skr. *mallaka* ist sehr schlecht bezeugt und auch für skr. *mallikā* verzeichnet PW. nur Kośa-Stellen. Pṛthvīdhara's Lesart läßt sich aus den Handschriften nicht sicher bestimmen,

---

[1]) Folgende Ausgaben liegen zu Grund: *Mṛcchakaṭikā*, ed. A. F. Stenzler, Bonn 1847, — ed. by N. B. Godabole, Bombay 1896 (Bombay Skr. Series 52), — ed. by K. P. Parab, Bombay 1900 (Nirṇaya Sāgara-Press); bezeichnet als **St, G, P.** Von Übersetzungen habe ich eingesehen: Paul Regnaud (*Le Chariot de la Terre cuite*, Paris 1876—77), Otto Böhtlingk (St. Petersburg 1877), Ludwig Fritze (Chemnitz 1879), Hermann Camillo Kellner (*Vasantasênâ*, Leipzig 1894, Reclam) und Arthur William Ryder (*The little clay cart*, Cambridge, Mass. 1905, Harvard Oriental Series 9). — Bei Wörtern, die bereits Stenzler erkannt hat, ist am Schluß des Absatzes sein Name beigefügt.

man mag immerhin P 11, 9 (G 497, 2 v. u.) folgen: *mallakaḥ pātraviśeṣaḥ patrapuṭo vā / d o n ā iti prasiddho . . . /* Lalladīkṣita hat (G 18, 6) *daunā*. M. *doṇ*ª, *donā*, H. *donā*, *daunā* „a cup, a trough"; vgl. skr. *droṇa*. — [Stenzler.]

St. 8, 3 (G 22, 179, P 14, 10): pkr. *v a r a ḍ ā* = skr. *varaṭā* „Wespe". Komm. P 14, 7 (G 498. 1 v. u.): *varaṭā v ī r a ṇ ī iti khyātā /* [St. *vīriṇī*]. U. *b i r n ī*, *bhir*, *bhiṛ*, ferner *baṛ*, *barr*, *barerā*, *burlā*; vgl. noch skr. *varala*. — [Stenzler.]

St. 10, 24: pkr. *ṇ ī ś ā ś ā*, von Böhtlingk nach der Calcuttaer Ausgabe (1870) in *ṇīṇāśa* verbessert; P 19, 13, G 29, 252: *ṇiṇṇāśā* = skr. *nirnāsā* laut der Chāyā. Richtiger und sinngemäßer wird man *ṇiṇṇāśā* als Haplologie für *ṇiṇṇanāśā* (so lesen laut G zwei Handschriften, verstoßen aber damit gegen das Metrum) = skr. *nimnanāsā* auffassen. So auch Pṛthvīdhara (P 20, 2, G 501, 7). — Die Berliner Handschrift (Stenzler's codex D) hat am Rande: *n a k a ṭ ī loke*. G. *nak*ª*ṭuṃ*, M. H. *nak*ª*ṭā* „Stupsnäschen, Schelm". Letztere, im H. vorherrschende, Bedeutung paßt hier ganz gut. — [Stenzler.]

Schwierigkeiten bereitet skr. *g a ṇ ḍ a*, das im zweiten Akt in der Chāyā viermal (St. 31, 16. 31, 20. 32, 5. 39, 17 = G 90, 123. 91, 127. 92, 137. 116, 346) pkr. (Ḍhakkī) *g a n t h u* „Verschreibung" (aus skr. *grantham*; Pischel Gramm. der Prākrit-Sprachen § 351) erklärt. P (58, 3. 58, 7. 59, 4. 72, 5) setzt *gaṇḍa* sogar in den pkr. Text. Anderswo ist diese Bedeutung von skr. *gaṇḍa* nicht zu belegen. — Zur ersten Stelle gibt Pṛthvīdhara (P 58, 2, G 511, 1) an: *gaṇḍam gaṇḍo lagnaka iti pūrvaṭīkā /* also „Bürge", und wohl auch „Bürgschaft". — Ähnlich erklärt (der ganz moderne) Rāmamayaśarman: *g a ṇ ḍ o niryamaviśeṣaḥ / v a n d ī v a s t h a iti bhāṣā /* lies: *vandovastha* = *U., pers. b a n d - ū - b a s t* „Verbindlichkeit". — Zur letzten Stelle erklärt Pṛthvīdara (P 72, 2, G 513, 8): *b h ū t o g a ṇ ḍ a ḥ / suvidhānam ity arthaḥ / k h a ṇ ḍ a iti marahaṭṭaprasiddhaḥ /* M. *k h a ṇ ḍ*ª heißt „Geldstrafe, Kontribution, Vertrag".

St. 34, 4 (G 98, 190, P 62, 11): *k i ṇ a ḥ* „Schwiele". Komm. (P 62, 3, G 511, 5 v. u.): *kiṇaḥ g h ā ṭ i ḥ iti prasiddhaḥ /*; Lallādīkṣita hat *ghaṭṭā*. M. *ghaṭā*, H. *g h a ṭ ṭ ā*, *gaṭṭā*, *gaṭṭhā*, B. *ghāṃṭā*. Bei Pṛthvīdhara steht die B. Form, durch leicht verständliche Schreibfehler entstellt; Godabole's Fragezeichen ist unnötig.

St. 34, 10 (G 99, 197, P 62, 18): *k a l y a v a r t a m* „Frühstück"; hier in übertragener Bedeutung „Kleinigkeit" (Böhtlingk). Die Berliner Handschrift hat am Rande: *k a l e v ā loke*. H. *kaleū*, *kalevā* „cold meat, breakfeast". — [Stenzler.]

St. 43, 6 (G 128, 8, P 79, 9): pkr. *palakka* laut Chāyā = skr. *lampaṭa* „begierig“. Komm. (P 79, 5, G 514, 6): *palakko lampaṭaḥ / paḍakalā iti mahārāṣṭrabhāṣā /*. Das *deśī*-Wort *palakka* steht nicht in HD; dabei ist indessen zu beachten, daß es sich hier um ein Wort der Māgadhī handelt. Vielleicht darf man HD. 6, 8 *palāo corammi* „Dieb“ heranziehen? — M. *paḍ*^{a}*kalā* verzeichnet Molesworth nicht. Ich vermute Zusammenhang mit M. *kal*^{a} „inclining or propension of mind or will“ mit Präfix *paḍ*^{a}, das herabsetzende Bedeutung hat (vgl. *paḍ*^{a}*ghar*^{a} „a deserted house“, *paḍ*^{a}*nāṃva* „Vorname“).

St. 50, 21 (G 150, 225, P 90, 7): *vṛka* „Wolf“; Komm. (G 515, 21, P 90, 2): *vṛka iti huṇḍāra iti prasiddhaḥ /* H. *huṃḍār*^{a}, *huṃṛār*^{a}, *huṃrār*^{a} „Wolf“, ein Wort dunkler Herkunft, das sich weder im B. noch im M. wiederfindet.

St. 126, 1 (G 347, 378, P 208, 7), Bühnenanweisung: *parikaraṃ badhnan* „das Lendentuch festbindend“ soviel als „sich rüstend, sich anschickend“. Als Kommentar hierzu gibt G 533, 16 kritiklos einen verderbten Text, P 208, 3 liest dagegen korrekt: *parikaraṃ kācha iti prasiddham /* H. *kāch*, *kāchā* „Lendentuch“. — pw. 4, 36 s. v. *parikara* 5) = *paryaṅka* ist „Gürtel“ in „Lendentuch“ zu verbessern.

Eine interessante Gruppe für sich bilden im zweiten Akt die Ausdrücke des Würfelspiels. Die im Text stehenden Worte sind eingehend behandelt von Heinrich Lüders „Das Würfelspiel im alten Indien“ (Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F. IX, 2) Berlin 1907. Pṛthvīdhara gibt eine Anzahl neuindischer Ausdrücke, zeichnet sich indes nicht durch besondere Klarheit aus, sondern bringt sogar einiges ganz verfehlt vor. Zudem scheint der Text verderbt zu sein; jedenfalls hat er schon Lallādīkṣita geradeso vorgelegen.

In der ersten Strophe des zweiten Aktes (St 29, 19 f., G 82, 72 ff., P 53, 14 ff.) wird mit den Wörtern *gaddahī* (skr. *gardabhī*) und *sattī* (skr. *śaktī*) gespielt: „Eselin“ und „Eselwurf“, bezw. „Speer“ und „Speerwurf“. Über die Bedeutung der beiden Wurfnamen s. Lüders S. 36 und 30. — Komm. (P 54, 1, G 509, 4 v. u.): *gaddahīti gardabhīnāmadheyyā / . . . / gaddahīti varāṭikānāma / gardabhīśaktike ārthī* [St. *āthī*] *iti prasiddhadyūtake kapardakanāmadheye /* Irrig werden also hier *gardabhī* und *śaktī* als Namen des Kauri-Würfels im *ārthī*-Spiel bezeichnet. Für letzteres darf man wohl neuind. *ārthī* „Bettler“ heranziehen, ob auch die Wörterbücher jene Bedeutung nicht enthalten.

St. 30, 21 (G 87, 103, P 56, 9): *kattāśadde* „das Geklapper der Würfel". St wie P lassen *kattā* als Tatsama in der Chāyā zu; es gibt aber kein solches Wort im Skr. Es ist vielmehr ein *deśī*-Wort, HD. 2, 1: *kattā andhiakavaddiāsuṃ*, Komm. *andhikādyūtakapardikā. andhikā* ist ganz gewiß kein harmloses „Blindekuh" (vgl. PW.), das zeigen schon die Angaben der Lexikographen: = *kaitava* (Hemacandra Anek. 3, 6), = *dyūtabheda* (Medinī *k* 45 Calc., 46 Vidy.). — „Vocem *kattā* D interpretatur *kapardikā*" (Stenzler); dies fehlt im gedruckten Text, der arg verderbt scheint, auch bei Lallādīkṣita. Ich versuche folgende Restituierung: *kattā kauḍī iti prasiddhaḥ / nā(n)dīpūrvo nādīpūrā iti prasiddho dyūta ity anye / nā(n)dī nakkī iti bhāṣāyām / pūrvaḥ pūrā iti bhāṣayā prasiddhaḥ //* — *kattā* „Kauri" würde zu Hemacandra's Angabe stimmen. H. *nakkā*, *nakkī* „a nasal twang, a cowrie thrown upon its face (lit. 'nose'), the ace (at dice etc.)". Zu *nā(n)dī* vgl. *nandi* = *dyūta*, Hemacandra Anek. 2, 225. — H. *pūrā* heißt „voll"; hier wohl „voller Wurf", d. h. „Wurf ohne Rest (durch vier teilbar)", also = *kṛta, kaṭa.*

Im 9. Vers des zweiten Aktes (St 33, 9, G 96, 171, P 61, 13) sind die vier Wurfnamen *trētā*, *pāvara*, *nardita*, *kaṭa* genannt (vgl. Lüders S. 41). Komm. 61, 2 (G 511, 16): *tretā tīyā iti prasiddhaḥ / pāvaro dūā iti khyātaḥ / nardito nāndī iti prasiddhaḥ / kaṭena pūrā iti prasiddhena / pāvaraḥ pūrā kaṭo dūā iti kecit /* Lallādīkṣita: . . . / *nardito nāndī nakkī iti prathitaḥ* / . . . / — H. *tīyā* „the tres (at dice etc.)"; H. *dūā*, M. *duvā* „the deuce"; H. *nakkī* [s. oben] „the ace". Das stimmt mit Lüders' Ausführungen überein. Für *pūrā* wurde oben eine Erklärung versucht. — Es bleibt nur *nāndī*. Ich vermute, daß es in Pṛthvīdhara's Text *nakkī* verdrängt hat. Vielleicht sind *nāndī* (*nādī*) und *pūrva* aus anderem Sprachgebrauch entnommen; oder sie lassen sich vielleicht einmal in einem H. Text nachweisen. *pūrva* könnte auch eine falsche Übersetzung ins Skr. von H. *pūrā* sein.

III. S'ivarāma Tripāṭhin.[1]

Eine ganze Anzahl Werke und Kommentare tragen den Namen des S'ivarāma (vgl. Aufrecht Cat. Cat. I, 652, II, 155, III, 135). Davon liegen gedruckt vor: ein *Uṇādikośa* in dem

[1]) Benutzte Texte: *Bāṇa: Kādambarī*, ed. by P. Peterson (3. ed., Bombay 1899—1900, Bombay Skr. Series 24). — *Subandhu: Vāsavadattā*, ed.

Saṭkośanāmsaṃgraha (Benares samvat 1930 = 1873, lithogr.), eine *Nakṣatramālā* (grammatisches Gedicht) in der *Kāvyamālā*, Part V, Nr. 4 (1888) und ein Alaṃkāra-Werk *Rasaratnahāra* ib., Part VI, Nr. 8 (1890). Ferner der Kommentar zur *Kādambarī*, von Peterson in dürftigen Auszügen mitgeteilt, der *Kāñcanadarpana* zur *Vāsavadattā* und die *Bhūṣaṇā* zum *Daśakumāracarita.* Gegen die sorgfältigen Erklärungen des Bhānucandra und Siddhacandra zur *Kādambarī* gehalten, erscheinen die Kommentare des S'ivarāma äußerst dürftig; sie geben fast nur Worterklärungen durch Synonyma, Zitate aus Kośās usw. Die Zitate aus der Vaijayantī, bei S'ivarāma wie bei Kavīndra, stammen keinesfalls aus dem Kośa des Yādavaprakāśa, wie bereits Th. Zachariae GGA. 1894, S. 824 festgestellt hat.

Ich bespreche in diesem und dem folgenden Abschnitt nur die Wörter, die ich zu identifizieren vermochte; zahlreiche von S'ivarāma zur Vāsavadattā zitierte Pflanzennamen habe ich von vornherein beiseite gelassen.

1. Zur Kādambarī.

In Peterson's Auszügen findet sich nur ein *bhāṣā*-Wort zitiert. *Pūrvabhāga*, śloka 18: *diśām alīkālakabhaṅgatāṃ gatas* . . . „zur Locke am Stirnhaar der Himmelsfrauen geworden". Komm.: *alīko nāgaraḥ [?] / . . . / julupha iti bhāṣāprasiddhaḥ /* G. *julph*[a], *julphāṃ*, M. *julūp*[a], H. *juluph*[a], *julphaṃ*, B. *jul*[a]*pi* entlehnt aus pers. *zulf* „Locke".

2. Zur Vāsavadattā.

S. 8, 4 (4, 2 v. u.) zu Vers 10: *bakāḥ kahvā bhāṣāyāṃ bakulā iti khyātāḥ.* M. *bag*[a]*ḷā*, H. *bakulā*, *bagulā*, *bag*[a]*lā* „Reiher". Skr. *baka* ist nach PW. freilich der „Kranich". Aber AK. 2, 5. 22 werden *baka* und *kahva* als Synonyma aufgeführt (LD. übersetzt dort „grue").

---

by F. Hall (Calcutta 1859, Bibliotheca Indica O. S. 116, 130, 148 = Vol. 30), — ed. by Jibananda Vidyāsāgara (Calcutta 1874). Bei den Zitaten verweisen die eingeklammerten Zahlen auf die letztere Ausgabe. — *Daṇḍin: Daśakumāracarita*, ed. by H. H. Wilson (London 1846), — ed. by G. Bühler and P. Peterson (Bombay 1873. 1891, Bombay Skr. Series 10., 42.), — ed. by N. B. Godabole and K. P. Parab (3. ed., Bombay 1898 Nirṇaya Sāgara-Press). Zitiert Wi; Bū bezw. Pe; die ersten Zahlen beziehen sich auf die dritte Ausgabe, die allein die Kommentare vollständig abdruckt.

S. 21, 13 (12, 5): *krakaco 'strī karapatram ity Amaraḥ* [2, 10. 35] / *karavata iti bhāṣāyām* / G. M. *kar*^{a}*vat*^{a}; H. *karot*^{a}, *karont*^{a}, *karānt*^{a}; U. *karot, karaut, karont* „Säge". Vgl. unten zu S. 285, 1 (147, 11).

S. 45, 3 (25, 3): *rājatatāṭaṅka iva raupyakarṇabhūṣaṇaviśeṣa iva ḍheṃḍhī* [Hall fälschlich *ṭhemṭhī!*] *iti bhāṣāyām* / H. *ḍheṛhī* „an ear-ornament". B. *ḍheṃṛi* „an ornamented gold stud worn on the lobe of the ear" (T. N. Mukharji Art-Manufactures of India, Calcutta 1888, p. 111).

S. 46, 9 (25, 15): *kārpaṭikajanair vastrayācakabhikṣubhiḥ kapaḍiyā iti bhāṣāprasiddhair* . . . / M. *kāpaḍī* „an individual of a class of mendicants".

S. 54, 7 (29, 16): *ālavālenāvālena* / *thālā iti bhāṣāyām* / G. B. *thāḷ*^{a}, M. *thāḷā* „rundes flaches Metallgefäß", H. *thālā* „große flache Schüssel, Wassergrube am Fuß eines Baumes". Vgl. skr. *sthālī*.

S. 54, 11 (29, 20): *parikhāvalayena* // *khāī iti bhāṣāyām* / Neuind. *khāī* „Graben", vgl. skr. *khan-* „graben", *khāta* „Graben, Grube".

S. 57, 7 (31, 7): *kapolacāturikā galamasurikā iti bhāṣāyām* / Als Kompositum finde ich nur verzeichnet: G. *gāl*^{a}-*masuriyāṃ* (n. pl.) „small round cushions", vgl. skr. *gallacāturī* (S'KD. 2, 319), *gallopadhānīya* „Ohrkissen" (PW. 5, 1375). — G. M. *gall*^{a}, G. M. H. *gāl*^{a} „Wange" zu skr. *galla* (nur in Wörterbüchern verzeichnet). Skr. *masūra, masūraka* „Kopfkissen", ebenfalls nur in Kośas; bei neuind. Entsprechungen ist nur die andere Bedeutung „Linse" angeführt.

S. 76, 17 (41, 17): *kuddāla iva* . . . / *kudārīti bhāṣāyām* / G. *kodāḷī*, M. *kudaḷ*^{a} usw., H. *kuddāl*^{a}, *kudār*^{a}, *-l*^{a}, *kudārī*, *-lī* „Spaten".

S. 83, 11 (45, 4): *kacchaḥ* // *kacchālir iti bhāṣāyām* / Vgl. H. *kachāṛ*^{a}, *kachār*^{a} „moist and low land by a river".

S. 109, 9 (58, 10): *sudhādhavalaiḥ* / *sudhā epo 'mṛtam snuhīty Amaraḥ* [3, 3. 101 B = 3, 4. 18. 104 LD] / *chuhī iti prasiddhaṃ lepanadravyam* / Neuind. Belege vermag ich nicht beizubringen. Aber skr. *sudhā* = pkr. *chuhā* (Hc. I, 265); vgl. HD 3, 30: *chuhiaṃ littae*.

S. 174, 16 (91, 5): *pratihastako 'parahastakaḥ* / *gumāstā iti bhāṣāyām* / G. *gumāsto*, M. *gumāstā*, H. B. *gumāśtā* „an agent, a factor" aus pers. *gumāšta* (*gumāštan* „senden" usw.) „Beauftragter, Stellvertreter".

S. 177, 7 (92, 8): *karkarāsu giritaṭīṣu* // ... / *kāṃkara iti bhāṣayām* / M. *kaṃkar*ᵃ, G. *kaṅkar*ᵃ, H. *kaṃkar*ᵃ, *kāṃkar*ᵃ „a gravel, a nodule of limestone“.

S. 183, 2 (95, 4): *guṭikāstragulikā iva* // *guṭikāstraṃ gulela iti bhāṣayām* / *tasya gulikā iva* / *guriyā golī iti vā dvayaṃ bhāṣayām* / H. *gulel*ᵃ, *gulail*ᵃ „a pelletbow“. — G. M. *goḷī*, H. B. *golī* „any small ball“; vgl. skr. *gola* usw. — H. *guriyā* „a bead of a rosary or a necklace“; vgl. skr. *guḍa* usw. In anderem Sinn wird das Wort S. 198, 1 (103, 11) zitiert: *bhrāmako yatsam*ᵇ*andhāl lohaṃ bhramati sa guriyā iti khyātaḥ* / Diese Bedeutung „Magnet“ finde ich nicht aufgeführt.

S. 183, 6 (95, 7): *pañcāṅgulayaḥ* / *cuṭakī iti bhāṣayām* / neuind. *cuṭ*ᵃ*kī* „a pinch, a snapping the fingers“.

S. 187, 4 (97, 8): *kanduko gendukaḥ* / *gendukaḥ kanduka ity Amaraḥ* [AK 2, 6. 138 B = 2, 6. 3. 40 LD] *gendā iti gālamasuriyā iti bhāṣayām* / Die Anführung zweier *bhāṣā*-Wörter soll wohl andeuten, daß die skr. Wörter *anekārtha* sind. H. *geṇḍu*, *gend*, *gendā* „Spielball“. Für *gālamasuriyā* vgl. oben zu S. 57, 7 (31, 7).

S. 190, 1 (98, 15): *svastikaś catuṣkam iva* / *cauka iti bhāṣayām* / G. *coko*, M. *caük*ᵃ, *cauk*ᵃ, H. B. *cauk*ᵃ „a square“; gehört als Tadbhāva zu skr. *catuṣka*.

S. 255, 3 (132, 7): *maṭhikā maḍhīti bhāṣayām* / G. M. *maḍhī*, H. *maṛhī* „a cottage, a hut, a small temple“.

S. 265, 2 (137, 9): *gaudheraḥ* / . . . / [AK 2, 5. 6] / *goha iti khyātā* / H. *goh*ᵃ „the guana lizard, Gangetic alligator“.

S. 284, 4 (147, 4): *kedārikākoṣṭhikāsu* // *kedārikā eva koṣṭhikās tāsu* / *kedārakoṣṭhābhyām alpatve kani rūpam* / *kiyārīti bhāsāyām* / . . . / *koṭhā iti ca* / H. *kiyārī*, *kyārī*, *keārī* „Gartenbeet“, B. *keāri*. — G. *koṭhāra*, M. H. *koṭhā*, *koṭhī* „Kornspeicher“, B. *kuṭhi*, *koṭhā*, *koṭhi* in weiterer Bedeutung „a mansion, a factory“ usw. — Im vorliegenden Fall dürfte das Diminutiv *koṭhī* besser passen.

S. 284, 11 (147, 9): *nikaṣopalam ākaṣaḥ* / *ākaṣo nikaṣopalam* [Kośa-Zitat?] / *kasauṭīti bhāṣāyām* / G. M. *kasoṭī*, H. *kasauṭī* „Prüfstein“.

S. 285, 1 (147, 11): *karapatraṃ krakacam* / *krakaco 'strī karapatram ity Amaraḥ* [AK 2, 10. 35] / *ārā iti bhāṣāyām* / skr. *ārā* „Ahle, Pfrieme“, G. M. *ār*ᵃ „a pointed iron-spike“, H. B. *ārā* „a shoemaker's knife or awl“ sind zu scheiden von M. H. B. *ārā* „Säge“, das auf pers. *arra*, *ara* „Säge“ zurückgeht. — Vgl. oben zu S. 21, 13 (12, 5).

S. 285, 6 (147, 15): *gharaṭṭaḥ* / *jāta iti bhāṣāyām*/ Es ist *jāṃtā* zu lesen: M. *jāṃt*^{a}, H. *jānt*^{a}, *jāntā*, B. *jāṃtā* „Mühlstein“; vgl. Grierson §§ 443, 581, 619.

S. 287, 14 (148, 18): *kadambo nīpavṛkṣaḥ* / *kādamba iti pāṭhaḥ kvacit* / *kalahaṃsaḥ* / *kādambaḥ kalahaṃsaḥ syād ity Amaraḥ* [AK. 2, 5. 23] / *bataka iti khyātaḥ* / G. *batak*^{a}, M. *badak*^{a}, *batak*^{a}, H. *bat*^{a}, *batak*^{a}, *badak*^{a}, B. *batak*^{a} „Ente“ entstammen dem pers. *baṭak*, *baṭṭ*, *bat*. Die Etymologie dieses Vogelnamens bedarf noch einer Untersuchung; vgl. bis jetzt Gustav Meyer *Etymol. Wörterbuch der albanes. Sprache* (1891) S. 324 und Paul Horn *Grundriß der neupers. Etymologie* (1893) S. 51.

3. Zum Daśakumāracarita.

S. 60, 12 (53, 4 Wi, 43, 1 Bü): *jaṅghākarikaḥ* „Eilbote“. Komm. S. 220, 6: *jaṅghākarikaḥ* / *jaṅghākarikajāṅghikau ity Amaraḥ* [AK 2, 8. 73 B = 2, 8. 2. 41 LD] / *halakāra iti prasiddham* / G. *hal*^{a}*kāro*, M. H. *har*^{a}*kārā*, *hal*^{a}*kārā*, B. *har*^{a}*kārā* „Eilbote“ entlehnt aus pers. *har-kāra*, das genau einem skr. *sarvakāra* entspricht.

S. 63, 14 (56, 3 Wi, 45, 5 Bü): *nakhara*-. Komm. S. 220, 1 v. u.: *nakharaḥ* / *bāṃka iti bhāṣayā* / *nakharas tv asiputrikā iti Vaijayantī* [? ?] / M. *bāṃk*^{a}, *bāk*^{a}, H. *bāṃk*^{a} „gekrümmter Dolch“.

S. 64, 14 [56, 17 Wi, 45, 18 Bü): *kaṇapa*- eine Art „Lanze“. Komm. S. 221, 11: *kaṇapaḥ* / *lohastambhas tu kaṇapaḥ* [Kośazitat?] / *lohobandā bhāṣayā* / H. *loh*^{a}*bandā* „loaded with iron; an iron club“.

S. 73, 15 (65, 14 Wi, 52, 16 Bü): *pravahaṇena*. Komm. S. 224, 22: *pravahaṇaṃ karṇīrathaḥ* / *karṇīrathaḥ pravahaṇam ity Amaraḥ* [AK 2, 8. 52 B = 2, 8. 2. 20 LD] / *tāṃgā iti bhāṣayā* / H. *tāṃgā* „a small two-wheeled car, without a covering, in which only one person can sit“, „a 'tonga'“.

S. 79, 14 (71, 1 Wi, 57, 1 Bü): *saṃdaṃśaka*- „Zange“. Komm. S. 225, 1 v. u.: *saṃdaṃśakam* [sic!] / *sāṃḍasī iti bhāṣāyām* / H. *saṇḍāsā*, *saṇḍāsī*, *saṇḍ*^{a}*sī*, *saṇṛ*^{a}*sī*; danach dürfte hier *saṃḍasī* zu verbessern sein. Vgl. zur selben Stelle Kavīndra.

S. 81, 5 (72, 12 Wi, 58, 2 Bü): *dīpikā* „Fackel“. Komm. 226, 16: *dīpikā hastadīpaḥ* / *maśāla iti bhāṣāyām* / *dīpaśabdāt saṃjñāyāṃ kan* / *dīpikā hastadīpaḥ syāt iti Vaijayantī* [? ?] / G. *maśāl*^{a}, *masāl*^{a}, M. B. *maśāl*^{a}, H. *maśāl*^{a}, *maśālā* „a torch“ entlehnt aus pers. *maš'al*, *maš'ala* = arab. *maš'al* „Lampe, Leuchte“ (Wurzel *š ' l*).

S. 81, 6 (72, 13 Wi, 58, 2 Bü): *nāgarika-balam.* Komm. S. 226, 18: *nāgarikabalam nagararakṣākartuḥ bhāṣayā kotavāla ity ākhyasya balam sainyam* / G. *kot^a vāl^a*, M. *kot^a vāl^a*, H. *kot^a vār^a*, *kot^a vāl^a*, *kot^a vāy^a* (auch mit *ṭ*) „the chief officer of the police for a city"; vgl. „skr." *koṭṭapāla.*

S. 106, 8 (95, 10 Wi, 77, 3 Bü): *alindabhūmi* „Terrasse vor der Haustür". Komm. S. 231, 8: *alindabhūmir bahirdvārāgravarti catuṣkam* / *oṃṭā iti bhāṣayā prasiddham* / [AK 2, 2. 12] / G. *oṭalī, oṭalo,* M. H. *oṭā* „Veranda".

S. 118, 5 (106, 3 Wi, 85, 16 Bü): *bhṛṅgārakaḥ* „goldener Wasserkrug". Komm. S. 233, 4: *bhṛṅgaraḥ* / *bhāṣayā jhārī iti prasiddhaḥ* / *bhṛṅgāraḥ kanakāluka ity Amaraḥ* [AK 2, 8. 32 B = 2, 8. 1. 32 LD] / Neuind. *jhārī* „(langhalsiger) Krug".

S. 150, 6 (135, 16 Wi, 17, 21 Pe): *upahastikā* „a small bag or box holding betel or spices" (Wilson aaO.). Komm. S. 237, 6 v. u.: *upahastikā* / *pūgādyāvapanāvastrabhastrikā copahastikā iti Vaijayantī* [? ?] / *bhāṣayā caṃcī iti prasiddhā* / M. *caṃcī* „a bag with divisions"; vgl. skr. *cañca* „Korb" und vielleicht auch H. *cañcī* „a cloth wrapper or cover for a book" (als Dekhan-Wort bei Forbes). — Vgl. zur selben Stelle unter Kavīndra.

IV. Kavīndrācārya Sarasvatī.

Kavīndra lebte in Benares unter dem Patronat des Šāh-Jahān und seines Sohnes Dārā Šukōh, also in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der ihm zu Ehren verfaßte *Kavīndracandrodaya,* über den Marc Aurel Stein aaO. p. XXXIV f. berichtet, muß vor 1657 entstanden sein [vgl. oben S. 71 f.]. Sein einziges näher bekanntes und gedrucktes Werk ist die *Padacandrikā* zum *Daśakumāracarita.* Ein fragmentarisch erhaltenes *Śatapatha-brāhmaṇa-Bhāṣya* liegt in Bikāner. Nach einer Notiz von Arthur C. Burnell *Classif. Index to the Skr. Mss. in the Palace at Tanjore*, 1880, p. 163 hätte er auch ein *Haṃsadūta* verfaßt, also eine Nachahmung des Meghadūta. Indes enthält jenes Handschriften-Bruchstück vielleicht doch nur den Haṃsadūta des Rūpa Gosvāmin.

S. 1, 6 (1, 4 Wi, Bü): *kūpadaṇḍa* „Mast". Komm. 1, 4: *kūpadaṇḍo guṇavṛkṣakaḥ* / *ḍolakāṭhī iti bhāṣāyām* / M. *ḍol^a-kāṭhī* „Mast", vgl. H. *dol^a*, G. H. *ḍol^a* „Mast". *-kāṭhī* zu skr. *kāṣṭha.*

S. 1, 7 (1, 5 Wi, Bü): *akṣadaṇḍa* „pole-staff" (Wilson). Komm. 1, 8: *akṣadaṇḍo nābhikṣepaṃ kāṣṭham* / *āṃsa iti bhāṣā* /

Sollte hier nicht *vāṃsa* zu lesen sein? Vgl. G. *vāṃṣ^a*, M. *vāsā*, *vāṃsā*, H. *bāṃs^a*, B. *vāṃś^a* „a bamboo, a measure of 10 feet; a rafter; a pole fit for a rafter".

S. 12, 1 (8, 10 Wi, 6, 9 Bü): *śibira* (*śivira* Wi) „Heerlager". Komm. 12, 3: *śibiraṃ senāyā vāsasthānam / taḷa iti bhāṣāyām* / M. *taḷ^a* „a camp", eine nur dem M. eigene Bedeutungsentwicklung: G. M. *taḷ^a*, H. B. *tal^a* „Oberfläche, . . ." = skr. *tala*.

S. 26, 9 (19, 15 Wi, 15, 6 Bü): *śarāva* „flache Schüssel". Komm. S. 26, 9: *śarāvaḥ pātraviśeṣaḥ / kaḍhaī iti bhāṣāyām* / — M. G. *kaḍhaī* „Bratpfanne", vgl. H. *karāh^a*, *karāhī* „a boiling-pan", — skr. *kaṭāha*.

S. 34, 5 (26, 15 Wi, 20, 22 Bü): *kavaca* „Panzer". Komm. 34, 3: *kavacaṃ varma / cilakhata iti bhāṣāyām* / — G. M. *cil^akhat^a* „body-armour".

S. 34, 6 (26, 16 Wi, 21, 1 Bü): *tūṇīra* „Köcher". Komm. 34, 4: *tūṇīra iṣudhiḥ / bhātā iti khyātaḥ* / — Ebenso 84, 5 (75, 12 Wi, 60, 13 Bü): *bhastrikā* „Lederbeutel". Komm. 84, 6: *bhastrikā bhātā iti bhāṣayā prasiddhā / prasevikā ucyate bhastrā iti* / M. *bhātā* „Köcher, Lederbeutel", G. *bhāto*, *bhātho* „Köcher".

S. 44, 13 (36, 20 Wi, 29, 17 Bü): *kāraṇḍava* „eine Entenart". Komm. 44, 16: *kāraṇḍavo madguḥ / pāṇakombaḍā iti khyātaḥ / madguḥ kāraṇḍavaḥ plavaḥ ity Amaraḥ* [AK 2, 5. 34] / — M. *pāṇ^akombaḍā* „Indian water-hen" (Gallinula Akool *Sykes*). *pāṇ^a* ist die Präfixform von *pāṇī* = skr. *pānīya*; *kombaḍā* „Haushuhn".

S. 49, 13 (42, 9 Wi, 33, 20 Bü): *uśīra* „Narde" (Andropogon muricatum). Komm. 49, 3: *uśīro naladaḥ / vāḷā iti khyātaḥ* / — M. *vāḷā*.

S. 51, 7 (44, 9 Wi, 35, 16 Bü): *ālavāla* „Wassergrube am Fuß eines Baumes". Komm. 51, 5: *ālavālam āvālam / alem iti bhāṣāyām* / — M. *aleṃ*. — Vgl. zum selben skr. Wort S'ivarāma zur Vāsavadattā S. 54, 7 (29, 16).

S. 64, 14 (56, 17 Wi, 45, 18 Bü): *paṭṭiśa*. Komm. 65, 2: *paṭṭiśaḥ śastraviśeṣāḥ / paṭṭā iti prasiddhaḥ / paṭṭiśaḥ syād viśālāgraḥ iti Vaijayantī* [? ?] / — Vgl. die Besprechung dieses Wortes bei Nīlakaṇṭha [S. 76].

S. 64, 14 (57, 1 Wi, 45, 19 Bü): *tomara*. Komm. 65, 3: *tomaro lohagucchaḥ / bhāṣayā gurja iti / tomaro vegadaṇḍavān iti Vaijayantī* [? ?] / — G. *gur^ajo*, H. *gurj^a*, M. *gur^agūj^a* „an iron club" = pers. *gurz*. — Vgl. die Besprechung von *tomara* bei Nīlakaṇṭha [S. 75].

S. 74, 2 (65, 15 Wi, 52, 17 Bü): *ghoṣaṇā* „öffentliche Verkündung“. Komm. 74, 2: *ghoṣaṇā ḍinḍimaḥ / dāṃḍorā iti prasiddhaḥ* / M. *dāṃḍorā*, H. *ḍhanḍhorā* “the drum beaten by the public crier, a proclamation“, vgl. M. *dav^aṃḍī*, H. *ḍonḍī*, *ḍaunḍī*, G. *dāṃḍī* in gleicher Bedeutung.

S. 79, 14 (71, 1 Wi, 57, 1 Bü): *saṃdaṃśaka* „Zange“. Komm. 79, 17: *saṃdaṃśakam / bhāṣayā sāṃḍaśī iti* / — M. *sāṃḍaṇi*, *sāṃḍaśī*; G. *sāṃḍasī*. — Vgl. zur selben Stelle S'ivarāma.

S. 79, 15 (71, 2 Wi, 57, 2 Bü): *karkaṭaka* „krebsförmiger Haken“. Komm. 80, 1: *karkaṭako yantrasādhanam / bhāṣayā karkāṭaka ity ucyate / karkaṭakas tv ahau / bilve kucandane vṛkṣe yantrāṅge raktacandane iti Mahīpaḥ* / — G. *kar^akāṭak^a* „a pair of compasses“, M. *karkaṭ^a*, H. *kar^akaṭ^a* „a pair of compasses, a crab“.

S. 81, 5 (72, 12 Wi, 58, 2 Bü): *dīpikā* „Leuchte“. Komm. 81, 6: *dīpikā divaṭī iti lokaprasiddhā dīpikā hastadīpaḥ syāt iti Vaijayantī* [? ?] / — M. *div^aṭā, div^aṭī* „Fackel“. — Vgl. zur selben Stelle S'ivarāma.

S. 83, 9 (74, 18 Wi, 60, 3 Bü): *graiveya* „Halskette“. Komm. 83, 9: *graiveyam kaṇṭharajjuḥ / grīvāvibhūṣaṇe rajjau graivaṃ graiveyam ity api iti Vaijayantī* [? ?] / *bhāṣayā kilāvā iti prasiddham* / — G. *kilāvo*, M. *kilāvā*, M. H. *kalāvā* „the rope hanging from around an elephant's neck serving as stirrups for the rider“. Vgl. skr. *kalāpaka* (Hemacandra Abh. 1232).

S. 98, 10 (88, 19 Wi, 71, 14 Bü): *vyāma* „Klafter“. Komm. 98, 9: *vyāmaḥ parimāṇaviśeṣaḥ / bhāṣayā vāṃva iti prasiddhaḥ* / [AK 2, 6. 87 B = 2, 6. 2. 38 LD] / M. *vāṃv^a*, G. *bām^a*, *vām^a*, H. *vam* , *bam^a*, *bām^a* „a fathom“.

S. 100, 2 (90, 9 Wi, 73, 1 Bü): *upadhāna* „Kopfkissen“. Komm. 100, 4: *upadhānam upabarhaḥ / evam evāmaraḥ* [AK 2, 6. 137 B = 2, 6. 3. 39 LD] / *uśī iti bhāṣāprasiddhaḥ* / — M. *uśī*, *uṃśī*, H. *usīsā*, *ūsīsā*, *osīsā* „pillow“ = skr. *ucchīrṣaka*.

S. 101, 12 (91, 16 Wi, 74, 2 Bü): *nāgadanta* „Pflock in der Wand zum Aufhängen von Dingen“. Komm. 101, 18: *nāgadanto 'valambanakāṣṭham / khuṃṭī iti bhāṣayā prasiddham / nāgadanto dviparade gṛhān nirgatadāruṇi iti Viśvaḥ* / — G. *khuṃṭī*, M. *khuṃṭī*, *khuṭī*, H. *khūṇṭī* „a peg“.

S. 103, 13 (93, 6 Wi, 75, 7 Bü): *śauṅgeya* „means here ‘a falcon or hawk’ not Garuḍa“ (Bühler). Komm. 103, 15: *śaungeyasya / tilacchadas tu śauṅgeyo vihaṅgārātir ity api iti Vaijayantī* [? ?] *sasāṇā iti prasiddhaḥ* / — M. *sasāṇā* „falco calidus“.

Dies gehört nicht zu skr. *śyena*, wie Molesworth angibt, sondern zu *śaśādana* [AK 2, 5. 14, Hemacandra Abh. 1334].

S. 150, 6 (135, 16 Wi, 17, 21 Pe): *upahastikā*. Komm. 150, 4 erklärt wie S'ivarāma (vgl.): *bhāṣayā caṃcī iti prasiddhā* / Interessant ist die Bemerkung: *upadastikā iti vā pāṭhaḥ* / Hier zeigt sich deutlich der Einfluß des pers. *dast* „Hand" [vgl. apers. *dasta*, av. *zasta-*], das in den neuindischen Sprachen mit dem etymologisch verwandten einheimischen Wort konkurriert: M. *hast*^{a}, *hāt*^{a}, H. B. *hast*^{a}.

S. 165, 2 (152, 4 Wi, 30, 7 Pe): *udañcana* „Eimer". Komm. 165, 3: *udañcanaṃ jalaniṣkāsanapātram / utsecanaṃ sekapātraṃ tathodañcanam ity api iti Vaijayantī* [??] / *bhāṣayā ḍola iti* / — Neuind. *ḍol*^{a} „a bucket, pail" entlehnt aus pers. *dūl*, älter *dōl*, das von arab. *dalw* stammt.

S. 187, 10 (47, 18 Pe) *vartikā* „Docht" [Wi 176, 16 folgt einer anderen Rezension]. Komm. 187, 5: *vartikā vastrakṛtanālikā* / *bhāṣayā palītā itī khyātaḥ* / — G. *palito*, M. *palitā*, *palidā*, H. *palītā*, B. *palitā* „Docht" aus pers. *palīta*, *patīla*, *patīl*, das seinerseits aus arab. *fatīl* entlehnt ist.

S. 199, 9 (189, 14 Wi, 56, 15 Pe): *vṛka īhāmṛgaḥ* / *koka īhāmṛgo vṛkaḥ ity Amaraḥ* [AK 2, 5. 7] / *bhāṣayā viga iti prasiddhaḥ* / — Ich weiß nicht, welchem Dialekt diese Form zuzuweisen ist. Forbes II, 315 s. v. „wolf" gibt zwar *bīg* an, das könnte indes ein Versehen sein; denn gemeinhin wird für H. und U. *bik*, *bīk* verzeichnet. Im M. (auch im H.) heißt der Wolf gewöhnlich *lāṃḍ*^{a}*gā*.

V. Ergebnisse.

1. Nīlakaṇṭha.

Die von Nīlakaṇṭha aus der *bhāṣā* angeführten Wörter sind neuindisches Sprachgut; nach ihrer Herkunft lassen sie sich in zwei Gruppen scheiden: der eine Teil entstammt der Heimat des Kommentators, gehört also dem Marāṭhī an, oder dem benachbarten Gebiet, worunter einige dravidische Wörter; der andere Teil ist der Verkehrssprache des nördlichen Indien, dem Hindūstānī entnommen, wofür namentlich eine Anzahl persischer, bezw. persisch-arabischer Wörter zeugt. Um festzustellen, ob Nīlakaṇṭha mit der um Benares herrschenden Mundart, also dem Bhojpurī-Dialekt des Bihārī, vertraut war, dafür reicht das vorliegende Wortmaterial nicht aus.

Nīlakaṇṭha selbst hat diese Wörter mit mannigfaltigen Etiketten versehen, von denen die geographischen Bezeichnungen am meisten Interesse beanspruchen. Aber wie steht es damit? Den *Dākṣinātyāḥ* werden *ḍaṃkulatā* und *jalamaṇḍapika* zugewiesen, den *Vaidarbhāḥ parpaṭikā*, den *Pāścātyāḥ pāmara*, den *Lāṭāḥ* fälschlich *kala* und (unwahrscheinlich) *iṭā*. Mit all dem läßt sich gar nichts anfangen. Als richtig erweisen sich indes die Angaben über *bera: Karṇatāh*, über *karakāḍī: Vindhya* und über *kāṭhī*, *masa*, *muṃgalā*, die Nīlakaṇṭha's Heimat angehören: *Mahārāṣṭrāḥ*.

„Barbarisch", *mleccha*, werden vier Wörter genannt, *nāla, baṃdūkha, morcā, sulatānaḍhavā*, also mit Ausnahme des ersten[1]) persischer Herkunft. Andere solche Eindringlinge, *kamāna, polāda, baṃdūkha, mīnā*, haben hinter sich das nichtssagende „*iti saṃjñā*". Drei weitere, *aṃbārī, buruja, lagāma*, werden der *bhāṣā* zugewiesen, ebenso aber auch rein indische Wörter, *khoṃcīgrāhaka, ḍhāla, nāla, peṭī, bāṇa, mayana,* sowie die dunklen Wörter *jharokhā* und *manurā*. — Die übrigen haben ein bloßes „*iti prasiddham*", „*iti loke*" hinter sich.

Diesen Angaben Nīlakaṇṭha's kommt somit keine große Bedeutung zu.

2. Pṛthvīdhara, S'ivarāma, Kavīndra.

Die übrigen Kommentatoren begnügen sich meist mit der Formel *iti bhāṣāyām* oder *iti prasiddham*. Für die einzelnen ergibt sich folgendes:

Pṛthvīdhara's Angaben entstammen dem Hindī, zweimal (*khaṇḍa* und *paḍakalā*) zitiert er ausdrücklich aus dem Marāṭhī. S'ivarāma schöpft aus dem Hindūstānī. Kavīndra's *bhāṣā*-Wörter erweisen sich zu einem guten Teil als reines Marāṭhī. Ist also dieses die Muttersprache des Kommentators, so ist er ebensowenig in Benares heimisch wie der anscheinend um eine Generation jüngere Nīlakaṇṭha.

VI. Anhang: Hemacandra.[2])

Die Tätigkeit des Jainamönches Hemacandra fällt in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ein halbes Jahrtausend

---

[1]) Über die ebenfalls als *mlecchaprasiddha* bezeichnete Wurzel *han-* „gehen" vgl. R. Pischel KZ. XLI 178 ff.

[2]) Gg. Bühler: Über das Leben des Jaina Mönches Hemacandra, Denkschr. d. phil.-hist. Kl. d. Kais. Akad. d. Wiss., 37. Bd., Wien 1889. — *Hemacandra's*

trennt ihn von Nīlakaṇṭha und den anderen vorstehend besprochenen Kommentatoren. Ein paar Daten aus der neuindischen Literaturgeschichte mögen dieses zeitliche Verhältnis schärfer beleuchten: Hemacandra stirbt 1172. Der älteste bekannte Hindī-Dichter, Cand Bardāī, fällt 1193 in der Schlacht. Die Marāṭhī-Literatur setzt im 13., die von Gujarāt, Hemacandra's Heimat, im 14. Jahrhundert ein. Die *Padumāwati* des Malik Muḥammad entsteht etwa 1540. Das berühmte *Rām-carit-mānas* des Tulsī-dās ist im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung Akbar's (1556—1605), abgefaßt. Kavīndra gehört der zweiten Hälfte, Nīlakaṇṭha erst dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts an.

Hinzu kommt, daß Hemacandra's Tätigkeit im allgemeinen kompilierender Natur war. Es ist daher nicht auszumachen, ob sich seine Angaben über die *bhāṣā* auf seine eigene Zeit beziehen. Und es ist überhaupt nicht recht ersichtlich, was er unter *bhāṣā*-Wörtern versteht! Welche Besonderheit stempelt z. B. *āhittha*, das im (Hemacandra bekannten) Rāvaṇavaho vorkommt, zu einem *bhāṣāśabda*? — Immerhin ist soviel klar und deutlich: Hemacandra's *bhāṣāśabdās* dürfen keinesfalls mit den vorstehend behandelten neuindischen Wörtern auf eine Stufe gestellt werden. Sie sind vielmehr zusammen mit den *deśīśabdās* und dem Apabhraṃśa-Prākrit zu untersuchen.

Die folgenden Angaben stellen einen ersten schwachen Versuch dar, einiges Material zusammenzutragen. Da an der einen in Betracht kommenden Stelle, dem Kommentar zu Hc. II, 174, den zitierten Wörtern keine skr. Entsprechung beigegeben ist, so tappt man von vornherein arg im Dunkeln.

Am Ende der Übersetzung von Hc. II, 174 versprach Richard Pischel eine genaue Erläuterung der *bhāṣāśabdās* in seiner Ausgabe der Deśīnāmamālā. Späterhin vereinbarte er mit Georg Bühler eine Arbeitsteilung und übergab diesem

Grammatik der Prākrit-Sprachen, hrsg. u. üb. v. R. Pischel, Halle 1877—80. — The *Deśīnāmamālā* of *H.*, ed. by R. Pischel, Part. I, Bombay 1880 (Bombay Skr. Series 17). — The *Kumārapālacharita* of *H.*, ed. by Shankar P. Pandit, Bombay 1900 (Bombay Skr. Series 60). — Albr. Weber: Über das *Saptaçatakam* des *Hāla*, Leipzig 1870; das *Saptaçatakam* des *Hāla*, hrsg. v. A. Weber, Leipzig 1881 (Abhandl. f. d. Kunde d. Morgenl. V, 3 und VII, 4). — The *Gāthāsaptaśatī* of *Sātavāhana*, with the comm. of Gangādharabhaṭṭa, Bombay 1889 (Kāvyamālā 21). — *Rāvaṇavaha* oder Setubandha. Prākṛt und deutsch hrsg. v. Siegfried Goldschmidt, Straßburg 1880—84.



sein gesamtes Material für den II. Teil der Ausgabe, der Indices und Erläuterungen bringen sollte. Dieser Teil ist bekanntlich nicht zustande gekommen, und in Bühler's Nachlass haben sich weder eigene, noch Pischel's Vorarbeiten auffinden lassen; alle Nachforschungen Pischel's sind vergebens gewesen. — Ich gedenke, die verwaiste Arbeit in absehbarer Zeit zu Ende zu führen.

Die erste Stelle, im Kommentar zu Hc. II, 174 lautet: *bhāṣāśabdāś ca āhittha lallakka viḍḍira paccaḍḍia uppehaḍa maḍapphara paḍitthira aṭṭa maṭṭa vihaḍapphaḍa ujjalla hallaphala iti ādayo mahārāṣṭra-vidarbhādideśaprasiddhā lokato 'vagantavyāḥ* / „Auch die Wörter aus den Volkssprachen, *āhittha* . . . und andere, die in den Ländern der Marāṭhen, Vidarbher usw. bekannt sind, müssen aus dem Gebrauch des gewöhnlichen Lebens gelernt werden".

āhittha. Beleg: Rāvaṇavaho 13, 75 und 83, „entsetzt" (Goldschmidt). Das Simplex *hittha* ist häufig: Hc. II, 136, HD. 8, 67, Pāiẏal. 167, — Hāla 386, 793; Rāvaṇavaho 2, 42; 6, 8; 6, 80; 10, 72; 12, 50; Kumāravālacaria 3, 67; 3, 73. Weber's etymologische Deutung (vgl. zu Hāla 386) aus *dhvasta* ist abzulehnen, und das Wort mit S. Goldschmidt zu *bhī-*, bezw. der erweiterten Form *bhīṣ-* (vgl. auch ved. *bhyas-*) zu stellen.

lallakka:? Schwerlich zu M. *lallā* „Köder", da dieses kaum zu trennen ist von neuind. *lāṃc*ᵃ „Bestechung", *lālac*ᵃ „Köder, Bestechung, Geiz".

paccaḍḍia: vermutlich zu *paccaḍḍai* (Hc. IV, 162) = *gacchati* und *paccaḍai* (Hc. IV, 173) = *kṣarati*, die Kumāravālacaria 7, 7, bezw. 7, 17 exemplifizirt werden. Pischel zu Hc. IV, 162 zieht M. *caḍaṇeṃ*, *caḍhaṇeṃ* heran. — *paccaḍḍia* könnte auch = skr. *pratyardita* „entgegen-, zurückgedrängt" sein.

paḍitthira (so verbessert Pischel in der Übersetzung). Beleg: Rāvaṇavaho 2, 4, „starr" (Goldschmidt).

aṭṭa maṭṭa (so verbessert, als zwei Wörter!). Beleg: Hāla 759, wo statt „Reizmittel" besser „Koketterie" zu übersetzen ist. Weber's etymologische Anknüpfungen sind verfehlt, vgl. vielmehr G. *aṭako-maṭako* „gestures, witchery", H. *aṭak*ᵃ*maṭak*ᵃ „amorous dalliance, fond tricks and gestures", H. *maṭak*ᵃ „coquetry", *maṭ*ᵃ*kāṇā* „to wink, ogle, coquet".

ujjalla. Ebenfalls im Kommentar zu Hc. II, 174 (S. 67, 4 v. u.) steht unter den „unregelmäßigen" Wörtern: *balī ujjallo* (so in der Übersetzung verbessert), wovor in der Handschrift A noch *haṭhaḥ* steht. Vgl. HD 1, 97 *ujjallā haḍhammi*, Komm.

balātkāraḥ „Gewalttätigkeit". *ujjallā* ist vielleicht belegt Hāla 929: *ujjall-āliṃgaṇa-sokkha-lālasā putti muṇiā si* / „Tochter! . . . du bist erkannt, du sehnst dich bloß nach der Lust einer feurigen Umarmung" überträgt Weber und setzt *ujjalla* (sic) = **aujjvalya*, cf. Pāiyal. 16 *ujjāliya* „shining". Nun heißt aber skr. *ujjvala*, pkr. *ujjala*, H. *ujjal*[a] nichts weiter als „glänzend, strahlend", und von da bis zu der Metapher „feurig" ist denn doch ein zu großer Abstand! *ujjall-āliṃgaṇa* ist vielmehr „gewaltige, kräftige Umarmung".

hallaphala. Hāla 79: *hallaphala-ṇhāṇa-pasāhiāṇa*, was Weber (Abh. Vers 78) durch „zum festlichen Bade geschmückt" wiedergibt! Die Kommentatoren gehen auseinander. Nach Kulanātha's Angabe: *hallaphalaśabdaḥ koṣṇacikkaṇasugandhijale* wäre zu übersetzen: „durch ein warmes Bad gereinigt". Dagegen erklärt Gaṅgādhara (Kāvyamālā-Ausgabe): *utsāhataralatvam tena snānaprasādhitānām*, und dazu stimmt die Randglosse *autsukya* in Weber's Handschrift R; dann muß es heißen: „die sich mit Sorgfalt im Bad gereinigt haben". Zu letzterer Auffassung stimmt Kumāravālacaria 5, 74 *hallapphalaṃ = autsukyaṃ*. — Vgl. ferner HD 8, 74 *halahalaṃ koue*, Komm. *kautukam*, belegt Hāla 21 und im zweiten Beispiel des Komm. zu Hc. IV, 396: *hallohalena* „unter dem Einfluß des Verlangens"; dies scheint mir besser Trivikrama's chāyā-Angabe: *sukhapāravaśyena* zu entsprechen als die Übersetzungen von R. Pischel a. a. O. und *Materialien zur Kenntnis des Apabhraṃśa* (Abhandl. d. Kgl. Ges. d. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F. V, 4, Berlin 1902) S. 24. — Das gleichlautende *halahala* usw. „Lärm" ist fernzuhalten.

HD 1, 4 heißt es: *desavisesapasiddhīi bhaṇṇamāṇā aṇantayā hunti* „die in den verschiedenen Gegenden gesprochenen Wörter sind zahllos", diese finden darum keine Stätte in dem Werk, und nur als Beispiele werden im Kommentar zitiert: *magā paścāt* / *nikkūilā jitaḥ* / *ukkhuruhuṃcio utkṣiptaḥ* / *preyaṃḍo dhūrtaḥ* / *himgo jāraḥ* / *viḍḍo prapañcaḥ* / *daḍhamūḍho mūrkha ekagrāhī* /

magā und HD 6, 111 *maggo pacchā*, Komm. *paścāt*, sowie 6, 124 *maggaṇṇiro aṇugamire*, Komm. *anugamanaśīlaḥ* stellt Richard Pischel *Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten* SBAW. 1904, S. 824 mit M. *maga*, *māgeṃ* [auch *magāṃ*, *maghāṃ*] „behind, back, afterwards" zusammen, und erklärt damit das Wort *madgubhūtaḥ* (= pāli *maṅkubhūto*).

Falls statt des völlig dunklen *nikkūilā* die Variante *jikkailā* eingesetzt werden darf, könnte man an M. *jiṃkaṇeṃ*, Partizip *jiṃkalelā* „conquered“ denken.

preẏaṃḍo „Schelm“. Beleg: Mṛcchakaṭikā (St 31, 4, G 88, 111, P 57, 5): *ale pedaṇḍā gahīdo 'si* „ha Schelm, du bist erwischt!“ Der Kommentar bezeichnet *predaṇḍā* (so) als *deśī*-Wort.

hiṃgo „Buhler“ ist mit H. *dhīṃg*[a], *dhiṃg*[a]*rā* „huge, stalwart, robust, a paramour“ verwandt, das auch in andern Dialekten vorkommt, aber anscheinend nicht in der letzten Bedeutung. Auffallend ist, daß das H. Wort im Anlaut einen älteren Lautstand bewahrt als *hiṃgo*.

daḍhamūḍho ist ohne weiteres verständlich; *daḍha* = skr. *dṛḍha*.

Nachtrag zur Bibliographie:

W. Crooke: Materials for a rural and agricultural Glossary of the North-Western Provinces and Oudh, Allahabad 1879 (blieb mir unzugänglich). — G. A. Grierson: Bihār Peasant Life, Calcutta 1885. — T. N. Mukharji: Art-Manufactures of India, Calcutta 1888. — Sir George Watt: The Commercial Products of India, London 1908. — Wilbraham Egerton: An ill. Handbook being a Catalogue of the Arms exhibited at the India Museum, London 1880.

Zitierte Kośas:

Amarakośa, Trikāṇḍaśeṣa, Hārāvalī, Medinī, Calcutta samvat 1864 = 1807 p. C. — *Amarakocha*, p. p. A. Loiseleur Deslongchamps, Paris 1839—45. — AK. with the comm. of Maheśvara, 4. ed. Bombay 1890. — *Hemacandra's Abhidhānacintāmaṇi*, hrsg. v. O. Boehtlingk und Ch. Rieu, St. Petersburg 1847. — *Anekārthasaṃgraha* des *H.*, hrsg. v. Th. Zachariae, Wien 1893; *Maṅkhakośa*, hrsg. v. Th. Zachariae, Wien 1897 (Quellenwerke zur ai. Lexicographie I, bezw. III). — *Medinī*, ed. by Jibananda Vidyāsāgara, Calcutta 1872. — *Vaijayantī* of *Yādavaprakāśa*, ed. by Gustav Oppert, Madras 1893).

Abkürzungen. **AK**: Amarakośa; **LD** = Pariser Ausgabe des AK. — **Hc**: Hemacandra's Prākrit-Grammatik; **HD** = Hemacandra's Deśīnāmamālā. — **S'KD**: S'abdakalpadruma. **B.**: *Bengālī*. **G.**: *Gujarātī*. **H.**: *Hindī*. **M.**: *Marāṭhī*. **U.**: *Urdū*.

Transskription. Ich transkribiere das Hindūstānī-Alphabet folgendermaßen: *a (ā) b p t ϑ ṭ ǰ č ḥ̤ x d δ ḍ r ṛ z ž s š ṣ̤ ḍ̤ t ẓ̤ ʿ γ f ḳ̤ k g l m n w (ū) h y (ī)*. Die Klangfarbe des *a* blieb unberücksichtigt, bei der Schreibung von U. *ḍ* und *ṛ* bin ich den Angaben von Platts gefolgt. Das teilweise verstummte *a* am Ende von neuindischen Wörtern (oder Wortteilen) habe ich beibehalten, aber exponiert: [a]. Dadurch entsteht ein klareres Bild der Nāgarī-Schreibung.

Besprochene Bhāṣā-Wörter.

Nīlakaṇṭha's Wörter sind g e s p e r r t; ein * bezeichnet arab.-pers. Lehngut.

Berlin-Charlottenburg. Wilhelm Printz.



Miszellen.

1. Dissimilazion und Analogie.

In Brugmanns Aufsatz über „Das Wesen der lautlichen Dissimilationen“[1]) werden manche Leser mit mir wenig befriedigt worden sein durch das, was über das Verhältnis der Dissimilazionserscheinungen zu den Lautgesetzen gesagt ist. S. 161 heißt es dort: „Es ist eine schöne Sache um die Lautgesetze . . . Aber wo ein psychischer Faktor von der Art zugrunde liegt, wie er für alle dissimilatorischen Vorgänge notwendig vorausgesetzt werden muß, da ist man mit dem Formulieren von Gesetzen bald am Ende“.

Brugmann begnügt sich also hier nicht zu konstatieren, daß manche Dissimilazionen nicht den Charakter von Lautgesetzen tragen, sondern meint, das sei auch von vornherein gar nicht zu erwarten. Doch fragt man sich vergebens, weshalb nicht. Daß der *horror aequi*, wie Brugmann die treibende Kraft zu Dissimilazionen betitelt, nicht etwa seiner Natur nach lautgesetzlichen Änderungen feind ist, betont er selber S. 175: „Die Scheu vor Gleichlaut macht sich allerdings an der Lautung nicht selten in unseren idg. Sprachen so bemerkbar, daß in langen Reihen von Wörtern und Formen Gleiches unter gleichen Umständen in gleicher Weise behandelt erscheint. Ich erinnere z. B. an die Hauchdissimilation im Altindischen und im Altgriechischen. Das sind dann für den Grammatiker . . . sozusagen die normalen Geschehnisse auf diesem Gebiet der lautlichen Gestaltung der Sprache. Hier mag man denn auch von Lautgesetzen reden“. Auch ist ja bekannt, daß, wo es sich nicht um Ferndissimilazionen, sondern um Dissimilazionen von Nachbarlauten handelt, z. B. um den Übergang von *ei* zu *ai, ou* zu *au*, die Dissimilazion sich genau so „lautgesetzlich“ zu vollziehen pflegt, wie irgend ein anderer Lautwechsel. Ja, ich möchte sagen, von vornherein könnte man gerade bei Dissimilazionen durchgreifende Ausgestaltung, also lautgesetzlichen Charakter ganz besonders erwarten, da die Prädisposizion, die manche — ich freilich nicht — für das Durchdringen lautgesetzlicher Wandelungen für notwendig halten, für dissimilatorische Vorgänge offenbar bei allen sprechenden Individuen zu allen Zeiten

[1]) Abhandl. d. philol.-histor. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. XXVII 141 ff.

vorausgesetzt werden darf. Auch scheint mir der Anstoß zu Dissimilazionen — die Schwierigkeit, die man bei der Aussprache gewisser Lautreihen zu überwinden hat oder vorausfühlt — nicht wesentlich von dem zu anderen lautlichen Veränderungen verschieden zu sein, bei denen die größere Bequemlichkeit unbestritten oft eine große Rolle spielt.

Also nicht im psychischen Motiv, sondern im Material muß es wohl liegen, daß bei der Dissimilazion nicht immer Lautgesetze zustande kommen.

Nun ist die Bedeutung der Analogie- oder Proporzionsbildung für lautgesetzliche Sprachwandlungen heute wohl allgemein anerkannt. Lassen wir vorerst den eigentlichen Ursprung der lautlichen Neuerungen im einzelnen Individuum als noch umstritten beiseite, so lehren doch alle Beobachtungen der letzten Jahrzehnte, daß die Ausbreitung einer solchen Neuerung, daß die Annahme einer neuen oder bisher ungewöhnlichen Sprechweise durch eine Sprachgenossenschaft immer so vor sich geht, daß ihre Mitglieder erst einige Muster gedächtnismäßig aufnehmen und dann durch Proporzionsbildung den übrigen Sprachschatz darnach ummodeln. Erst dann pflegen wir ja von lautgesetzlichem Wandel zu sprechen, der also ohne lautliche Proporzionsbildung nicht in die Erscheinung tritt.

Daß aber auch bei den Individuen, von denen eine lautliche Sprachneuerung ausgeht, die Proporzionsbildung eine große Rolle spielt, läßt sich schon daraus schließen, daß die Kinder, die gewisse Laute oder Lautgruppen noch nicht so sprechen können wie die Erwachsenen, geneigt sind, dieselben Stellvertreter in allen Wörtern dafür zu gebrauchen, also die Sprache proporzional umzugestalten.

Ich habe schon in meiner Rede über die Etymologie[1]) S. 22 und 35 darauf hingewiesen, daß sich daraus das eigentümliche Verhalten der Ferndissimilazionen (und auch der Fernassimilazionen) zu den Lautgesetzen erklärt. Manche dieser Fälle sind zu eigenartig gestaltet, als daß andere leicht als proporzional empfunden würden; es hängt also lediglich vom Zufall ab, ob sie sich, isoliert wie sie sind, gedächtnismäßig in der ganzen Sprachgenossenschaft festsetzen können oder nicht. Und auch da, wo sich uns leicht eine Regel zu bieten schiene, z. B. für eine gewisse Periode der altitalischen Dialekte die, daß von zwei

[1]) Gedruckt Freiburg i. B. 1905.



getrennten *l* in demselben Wort immer das eine mit *r* zu vertauschen war, wobei dann im einzelnen etwa die Grammont'schen Gesetze wirken könnten, — auch da besteht die Leichtigkeit, alle diese Fälle als analog zu erkennen, viel mehr für den Schreibenden oder Lesenden als für den Sprechenden und Hörenden. Denn es stören die verschiedenen Laute, die jene *l* in den einzelnen Wörtern trennen; man muß von ihnen abstrahieren, um die Proporzion rein bilden zu können, und das vollzieht sich bei der halb unwillkürlichen Nachahmung nicht ohne weiteres. Nehmen wir einmal an, daß es tatsächlich im alten Italien einmal eine Gruppe von Individuen gab, die die — unbewußte — Tendenz hatte, jedesmal das eine *l* mit *r* zu vertauschen, so war ihnen diese Proporzion doch schwer abzulauschen oder den paar ihnen direkt nachgesprochenen Beispielen zu entnehmen. So finden wir denn im älteren Latein den gesetzlichen Tausch auf bestimmte Fälle beschränkt, z. B. auf *-āris* für *-ālis* und auf andere Wörter, in denen ein *a* vor dem *l* steht: *Parilia, Aleria* (zunächst **Alaria* = *Ἀλαλία*), ferner *-crum* für *-c(u)lum*; aber schon altlat. *conciliabulum, filiola* usw. Die Grenzen, innerhalb deren die Proporzion Geltung hatte, sind offenbar bei der Ausbreitung undeutlich geblieben und verengt worden.

So scheint mir dieselbe Tatsache, die uns die Häufigkeit des lautgesetzlichen Wandels erklärt, nämlich die Fähigkeit der Menschen, im Ungleichen das Ähnliche zu erkennen oder herauszufühlen und darnach ihre Sprache zu richten, zugleich die Seltenheit solcher Gesetzmäßigkeit bei andern Sprachänderungen verständlich zu machen, indem jene Fähigkeit, namentlich wo sie nicht mit Anstrengung und Überlegung angewandt wird, eben doch ihre ziemlich engen Grenzen hat.

Im übrigen durchdringt aber die Analogie- oder Proporzionsbildung alle lautlichen Veränderungen der Sprache, sowohl die, die sich ohne Rücksicht auf die Bedeutung, als die, die sich auf Grund der Bedeutung vollziehen. Träte also ein alter Grieche oder Römer unter uns und fragte, wie wir uns heute zum Streit über Analogie oder Anomalie in der Sprache verhalten, so würden wir antworten müssen, daß die Analogisten prinzipiell durchaus recht behalten hätten, daß die Analogie wirke, wo sie immer Fuß fassen könne. Und wenn er dann weiter fragen wollte, woher denn das viele Anomale in der Sprache komme, so wäre die Antwort, daß eben zwei analogische Neugestaltungen nebeneinander hergehen, die eine *pro portione sonorum*, die

andere, die *similia similibus* auszudrücken strebe, *pro portione significationum*, und daß sich überall da, wo die beiden Kräfte nicht zufällig in der gleichen Richtung wirken, Anomales ergeben müsse, je nach dem Standpunkt des Betrachters, auf der lautlichen oder auf der semantischen Seite.

2. Lat. *re-*.

Man kann es begrüßen, daß Günther IF. XXVI 94 ff. wieder einmal energisch dafür eingetreten ist, daß nur *re-* als Grundform der Präposition zu betrachten und daß *red-* aus *reddo* für **re-dido* falsch abstrahiert sei. Nur möchte ich *rellatus* als durch das Perf. *rettuli* (*re-tetuli*) veranlaßt ansehen und es als Muster für das dichterische *relligio, relliquiae* betrachten. Aber Günther geht gerade an dem vorüber, was z. B. Brugmann IF. XXIV 158 f. an der Ursprünglichkeit der Form *re* hatte zweifeln lassen und zu der Aufstellung einer Grundform **u̯red* oder **u̯ret* geführt hatte: dem Mangel einer etymologischen Verknüpfung.

Sollte *re* nicht einfach die Vollform zu gr. *ἄϱ, ῥα* (*ἄϱα*) und lit. *ir̃* sein? Die vermittelnde Bedeutung wäre etwa in „wiederum“ zu suchen wie bei gr. *αὖ* (lat. *au-*), skr. *u*.

Freilich dürfte man dann nicht mehr in dem angeblich paphischen *ἔϱ'* die Vollstufe des Vokalismus sehen. Doch scheint mir überhaupt sehr fraglich, ob in den bekannten Hesychglossen nicht vielmehr eine Präposition *κατεϱ-* steckt, aus *κατά* oder *κατ-* (arkad. *κατυ-*) nach *ὑπέϱ* umgebildet, die ein antiker Dialektkundiger an den Homerstellen für das überlieferte *κατ' ἄϱ' ἕζεαι* κ 378, *κατ' ἄϱ' ἕζετο* Α 68, *κατ' ἄϱ' ἕζευ* Ω 522 einsetzen wollte.

3. Altir. *biru* „ich trage“.

In meinem Handbuch des Altirischen I 336 gebe ich als Paradigma der absoluten Flexion eines starken Verbs im Präs. Ind.: Sing. *ber(a)im(m), beri, berid*, wie das auch alle meine Vorgänger getan haben; vgl. Gramm. Celt.[2] 427; Stokes K. Beitr. VI 461; Windisch Kurzgefaßte Ir. Gramm. S. 60; Strachan Old-Irish Paradigms p. 25; Vendryes Gramm. du Vieil-Irlandais p. 201 u. a. Zu belegen ist aber in dieser Gestalt in alten Texten nur die III. Sing. Die Berechtigung, schon altirisch eine I. Sing. *berim(m)* anzusetzen, wie sie in mittelirischen Texten lautet, entnahmen wir der Glosse *melim* zu *molo* Sg. 57 a 2, da dieses Verb in den meisten Formen *ber-* ganz parallel geht.

Aber im Irischen muß man sich mehr als in einer andern Sprache vor Analogieschlüssen auf unbelegte Formen hüten. In sprachlich alten Texten ist wohl nur *biru* belegt. So zitiert schon Stokes K. Beitr. VI 462 *biru-sa* aus Rawl. 505 p. 252 col. 2 = Anecdota from Ir. Mss. III 28, 15, aber im Paradigma S. 461 ist es ihm unter die konjunkten Formen geraten[1]); *biru* steht ferner Rev. Celt. X 88 (Imram Mailduin). Es ist eine Form wie *tíagu* „ich gehe“ (Handb. § 557) und wie das in Sagentexten häufige *tongu* „ich schwöre“. Daneben schon altirisch ein *berim(m)* anzusetzen, haben wir kein Recht, so wenig neben *tíagu* ein **tíag(a)im* steht.

Da nun die konjunkte Flexion *·biur ·bir* und das *t*-Präteritum *·biurt ·birt* das *i* in der zweiten wie in der ersten Person zeigt, so zweifle ich nicht, daß absolut zu *biru* eine II. Sing. *biri* gehört hat, obschon mir ein Beleg dafür fehlt. Dagegen zu *melim* kann man als II. Sing. *meli*, konjunkt *·meil* (wie *do·eim* Ml. 110d 9) ansetzen, da ein *t*-Prät. *ro·meilt* neben *do·birt* steht (Handb. § 681). Das bestätigt wohl meine Vermutung (§ 74, 3), daß das *i* von *·bir* aus der I. Sing. bezogen sei, da diese eben nur bei diesem Verb regelrecht *i*-Vokalismus hat. Jedenfalls darf man auf den angeblichen Unterschied von **beri* und *·bir* keine solchen Konstrukzionen aufbauen, wie es Meillet Mém. Soc. Ling. XIV 412 ff. tut.

In meinem Paradigma § 553 bitte ich als absolute Flexion einzusetzen:

Sg. I *biru (melim)*
II **biri (cani)*.

4. Altir. *é són*

habe ich Handb. I 243 als verstärkte Form des Personalpronomens der III. Plur. Neutr. aufgeführt, gestützt auf den Satz: *it é són aptota les-sem riam* Sg. 77 b 6. Das war ein Irrtum. Es handelt sich nur um einen Spezialfall der § 796 gegebenen Regel, daß in Sätzen, die neben dem Subjekt einen bestimmten Prädikatsnominativ enthalten, dieser nicht unmittelbar hinter der Kopula stehen kann, sondern daß an diese Stelle ein Personalpronomen tritt, das im Geschlecht mit dem Prädikat, nicht mit dem Subjekt

[1]) *bera* in dem abgerissenen Zitat bei O'Dav. Nr. 59 mit Stokes in **beru* zu bessern, geht nicht an. Ist das Wort nicht eine mißverstandene Futur- oder Subjunktivform, so muß gleichfalls *biru* gelesen werden.

übereinstimmt. Ich füge zunächst zu dem dort angeführten ein paar weitere Beispiele hinzu, in denen das Geschlecht von Subjekt und Prädikat differiert:

is sí ind uilen doib som tadchor asin doiri „die Rückkehr aus der Knechtschaft ist für sie die Ecke“ Ml. 131 c 11 (*uilen* ist Fem., *tadchor* Masc. oder vielleicht Neutr.).

Oder mit dem neutralen *són* als Subjekt, in dem Pedersen mit Recht ein verkürztes *sod(a)in* „dieses“ sieht: *is hé in gním son* „das ist die Tat“ Tur. 104 (*gním* Masc.); *is sí run són inna fiu(g)rae rongab in faith* „das ist das Geheimnis des Bildes, das der Prophet gesungen hat“ Ml. 38 c 7 (*rún* Fem.). Vgl. auch Handb. II 56 Nr. 36.

Ist nun das Subjekt singularisch, das Prädikat pluralisch, so tritt auch die Kopula in den Plural, da vor dem pluralischen *é* immer der Plural der Kopula steht (§ 405); nur dadurch ist ja der Plural *é* vom Singular *é* „er“ unterschieden. Z. B. *it hé són Leuiti olchene* „das sind die übrigen Leviten“ Wb. 10 d 17.

So ist auch der obige Satz zu verstehen: *it é són aptota les-sem riam* „das sind die *aptota* vorher bei ihm“ (d. h. „die er vorher erwähnt hat“). Das Fremdwort *aptota* ist hier wie ein Eigenname behandelt, gilt also auch ohne Artikel als bestimmt, und *són* gehört nicht zu *é*, wie ich fälschlich angenommen hatte, sondern ist selbständig Subjekt des Satzes.[1])

5. Zu den irischen Relativsätzen.

Die verschiedenen Wege, auf denen der Ire den Mangel eines flektierten Relativums, speziell des Genitivs eines Relativwortes auszugleichen sucht, habe ich Handb. § 502, zum Teil

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige andere Versehen meines Handbuchs berichtigen. S. 273 habe ich als möglich erwähnt, das Deminutiv *ungainet* Sg. 49 a 11 könne Neutrum sein; ich hatte nicht beachtet, daß an der Belegstelle der Artikel *in* davorsteht, der an sich verwunderlich ist, aber ein Neutrum ausschließt. — Ferner habe ich *soinmech* „glücklich“, *soinmige* „Glück“ durchweg mit *oi* geschrieben, als ob sie echten Diphthong hätten. *Soinmech* und *doinmech* sind aber gewiß aus *so-gnīm-ach*, *do-gnīm-ach* entstanden, also nach meiner Bezeichnungsweise mit *ói* zu drucken. — Durch das spätere *is ecal lium* „ich fürchte“ und die Wortbildung habe ich mich verleiten lassen, *ecal* § 145 und S. 826 die Bedeutung „Angst“ beizulegen. Im Altirischen scheint es aber immer nur Adjektiv „furchtsam, ängstlich“ zu sein, z. B. Npl. *ecil* Wb. 29 d 16; es bildet also eine Ausnahme von der Regel, daß *ā*-Stämme in der adjektivischen Komposition zu *i*-Stämmen werden (§ 345). — *Cóic* „fünf“ leniert auch später nicht (gegen S. 144 u. 232).

im Anschluß an Pedersen KZ. XXXV 399, kurz skizziert, möchte aber das dort Gesagte mit Beiziehung späterer Denkmäler etwas weiter ausführen und zugleich präzisieren. Den Fall a), wo auf den Ausdruck der Relativität ganz verzichtet wird, lasse ich hier beiseite.

b) Der Satz wird relativisch gestaltet, aber das Genitivverhältnis unbezeichnet gelassen; Typus: *don bráthir as énirt menme* „dem Bruder, (dessen) Verstand schwach ist“ oder: *is ed as maam serc la tuistidi* „es ist das, (dessen) Liebe bei den Eltern am größten ist“ Ml. 99 b 5, vgl. 92 c 5.

Neben diesem Typus, wo das Relativum logisch zum Subjekt gehören würde, steht in etwas jüngeren Denkmälern ein zweiter, in dem das Objekt eine Bestimmung durch einen relativen Genitiv erwarten ließe. Die Beispiele sind (zufällig?) stets negative Sätze (mit der Negation der Relativsätze *na*, älter *nád*): *gai . . na cumcaitis curaid comlúth* „eine Lanze, die zu bewegen (deren Bewegen) Helden nicht vermochten“ Togail Troi (ed. Stokes) 1730; *ionad . . . na lamait demhna descin* „ein Ort, den anzublicken (dessen Anblicken) Teufel nicht wagen“ Anecdota from Ir. Mss. II 22. Dazu die Beispiele KZ. XXXV 400.

Neben diese Ausdrucksweise tritt aber eine deutlichere, bei der noch außerdem ein Possessivpronomen zu dem bestimmten Wort hinzugefügt wird, z. B. *ingnad . . . na dernad riam a indshamail* „ein Wunder, dessen gleichen niemals getan worden ist“ Passions a. Homilies (ed. Atkinson) 143; *ni fhuil maith . . na fúidbe a chontrardai-sin as a brissed* „es gibt nichts Gutes, dessen Gegenteil du nicht erlangen wirst infolge des Bruches (des Gebotes)“ ebend. 7413. — Das mag wohl eine Neuerung sein.

c) Schon altirisch wird sowohl relatives Verb als Possessivpronomen verwendet, wenn dieses sich unmittelbar an die Relativform der Kopula anschließen kann. Das sind zwei Fälle:

1. Der durch das Pronomen bestimmte Begriff ist Prädikatsnominativ, wie in meinem Beispiel: *intí as-a ainm bís isnaib titlaib* „der, dessen Name es ist, der in den Titeln steht“, pluralisch: *Zenoti* (?) *ata* (für *ata-a*) *scél roclotha* „des Z., von dem Berichte gehört worden sind“ (wörtlich „dessen Berichte es sind, die gehört worden sind“) Fél. 24. Aug. Ohne eigens angedeutetes Subjekt z. B. *is gáeth 7 is glic intí 's-a tuarascbail* „weise und klug ist der, dessen Beschreibung es ist“ Mesca Ulad (ed. Hennessy) 38.

2. In Fällen, wo in andern Sprachen das Relativpronomen selber das Prädikat bildet (lat. *cuius est*), setzt das Irische die Relativform der Kopula, die betonte Form des Possessivpronomens (*aí*) und davor noch die proklitische Form desselben (wohl unter dem Einfluß von 1.), z. B. *caich as-a aí* „eines jeden, dem es gehört“ Anc. Laws IV 314, 15; *intí bess-a haí Cassel* „der, dem Cashel gehören wird“ Anecdota III 63, 14.

d) Gehört das Relativum zu einem Substantiv, das mit einer Präposizion verbunden ist, so tritt die Relativpartikel *(s)a*ⁿ mit der Präposizion an den Anfang des Relativsatzes im Sinne eines Genitivs. Zu dem gegebenen Beispiel mit *fo: lasna cumachtgu fo-am-biat accai 7 mám* „bei den Mächtigen, unter deren Banden und Joch sie stehen“ Ml. 59 d 7 seien zunächst ein Paar mit anderen Präposizionen hinzugefügt:

arm na ríghna dí-a-rofaided chuinchidh „die Waffe der Königin, die zu suchen (zu deren Suchen) er gesandt worden war“ IT. II 1, 4, 60 (Togail Troi).

aní imm-á-tudchaibair imresain „das, worum zu streiten ihr gekommen seid“ IT. I 300, 8 (Fled Bricrend).

cia for-a-tai iarair wörtlich „wer ist es, auf dessen Suche du bist?“ Saltair na Rann 3096.

Wie stets, so auch hier fehlt die Relativpartikel hinter *i*ⁿ, z. B.

an feur ir-rofaideamar thig „der Mann, in dessen Haus wir geschlafen haben“ ZCP. III 239 § 31.

mór n-ingen ir-raba féin chardes „viele Mädchen, in deren Liebe du selber gestanden hast“ IT. III 2, 482, Z. 254.

in láech i-fail int arm láim „der Krieger, in dessen Hand die Waffe ist“ Rev. Celt. XIV 424 § 45 (Aided Guill).

nach duine am-bi laimh „irgend ein Mensch, in dessen Hand er ist“ Tenga Bithnua (ed. Stokes) § 47.

Geändert ist die Konstruktion, vielleicht nur durch den Kopisten, in . . . *an tsleg boi ac Lug. Ni gebtea cath fria no frisinti an-bidh il-laimh* „der Speer, den Lug hatte. Man konnte keinen Kampf gegen ihn bestehen oder gegen den, in dessen Hand er war“ Rev. Celt. XII 56 § 4. Hier ist die Präposizion zum Substantiv gezogen.

Beachtenswert ist, daß oben in *chuinchidh, thig, chardes* die enge Zusammengehörigkeit der Wörter mit einem vorher angedeuteten Satzglied durch Lenierung des Anlauts markiert ist.

Freiburg i. B. R. Thurneysen.



Zur Beurteilung der epischen Zerdehnung.

Über die Eigentümlichkeit der homerischen Sprache, die man als epische Zerdehnung zu bezeichnen pflegt, gehen die Ansichten gegenwärtig noch auseinander: jede der drei Erklärungen, die für sie aufgestellt sind, hat in letzter Zeit, wenn auch mit größeren oder geringeren Modifikationen im einzelnen, Beifall gefunden. Die von Leo Meyer KZ. X 45 ff. begründete Assimilationstheorie, der zufolge ὁρόω ὁρόωσα ὁράασθαι die in einer bestimmten Epoche sprachüblichen Mittelstufen zwischen ὁράω ὁράουσα ὁράεσθαι und ὁρῶ ὁρῶσα ὁρᾶσθαι gewesen seien, ist von Danielsson Zur metr. Dehnung 64 ff. und Brugmann Gr. Gr.[3] 62. 306 wieder aufgenommen worden. Für Wackernagel, der BB. IV 259 ff. jene Formen aus der Geschichte nicht sowohl der Sprache, als vielmehr des Homertextes verständlich zu machen gesucht und angenommen hat, die echten ὁράω ὁράουσα ὁράεσθαι seien gemäß der Entwicklung der lebendigen Sprache auch im Epos zunächst durch ὁρῶ ὁρῶσα ὁρᾶσθαι ersetzt und die letzteren hinterher, um die Lücken des Metrums auszufüllen, durch Vor- oder Nachschlag des gleichen Vokals in ὁρόω ὁρόωσα ὁράασθαι „verbessert“ worden, haben sich Cauer wie in seinen Ausgaben so in beiden Auflagen der „Grundfragen der Homerkritik“, Fick BB. XXX 279 ff. und Jacobsohn Ztschr. LXII 285 f. Anm. 2 ausgesprochen. Endlich in der von Kretschmer Vaseninschr. 121 Anm. 2 (und ebenso Gercke-Nordens Einleit. in die Altertumswiss. I 164) gewiesenen Bahn bewegt sich ein Aufsatz Ehrlichs Rhein. Mus. LXIII (1908) 107 ff.; beide meinen — wenn auch in der genaueren Formulierung voneinander abweichend —, die Aussprache der durch Kontraktion entstandenen langen Vokale sei eine Zeitlang eine derartige (zweigipflige o. ä.) gewesen, daß die Sänger sie zweisilbig hätten messen können. Jede dieser Annahmen hat, wie ihre Gutheißung durch scharfsinnige Forscher beweist, etwas für sich, gegen jede lassen sich aber auch Einwände erheben. So wäre es erwünscht, wenn irgend welche Tatsachen aus dem Bereich der der „Zerdehnung“ unterliegenden Formen aufgezeigt werden könnten, die nur auf Grund einer der drei Theorien verständlich sind, also den Ausschlag für diese Theorie geben. Ich meine, die Flexion des Verbums ἐᾶν, wie sie von der homerischen Überlieferung geboten wird, liefert uns solche Tatsachen, und will sie in Kürze hier darlegen.

Während wir von *βοᾶν ὁρᾶν περᾶν μηχανᾶσθαι* usw. nebeneinander *βοάαι* (Ind.) und *βοόωσι* (Ind.), *ὁράαις* (Ind.) und *ὁρόω ὁρόωσιν* (Ind.), *περάαι* (Ind.) *περάαν* und *περόωσι* (Ind.), *μηχανάασθε* (Ind.) *μηχανάασθαι* und *μηχανόωνται* (Ind.) *μηχανόωντο* finden, heißt von *ἐᾶν* zwar die 2. Sg. Ind. *ἐάαις* μ 282. τ 374. Coni. λ 110. μ 137, die 3. Sg. Ind. *ἐάαι* Θ 414, aber die 1. Sg. Coni. *εἰῶ* Δ 55, die 1. Pl. Coni. *εἰῶμεν* σ 420. φ 260, die 3. Pl. Ind. *εἰῶσι* B 132. Λ 550. P 659. Coni. Y 139, nicht, wie wir erwarten, *ἐόω ἐόωμεν ἐόωσι.*[1]) Und doch läßt der Versbefund, wie zuerst Leo Meyer Ztschr. X 50 erkannt hat, keinen Zweifel, daß *εἰῶ-* für ursprüngliche drei Silben eingetreten ist:

> Δ 55 *εἴ περ γὰρ φθονέω τε καὶ οὐκ εἰῶ διαπέρσαι*
> σ 420 *τὸν ξεῖνον δ' εἰῶμεν ἐνὶ μεγάροις Ὀδυσῆος*
> φ 260 *κάτθετ', ἀτὰρ πελέκεάς γε καὶ εἴ κ' εἰῶμεν ἅπαντας*
> B 132 *οἵ με μέγα πλάζουσι καὶ οὐκ εἰῶσ' ἐθέλοντα*
> Λ 550 = P 659 *οἵ τέ μιν οὐκ εἰῶσι βοῶν ἐκ πῖαρ ἑλέσθαι*
> υ 139 *ἢ Ἀχιλῆ' ἴσχωσι καὶ οὐκ εἰῶσι μάχεσθαι.*

Denn den Zufall für die durchgehende Stellung von *εἰ-* in der Senkung verantwortlich zu machen, wird ablehnen, wer die Imperfektformen mit *εἰ-* vergleicht und sieht, daß *εἴων* (1. Sg. 3. Pl.) zwar 4mal (ι 468. λ 49. 88. 232) *εἰ-* in Senkung, aber 2mal (Σ 448. π 362) in Hebung, daß *εἴας* zwar an beiden Stellen (E 819. τ 25) *εἰ-* in Senkung, aber *εἴα* nur 2mal (H 427. σ 531) *εἰ-* in Senkung, dagegen 11mal (Λ 718. O 522. Π 396. Σ 189. Ψ 4. Ω 395. η 41. 274. σ 346. τ 201. υ 284) in Hebung hat. Und Ehrlichs Grundform **ἠϝάσω ἠῶ*, woraus „nach bekanntem Gesetz *εἰῶ*“ (Ztschr. XXXVIII 86), scheitert, von anderem zu geschweigen, schon an den vom Et. Magn. 308, 27 (und Hesych) den Syrakusanern und Lakonen zugeschriebenen *ἔβασον ἔβαται* (*ἐβᾶτε* Ahrens Dial. II 49) *ἔβα* für *ἔασον ἔαται* (*ἐᾶτε*) *ἔα*, die mit der mir nicht verständlichen Wendung, β vertrete rein graphisch υ, nicht abgetan werden können. Wie aber begreift sich *εἰ-* anstatt der zwei Silben? Der einzige mir bekannte Versuch, es zu erklären, ist von J. Schmidt Plur. d. Neutr. 326 unternommen; er setzt als ältere Formen *ἐέω ἐέωμεν ἐέουσι ἐέωσι* voraus und erkennt in ihnen Belege für den urgriechischen Wandel von α vor ο-Lauten in ε wie in hom. *μενοίνεον* neben *μενοινάαι, ὁμόκλεον ὁμοκλέομεν* neben *ὁμόκλα.* Man könnte dagegen geltend machen,

---

[1]) Von den Formen mit einfacher Kontraktion *ἐᾷς ἐᾷ ἐῶμεν ἐῶσι* kann hier abgesehen werden.

daß dann das -ῶ- der 3. Plur. Ind. statt -ου- und die überlieferte Akzentuation der Formen auffallend und daß andere Beispiele für ε vor ου und ω in der Flexion der α-Verba bei Homer nicht vorhanden sind. Daß die Deutung unzureichend ist, beweist eine andere Formengruppe von ἐᾶν, die nicht minder sonderbares εἰ- hat, aber keinesfalls von Schmidts Lautgesetz aus verstanden werden kann, das Iterativ εἴασκον εἴασκε, das 4mal neben 4maligem ἔασκες ἔασκε begegnet.

Auch sein εἰ- nimmt stets die Senkung ein:

> *E* 802 καί ῥ' ὅτε πέρ μιν ἐγὼ πολεμίζειν οὐκ εἴασκον
> *Δ* 125 οὐκ εἴασχ' Ἑλένην δόμεναι ξανθῶι Μενελάωι
> *Y* 408 Πριαμίδην. τὸν δ' οὔ τι πατὴρ εἴασκε μάχεσθαι
> χ 427 σημαίνειν εἴασκεν ἐπὶ δμωιῇσι γυναιξίν,

und es kann nicht echt sein, weil ja die iterativen Imperfekte das Augment verschmähen. Die wenigen Verstöße gegen diese Regel, mit denen man früher rechnete, haben sich fast alle als Fehler sei es der Überlieferung, sei es der Auffassung herausgestellt. Für Herodot (vgl. Bredow Quaest. 285 f.) steht jetzt aus den Handschriften fest: 1, 100 haben εἰσεπέμπεσκον nur diejenigen geringsten Wertes, C und P, ἐσπέμπεσκον alle anderen; 1, 186 ἐπιτείνεσκε und 7, 41 μετεκβαίνεσκε alle; 4, 78 κατελίπεσκε ABCP, καταλειπέεσκε RSV, wonach καταλίπεσκε mit Stein, Holder und Hude in den Text zu setzen ist; nur 4, 130 stimmen alle Kodizes in dem falschen ἐλάβεσκον überein. Bei Homer wird die Mehrzahl der Ausnahmen durch ἔφασκον gestellt. Dafür hat in den Versen, wo wir es sicher oder wahrscheinlich mit dem Iterativum zu tun haben, bereits Grashof Zur Kritik des hom. Textes in Bezug auf die Abwerfung des Augments (Progr. Düsseldorf 1852) S. 14 Anm. durch ganz leichte Änderungen φάσκον gewonnen: *T* 297 κλαίειν, ἀλλά με φάσκες (überl. μ' ἔφασκες). ϑ 565. ν 173 Ναυσιθόου bezw. πατρὸς ἐμοῦ, ὅς φάσκε (überl. ὅς ἔφασκε). η 256 ἐνδυκέως ἐφίλει τε καὶ ἔτρεφεν ἠδέ με φάσκε θήσειν ἀθάνατον (überl. ἠδὲ ἔφασκε; ἠδέ μ' ἔ. Bekker H. Bl. II 2). ε 135 τὸν μὲν ἐγὼ φίλεόν τε καὶ ἔτρεφον ἠδέ ἑ φάσκον θ. ἀ. (überl. ἠδὲ ἔφασκον). ψ 335 ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι καὶ ἔτρεφεν ἠδέ ἑ φάσκεν θ. ἀ. (überl. ἠδὲ ἔφασκεν). Schon bei den letzten drei Stellen darf man fragen, ob wirklich das Iterativum, nicht vielmehr das Imperfektum von φάσκω vorliegt; wahrscheinlich oder sicher ist das der Fall ρ 114 (οὔ ποτ' ἔφασκε). τ 191 (ξεῖνον γάρ οἱ ἔφασκε). ξ 321 (κεῖνος γὰρ ἔφασκεν ξεινίσαι ἠδὲ φιλῆσαι). ω 269 (αὐτὰρ ἔφασκε Λαέρτην πατέρ' ἔμμεναι αὐτῶι).

μ 275 (ἔνθα . . κακὸν ἔμμεναι ἄμμιν ἔφασκον; ἔφησαν ein Teil der Hss.). N 100 (ὃ οὔ ποτ' ἔγωγε τελευτήσεσθαι ἔφασκον). χ 35 (οὔ μ' ἔτ' ἐφάσκεθ' ὑπότροπον οἴκαδ' ἱκέσθαι). Denn das Bedenken, das man gegen dieses Imperfektum daraus herleitet, daß das Präsens φάσκω erst bei Attikern anzutreffen sei, ist nicht gegründet. Der Indikativ φάσκω ist auch bei den letzteren etwas ganz seltenes; und daß die Modi bei Homer nicht vorkommen, kann nicht wunder nehmen, da auch zu φημί ἔφην, welch letzteres bei dem Dichter unendlich viel häufiger ist als nach unserer Annahme ἔφασκον, die aktivischen Modi nicht eben oft begegnen (Coni. φήῃ usw. 4mal, Opt. φαίην usw. 12mal, Ptz. φάς usw. 3mal laut Gehrings Index). Überdies wäre φάσκω ἔφασκον als speziell griechische jüngere Neubildung nicht leicht zu verstehen. Sonst gibt es bei Homer nur drei Iterativformen mit Augment. Davon steht ἀνεμορμύρεσκε μ 238 nur in wenigen Hss., in der Mehrzahl wie in der Nebenüberlieferung ἀναμορμύρεσκε. (χλαῖναν) ἥ οἱ παρεκέσκετ' ἀμοιβάς ξ 521 las wahrscheinlich Aristarch, andere Alexandriner παρεχέσκετ' und παρακέκλετ', die Kodizes schwanken zwischen dem ersten und dem zweiten, und so ist παρεκέσκετ', mag es auch dem Sinne nach das ansprechendste sein, jedenfalls nicht völlig gesichert. Unantastbar scheint nur υ 5 αἳ μνηστῆρσιν ἐμισγέσκοντο πάρος περ (Grashofs Änderung αἳ μνηστῆρσι μιγέσκοντο τὸ πάρος περ hat nichts für sich); hier wird Buttmann das rechte getroffen haben mit der Meinung (Ausf. Sprachl. I² 382), der Dichter habe einmal ausnahmsweise um der metrischen Bequemlichkeit willen das Augment zu Hülfe gezogen.

Natürlich kann diese vereinzelte Form das 4malige εἴασκον -ε nicht decken, und so haben schon Buttmann und Grashof (aa. aa. OO.) mit gutem Grunde dafür ἐάασκον -ε gefordert, wie es γοάασκε περάασκε πεδάασκον heißt. Warum finden wir in Wirklichkeit aber Formen mit einfachem α und ει gerade wie in εἰῶ εἰῶμεν εἰῶσι? Eine Erklärung, die beide Reihen gleichermaßen trifft, ermöglicht nur die Wackernagelsche Theorie: bei allen anderen Verben wurde das durch die Zusammenziehung der Vokale verursachte metrische Manko durch Wiederholung des Vokals getilgt, bei unserem Verbum bot sich als ebenso bequemes Hilfsmittel Ersetzung von *E* durch *EI*, ähnlich wie z. B. in ἀδελφειοῦ κταμένοιο *E* 21 u. ö. statt ἀδελφεοῦ aus ἀδελφεόο oder in κρειῶν, das 14mal mit ει in der Senkung überliefert ist, statt κρεῶν aus κρεάων (J. Schmidts Grundform *κρεέων

Plur. d. Neutr. 325 ist mir nicht wahrscheinlich wegen hom. *δεπάων τεράων* einerseits, *κρεάων* Hymn. Merc. 130 andererseits).

Man wird die Frage aufwerfen, warum unsere Überlieferung in der 2. 3. Sg. nicht auch *εἰᾶις εἰᾶι* hat, sondern „zerdehnte“ Formen. Eine voll befriedigende Antwort vermag ich nicht zu geben. Der Umstand aber, daß eben nur diese Formen „Zerdehnung“ aufweisen, könnte auf die Vermutung führen, daß man die Folge *ει-αι* mit doppeltem *ι* in der Schrift vermeiden wollte. In dem einzigen Beleg des Infinitivs nämlich, *ϑ* 509, *ἢ ἑάαν μέγ' ἄγαλμα* ist diese Schreibung, die unsere Ausgaben bieten, nur schwach gestützt (lediglich durch den Paris. S und durch Macrobius), die große Mehrzahl der Hss. hat *ἠὲ ἐᾶν*, eine (D) *ἢ ἐᾶν*, d. h. hier half man sich aus der durch die Kontraktion einer ursprünglich dreisilbigen Form geschaffenen Verlegenheit auf eine dritte Weise.[1])

Bonn. Felix Solmsen.

[1]) Auch *σ* 420 geben in der o. S. 119 angeführten Gestalt mit *εἰῶμεν* nach Ludwich nur zwei Kodizes, L(aurentianus) und W(ratislaviensis), die Mehrzahl mit *δὲ ἐῶμεν*. Dürfen wir auch darin verschiedene Versuche erkennen, den mangelhaft gewordenen Vers zu bessern? Oder ist *ἐῶμεν* erst nachträglich an Stelle des ungewöhnlichen *εἰῶμεν* getreten wie vereinzelt handschriftlich auch bei anderen der aaO. genannten Verse?

Ai. *vṛkṣá-ḥ* „Baum“.

Ai. *vṛkṣá-ḥ* „Baum“ geht auf **vṛk-sa-*, idg. **u̯ṛĝ-so-* zurück und steht mit *ū́rj-* „Kraft, Saft“ *ūrjas-* „Kraft“ *ūrjáyati* „nährt, kräftigt“, griech. *ὀργάω* „strotze, wachse üppig“ im Ablautsverhältnisse (ai. *ūrj-* d. h. **u̯ūrj-* idg. **u̯ṝĝ-: *u̯ṛĝ-* wie ai. *bhūtá-*: griech. *φῠτόν*). Für die Bedeutungsentwicklung vgl. lat. *arbor* (eigtl. „hoch gewachsener“) zu ai. *ṛdhnóti ṛdhyati* „gedeiht“ (Wz. *ardh-*), oder ital. *vegetale* „Pflanze“ zu lat. *vegeo, vegetus, vigor*.

Florenz. G. Ciardi-Dupré.



Eine alte Deutung neu begründet.

κατηφής.

Die Alten deuteten *κατηφής* aus *κατά* und *φάος* als „mit niedergeschlagenen Augen" und das trifft seinen Sinn ausgezeichnet. Für sie sprechen außer den homerischen Stellen Verbindungen wie *κατηφὲς ὄμμα* Eur. Herakl. 633; *τί δὲ κατηφεῖς ὄμμα* Med. 1008; Hippokr. 3. 656 *ὁμοίως οἱ ὀφθαλμοὶ κατηφέες, ἐς τὸ κάτω βλέφαρον μᾶλλον ἐγκείμενοι.* Daß *κατηφείη* dann „die Schande" und die kurznamenartige Bildung *κατηφόνες* (nur Il. 24, 253) „Schandbuben" heißen kann, ist leicht verständlich. Auch heißt *φάος* bei Homer bekanntlich nicht bloß „Licht, Heil", sondern bezeichnet das Auge im eigentlichen körperlichen Sinne (Od. 16, 15 *κύσσε δέ μιν κεφαλήν τε καὶ ἄμφω φάεα καλά,* vgl. 17, 39; 19, 417), und die entsprechende Bildung *κατωπός* aus *κατά* und *ὤψ* = *κατηφής* (Hippokr.) und *κατωπάω* (*Τσερέπης Τὰ σύνθετα τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης* S. 178; Pape-Benseler schreiben *κατωπιάω*) = *κατηφέω* scheint eine wesentliche Stütze für jene Auffassung des Wortes. Daneben kommen die Vermutungen, die Fick Vergl. Wb. I[4] 14 und 362 geäußert hat, kaum in Betracht. Denn aus *κατηφής* und as. *āband* und nhd. *Ebbe* eine Wurzel *ēbh* „niederstrecken", intr. „niedersinken" zu erschließen, wäre an sich bedenklich. Außerdem aber bietet Kluge für beide germanischen Wörter viel ansprechendere Deutungen. Brugmanns Erklärung aus *κατη* = *κατα* in der Komposition und *φής* gleich *φυής* führt nicht zur verlangten Bedeutung, auch wenn man jenes *κατη-* in den Kauf nehmen will.

Trotzdem findet außer Tserepes kaum ein neuerer Forscher den Mut, sich dieser alten Erklärung anzunehmen. Mendes da Costa Index etymologicus dictionis Homericae nimmt fragend eine Wurzel *κατᾶφ* an. Leo Meyer Griech. Et. II 255 fordert einen Stamm *ἧφος* oder *ἄφος*.

Mich dünkt jetzt im Anschluß an meine Behandlung der Wurzel *bhē* „scheinen" folgender Weg gangbar.

Ai. *ā-bhā* F. heißt „Glanz, Licht", am Ende eines Kompositums „Licht, Farbe, Aussehen", *ā-bhātiṣ* F. ds., *ā-bhāsas* „Glanz, Licht", *su-bhās* „schön leuchtend", *dūre-bhās* „in die Ferne leuchtend". Zu dieser Wurzel *bhē*, die von *bhā* „reden" ganz verschieden ist, habe ich (BB. XXII 76 ff.) *σαφής, σαφά*, lit. *bė̃s*, lat. *fēstus, fēriae*

und das idg. Suffix *-bho-s* „von Aussehen" gestellt. Von ihr stammt ein idg. Wurzelneutrum *bhēs* „Licht", das wir uns wie das Feminin ai. *bhā* mit *ā* zusammengesetzt denken können. Von dieser Zusammensetzung ist ai. *ābhās-as* „Glanz, Licht" abgeleitet. Nehmen wir an, idg. **ābhēs* N. hätte nicht bloß „Licht", sondern wie φάος „das Auge" geheißen, so ist alles in bester Ordnung: wir haben jenen für Leo Meyer „nicht weiter verständlichen" *s*-Stamm (in der Flexion in die Analogie der *es*-Stämme übergeführt wie σαφής; s. BB. XXII 22 f.) und die Bedeutung, die die Alten so richtig herausgefühlt haben.

Wir haben jetzt ferner einen ziemlich sicheren Beleg für ai. *ā* = gr. ᾱ, ion. η. Denn zwar wäre auch *κατα-φής mit dem bloßen Wurzelneutrum denkbar, aber ein Grund dafür, daß man statt κατᾰ lieber κατη- bildete, ist bei diesem Worte nicht vorhanden, da *κατᾰφής, *κατα-φήσας, *κατᾰφείη ins Metrum passen würden. Also muß κατ-ηφής in der Sprache wirklich vorgelegen haben. Danach scheint es mir nun aber ganz unbedenklich, auch den von *bhē* abgeleiteten Stamm *bhăn* in ὑπερήφανος mit jenem *ā* zusammengesetzt sein zu lassen, ebenso ferner ἐπᾱβολος, ἑκᾱβόλος, ἑκατᾱβόλος, ἐλαφηβόλος; und ἤβολον ἦμαρ bei Hesych. braucht nicht erst aus dem Kompositum hergeleitet zu werden und auch ἀβολῆσαι· ἀπαντῆσαι, ἀβολήτορες können dorisch sein und langes α enthalten. Vgl. mein Etym. Wb.[2] s. ἐπήβολος und ἑκάεργος. Daß ηβόλος und nicht bloß βόλος für „treffend" gerade da gewählt wurde, wo das Metrum die Folge mehrerer kurzer Silben nicht ertrug, ist leicht verständlich. Von hier aus griff dann die Einschiebung jenes willkürlich scheinenden η um sich, z. B. in νεηγενής, θαλαμηπόλος.

Die kürzere Form zu jenem *ā*- habe ich schon in ἀ-τάσθαλος gefunden. S. o. XLII 99.

Ob daneben auch europäisch *ō*- (vgl. ὠκέανος) und *ē*- (vgl. lat. *hērēs* in der Deutung Brugmanns Melanges-Kern Leiden 1903 31: ai. *ā-da* empfangend, ahd. *āwahst* „incrementum") als Vertreter von arischen *ā*- gedacht werden können, das braucht gar nicht verneint zu werden. Gibt es doch neben allen drei Vokalen nasalierte Präpositionen ἀν (ἀνά), äol. ὀν und ἐνί, ἐν; es sind also *ā(n)*, *ō(n)*, *ē(n)* nebeneinander denkbar.

Rastenburg. W. Prellwitz.



Parerga.[1])

20. χαλκοάρας und χεριάρας.

Das Kompositum χαλκοάρας ist aus zwei Pindarstellen bekannt. Isthm. IV 61 ff.:

τῶι μὲν Ἀλεκτρᾶν ὕπερθεν δαῖτα πορσύνοντες ἀστοί
καὶ νεόδματα στεφανώματα βωμῶν αὔξομεν
ἔμπυρα χαλκοαρᾶν ὀκτὼ θανόντων,
τοὺς Μεγάρα τέκε οἱ Κρεοντὶς υἱούς.

Isthm. V 39 ff.:

λέγε, τίνες Κύκνον, τίνες Ἕκτορα πέφνον,
καὶ στράταρχον Αἰθιόπων ἄφοβον
Μέμνονα χαλκοάραν.

Noch 1896 hat Christ die Anschauung vertreten, χαλκοάρας sei mit homerischem χαλκήρης gleichzusetzen. Er bemerkt im Kommentare zu χαλκοαρᾶν (S. 349): „χαλκοαρᾶν bellatorum aere armatorum . . .; mirum est, sed metricis rationibus explicandum, quod recentior Pindarus soluta forma χαλκοάρας, Homerus antiquior poeta contracta χαλκήρης usus est“. Hier wird die eine der drei Schwierigkeiten, die der Identifizierung der beiden Wörter entgegenstehen, der Hiatus in dem Pindarischen Kompositum, mit der etwas dunklen Rede von *metricae rationes* abgetan. Die beiden anderen scheint Christ gar nicht empfunden zu haben. Die erste besteht darin, daß χαλκοάρας ein Maskulinum auf -ᾱς, χαλκήρης ein *s*-Stamm ist, dessen Nomin. Sg. Masc. auf -ης schließt; warum nicht wenigstens χαλκοάρης, wenn die beiden Wörter identisch sind? Die zweite Schwierigkeit ist die, daß χαλκοάρας auf Personen bezogen wird, χαλκήρης nur auf Sachen: bei Homer ξυστῶι χαλκήρεϊ *Δ* 469, χαλκήρεϊ δουρί *E* 145, χαλκήρεσιν ἐγχείῃσιν *Y* 258, χαλκήρε' ὀϊστόν *N* 650, σάκεσιν χαλκήρεσιν *P* 268, κυνέῃ χαλκήρεϊ *Γ* 316, κόρυθας χαλκήρεας *N* 714, χαλκήρεα τεύχεα *O* 544; bei Aischylos χαλκήρη στόλον Perser 408. Lautlehre, Wortbildung und Sprachgebrauch verbieten also gleichmäßig die Identifizierung der beiden Nomina.

Der einzige Gelehrte, der Widerspruch gegen sie erhoben hat, ist, so weit mir bekannt, von Wilamowitz (Euripides Herakles I¹ 322, I² 81). Als Sinn des Kompositums erschließt er „erzgerüstet“ oder „mit Erzwaffen umzugehen geschickt“, bezeichnet

[1]) Unter dieser Aufschrift beabsichtige ich die Beiträge X 280 begonnene Reihe fortzusetzen.

es aber als „im strengsten Sinne unverständlich“ und verzichtet auf die Erklärung der Bildung. Ich glaube dem Kompositum mit den Mitteln der griechischen Sprache, wie es sich für die Deutung einer griechischen Zusammensetzung gehört, beikommen zu können.

Die Lösung des Rätsels ist einfach: man braucht nur den Trennungsstrich zwischen den beiden Kompositionselementen richtig zu setzen, so ist sie gefunden. Als zweiten Bestandteil betrachte ich *-οάρας*. Dies Element gehört zu der Gruppe *ὄαρ, ὄαρος, ὀαρίζω, ὀαριστής, ὀαριστύς*, über die Bugge Curt. Stud. IV 337 f. gehandelt hat; die Ableitung ist die gleiche, die in *Ἀϝίδ-ᾱς, Οἰδιπόδ-ᾱς* wahrgenommen wird. Auf diese Weise erkennt man in dem *χαλκοάρας* den Helden, der *χαλκῶι ὀαρίζει*, mit den Erzwaffen vertrauten Umgang hat. Es ist ein Verhältnis von der selben Innigkeit, wie Euripides sie seinem Herakles zuschreibt, den er beim Anblick seiner durch die Ermordung von Gattin und Kindern befleckten Waffen in die Worte ausbrechen läßt (Herakles 1376 ff.):

ὦ λυγραὶ φιλημάτων
τέρψεις, λυγραὶ δὲ τῶνδ' ὅπλων κοινωνίαι.
ἀμηχανῶ γὰρ πότερ' ἔχω τάδ' ἢ μεθῶ,
ἃ πλευρὰ τἀμὰ προσπίτνοντ' ἐρεῖ τάδε·
„ἡμῖν τέκν' εἷλες καὶ δάμαρθ'. ἡμᾶς ἔχεις
παιδοκτόνους σούς“. εἶτ' ἐγὼ τάδ' ὠλέναις
οἴσω; τί φάσκων; ἀλλὰ γυμνωθεὶς ὅπλων,
ξὺν οἷς τὰ κάλλιστ' ἐξέπραξ' ἐν Ἑλλάδι,
ἐχθροῖς ἐμαυτὸν ὑποβαλὼν αἰσχρῶς θάνω;
οὐ λειπτέον τάδ', ἀθλίως δὲ σωιστέον.

Dazu lese man, was Wilamowitz im Kommentar ausführt.

Auf diese Deutung von *χαλκοάρας* war ich längst gekommen als ich in den Scholien zu Isthm. V 41 auf die Auslegung von *Μέμνονα χαλκοάραν* stieß: *Μέμνονα τὸν τῶι χαλκῶι τοῖς ἐναντίοις προσομιλοῦντα*. . . Es ist leicht zu sehen, wie weit sich meine Ansicht mit dem Vorschlage des Scholiasten berührt, und worin sie von ihm abweicht.

Die Auffassung von *χαλκοάρας*, die hier bekämpft ist, reicht in die Zeit Pindars hinauf. Bakchylides sagt XVI 117 f.:

ἄπιστον ὅτι δαίμονες
θέωσιν οὐδὲν φρενοάραις βροτοῖς.

Blaß versäumt nicht, zu *φρενοάραις* an Pindars *χαλκοάρας* zu erinnern. Es ist klar, daß *φρενοάραις* den gleichen Sinn wie

φρενήρεσι hat, ebenso klar aber auch, daß Bakchylides *φρενοάρας* nur darum nach *χαλκοάρας* gebildet hat, weil für ihn *χαλκοάρας* mit *χαλκήρης* gleichbedeutend war.

Mit *χαλκοάρας* hat *χεριάρας* nur das Ableitungselement gemeinsam. Auch *χεριάρας* ist nur für Pindar bezeugt.

Pyth. V 34 ff.

> *κατέκλασε γὰρ ἐντέων σθένος οὐδέν· ἀλλὰ κρέμαται*
> *ὁπόσα χεριαρᾶν*
> *τεκτόνων δαίδαλʼ ἄγων*
> *Κρισαῖον λόφον*
> *ἄμειψεν*
> *ἐν κοιλόπεδον νάπος θεοῦ.*

Die Tätigkeit des *τέκτων* wird durch *ἀραρίσκειν* bezeichnet. Von den *ἀμείβοντες δώματος ὑψηλοῖο* heißt es *Ψ* 712, daß sie *κλυτὸς ἤραρε τέκτων*, und von dem *κεραοξόος τέκτων* *Δ* 110, daß er die verarbeiteten *κέραα* zum Bogen *ἤραρε* (vgl. Reichel Hom. Waffen [2] 114). In der epischen Namengebung kommt das Verhältnis des *τέκτων* zu der Tätigkeit *ἀραρίσκειν* dadurch zum Ausdrucke, daß *E* 59 f. ein *Τέκτων* als Sohn eines *Ἁρμονίδης* eingeführt wird; diesem *Τέκτων* wird nachgerühmt, daß er *χερσὶν ἐπίστατο δαίδαλα πάντα τευχέμεν*. Der *Τέκτων*, der *χερσὶν ἐπίσταται δαίδαλα τεύχειν*, gehört zu der Zunft der *τέκτονες χεριάραι*, die Pindar die *δαίδαλα ἐντέων* schaffen läßt; er ist ein *χειρίσοφος*. Von dem Elemente *-αρτ*, das in *δάμαρ* enthalten ist, unterscheidet sich das Element *-ἀρᾱς* nur durch die Ableitung. Mir will nämlich scheinen, daß die Erklärung des Wortes *δάμαρ*, die W. Schulze in dieser Zeitschrift XXVIII 281 f. vorgetragen hat, durch die von ihm herangezogene Nebenform *δόμορτις*, worin ich das Femininum zu **δαμάρτᾱς* sehe, sehr empfohlen werde.

21. Ark. *Πύτιος*.

Das einzige Zeugnis, das W. Schulze Berl. Philol. Wochenschr. 1890, 1436 f. für das Erscheinen der Wortform *Πύτιος* in Arkadien beibringen konnte, war *Πύτιον* in der Grenzbeschreibung von Megalopolis CIG. 1534. In den zwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, ist ein neues hinzugekommen, das bisher unbeachtet geblieben ist. Auf dem von Mendel BCH. XXV 270 Nr. 8

publizierten Steinfragment aus Tegea liest man in der achten Zeile der ersten Seite:

--ων Πυτιάρχω.[1])

22. Lit. *ůlektu.*

Den Gen. Plur. *ůlektu* hat Bezzenberger — auch in den Schreibungen *olektu, olaktu* — mit einer Anzahl Stellen aus der Bretkenschen Bibelübersetzung belegt (Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 143). Daß er als Rest der Flexion eines alten Konsonantstammes betrachtet werden darf, ähnlich den von Bezzenberger aus der älteren Litteratur nachgewiesenen Genetiven *aufu, ſchirdu, naktu, wieſchpatu,* zu denen viele andere aus Szyrwid und Daukša gekommen sind (de Saussure Idg. Forsch. IV 459 f., 463), lehrt das bei Hesychius erhaltene Nomen *ἄλαξ· πῆχυς, Ἀθαμάνων,* für dessen Verwandtschaft mit lit. *ůlektis* zuerst Joh. Schmidt (Zur Gesch. d. indog. Vocal. II 144) eingetreten ist.

Der Vocal der zweiten Silbe wechselt zwischen *e* und *a*. Bezzenberger (S. 68) führt als Zeugnisse für die zweite Vokalisation die Formen *olaktų, ůłaktį, ůłaktû, vołakti* an, die letzte aus der Wilnaer Postille von 1600. Mit *vołakti* stimmt *vołaktim* bei Szyrwid LLD. IV 11 $_{19}$ überein; mit *ůłaktį, ůłaktû* der von dem Grammatiker der Universitas angesetzte Nominativ *Uołaktis* (S. 12 des von Rozwadowski besorgten Druckes). Daß *e* und *a* lediglich Schwankungen der Orthographie seien, ist nicht möglich. Liegt aber *a* gleichberechtigt neben *e*, so wird es nicht zu kühn sein, dies *a* mit dem *α* von *ἄλαξ* zu identifizieren. Allerdings hat Moritz Schmidt *ἄλαξ* in *ἄλξ* geändert, um die verlangte Buchstabenfolge herzustellen. Es scheint mir aber richtiger anzunehmen, daß das Lemma unvollständig sei und ursprünglich *ἄλξ καὶ ἄλαξ* oder ähnlich gelautet habe. Die Überlieferung wäre in der nämlichen Weise verkürzt wie in der Glosse *θωλεῖον· καθαρόν,* deren alte Fassung W. Schulze hergestellt hat (KZ. XXIX 261). Ich halte also an *ἄλαξ* fest, und gewinne so mit lit. *ůlakt-* zusammen ein altes Formenpaar *ōlakt-: alakt-*.

Die zweite Silbe ist aber noch in einer dritten Gestalt vorhanden: sie entbehrt des Vokals. Pott hat den Zusammenhang

---

[1]) Der Name *Σοΐλος*, dessen Genetiv in der dritten Zeile vorliegt, ist an den Namen *Εὐσοΐδας* anzuschließen, den ich auf der BCH. XX 133 Nr. 7 mitgeteilten Inschrift aus Mantineia hergestellt habe (Hermes XXXIV 407, 2).

von altpr. *woltis, woaltis* mit lit. *ũlektis* erkannt (KSB. VI 118). Zieht man nun die vorhin erwähnte, aus der Buchstabenfolge erschlossene Wortform ἄλξ hinzu, so bekommt man ein Paar, das sich von dem Paare *ōlakt-: alakt-* durch den Mangel des zweiten Vokals abhebt: *ōlkt-: alkt-*. Beide Male gewähren die baltischen Sprachen die Ergänzung zu griechischen Formen, die teilweise überliefert, teilweise erschlossen sind, und bestätigen sie so.

23. Lit. *obelìs.*

Da in dem Paradigma von *obelìs* einige Kasus der konsonantischen Flexion folgen (*obels, óbels, obelũ*), so liegt die Vermutung nahe, daß es mit dem Nominative *obelìs* die nämliche Bewandtnis habe wie mit *dantìs, žuwìs*, nordlit. *szùnis* und anderen. Nun läuft neben *obelìs* (Apfelbaum) *óbůlas* (Apfel). Darf man hierin nicht einen Fingerzeig dafür sehen, daß *obelìs* erst nachträglich an die Stelle von *obũ* (aus *obũl*) getreten sei?

Halle (Saale). F. Bechtel.

Aniochus.

Auf einer in Theben gefundenen lateinischen Inschrift v. J. 14 n. Chr. CIL III 7301 werden *Aniochus Athenadis, Androcles Athenadis, Exacestus Myrtonis, Pammenus Chrysermi, Saturus Caphisiae* genannt. Ohne Not hat Mommsen den Ersten von ihnen in einen *Antiochus Athenaidis* verwandelt: so ist er in die Indices und von dort auch in den Thesaurus II 1031 übergegangen. In Wahrheit ist er ein Namensvetter des römischen Centurio *C. Maenius Haniochus domo Corinthi*, der am 19. April 127 n. Chr. *Memnonem audivit* laut CIL III 42 = Dessau 8759[e]. Man kann (bis auf *Pammenus Chrysermi*) die ganze Namenreihe ins Boeotische zurücktransscribieren: *Ἀνίοχος Ἀνδροκλεῖς Ἀθανάδαο* (sic, für *Athenadis*), *Ἐξάκεστος Μύρτωνος, Σάτυρος Καφισίαο.* Die epichorischen Belege gibt Dittenbergers Index zu IG VII (*Ἀνιοχίδας* und *Οἰνοχίδας* auf derselben Inschrift 3207), für *Ἀνδροκλεῖς Ἐξάκεστος Καφισίας Μύρτων Σάτυρος* sogar solche aus Theben, dem Fundorte der lateinischen Inschrift. Auf einer korinthischen Vase steht *Ἀνιοχίδας* Kretschmer 49. Das Schwanken in der Schreibung des Anlauts *Aniochus: Haniochus* ist auch für die griechische Grammatik wichtig (Jacobsohn, Der Aoristtypus *ἆλτο* 61 des Sonderabdr.). Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf die lateinischen Zeugnisse für *Hagesi- Agesi-* Thesaurus I 1304 (O. Schroeder, Pindar prolegg. 15). W. Schulze.

Zur litauischen Accentuation.

Auf Dauksza's Betonung der Conditionalformen *butúmbei butų̃ butúmbime* war ich aufmerksam geworden, noch ehe mir Endzelin's Aufsatz o. S. 49 ff. 57 zu Gesicht kam. Der Autor mag mir deshalb gestatten, daß ich seinen bedeutsamen und fördernden Feststellungen alsbald einige Bemerkungen zu dem gleichen Thema folgen lasse.

Baranowski schreibt im Anŷkszczũ szilẽlys regelmäßig *tartum̃* 2. sg. cond., 17. 43. 54 usw. (wohl 15mal). Dazu stimmt die Praxis der in Webers Vorrede mitgeteilten Brieffragmente, 1. sg. *nusiųsczà* pag. II, 3. pers. *atsiųstũ* I, *butũ* bis II, *gautũ* III. Conditionalis und Supinum werden dabei durch die Betonung unterschieden, wie *piȓktū* An. Sz. 329, *kuõptū* 336 beweisen. Das Enklitikon zieht, wie in anderen Fällen auch (*wãkaro: wakarõp*), den Accent an sich. Scheinbar auch das in der 3. pers. bloß gedachte, nicht ausgesprochene Enklitikon; aber da kann analogische Uniformierung im Spiel sein. Jedenfalls erinnert diese ganze Betonungsart an die r e g e l m ä ß i g e Oxytonese des nom. ag. im periphrastischen Futurum des Altindischen, *dātā́smi dātā́*.

Sekundäre Zurückziehung des Accents äußert sich, wie üblich, in schleifender Betonung des sonst gestoßen intonierten Vokals, 2. sg. *tarỹtum* (sic), *tarỹtum(ai)* An. Sz. 190, *norẽtum* Brieffrgm. II, *pasikalbẽtumeme, nesusipaziñtumeme* Zamětki o litovskom jazykě i slovarě 28 (bestätigt durch die von Endzelin 57 angeführten ostlit. Belege). In der 3. pers. ist davon jedoch bei Baranowski nichts zu bemerken, *nebetarnáutu* An. Sz. 221, *regḗtu* Brieffrgm. I, *skaitýtu* bis XIV, *sakýtu* XIV.

Die Universitas linguarum Lituaniae (ed. Rozwadowski) zeigt einigermaßen ähnliche Verhältnisse. *girczià* (lies *girczià), girtûmey, girtû, girtume(m)e, girtumete* (sic), *girtû* S. 39. Mit Durchführung des Schleiftons durch alle Formen des Conditionalis *bûczia, bûtum(ey), bûtu, bûtumem, bûtumet, bûtu* 26 fg.; *turiêczia, raszîczia* 27; *kalbêczia, kalbêtumey, kalbêtu, kalbêtumeme, kalbêtumete, kalbêtu* 32; *medzioczia, medziotumey* etc. (sic, im Gegensatz zu *medźioju, medzioti* usw.) 51; ähnlich *pażinczia, pażintumey* etc. 57; mit Sonderstellung des Plurals (wie bei *girczià*) *dalîczia, dalîtumey, dalîtu, dalitume(m)e, dalitumete, dalîtu* 49. An anderen Stellen ist der vom Corrector schlecht überwachte Originaldruck so unzuverlässig, daß sein Zeugnis wertlos wird,

besonders S. 57 fg., wo die Formen desselben Paradigmas in geschlossenem Zuge aufmarschieren und die Gefahr sorgloser Ausgleichung durch den Setzer besonders groß ist (doch beachte *trokszczià, mirczià*). Die Betonung vieler Conditionalformen stimmt also zu der 3. pers. fut., *kalbês* 32, *dalîs* 48 (ebenso schreibt Baranowski *galẽs* Brieffrgm. I. II, *regẽs* II, vgl. *ẵrs* Webers Vorrede XXVI, *gìrs* Un. litt. 38, dazu Schleicher Gramm. 228 *àrs gèrs*, Leseb. 74 $_{31}$ *àrs*, 45 $_{7}$ *pragèrs*, 117 $_{5}$ *negèrs*, 247 $_{18}$ *twèrs*, 14 $_{13}$ *żèls*, 37 $_{6}$ *użżèls* [doch 185 $_{16}$ *atżéls*], 152 $_{15}$ *nusipèrs* neben $_{18}$ *susipérdė*; Leskien-Brugmann 315 und besonders Bezzenberger BB. X 202).

Die Kraft des Enklitikons muß sich auch im reflexiven Verbum fühlbar gemacht haben. Endzelin 57 führt aus Dauksza *stoiós* und aus den modernen ostlit. Dialekten u. a. *sėdõs, stojõs* an. Nun erklärt sich auf einmal eine Absonderlichkeit der Kurschatschen Accentuation. Im NT schreibt er nämlich zwar *stóti* usw., aber *stôjas* Ioh 20, 26 Rom 11, 2 Hebr 7, 15. 10, 3; *stôjosi* Mc 1, 11 Lc 23, 44 Apoc 8, 2. 3. 11, 11. 20, 9, *stôjos* Mt 28, 2 Lc 3, 2. 22. 24, 36 Ioh 20, 19 Act 10, 30. 16, 26. 2 Petr 3, 5 Hebr 7, 11 Apoc 12, 4. 16, 18; *stôsis* Lc 11, 31. 32 Ioh 13, 19 (bis); *stôkis* Lc 6, 8 Act 14, 10. 26, 15 Iac 2, 3 (*stôkis põ pastógiu* LD sv. *pastógis); stôjęsi* Act 2, 14. 5, 20. 27, 21 (in unmittelbarer Nachbarschaft *stôjosi apstójo* Apoc 20, 9, *pastójo stôjos* Apoc 16, 18, *stôjos įstójo* Lc 3, 22 sq., *stôkis pastójat* Iac 2, 3 sq.). Nur vereinzelt, soweit ich sehe, und vielleicht fehlerhaft erscheint der Acut in *stójaus* Apoc 12, 18 und *stójosi* Act 8, 8.

Die schon angeführte Jacobusstelle 2, 3 führt noch einen Schritt weiter, denn da folgen aufeinander *pasisêskis stôkis sêskis*, obwohl auch das Verbum *sė́sti* sonst regelmäßig *ė*, das heißt wie *stóti* gestoßenen Accent zu zeigen pflegt. Davon weicht aber im NT ebenso regelmäßig der reflexive Imperativ *sêskis* (einmal *pasisêskis*) ab: Mt 22, 44 Lc 14, 8. 10. 16, 6. 20, 42 Mc 12, 36 Act 2, 34 Hebr 1, 13 Jac 2, 3. Aus Kurszats ungenügend formulierter Regel Gramm. 318, die bezeichnenderweise auf den in der Praxis von ihm doch respectirten Unterschied des einfachen und des reflexiven Verbums keine Rücksicht nimmt, darf man schließen, daß die abweichende Betonung überhaupt „im Futur und Infinitiv sowie in den von denselben abhängigen Formen“ Geltung hat, natürlich nicht in *sė̃sti*, wie Kurschat fälschlich angibt, wohl aber in *sė̃stis* (Lc 14, 9). Das darnach zu fordernde Präteritum

sĕdos, das einen sonderbaren Gegensatz zu *stŏjos* bildet, wird durch den constanten Gebrauch des NT gesichert: *sēdausi* Apoc 3, 21, *sēdosi* Mt 5, 1. 13, 1. 15, 29. 26, 58 Lc 22, 55 Ioh 4, 6 Act 2, 3. 13, 14. 25, 6. 1 Cor 10, 7 Hebr 1, 3, *sēdos* Lc 4, 20 (*atsisēdo* Ioh 6, 3 Act 12, 21 Apoc 20, 4. *pasisēdo* Mt 28, 2 Hebr 12, 2, *użsisēdo* Mc 11, 7 Ioh 19, 13 — *susēdo* neben *sēdosi* Lc 22, 55). Dagegen dehnt sich sonst die Betonung des uncomponierten reflexiven Verbums auch auf die Zusammensetzungen aus: die Formen *atsisêdęs* Lc 14, 28. 31, *pasisêdęs* Mc 9, 35. 12, 41 Lc 5, 3 Ioh 8, 2, *pasisêdę* Act 16, 13 (gegen *susēdę* Mt 13, 48), *pasisêskit* Mt 26, 36 Mc 14, 32 lassen gewiß auf *sêdęsi, sêskitēs* schließen, die ich direct nicht zu belegen vermag (vgl. *pasistŏjęs* LD sv. *dairaŭs* neben dem oben nachgewiesenen *stôjęsi*; *pasistôjo* Lc 6, 8). Auch für die reflexiven Formen des Präsens und des Futurums fehlen im NT zufällig die Belege. Das isolierte *pasisēstu* Act 8, 31 fällt durch sein *ē* auf.

Zu Endzelins Ausführungen S. 52 fgg. mag noch an Baranowskis Betonungen *támsaus* An. Sz. 90, *támsiôms* 182; *sáłdų* 260 erinnert werden und zu seiner Notiz über lett. *pelūde* an das Zeugnis Ruhigs, der *alluddė* und *pellúdė* durch die Quantität scheidet. Da scheint mir der alte Gegensatz des *-ŭ-* und des *-ū-*Stammes ganz unverkennbar zu sein.

Wilhelm Schulze.

---

domene.

Bekanntlich ist im späteren Griechisch *αι* zu *ε*, im Latein der Kaiserzeit *ĭ* zu (geschlossenem) *ę* geworden. Bei solcher Aussprache mußte der hom. Infinitiv *δόμεναι* mit dem lat. Vocativ *domine* notwendig in ein gleich oder doch ganz ähnlich klingendes *domene* zusammenfallen. Die Belege Schuchardts Vokalismus 2, 23. 3, 172 werden durch das italienische *domeneddio* glücklich illustriert. Im Zusammenhang dieser sprachgeschichtlichen Tatsachen verdient das Epigramm AP X 44, dessen Zuteilung unsicher ist, vielleicht einige Beachtung:

Ἢν ὁ φίλος τι λάβῃ, Δομινε φρατερ εὐθὺς ἔγραψεν·
ἢν δ' αὖ μή τι λάβῃ, τὸ φρατερ εἶπε μόνον.
ὤνια γὰρ καὶ ταῦτα τὰ ῥήματα· αὐτὰρ ἔγωγε
οὐκ ἐθέλω δομινε· οὐ γὰρ ἔχω δόμεναι.

Für *αι* = *ε* hat es schon Gerh. Voß verwertet. Friedländer Sittengeschichte 1 [6], 445.

W. Schulze.

Lit. *wënûlika, dwýlika.*

Neben der Reihe *wënülika* — *dewyniólika* steht das von Szyrwid überlieferte *kiekolika*[1]), in dem *-lika* als ein so lebendiges und gut verstandenes Mittel der litauischen Sprache erscheint, daß weder an der Originalität dieser Bildungsweise zu zweifeln ist, noch *trýlika* — *dewyniólika* für schematische Nachbildungen der ursprünglichen Formen der Zahlwörter für 11 und 12 angesehen werden können, obgleich das Germanische diese Annahme empfiehlt. Ihr steht aber die Möglichkeit entgegen, daß die Germanen eine von baltischen Völkern erlernte Zählweise um ihres Duodezimalsystems willen eingeschränkt haben.

Gegenüber diesem *-lika* bietet die Reihe der Ordinalzahlen in der zweiten Dekade bekanntlich *lė̃kas* (lett. *lìks* „zu viel, überzählig", gr. λοιπός): *lieká* (*á*!) „elftens" Post. Daukszi 188, 15; *antralieka* ib. 191, 14; *ape dešimtu lieku, ape dešimtu lięku adinu* „um die 11. Stunde" LLDr. IV 130, 24, 30[2]); *metuoſe pinktuoſe liekuoſe* „im 15. Jahre" ib. 53, 25 usw. (ZGLS. S. 184 f.).

Da *lëkas*, nicht aber **likas* oder **likā* ein selbständiges Wort der baltischen Sprachen ist, und die grammatikalische Angliederung von *-lika* an das Verb *lëkù: lìkti* trotz J. Schmidt Neutra S. 39, 162 f. mir unmöglich erscheint, endlich aber es höchst merkwürdig wäre, wenn das Litauische die Kardinal- und Ordinalzahlen von 11—19 zwar nach gleicher Zählmethode, aber mit ursprünglich verschiedenen Mitteln gebildet hätte, so betrachte ich die Entstehung von *-lika* aus **lëka* für ausgemacht. Sie erfolgte ebenso durch progressive Wirkung des Akzentes (*lė̃kas*: *wënülika, dwýlika* usw.), wie später die teilweise mundartliche Verkürzung von *-lika* zu *-lka* (nicht *-łka*!): *kieturolka, wienuolka* ZGLS. S. 67, 179, *dwilka* ib. S. 180, Kat. Ledesmy S. 37, 38, 81 neben *pinkiolika* ib. S. 85. Vgl. lett. *wînpad[e]smit* usw., preuß. *passons* u. a. (Trautmann Altpreuß. Sprachdenkm. S. 125) und vielleicht lit. *apýušris: auszrà* (Juškevič Slov.).

---

[1]) Dictionarium[5] S. 90: „Kilkanaście czego. Aliquot supra denos, decem et aliquot praeterea, deni et aliquot insuper. *Kiekolika*". „Kilánaśćie kroć. Amplius decies, decies et insuper aliquoties. *Liekolika* [so!] *kartu*".

[2]) Abweichend, aber falsch in Szyrwids Dictionarium 5. Aufl. „jedennaście, undecim, dešimtas liekas". Der Setzer hat die Artikel „jedenaście" und „jedenasty" zusammengezogen.

Diese Wirkung setzt aber notwendigerweise voraus, daß zur Zeit ihres Eintretens die von ihr betroffenen Zahlwörter als geschlossene Wortkörper und zwar — da sie aus zwei klar hervortretenden Gliedern bestehen — als Komposita empfunden wurden, und hieraus folgt, daß an sie so weit als irgend möglich der Maßstab litauischer Komposita zu legen ist. Ihm fügen sich ohne weiteres *keturiólika* — *dewyniólika*, die im ersten Glied immerhin einen alten, nicht etwa ursprünglichen (*ió!*) Nom. Akk. Pl. Ntr. enthalten mögen (Mahlow AEO S. 49, 77), dann aber mit dem Schwinden des Neutrums in eine Linie mit *musómiris* u. a. rückten. Ob es ebenso um *kiekolika* steht, mag auf sich beruhen; eine echte Zusammensetzung ist mir hier wahrscheinlicher. — Schwierigkeiten bereiten aber *wënů̃lika, dwýlika* und auch *trýlika,* das bisher als ein fester Punkt in der Erklärung der litauischen Zahlwörter gegolten hat. Wer sein *try-* für eine ursprüngliche Neutralform ausgibt (z. B. Wiedemann Handbuch S. 100), übersieht aber, daß als solche wegen *keturió-lika* usw. mit dem zum Germanischen stimmenden *-ă* **trijà* = got. *þrija,* und daß folglich **trijó-lika* zu erwarten wäre.

Ich will versuchen, diese Schwierigkeiten zu heben, vorher aber bemerken, daß *wënů̃lika* — *dewyniólika*, ehe sie indeklinabel wurden, Bahuvrīhi-Komposita waren, die sich auf ein verschwiegenes *dẽszimtis* (Fem.) bezogen und demgemäß dekliniert wurden[1]). Vgl. Scherer GDS.[2] S. 585.

Für *wënů̃-lika* ist nach *keturió-lika* usw. *wënó-lika* (vgl. *wienowaldis, wienowaldisty* LLDr. IV 57, 15, 30) zu erwarten. Ob diese Form in dem *wienolika* Kleins, Ruhigs, Mielckes und in dem auf der kurischen Nehrung vorkommenden *wėnálika* (Sprache d. preuß. Letten S. 71) sich erhalten hat, ist sehr unsicher, denn *wėnálika* kann sein *á* von *k'ätrálika* usw. bezogen haben, und das *wienolika* der alten Grammatiken ist vielleicht ebenso eine bloße Korrektur des für ein geschultes Sprachempfinden anstößigen *wënů̃lika,* wie das *wieniólika (wieniólikta*s) Kurschats (Laut- und Tonlehre S. 126 f.) — eine Bildung, die sich übrigens auch das Volk erlaubt hat (*wėińóᵉleka* GGA. 1885 S. 934). Jedesfalls ist aber nicht **wënólika,* sondern *wënů̃lika* die normale litauische Form (vgl. z. B. *wienuolika* Universitas

---

[1]) Z. B.: *dwilikos (metu)* LLDr. IV, 81, 25; 85, 13; *wienůlikos*, *trîlikos* (*ßimtų́ mętų*) Post. Daukszi 186, 22, 32; (*wienas iß*) *dwilikas* ib. 205, 22 (wonach zu beurteilen: *buo Jeſuy dwilika metu* ib. 88, 3); *toy Dwilka Artykułu* Kat. Ledesmy S. 38.

S. 23, *wĭjinouleka* Budą S. 247, *weinoulekinee* Prasmą S. 41), obgleich dies von der grammatischen Analogie in einer Weise abweicht, die den Gedanken an eine Entstellung unabweisbar macht. Die bisherigen Versuche, *wënŭ-lika* zu erklären, sind für mich unannehmbar. Gegen die Zurückführung von *wënŭ-* auf *oinom* (J. Schmidt a. O. S. 39) sprechen die Lautgesetze, gegen seine Bestimmung für Instr. Sg. (Brugmann Grundriß² II, 2 S. 27) seine Betonung (Instr. Sg. *wënu*), und was Meringer IF. XVI 168 vorbringt, kann ich nur als eine wohlgelungene Parodie schätzen.

Um *wënŭlika* zu verstehen, muß man zunächst berücksichtigen, daß der zu *lëkù: likaú* stimmende Ablaut *lëkas: -lika* dem *-lika* so sehr einen verbalen Anstrich gab, daß Ruhig Anfangsgründe S. 51 es geradezu für III. Praes. erklärte; ferner aber muß man sich erinnern, daß die Grenzen zwischen *o* und *ů* im Litauischen im allgemeinen zwar sehr scharf, durch Anpassungen aber bisweilen verwischt sind. So sprechen die meisten Stallupöner, wohl irre geführt durch Slavismen wie *bagótas, kudlótas,* durch *barzdótas* = lat. *barbātus* u. dgl., nicht *kalnŭtas, plaukŭtas,* sondern *kalnótas, plaukótas* (vgl. *deiwātas* ZGLS. S. 280), und in slavischen Lehnwörtern mit *na-* erscheint statt des gewöhnlichen *no-* nicht selten das Präfix *nů-*. *nŭbażnas, nůmētas* spricht man um Stallupönen, *nůpeřckas* kenne ich aus dem Kreise Pillkallen, *nóposczei* (*o* = *ů*) und *núpåsczei* (Lit. Forsch. S. 147) kommen im Kreise Memel neben *nápostai* (Mitteil. d. lit. Ges. I 78 Anm. 401) vor. Denkt man sich nun, daß durch Komposita wie *wën-gimis* (LLDr. III 52, 21; Kat. Daukszi 5, 16) und durch ein Hereinspielen von *nu-likti* die Beurteilung von **wënólika* getrübt und daß es volksetymologisch in *wën-nŭlika* (vgl. *nŭ-lauża*: *nu-láuszti, nŭ-tranka: nu-treñkti* u. a.) zerlegt wurde, so ist das Rätsel seines *ů* einfach gelöst.

Eine Übertragung dieses vermeintlichen *-nůlika* auf die Zahlwörter für 11 und 12 wäre wegen *dwynù* „Zwillinge“, *trinios* „Sägespähne“ (Szyrwid Dict. unter *trocina), trynỹs* „Dotter“ ohne Zweideutigkeit nicht möglich gewesen. Sie unterblieb deshalb, aber die Mißdeutung **wën-nůlika* verstärkte den verbalen Anschein von *-lika,* und dies verführte dazu, das für *dwý-, trý-(lika)* vorauszusetzende *dwi-, tri-* (vgl. *dwi-szākis, trì-linkas* usw.) präfixal zu behandeln nach dem Muster *prýbėga: pri-bĕgu, prýblindė: pri-blįsta, prýlipa: pri-lipaú, prýtemis: pri-témsta, prýwarta: pri-weřsti, prýżada: prì-żadu, apýczupa: ap(i)-czŭpti, apýraszas: ap-raszýti* usw. Dieselbe Behandlung hat *-i* erfahren in *akýmirka, akymóju* u. ä. (Juškevič Slovarь S. 6 f.).

Durch das hohe Alter von *wĕnũlika — dewyniólika* erklärt es sich zur Genüge, daß sie nicht der Regel über das zweite Kompositionsglied (Schleicher Gramm. S. 132) folgen. In gleicher Weise ist der Umstand zu erklären, daß zur Bildung der Zahlen für 20—90 mit *dēszimtis* die Kardinalzahlen, nicht aber die Distributivzahlen verbunden sind, die der heutige Sprachgebrauch hier nahe legt (Schleicher Gramm. S. 296).

A. Bezzenberger.

Das nhd. Wort „Kopf".

Nhd. *Kopf*; mhd. *kopf* „Trinkgefäß, Becher, Seidel, Hirnschale, Kopf"; ahd. *choph, chuph* „Becher"; angls. *cuppa*, engl. *cup* „Becher, Obertasse"; nord. *koppr* „Geschirr in Becherform", auch „eine kleine Art Schiff". Kluge Etym. Wrb. (1884) zählt die Sippe „zu den am schwierigsten zu beurteilenden". „Allerdings", fügt er hinzu, „ist *Haupt*, engl. *head* das eigentl. gemeingerm. und alte Wort für '*Kopf*'; erst im Nhd. hat das letztere über das erstere mit Entschiedenheit gesiegt". An einer anderen Stelle (s. *Haupt*) meint Kluge, daß das altgerm. Wort für „Kopf" und zwar das Wort „*Haupt*" „in Deutschland im 16. Jahrhundert nach und nach verdrängt wurde, während das Englische und die nord. Sprachen an der Tradition bis jetzt festhalten".

Auf religiösem Gebiete, in der Poesie, überall, wo der Begriff einer gewissen Weihe nicht entbehrt und dort, wo das Wort „Haupt" im übertragenen Sinne gebraucht wird, hat es seine Position behauptet. In allen diesen Fällen kann von einem entschiedenen Siege des Wortes „Kopf" kaum gesprochen werden. Es wird in den obenerwähnten Fällen als Fremdling empfunden werden, der oft lächerlich wirkt.

Kluge führt Beispiele für die Entwicklung des Begriffes „*Kopf*" aus älterem „Becher in der Form einer Obertasse" an. Vgl. anord. *kolla* „Topf" — *kollr* „Kopf"; nhd. *Hirn-schale*; ital. *coppa* „Becher" neben prov. *cobs* „Schädel"; franz. *tête* aus lat. *testa*; got. *hwairnei* „Schädel" zu angls. *hwer* „Kessel"; ndl. *hersen-pan* „Schädel", mittelengl. *herne-*, *braein-panne* „Schädel" zu „Pfanne"; ndl. *hersen-becken* „Schädel" zu „Becken". Gewiß trifft hier einiges zu. Ja, die meisten Beispiele sind überzeugend, wie z. B. das „nhd. Hirnschale". Der Gebrauch der Hirnschale

des erlegten Feindes als Trinkgefäß ist in geschichtlicher Zeit vorgekommen.

Auf diese Frage will ich nicht näher eingehen. Ich will nur nicht „die herrschende Annahme billigen, wonach der ganzen Wortsippe das mlat. *cuppa* (ital. *coppa*) 'Becher', lat. *cûpa* 'Faß' zugrunde liegt". Auch die germanischen Verwandten, „die es näher legen, nicht von lat. *cûpa* 'Faß', sondern von einem urgerm. Worte mit der Bedeutung 'Spitze, Gipfel' auszugehen: angls. mittelengl. *copp* 'Gipfel, Spitze', mittelengl. auch 'Kopf', engl. *cop* 'Kuppe, Gipfel'", möchte ich in diesem Fall nicht als Austrag gebend gelten lassen.

Die Übertragung des Begriffes in ahd. *gibil* und *gibilla* (Schädel, Kopf), im zitierten mittelengl. Wort *copp*, im dial. „Dach" für „Kopf" ist einleuchtend. Wenn *gibilla* die primäre Bedeutung enthält (vgl. κεφαλή), so hätten wir sogar die Benennung eines Bauwerkteils (Giebel) nach einem Körperteil. Abgesehen davon, kämen wir zum Schluß, daß die Bedeutung „Kopf" — die primäre und „Trinkgefäß, Becher" — die sekundäre wäre. Wir kamen also vorher vom „Topf" zum „Kopf", jetzt kämen wir in umgekehrter Richtung vom „Kopf" zum „Topf". Eine Erklärung für diesen Vorgang ist auch schon vorhanden. „Stülpen Sie die Tasse um", sagt Scheler[1]), „und sie nimmt die Gestalt eines Berges an". Und *copeau* „Gipfel" ist mit dem deutschen „Kopf" verwandt, fügt er seinen Worten hinzu.

Kluge gibt (1884) nach vergeblichen Versuchen zu einem definitiven Schluß zu kommen schließlich folgende Erklärung: „Jedenfalls wäre aber denkbar, daß sich das vorauszusetzende echtgerm. Wort frühzeitig mit einem mlat. roman. Worte mischte und so eine Reihe fremdartiger Bedeutungen in sich aufnahm". Leider ist Kluge diesem „mlat. roman. Worte" nicht nachgegangen und hat in folgenden Auflagen (1899) seine Ausführungen unter „Kopf" nur gekürzt. Mit Hülfe Forcellini's und Du Cange's will ich versuchen, auf diesen Hinweis näher einzugehen.

Nach Forcellini[2]) ist *cūpă* ein konkaves Gefäß desselben Ursprungs wie *cabus*. Er gibt nach Isid. 20. Orig. 6. 7. *cupus cupa*, nach Not. Tir. p. 156 *cuppa;* „*copa*. Nomen ejusdem

[1]) Dictionnaire d'étymologie française, Bruxelles 1888, p. 128.

[2]) Totius latinitatis lexicon, Prati 1861.

originis ac *cupa,* cum quo etiam confusum fuisse videtur, si Charis. 1. p. 47 Putsch. audiamus, qui poemation illud Virgilii, quod vulgo *copa* audit, *cupam* inscripsisse refert".

„*Cupa* proprie est ligneum vas vinarium amplum, in quo mustum e torculari excipitur et diffunditur servandi causa; *botte*". Nun folgen Belegstellen: „Varr. apud Non. 2. 113; Cic. Pis. 27; Lucan. 4. 420; Maximin. 22. Caes. 2. B. C. 11. Dig. 19. 2. 31; Plin. 16. 18. 2; Horat. 2. Sat. 2. 123". Ich möchte dem hier Zitierten noch meine Bemerkung hinzufügen, daß die Römer nach Strabo die hölzernen Fässer für Wein von den Galliern haben sollen (s. meinen Artikel in der Revue de lingu. 1908, 1909, p. 102). Sollte der Name nicht ebenfalls unrömisch sein, oder sind die Schwankungen in der Aussprache anders zu erklären? Diese Schwankungen, die bei Du Cange (Glossarium... Niort 1883—1888) ein noch bunteres Bild bieten: „*Cupa,* vas vino condendo paratum; *cuppa,* eadem notione; *cuba, cubba; coppa, copa. Cuppae* aureae et argenteae. Recentioribus vero *cupa* et *cuppa,* usurpantur pro poculo, seu vase potorio, quod videtur sic appellatum, quod cupae formam referat. Nostri *coupe* appellant (Armorici *cop*)". „*coppa, copa: copa ferrea* (ann. 1342)".

„*cumbia* — poculorum genera; *cubia* id.; *cupa* labrum, gall. *cuve; cuba,* in Glossario Cambronensi, extrema pars navis . . . *cumba, cymba* navis, seu potius navis species. *copa* navicula. *copa* rami arborum".

Nehmen wir nun an, es sei das Weinfaß oder das hölzerne Faß mit dem vorhandenen lat. Wort benannt worden. Es läßt sich dabei die Annahme schwerlich abweisen, daß neben dieser Benennung andere figurierten, die auf ein Wort nicht römischer Provenienz deuten. Ich erinnere nur an „illud Virgilii" — *copa.* Wie entstand neben *cūpa* — *cuppa?* Warum wurde *cūpa, cuppa, copa* im mlat. vom Faß zu Becher? Ja, wir finden es als Benennungen für Faß und Becher.

Gehen wir nun zu den romanischen Sprachen über. Nach Diez (Et. Wrb.), „*coppa* it., sp. pg. pr. *copa,* fr. *coupe,* wal. *cofę* Becher, Masc. it. *coppo,* pg. *copo* Trinkgefäß, pr. *cob-s* 'testa capitis' G. Prov. 53[a]; von *cuppa,* Nebenform von *cūpa* Faß; mlat. gleichfalls *cuppa,* aber mit roman. Bedeutung. Der lateinischen bleiben die Formen mit *u* getreu, sp. pg. pr. *cuba,* fr. cuve" . . . Scheler (Et. Wrb.) behauptet, die erstgenannten rom. Wörter stammten von *cuppa.* „Ce mot (*cuppa*) latin est

distinct de *cupa,* chose creuse, tonneau, qui est le primitif de fr. cuve“. Dieser Behauptung ist es schwer beizustimmen, da sie sich auf nichts stützen kann. Die Belegstellen geben doch den Erweis, daß *cupa* und *cuppa* zwei verschiedene Formen ein und desselben Wortes sind. Die eine Form kann in lautlicher Hinsicht das eine rom. Wort ergeben haben, die andere — das andere. Von zwei ganz verschiedenen lat. Wörtern: *cupa* und *cuppa* kann aber auf Grund des Materials, das wir besitzen, keine Rede sein, und die Annahme ist einzig und allein eine geistreiche Erklärung ohne sachliche Beweise.

Im roman. Gebiet finden wir das Wort fast durchgängig in der Bedeutung: „Trinkgefäß, Becher“. Eine Ausnahme macht das pr. *cob-s* „testa capitis“.

Die Nachbarn der Romanen — die Basken[1]) haben: 1. *kopa* ein kleiner Korb, auf der Schulter zu tragen. 2. *kubel* ein großer Korb, worin man Äpfel hält. 3. *kopalet* ein kleiner Korb. 4. *kopor* Terrine. 5. *khopor* Schale, Kelch,Pokal, Napf. 6. *kobain* Mühltrichter, großer Trog, Kübel. Bienenkorb, Bienenstock. 7. *kopeta* Stirn. 8. *kopetadun* mutig, kühn, frech.

Wenn wir nun das Wort in seiner Gesamtbedeutung nehmen, so erhalten wir: Korb, Holzgefäß größeren oder kleineren Formats, als Kufe, Trinkgefäß, kleines Schiff; Kopf, Stirn, Hirnschale.

Das finnisch-ugrische Sprachgebiet ist es, wo wir das Wort in allen seinen Bedeutungen und, man könnte sagen, in allen Formen wiederfinden.

S. Donner Vrgl. Wrb. I 78: *kopp-a* Vorderteil des Schädels, Stirn; auch etwas Ausgegrabtes, Schalförmiges, Korb. Vgl. *kop-o* rundliches, rund erhabenes. M. Mordv. *kopa-ška* Schädel. — Magy. *kopo-ńa* id.

Finn. *kapp-a* Metze (Maß). *kepp-u* Korb. *kepp-o* kleines Gefäß. *kop-a-re, kop-e-ro* Schrank. *kupp-i* Schale, Tasse. *kopp-a* ausgehöhlter Gegenstand, Korb. *kop-sa* Korb. *kopp-i-lo* Blumenkorb. *kipp-a, kipp-u* kleines Gefäß.

Ehstn. *kopp* Schale, kleines Gefäß. *kop-s* kleines Gefäß. *kapp* Schrank, Kästchen Gen. *kapi*. *kapp* G. *kapa* Schöpfgelte, Trinkgeschirr, ein Maß. Liv. *kumb* Tasse. Syrj. *kub* Lehmgefäß. Magy. *kòp-ü* Butterfaß, Bienenstock. *köp-ü-lö* Rührfaß. *kup-a* Trinkschale. Vgl. *kop-ońa* Schädel, Hirnschale.

Ostj. *kup-a, kub-a* Butterfaß.

---

[1]) Azkue Dictionnaire basque — espagnol — français, 2 vol., Bilbao 1905—6.

Finn. *kopp-i* kleine Hütte, Zelle, Fruchthülse, Ball. *kopp-io* Hütte. *kopp-e-li* kleines Zimmer, Hütte, Haus für Kähne und Netze, Ball. *kopp-e-lo* Hütte. *kopp-e-ro* Hütte im Schiff. *kopp-i-lo* Kajüte, Blumenkorb. *köpp-ä* kleine Hütte.

Ehstn. *kub-e-rik* id.

Finn. *kop-ea* stolz, hochmütig.

Wir haben es in dem hier erörterten Fall mit zwei verschiedenen Entlehnungen zu tun. Zuerst die ältere — die baskische, und dann die Entlehnung der Germanen gleichfalls von ihren finnischen Nachbarn. Von den Basken drang das Wort ins Lateinische und in die romanischen Sprachen. Da wir nun im baskischen und romanischen Gebiet die Bedeutung „Kopf“ nicht finden (ausgenommen bask. *kopeta* Stirn, prov. *cobs* testa capitis) und dieselbe im Germanischen auch erst später aufzutreten scheint, so könnte man die Bedeutung „Korb, Holzgeschirr“ als primäre annehmen, oder aber für die Bedeutung gelten lassen, mit welcher das Wort von den Entlehnenden zuerst aufgenommen wurde.

Das nhd. Wort „Kopf“ ist jedenfalls, meiner Meinung nach, ein Wort finnisch-ugrischer Provenienz.

Pskow. Rudolf Gutmann.

Osk. bantinisch *eituā-*, pomp. *eitiuvā-* „Geld“, pomp. *eituns* „Geldmann“.

Den Darlegungen Skutsch's über die in der Überschrift aufgeführten Wörter stimme ich bei. Daß das Etymon zu *eítiuvo* noch zu finden sei und daß ihm vielleicht doch √*ei* „gehen“ zugrunde liege, spricht er Glotta I 109 A. 5 aus.

Folgende Betrachtung zeigt wohl den Gang der Entwicklung näher. Wie lat. *pecūnia* „Geld“ auf *pecus* „Vieh“, geht *eitiuvo* auf eine dem griech. *πρόβατον* ähnliche Ableitung von *ei* „gehen“ zurück. Nämlich *πρόβατον* oder *πρόβασις* (Od. 2, 75) von *προβαίνω* abgeleitet, bezeichnet, wie ich Et. Wb. der gr. Spr.[2] 39 s. v. *ἀνδράποδον* auseinandergesetzt habe, im Gegensatz zu unbelebten Kleinodien (*κειμήλια* von *κεῖμαι*) den beweglichen Besitz, der im Vieh (*τετράποδα*) und seinen Wächtern (*ἀνδράποδα*) besteht. Ein **eituo-m* = pecus, gebildet wie *mūtuus* „wechselseitig“ (: *μοῖτος*, √*mei* „tauschen“), *lītuus* „Krummstab, gekrümmtes Signalhorn“ (√*lei* „krümmen“, Walde 345), ergab das abstrakte Kollektiv **eituā-* „pecūnia“ direkt. Dagegen *eituns* zeigt die *n*-Bildung, von der das lat. Abstraktum seinerseits erst gebildet ist, eine Bildung, wie sie im äolischen *κίνδυν*, Gen. *κίνδυνος*, Akk. *κίνδυνα* (= *ὁ κίνδυνος*; Herodian II 720) vorliegt.

Rastenburg (Ostpr.) W. Prellwitz.

Homerika.

ἀλόω „irre“.

ε 377 ruft Poseidon, nachdem er Odysseus' Floß zerschmettert, diesem höhnend zu:

οὕτω νῦν κακὰ πολλὰ παθὼν ἀλόω κατὰ πόντον.

ἀλόω soll offenbar als Imperativ zu ἀλᾶσθαι verstanden werden. Daß die Form unmöglich ist, liegt auf der Hand, aber wie ist sie entstanden? Diese oft erwogene Frage (Eulenburg IF. XV 180) verdient eine eingehendere Behandlung, als ihr „Entstehung der Odyssee“ S. 26 zuteil geworden ist. Geben wir dem Worte sogleich die richtige Form und Stellung im Verse: es hieß ἄλᾱο und stand am Ende des Verses, der mit den Worten κατὰ πόντον ἄλαο schloß. Das ἄλαο war ursprünglich Imperativ zum äolischen ἄλᾱ-μαι, also ἄλᾱ-ο aus ἄλᾱ-hϝο, ἄλαϝο. Auch die ionische Redaktion nahm keinen Anstoß an ἄλαο, das ihr aus ἀλάεο entstanden schien wie ἀλᾶτο aus ἀλάετο. Aber der attische Redaktor verstand die Form nicht, er sah darin, da das ο der Grundschrift auch für das unechte ου gilt, das attische ἀλἄου, setzte das Wort deshalb des kurzen ᾰ wegen v o r κατὰ πόντον und gab ihm die kontrahierte Form ἀλῶ, woraus dann durch die epische Zerdehnung ἀλόω wurde. So war das Ungeheuer fertig, das noch jetzt unsern Homertext entstellt. Die Entstehung von ἀλόω aus dem attischen ἀλῶ = ἀλάου gehört zu den Beweisen für eine nachionische attische Niederschrift der homerischen Texte. Ob an den anderen Stellen, wo das Verb vorkommt, die äolischen Formen ἄλᾱ-σθε, ἄλᾱ-σθαι, ἄλᾱ-το, oder die ionischen kontrahierten ἀλᾶσθε, ἀλᾶσθαι, ἀλᾶτο, ἠλώμην einzusetzen sind, hängt von dem Charakter der entsprechenden Partie ab.

θεουδής,

nur in ζ 121, wo Odysseus fragt, ob er zu bösen Leuten gekommen sei, oder sind sie:

„φιλόξεινοι και σφιν νόος ἐστὶ θεουδής“.

Hier sind die das vorhergehende τέων βροτῶν ἐς γαῖαν ἱκάνω weiter ausspinnenden Verse eigentlich überflüssig und können sehr wohl Zusatz eines Rhapsoden sein. Dann kann θεουδής verlesen sein aus θεΟδής = θεωδής, und dies ionische Kontraktion aus θεο-ϝαδής „gottgefällig“ sein. Genau parallel ist αὐτώδης

gebildet, das als ionische Nebenform des attischen αὐθάδης angeführt wird, s. Hoffmann Dial. III 121. Das ionische θεΟδής, d. i. θεωδής hat in τ 109 und 364 ein anderes Wort äolischer Prägung verdrängt, wahrscheinlich θεαιδής, vgl. ἀλλ' αἰδῆο φέριστε θεούς (ι 269) und den Eigennamen Θεαίδητος. Jedenfalls ist die Ableitung von δϝει „fürchten" nicht zu halten.

ἔσπετε „sagt an"

ist bekanntlich nur in der Aufforderung an die Musen zu einem neuen Berichte:

ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι

erhalten. Daß es Aorist zu hέπω in ἐν-νέπω, ἔν-hεπε = lat. *insece* ist, wie σπεῖν in ἐνι-σπεῖν, liegt klar zutage; dagegen erhebt sich der Zweifel, ob nicht ursprünglich hέ-σπε-τε zu einem reduplizierten Aorist wie ϝεϝιπεῖν, λελαχεῖν u. a. gehört. Man könnte auch noch näher hε-σπέ-σθαι zu σπέσθαι, ἕπεσθαι heranziehen, aber dies ist bekanntlich nicht homerisch und erst bei Pindar zu belegen. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß ἔσπετε nur mangelhaft überliefert ist für ἔνσπετε, mit ἐν = ἐνί in ἐνι-σπεῖν. Hierauf führt auch die Hesychglosse

σπέτε · εἴπατε,

die vermutlich aus ἔν-σπετε gezogen ist. Die schwerfällige Lautverbindung ενσπ- mag die Entstellung veranlaßt haben. ἔσπε oder vielmehr ἔνσπε, der Singular zu ἔνσπετε, ist auch im Proömium der Odyssee α 10 für εἰπέ wiederherzustellen. Der Vers

τὸνν ἁμόθεν γε θεά, θυγάτερ Διός, ἔνσπε καὶ ἄμμι

ist eine geschmackvoll abgeänderte Wiederholung des ersten Verses

Ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα

und schließt damit das Proömium ab. Von hier ab hat die Muse das Wort, dem ἁμόθεν des Dichters entspricht das ἔνθα der Muse V. 11. Für τῶν ist τόνν zu lesen, entsprechend dem ἄνδρα V. 1, O galt für ο und ω, τόν unter dem Iktus vor Vokal gibt τόνν, wie in ε 266 τὰνν ἄτερονν, ἄτερον δὲ κτλ. Eine genaue Betrachtung des Proömiums ergibt, daß der Dichter sein — oder der Muse — Werk Ὀδυσσεύς genannt wissen wollte, wie der Dichter der Menis den Titel Μῆνις Ἀχιλῆος ebenfalls im ersten Verse angibt. Ob ἐνσπεῖν auch sonst für ϝειπεῖν einzusetzen ist, bleibt fraglich; wenn man schreibt: ὄφρ' ἔνσπω, τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει, schwindet der Anstoß des Digamma in ϝείπω.

ϝειδώς

ist das Maskulin zu ϝιδυῖα, ϝείδομεν der Konjunktiv zu ϝίδμεν, ϝείδεα Plusquamperfekt zu ϝοῖδα; alle diese Formen gehören also zweifellos zu ϝοῖδα, ϝίδμεν, aber wie kommt ει in das Perfekt? ει gehört in den Verben dieser Klasse doch ausschließlich dem Präsens an, wie die Beispiele πείθω: πέποιθα, ἐπέπιθμεν, λείπω: λέλοιπα, λιπεῖν zeigen. Dieses Bedenken hebt sich leicht, wenn man erkannt hat, daß ϝειδώς, ϝείδομεν, ἐϝείδεα auf ϝεϝιδώς usw. zurückgehen. Die alte Verbindung -εϝι- wird hier im Epos ebenso behandelt wie in ϝεϝιπεῖν, d. h. wenn das ε unter dem Versiktus steht, fällt das ϝ und aus εϝι wird ει, also ϝεῖπε, ἔϝειπε usw. Verläßt der Iktus jedoch weiterrückend das ε, so tritt εϝί in seine alten Rechte, und so ist λ 224 zu lesen: ϝίσθ' ἵνα καὶ μετόπισθε τεᾷ ϝεϝίπησθα γυναικί und *H* 87: καί ποτέ τις ϝεϝίπησι καὶ ὀψιγόνων ἀνθρώπων.

Ebenso ὥς ϝεϝιπών im Versanfange, αἴσιμα παρϝεϝιπών *Z* 62 usw. Diese wenigen Beispiele mögen genügen; selbstverständlich ist das innere ϝ nur in den nachweislich alten Partien herzustellen, dort aber unbedenklich. Auch das attische εἰδέναι „wissen“ ist aus ursprünglichem ϝεϝιδέναι entstanden, wie att. εἰκέναι aus ϝεϝικ- im homerischen ϝεϝίκτᾱν, ἐϝέϝικτο. Der griechischen Reduplikation ϝεϝιδ- muß im Sanskrit *vivid-* entsprechen, und so finden wir dort neben *véda*, *vidvás*, *vidúšī* die wesentlich gleichwertigen Formen *vivéda*, *vividvás* = ϝειδός, *vividānás*.

Wie εϝι werden im Epos αϝι, ιϝι und οϝι behandelt: παῖς, παῖδες, aber παϝίδεσσι; δῖος (aus δίϝιος) Ἀχιλλεύς, aber δῖοί τε = διϝιοί τε Πελασγοί; οἰός ἀϝώτωι, aber ὀϝίων, ὀϝίεσσι.

κέσκετο „lag“,

so viel als ἔκειτο kommt nur an zwei Stellen der Tisis vor. φ 41 heißt es vom Bogen des Eurytiden Iphitos: κέσκετ' ἐνὶ μεγάροισι (des Odysseus), ξ 521 deckt Eumaios Odysseus zu mit einer χλαῖνα, ἥ οἱ παρεκέσκετ' ἀμοιβάς. Gewöhnlich nimmt man an, daß κε hier für den echten Diphthongen ει in κεῖται eingetreten sei und beruft sich auf das ionische ἀπόδεξις für -δειξις. Allein hier sind zwei zufällig anklingende Verba δείκνυμι und δέκνυμι einfach verwechselt, so gut wie in πείκω im Sinne von πεκ- „scheren“ das Verb πεικ- „schneiden“, wovon ποικίλος πικρός, eingetreten ist.

Vielmehr beruht ἐκέσκετο auf der ganz gewöhnlichen falschen Lesung des *E*, das in der Grundschrift sowohl *E* als *H* bezeichnete. κέσκετο steht für κήσκετο, κη ist zusammengezogen aus κεϳε-, κεε- in κέεται, κέονται, neben κεῖται, κεῖνται vielfach zu belegen. Äolisch gibt κεϳε : κῆ wie in κῆ „dort", τρῆς aus τρέϳες „drei", ionisch-attisch wird aus εϳε der unechte Diphthong ει, wie in ἐκεῖνος, τρεῖς neben äolischem κῆνος, τρῆς. Das äolische η in κήσκετο wurde zu *E*, d. h. dem unechten ει ionisiert, aber das *E* der attischen Grundschrift hätte in ει, d. h. nicht das echte, sondern das unechte ει umgesetzt werden müssen. So ist im Grunde κΕσκετο für κεε-σκετο ganz richtig überliefert und nur nicht richtig umschrieben. Dagegen ist das ε in ἐρηρέδαται, ἐρηρέδατο Ψ 284. 329 η 95 nicht zu rechtfertigen: die schwache Perfektform zu ἐρείδω kann nur ἐρηρίδαται lauten, vgl. ἀντηρίδες Thuk. VII 36 zu ἀντερείδω, lat. *ridica*. Das augmentierte Plusquamperfekt ἠρήρειστο, viermal im Oitos vorkommend (*Γ* 358 *Δ* 136 *H* 252 *Λ* 436), kann allerdings zum ει des Präsens entgleist sein, wie ἐλέλειπτο zu λείπω; die richtige ältere Form würde auch hier ἠρήριστο sein, es fragt sich nur, ob wir berechtigt sind, in Fällen dieser Art die Überlieferung nach der Theorie zu berichtigen und Schönheitsfehler zu tilgen. — Die homerischen Formen des Verbs

μ ε τ α λ λ ά ω

scheinen sich gegen die Umsetzung in die Äolis zu sträuben. So zunächst der Imperativ in *Λ* 550 (Urmenis)

μήτι σὺ ταῦτα ϝέκαστα διέρρεο μηδὲ μετάλλα

und τ 115 (Tisis)

τῶ ἐμὲ νῦν τὰ μὲν ἄλλα μετάλλα σῶι ἐνὶ ϝοίκωι.

Wäre hier μετάλλα aus μετάλλαε kontrahiert, so läge ein Verstoß gegen die Sprache des alten Epos vor; denn die Zusammenziehung von αε zu α ist unepisch. Aber μετάλλα läßt sich als alt und gut äolisch rechtfertigen, als Imperativ zum äolischen μετάλλᾱ-μι, wie Sappho 1, 3 δάμνα in μή μ' ἄσαισι μηδ' ὀνίαισι δάμνα, πότνια, θῦμον der richtige Imperativ zu δάμναμι ist.

Ebensogut ist die dritte Person des Imperfekts μετάλλα in τ 190 (Tisis) αὐτίκα δ' Ἰδομενῆα μετάλλα ϝάστυδ' ἀνελθών.

Es genügt an Alkaios καὶ μή τι ϝείπην γλῶσσ' ἐκύκα κάκον zu erinnern, das nicht aus ἐκύκαε kontrahiert, sondern die dritte Person zu ἐκύκαν ist, wie ἔστα zu ἔσταν.

Die erste Person des Imperfekts *μετάλλαν* ist einzusetzen in *Α* 553

καὶ λίην σε πάρος γ' οὔτ' εἴρομαι οὔτε μεταλλῶ.

Auf das Imperfekt weist schon *πάρος*, das zwar auch mit dem Präsens, doch zunächst mit dem Präteritum verbunden wird. Ursprünglich wird der Vers gelautet haben:

καὶ λίαν σε πάρος οὔτ' ἔρρεον οὔτε μετάλλαν.

Die zweite Person zum äolischen *μετάλλαμι* lautet *μετάλλας*, und dies ist überall in den alten echt äolisch verfaßten Partien einzusetzen, während man in den jüngeren *μεταλλᾷς* aus *μεταλλάεις* mit der Überlieferung schreiben mag.

Also schreiben wir *μετάλλας*:

Γ 177 *ὅ μ' ἀνέρρεαι ἠδὲ μετάλλας* (in der Mauerschau),
Ν 780 (Erbreiterung) *οὓς σὺ μετάλλας* = *Κ* 125 (Doloneia),
η 243 (alter Nostos): *ὅ μ' ἀνέρρεαι ἠδὲ μετάλλας*, ebenso
τ 171 (Tisis) und *ψ* 99 *οὐδὲ μετάλλας*,

wogegen in den jüngeren Partien *α* 231, *ο* 390 und *ω* 321 unbedenklich *μεταλλᾶις* zu schreiben ist, da *οἱ περὶ Κύναιθον* schon ionisch flektierten.

Ebenso ist das ionische *μεταλλᾶι* aus *μεταλλάει* in der jüngeren Partie *ο* 23 (Kynaithos?) *οὐδὲ μεταλλᾶι* ganz in der Ordnung, dagegen sehr bedenklich *ξ* 128 (Tisis), wo Eumaios von Penelope sagt: *ἡ δ' εὖ δεξαμένη φιλέει καὶ ἕκαστα μεταλλᾶι.* Daß der Vers fehlerhaft überliefert ist, zeigt schon die Nichtbeachtung des *ϝ* in *ϝέκαστα*. Wie dem Verse aufzuhelfen, ist freilich schwer zu sagen.

Das ionische *μεταλλῶσιν* (*ποθέοντες*) *π* 287 = *τ* 6 gehört zu den Beweisen, daß die Entfernung der Waffen aus dem Saale jüngere Eindichtung ist.

Auch sonst sind die ionisch-kontrahierten Formen der Verba auf *-άω*, äolisch *-ᾱμι*, durch die äolischen zu ersetzen, sobald sie sich in alten Partien finden. So ist *Α* 576 das überlieferte *νικᾶι* = *νικάει* unbedenklich durch *νίκα* (vgl. *ἐκύκα* Alkaios) zu ersetzen, also zu lesen:

ἐπεὶ τὰ χερείονα νίκα = „nachdem das Gemeinere siegte“,
ἐπεί mit dem Präteritum, wie in *ἐπεὶ φάγες ι* 347 usw.

Ob in *Ι* 272 *ἐνίκων φῦλα γυναικῶν* zu belassen oder durch *ἐνίκαν* zu ersetzen ist, wird sich nach dem Alter der Partie richten. Für *νεμεσῶ* (*ω* aus *αω*) *Ἀγαμέμνονι Δ* 413 ist zweifellos *νεμέσαμ' Ἀ.* einzusetzen, da die Stelle zum alten Oitos gehört. Dagegen kann *νεμεσῶ ἥτις* in *ζ* 286 bleiben, weil in einer

späteren ionischen Einlage stehend. Der Imperativ *αὖδα, ἔξαυδα* ist gut äolisch wie *μετάλλα, δάμνα* bei Sappho. Zu dem Präteritum (eigentlich Aorist) *ἔξαυδας, προσαύδα, μεταύδα* gehört als erste Person *μεταύδαν*, wie für das überlieferte ionisierte *μεταύδων* überall im alten Zusammenhange zu schreiben ist.

Dagegen dürfen wir unbedenklich *μενοινεῖ*, richtig kontrahiert aus *μενοινέει* schreiben, da in *M* 59 *μενοίνεον* neben sonstigem *μενοινάω* überliefert ist.

Beiläufig bemerkt steht das germanische *mainō* F., ahd. *meinjan*, nhd. *meinen* (s. Vgl. Wörterb. III 302 unter *mainō*) für *mnainō* und entspricht einem sehr wohl denkbaren *μνοινά-ω*. *mn-* ist bekanntlich kein germanischer Anlaut. Ksl. *měniti* „meinen“ kann aus dem Deutschen stammen.

νέποδες,

Beiwort der Robben: *φῶκαι νέποδες καλῆς Ἁλοσύδνης* δ 404, ist schon von den Alten verschieden erklärt. Am meisten Anklang hat die Deutung als *ἀπόγονοι* („*κατὰ γλῶσσάν τινα*“) und die Verbindung mit lat. *nepotes* usw. gefunden. Dem steht aber das *δ* entgegen, auch waren die „Nachkommen“ ihrer „schönen“ Mutter sehr unähnlich. Zur Deutung „die Fußlosen“ sagt Hesych mit Recht: *τὸ γὰρ ἄποδες ἀποδιδόναι ψεῦδος· ἔχουσι γὰρ πόδας αἱ φῶκαι*. *νέποδες* als *νηξίποδες* „schwimmfüßig“ zu verstehen ist sprachlich unmöglich.

Vielleicht ist *νέποδες* ein verkürzter Ausdruck und sind die Robben als Bewohner der „bodenlosen“ Tiefe zu verstehen, wie die Attiker *Κραναοί* hießen als Bewohner der *Κραναά*, des felsigen Landes Attika. *-ποδ* für *πέδον* erscheint auch sonst in Zusammensetzungen, wie umgekehrt *πεδο-* für *ποδ-* in dem attischen *ἑκατόμπεδον*, dem hundert Fuß langen Gemach im Parthenon.

Οἴτυλος.

Daß die Grundschrift unseres Homertextes die Wörter nicht trennte, wußten die alten Grammatiker noch ganz gut, wie manche irrige und doppelte Lesung beweist. Ein hübsches Beispiel liefert *B* 585 bei Aufzählung von Menelaos' Leuten:

οἵ τε Λάαν εἶχον ἠδ' Οἴτυλον ἀμφενέμοντο.

Hier las Herodian *Οἴτυλον*, wie mehrere Handschriften, während Tyrannio *ἠδ' οἳ Τύλον* wollte, beides verschiedene Umschreibungen von *ΕΔΟΙΤΥΛΟΝ*, beide nur möglich beim Fehlen

der Worttrennung. Die Lesung Herodians ist zweifellos die einzig richtige: gemeint ist der lakonische Ort, der auch sonst *Οἴσυλος*, aber auch *Βείτυλος* d. i. *Ϝίτυλος* genannt wird. Ursprünglich trug er die Doppelnamen *Ϝίτυλος* und *Ὀϝίτυλος*, wie der Vater des jüngeren Aias *Ϝιλεύς* und *Ὀϝιλεύς* hieß. An der Stelle des Schiffkatalogs ist jedenfalls *Οἴτυλον* zu lesen; davor stand *ἰδέ*, verdrängt durch *ἠδ'*, als man *Ὀϊ-* als *Οἰ-* las.

Im ersten Hemistich ist *Λάαν* zerdehnt aus *Λᾶν*, der Ort hieß lakonisch *Λᾶς* „Stein“, ursprünglich *Λαός* wie die Stadt in Unteritalien. Die Messung *Λάᾶν* ist ganz unmöglich, der Vers lautete ursprünglich

οἵ τ' εἶχον Λαὸν ἰδ' Ὀΐτυλον ἀμφενέμοντο.

ἰδέ findet sich auch sonst im Katalog wie z. B. *Β* 511 *ναῖον ἰδ' Ἐρχομενὸν Μινύαιον.*

οἰωνός

lautet ursprünglich *ὀϝιωνός*; ob im Epos *οι* oder *οϊ* (*οϝι*) zu lesen, richtet sich nach der Lage des Versiktus. Also im Versanfange *οἰ-* in *Α* 5 *οἰωνοῖσί τε πᾶσι*, aber am Schlusse *Θ* 379 *κύνας ἠδ' ὀϊωνούς.*

ὀϝιωνός „Großvogel“ ist von *ὀϝι-* gebildet wie *υἱωνός* „Großsohn“ von *υἱϝ-* „Sohn“. Die Basis *ὀϝι-* ist, wie ich trotz Sadée KZ. XLIII 245 überzeugt bin, *ὀϝι-* „Vogel“ = lat. *avis*, ved. *vi-*, Plur. *vayas* „Vögel“. Griech. *ὀ-*, lat. *a-* ist Vorschlagvokal. *ὄϝις* „Vogel“ steckt in *Ὀϝικλέης*, einem alten Sehernamen im Stemma der Seherfamilie der Klytiden, also gleichwertig mit *Οἰωνοκλῆς* GP² S. 471 Z. 8 v. u. *ὄϝις* wird wie *οἰωνός* vornehmlich den Wahrsagervogel und schlechtweg das augurium bezeichnet haben, und so stelle ich nach älterem Vorgange (Ebeling Lex. Homer. s. v.) hierher *ὀϝίω* „weissagen, meinen“; *ὀϝι* und *οι* wechseln nach dem Iktus, auch am Versschlusse *ὀϝίω*, aber *οὐκ οἴομαι εἶναι.* Die Länge des *ῑ* erklärt sich aus *ὀϝι-ίω*, ebenso ist *κονῑοντες* aus *κονι-ιω* erwachsen; lat. *cines-* im Gen. *cineris* ist am *ῑ* unschuldig.

Ob die Verbindung der gleichwertigen Partikeln *ἄν* und *κεν* in *ὄφρ' ἂν μέν κεν* im alten Nostos z. B. in *ὄφρ' ἂν μέν κεν δούρατ' ἐν ἁρμονίῃσιν ἀρήρῃ* *ε* 361, sowie in der Erweiterung der Menis als Anzeichen in Chios vordringenden Ionismus zu dulden, oder durch *ἄος μέν κεν — τόφρα* zu ersetzen ist, kann man zweifeln, jedenfalls ist sie in *Λ* 187. 202 zu beseitigen. Hier liest man *ὄφρ' ἂν μέν κεν ὁρᾷι*, resp. *ὁρᾷις*, doch schwindet das *ἄν* sofort, sobald man für *ὁρᾷι, ὁρᾷις* die richtige offene

Form *ὁράῃι*, *ὁράῃις* einsetzt, also *ὄφρα κε μὲν ὁράῃι*, *ὁράῃις* liest. Übrigens würde auch hier die Einsetzung von *ἆος* genügen: *ἆος μεν κ' ὁράῃι — τόφρα* (*Λ* 189); wie es scheint, ist *ἆος — τόφρα* in allen diesen Fällen durch *ὄφρα — τόφρα* verdrängt, was sich leicht begreifen läßt. Jedenfalls hat *ἄν* in der Urmenis, entstanden im äolischen Smyrna, durchaus keine Berechtigung.

πέπλος

enthält (vgl. Prellwitz Wbch.[2] S. 362) eine Verdoppelung der Wurzel *πελε-*, wie von *κέλε-ται* der Aorist *κέκλετο* gebildet ist, und wie *κύκλος*, ags. *hveogul*, ssk. *cakrás* auf redupliziertem *qel-* beruht. Das Verb *πελε* erscheint in der einfachen Gestalt *-πλε-*, *-πλο-* in *διπλεῖ*, *ἁπλός*, *τρί-πλος*, lat. *sim-plus*, *du-plus* usw., weiterhin in unserem *Zweifel*, ferner in *δι-πλάσιος*, dorisch *δι-πλάτιος*, got. *falþan* „falten“. So gewinnen wir für *πέπλος* die ursprüngliche Bedeutung „Faltung“.

Falten und Kleider sind nahe verwandt: so heißt es in Goethes schönstem Mignonliede: „und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib“. Falten wirft jedes Kleid, wenn es nicht gerade Tricot ist; aber vor allem paßt die „Faltung“ auf das griechische von oben bis unten zierlich gefältelte Frauengewand, wie es uns jedes antike Bildwerk vor Augen stellt. *πέπλος* hieß auch eine Art Wolfsmilch, nicht von *πέπλος* „Gewand“, sondern von *πέπλος* „Falte“ benannt, weil die Blätter zierlich gefältelt sind, wie das gefältelte Frauengewand.

παίπαλος

in *Φοίνικες πολυπαίπαλοι* ο 418, *παιπαλόεσσα* von Bergen (*σκοπιή*) und bergigen Inseln gebraucht, wird unzweifelhaft richtig auf ein zufällig nicht erhaltenes Intensiv *παιπάλλω* zurückgeführt, wie *δαίδαλος* von *δαιδάλλω* stammt. Die Verdoppelung dieser Intensiva ist in *μαι-μά(ι)-ω* von *μαίομαι* geradezu die volle Wiederholung des Stammwortes, grenzt in *δαιδάλλω*, *μοιμύλλω* nahe daran, insofern sie für *δαλι-δάλι̯-ω*, *μολι-μύλι̯-ω* stehen. Die Verdoppelung von *δαιδαλ-* in lit. *dailùs*, *dáilinti* „glätten“, *dailýda* „Kunstdrechsler“ wiederzuerkennen, also *dailùs* als „haplologische“ Verkürzung, oder als *daidlus* zu deuten, wäre wohl zu kühn.

Die Basis von *δαίδαλος*, *δαιδάλλω* ist *δελε*, im lat. *dolare* „behauen“ und sonst erhalten, die von *παίπαλος* ist entsprechend

-τελε, dessen Grundbedeutung die des „Wendens“ ist. Diese tritt deutlich hervor in πόλος „Drehpunkt, Pol“, νειῷ ἐνὶ τριπόλῳ „im dreimal gewendeten Acker“, in πάλι, πάλιν „wiederum“ d. i. „in Wendung“, in πολέω, πωλέω und sonst. Auch πάλλω gehört hierher. Die Vermittlung der Bedeutung mag lat. *torquere* zeigen, das „Schwingen“ ist zugleich ein „Wirbeln“.

Besonders reich ist aus „wenden“ ein „falten“ geworden. διπλεῖ, διπλάσιος, πέπλος wurden schon oben erwähnt, lat. *pli-co, plicare* beruhen auf *pli* = παλι, auch πλέ-κω „flechte“ gehört hierher, mit -κω weitergebildet, wie ὀλέ-κω zu ὀλέ-σαι.

Für πολυ-παίπαλος kann man ja auf die Grundbedeutung „wenden“ zurückgehen, also mit alten Erklärern πολύτροπος „viel sich windend“ übersetzen, aber für παιπαλόεσσα ist doch die Deutung „faltenreich“ entschieden vorzuziehen, man denke an πολύπτυχος Ἴδη und die „Faltengebirge“ der neueren Erdkunde.

Ob die Intensivreduplikation παιπαλ- mit der gotischen im Präteritum *faifalþ* zusammenhängt, mag hier unerörtert bleiben; intensiv ist jedenfalls germanisch *fī-faldrōn* „Schmetterling, Falter“ verdoppelt (wie lat. *pāpilio*), s. BB. VII 75, Vgl. Wb. III 238. Schließlich sei bemerkt, daß auch lit. *pùl-ti,* germanisch *fallan,* nhd. *fallen* sehr wohl auf die Urbasis *pel-* „wenden, kehren“ zurückgehen können, wenn man τρέπειν „umstürzen“, τρέπεσθαι „umgestürzt werden“ zur Vergleichung heranzieht.

Πηλεύς,

der Gatte der Thetis und Vater Achills ist nach Angabe der Menis in Phthia im südlichen Thessalien zu Hause. Die Stammburg dieses ritterlichen Geschlechtes läßt sich genau bestimmen nach dem Artikel des Stephanus Byz. unter Πήλιον: Πήλιον· πόλις Θετταλίας, τὸ ἐθνικὸν Πηλιεύς καὶ Πηλιώτης καὶ θηλυκῶς Πηλιῶτις· λέγεται δὲ καὶ Πηλία καὶ τὸ ἐθνικὸν Πηλεύς· καλεῖται δὲ καὶ Πηλεῖς πληθυντικῶς ἀπὸ τοῦ Πηλεὺς ἑνικοῦ. καὶ τούτου τὸ ἐθνικὸν Πηλίτης· καλεῖται δὲ ἀπὸ τῆς Θέτιδος [Θετίδειον] ἡ πόλις. Zu Πηλία bemerkt Meineke sehr gut: „Πήλεια malim propter gentile Πηλεύς, quod a Πηλία formari non potest, at potest a Πήλεια, ut Ἀλεξανδρεύς ab Ἀλεξάνδρεια, Πιτυεύς a Πιτύεια, Πηρεύς a Πήρεια, Σελευκεύς a Σελεύκεια et alia id genus innumera“. Also gab es in Phthia einen alten Burgflecken Πήλεια, dessen Bewohner Πηλεύς hieß; der Plural Πηλεῖς diente nach griechischem Gebrauch auch als Name der Stadt,

innerhalb deren ein Heiligtum der Thetis lag, wonach der Ort auch *Θετίδειον* genannt wurde. Also Peleus und Thetis im schönsten Beieinander! Als Name des Heros ist Peleus wohl als Eponym zu denken, das mit dem Ethnikon sehr häufig zusammenfiel. Der Ort ist wohl frühzeitig von Pharsalos aufgesogen, das Thetisheiligtum blieb auch später noch bestehen. Damals lag Peleia etwas nördlich von Pharsalos, s. Bursian 75. Vielleicht gehört hierher auch ein Ethnikon *Πεελεύς*, das ich einst aus Kumanudes *Ἐπιγρ. ἐπιτυμβ.* notiert habe, leider ohne nähere Ortsangabe. *Πεελεύς* würde zu *Νειλεύς*, d. i. *Νεελεύς*, der ionischen Form des Namens *Νηλεύς*, stimmen.

Der Zusammenhang von *Πήλεια* mit *Πίελος*, dem Ahnherrn der Molosserkönige, ist später noch zu untersuchen.

Νηλεύς

ist zwar nur als Heroenname bekannt, nicht als *ἐθνικόν* zu *Νήλεια* überliefert, aber nach der Analogie von *Πηλεύς*, Bürger von *Πήλεια*, ursprünglich als solcher zu denken. Neleia war eine Burg (*πόλις*) am Golfe von Pagasai, der Wiege der griechischen Schiffahrt, „nordwestlich von Methone, etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernt, auf einer steilen Höhe, oberhalb des Dorfes Lechonia" Bursian GG. I 102. Die Bewohner der Stadt wurden wie die von Pagasai und anderen Orten bei der Gründung von Demetrias hierher versetzt, Bursian a. a. O.

Diese alte Feste Neleia ist zweifellos die Stammburg des Heros Neleus, der davon den Namen trug. Damit stimmt die Überlieferung, nach der Neleus als Bruder des Pelias aus Thessalien stammte und von da auswandernd Pylos gründete. Ob der „Kodride" Neleus, der Gründer von Milet, aus Pylos kam oder direkt von Neleia her eingewandert ist, kann hier nicht untersucht werden, jedenfalls wurde er ionisch *Νειλεύς* genannt, das auf *Νεελεύς* zurückgeht.

Daher ist im Epos am Versanfange und -schlusse *Νηλεύς*, *ἱππότα Νηλεύς* zu lesen, aber *ὦ Νέστορ Νεεληιάδα* und wo sonst die offene Form metrisch zulässig ist.

Nach der Analogie von Peleus und Neleus werden wir auch in

Τυδεύς

ursprünglich den Bürger und Burgherrn von *Τύδεια* erkennen dürfen. Einen Ort dieses Namens lehrt uns die Inschrift Smlg.

Nr. 5342 kennen, wo *Τύδεια* neben allerlei Ortschaften von Nordeuböa (und Phthiotis?) genannt wird. Es hindert nichts, in diesem Orte die Stammburg des Rittergeschlechts Tydeus und der Tydiden zu sehen. Wie Neleus und die Neleiden griffen sie nach Westen aus: Tydeus erscheint unter den Sieben vor Theben, Diomedes freit die Aigialeia, d. h. wird König im Aigialos, herrscht im Süden von Ätolien in der Äolis und schließt dort den Bund mit Odysseus, dem Fürsten der Kephallenen und Thesproter.

Ob auch Atreus und die Atriden von einer Stammburg Atreia den Namen haben? Eine solche ist leider nicht nachzuweisen: Hatria liegt zu fern und auch an *Ἄτραξ* in Thessalien ist schwerlich zu denken. Dagegen heißt

Κατρεύς,

ein Bruder des Minos, sicher so nach einem kretischen Orte bei Stephanus *Κάτρη· πόλις Κρήτης, τὸν Ἰωνικὸν ἔχουσα τρόπον, ὡς Ἡρωδιανὸς περὶ τῆς Ὀλύκρης γράφων.* Richtiger nimmt man wohl an, daß in *Κατρῆ* nach kretischer Weise *-έα* in *-ῆ* zusammengezogen ist. Von *Κατρά* wäre *Κατρεύς* abgeleitet wie der Heroenname *Σαλμωνεύς* von *Σαλμώνα* in Triphylien, das uns die Inschrift Smlg. Nr. 1168 in der Form *Σαλαμώνα* kennen lehrt.

Ursprünglich als epische Personennamen verwendete Ethnika sind auch

Χρύσης und ***Βρήσσης.***

Chryses ist als „Herr von Chrysa“ in der Troas, Bresses als „Herr von Bressa“ auf Lesbos benannt, wie man den Herrn von Rechberg auch den „Rechberger“ nennt. *-ης* fungiert hier wie auch sonst, gleichwertig mit *-εύς.*

Χρυσηΐς und *Βρησσηΐς,* geschrieben *Βρισηΐς,* sind, beiläufig bemerkt, nicht die „Mädchen von Chryse, Bresse“, sondern heißen so als Töchter des Chryses, Bresses.

Der befremdliche Hiat in

πότνια Ἥρη

findet sich genau wieder in *πότνια Αὔως* bei Sappho. Natürlich hat Sappho diesen Hiat nicht dem Epos abgeguckt, vielmehr gehört er dem gemeinsamen alt-äolischen Dichtergebrauche an. Wie er zu erklären, ist fraglich; man könnte an eine Nebenform *ποτνίᾱ* denken, doch fehlen weitere Spuren derselben. In *πότνα*

θεά ist *ν* vielleicht aus *nj* moulliert wie im Lettischen; man kann auf *Αἰνjᾶνας*, geschrieben *'Ενιῆνας Β* 749 hinweisen.

Hildesheim. A. Fick.

Lat. *sevērus.*

Walde Lat. et. Wb. 568 hat bereits in *sevērus* dieselbe Vorsilbe wie in *seorsum, soluo, sŏcors* gesehen und hierin stimme ich ihm bei, während ich den zweiten Teil etwas anders erkläre. Er entnimmt ihm ein sonst nicht vorhandenes Substantiv **vēro-, vērā* „Scheu" und stellt dies zu *vereor*, indem er die Bedeutungsentwicklung „ohne Scheu" — „von herber rücksichtsloser Gradheit" annimmt. Aber *sevērus* hat zu Gegensätzen comis, blandus, jocosus, clemens, indulgens, es heißt „ernst, streng", ja hart, *pectus severum* übersetzt ein Wörterbuch mit „der Liebe fremd", *sevēri* sind Philister, bei Plautus steht es neben *saevus* — also scheint mir das im Griechischen als defektiver Akkusativus in *ἦρα φέρειν* erhaltene Substantiv idg. **vēr* F. „Schutz, Liebe, Treue" darin vorzuliegen, wozu den Pluralis des konsonantischen Stammes das homerische *ἐρίηρες* enthält, während in *ἐρίηρος* und *βρίηρον· μεγάλως κεχαρισμένον* (s. Fick KZ. XLI 199) ebenso wie im Lateinischen die Zusammensetzung zum *o*-Stamm geworden ist. Eine andere Behandlung zeigt der homerische Name *Περιήρης* (Il. 16, 177).

Bacchylides braucht *ἦρα* mit dem Genetiv gleich *χάριν*, *sevērus* kann also mit *ἄχαρις* übersetzt werden, das seinen Sinn gut wiedergibt.

Auch lat. *vērus* habe ich im Et. Wb. d. gr. Spr.[2] 176 zu *ἦρα* und weiter mit Fick II[4] 272 zu √*verə* umschließen gestellt. Da Walde 663 diese Erklärung gar nicht erwähnt, sei zu ihrer Verteidigung angeführt, daß man von *vēr-* „Liebe, Gefallen" zu „Treue, Glauben" gelangen konnte, vgl. ksl. *věra* „Glauben", got. *tuzvērjan* „zweifeln", aisl. *vǫr* „Treue"; von treu, zuverlässig bis wahrhaft, wahr (lat. *vērus*, ir. *fír*, ahd. *wār*) ist aber nur ein kleiner Schritt. Ganz deutlich beobachten wir ihn in engl. *true* „wahr, echt, treu", *truth* „Wahrheit".

Das keltische **ko-vēros* „treu, gerecht" in gall. *Dumnocovērus* „von Grund aus treu", ir. *cóir* „gerade, recht, gerecht, angemessen" (Fick II[4] 86) ist also gewissermaßen das Gegenteil von *se-vērus* „lieblos".

Rastenburg (Ostpr.) W. Prellwitz.



Zu den Artikeln *gadъ, gud'ǫ, gydъ, hana* in Bernekers „Slavischem Etymologischem Wörterbuch".

1. *gadъ*; *gad'ǫ gaditi* S. 289; siehe unter 2, 1).

2. *gud'ǫ guditi* S. 361. — Unter diesem Stichworte führt Berneker nur bulg. *gúdja* (oder noch besser *gúdi̯a*; Bernekers Transskription *gúd'ъ* ist aus phonetischen Gründen nicht zu empfehlen, worauf ich in Professor Weigands Seminarübungen aufmerksam gemacht worden bin), *gúždam*, dial. *gvážd̓am*, *gáždam* „lege, setze, stelle" an. Mit diesen dunkeln Worten, deren jetzige ziemlich blasse Bedeutung wohl aus einer konkreteren entstanden ist, weiß ich ebensowenig, wie Berneker etwas anzufangen. Dagegen möchte ich auf einige russische und čechische Worte aufmerksam machen, die sich dem Ansatze *gud'ǫ guditi* oder einem ähnlichen fügen, und in einem etymologischen Wörterbuche mit demselben Recht Platz finden könnten, wie die genannten bulgarischen Worte. Berneker sind die Worte teils unbekannt geblieben, teils hat er sie anders aufgefaßt (s. unten S. 155). Es sei bemerkt, daß der urslavische Ansatz *gud-* (nicht *gǫd-*) nicht bewiesen werden kann, da Entsprechungen in solchen Sprachen fehlen, die *-u-* und *-ǫ-* auseinanderhalten. Bei der Beurteilung der Worte sind wir lediglich auf die Bedeutung angewiesen. Danach lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: 1) **guditi* „(verunreinigen), beschimpfen, tadeln", **o-guda* „Scheusal; Tadel", und 2) **guditi* „betrügen".

1) **guditi* „tadeln" zu *gadъ*, **gydъ* usw. — Berneker verbindet S. 289 f. und 374 miteinander die beiden Sippen a) abg. *gadъ* „Kriechtier, Gewürm, schädliches Tier", ursprünglich „Ekel, Schmutz, Scheusal" u. ähnl., *gadьnъ* „garstig", ksl. *gaždu gaditi* „verabscheuen, tadeln" samt der Ablautsvariante *žad-* in poln. *żadzić się* „sich ekeln", *żadny* „häßlich", nsorb. *žadny* „ekelhaft" usw. und b) klruss. *hyd* „Abscheulichkeit, Ekel", dial. „Natter", *hýdnyj* „ekelhaft", slk. *hyd* „Ungeziefer, Federvieh", čech. *hyzd* „Häßlichkeit", poln. dial. *gizd* „Ekel, Schmutz, unreiner Mensch", sowie auch serb. *gízda* „Stolz, Eleganz, Schmuck, Anmut", *g̀izdav* „stolz, schmuck, anmutig", sloven. *gízda* „Hoffart" usw. — Um die Formen miteinander, sowie mit den germanischen Entsprechungen, die im Anlaute *kv-* haben (s. unten) vereinigen zu können, setzt er den wurzelhaften Bestandteil fürs Urindogermanische als **g(u̯)ēdh-*, **g(u̯)ōdh-*, **gūdh-* an.

Diese Zusammenstellung ist semasiologisch sehr überzeugend. Außer solchen formantischen Entsprechungen mit wesentlich gleicher Bedeutung, wie a) *gadъ, *gydъ*; b) russ. *gádkij* „widerlich, schmutzig, häßlich", dial. *gídkij*, klruss. *hydkýj* „ekelhaft"; c) klruss. *hadýty śa*, serb. *gȁditi se*, poln. *żadzić się* „sich ekeln", klruss. *hýdyty śa* ds.; d) gemslav. *gadina* (s. unten) „Ekel, Kriechtier, Geflügel", slk. *hydina* „Geflügel"; e) poln. *żadliwy* „häßlich, verabscheuungswürdig", klruss. *hydłývyj* „Abscheu empfindend" usw., besticht besonders der Parallelismus in der Bedeutungsentwicklung, sowohl von Abscheu, Ekel zu kleine ekelhafte Tiere, Kriechtiere, als auch von verunreinigen, verunstalten zu schmähen, beschimpfen, tadeln. Vgl. a) russ. *gad, gádina* „Scheusal, ekelhafter Mensch", klruss. *had, hádyna* „Schlange", serb. *gȁd* „Ekel, Schlange, Gewürm", bulg. *gad, gadína,* poln. *gad, gadzina* „kriechendes Tier, Schlange, Geflügel", poln. *o-żada* „Meerhase, Seemuschel" (im Warschauer Słownik Języka Polskiego III 930 durch *„brzuchopełz tyłoskrzelny"* erklärt), und die oben angeführten Bedeutungen von klruss. slk. *hyd*, čech. *hyzd*, poln. *gizd*, slk. *hydina*; b) russ. *gádit'* „beschmutzen, besudeln, verderben", bulg. *gádja (gádią)*, Part. *gadíl* „besudle, verderbe, tadle", sloven. *gȃdim gáditi* „verächtlich machen, tadeln", čech. *haditi* „schmähen, tadeln", slk. *hyzdiť* „verunstalten", čech. *hyzditi* „verwerfen (? vorwerfen), schmähen, tadeln".

Derartige Parallelen nötigen mich, Berneker in der Vereinigung der beiden Wortgruppen unbedingt recht zu geben. Bei der Herstellung der urindogermanischen Lautformen jedoch müssen notwendig noch einige Worte mit wurzelhaftem *gud-* berücksichtigt werden, die Berneker in diesem Zusammenhange entgangen sind. Die wichtigsten derartigen Worte sind etwa: slk. *ohuda* „Scheusal" (Kott Česko-německý slovník, Nachträge I) = klruss. *ohúda* „Tadel", nur im Vokal unterschieden von klruss. *ohýda* „Abscheu, Ekel, Schmutz, Schande", aruss. *guditi* „calumniari, blasphemare, accusare", russ. dial. *gúžu gúdit', o-gúdit'* „tadeln, verurteilen, verunglimpfen", klruss. *hudýty* „tadeln", vgl. das formantisch und in der Bedeutung gleiche *gaditi*; čech. *vy-houdám, vy-houdati* „aufheissen, beschimpfen, vorwerfen, entschuldigen (*ent-tadeln)" (Kott a. a. O. IV 935), vgl. der Form wegen poln. *o-gadać* „tadeln", apoln. *żadać się* „sich ekeln" (Nehring Altpoln. Sprachdenkmäler S. 69; ds. Index zum Psalt. Florianense), nsorb. *žadaś sě* ds. (Mucke Vgl. Laut- und Formen-

lehre der nsorb. Spr. 61). Es findet sich unter anderem noch russ. dial. *ógud'* M., *ogúdina*, klruss. *húdyna, ohúdyna* „Kraut, Blätter und Stengel (von Gurken, Melonen usw.)“, die bei Dal'[3] I 1002 als „ni k čemú ne gódnaja botvá, kit'“, d. h. etwa „zu nichts tauglicher Stengel“ erklärt und zu obigem *ogúdit'* „tadeln“ gestellt werden. Wenn das richtig ist, dann ist **gudina* eine Parallelbildung zu *gadina*, **gydina* und die Bedeutungsentwicklung wäre derjenigen in den Ausdrücken für „kleines Tier“ annähernd zu vergleichen. — Von allen diesen Worten findet sich bei Berneker nur russ. *gudít'* alt und dial. auch „tadeln, verleumden“ (die Betonung stimmt nicht zu derjenigen bei Dal'[3]), klruss. *hudýty, po-hudýty* „tadeln“ und zwar auf S. 340 bei der ursprüngliches *-ǫ-* enthaltenden Sippe von ksl. *gudu gusti* „κιθαρίζειν“, poln. alt *gędę gąść* „geigen, musizieren, singen“, wobei er das grruss. Wort für identisch mit *gužú gudít'* „auf den Gusli spielen, rauschen“ hält. Wie aber stellt er sich die Bedeutungsentwicklung vor? Sollte etwa „tadeln“ auf „murren“ zurückgehen? vgl. sloven. *gǫ́dem gǫ́sti* „geigen, murren, brummen“. Wäre nur die Bedeutung „tadeln, vorwerfen“ belegt, so wäre das vielleicht möglich; aber es geht doch kaum an, die Worte des „Tadelns“ von slk. *ohuda* „Scheusal“ zu trennen, ebensowenig, wie letzteres von klruss. *hyd, ohýda* „Ekel, Abscheu“ losgerissen werden kann. Wir werden also dazu gedrängt, neben **gyd-* die Ablautstufe urslav. **gud-* anzusetzen. Ein nasaliertes **gǫd-* neben *gad-* wäre theoretisch zwar möglich, aber doch sehr unwahrscheinlich, da wir in verwandten Wörtern keine Spur eines Nasalinfixes haben.

Da nun aber urslav. *-u-* auf ein altes *-ŏu̯-* (resp. *-əu-*) zurückgeführt werden muß, werden wir *-y-* lieber als Reduktion von *-ēu̯-, -ōu̯-*, denn als solche von *-u̯ē-, -u̯ō-* ansehen, da diese nur die verschiedenen Ablautsmöglichkeiten komplizieren würden. Und die vorslavischen *-ē-* und *-ō-* in slav. **žaditi*, lit. *gėda* „Schande, Unehre“, *su-si-gė́stu, su-si-gė́dau, su-si-gė́sti* „sich beschämt fühlen“, *gėdžùs gėdėtis* „sich schämen“ usw. und abg. *gadъ* nebst Ableitungen werden wir am besten für Reflexe der Langdiphthonge *-ēu̯-, -ōu̯-* mit dem bekannten Schwund des zweiten Komponenten halten. Die Tiefstufengestalt **gyd-* (nicht **gъd-*) spricht ja ohnehin für das Vorhandensein eines ehemaligen Langdiphthongen. — Bernekers Annahme eines doppelten Anlautes uridg. **g-* im Baltisch-Slavischen und *-gu̯-* in mhd. *quāt, kōt* „Unrat, Schmutz“, md. *quād, quad* „ekel, böse, schwach“,

ndl. *kwaad* „böse, häßlich, verderbt“ usw. ist unter diesen Umständen natürlich unnütz, da slav. *-y-* mit dem *-u-* des Germanischen nichts zu tun hat, und wir können zu dem von altersher für unsere Sippe in Anspruch genommenen **gᵘ̯-* zurückkehren, so daß die vorhandenen Ablautstufen also **gᵘ̯ē(u̯)dh-*, **gᵘ̯ō(u̯)dh-* (daneben vielleicht auch **gᵘəu̯dh-*), **gᵘ̯ūdh-* sind. Auf ein **gᵘ̯ōu̯dho-*, resp. **gᵘ̯əu̯dho-*, urgerm. **kvauđa-* kann übrigens auch ags. *cwēad* „Kot“ zurückgehen, das jetzt gewöhnlich wegen armen. *koy* oder *ku* „Mist“, ai. *gū-tha-s*, *gū-tha-m* „Kot, Schmutz“ als **gᵘ̯ŏu-t(h)o-*, urgerm. **kvauþa-* aufgefaßt wird. Aber im Hinblick auf das Slavische empfiehlt es sich wohl eher, auch zwischen den germanischen Worten einen engen Zusammenhang anzunehmen; wegen des ags. Wortes vgl. namentlich Zupitza Germ. Gutt. S. 80 f. u. Fußn.

Es hindert uns weiterhin nichts, das *-d-* *(-dh-)* unserer Worte als Erweiterung der einfachen Wurzel anzusehen, die in ksl. *ogaviti* „belästigen“, serb. *gaviti se*, *gȕviti se* „sich ekeln“, čech. *ohaviti* „verunstalten“, *ohava* „Greuel, Abscheu“, gemslav.-ksl. *govьno* (belegt *govno*) „Kot“, ai. *guváti* „cacat“ usw. vorliegt, zu der bekanntlich auch die oben genannten ai. *gū-tha-s*, *gū-tha-m*, arm. *ku* oder *koy* gehören, und der eine schwere Basis sehr wohl zugrunde liegen kann; vgl. zu dieser Sippe Berneker 298 f., 339. Auch hier finden wir die Bedeutungsentwicklung zu „kleines, ekelhaftes Tier“ usw.; vgl. čech. *havěď* F. „Geflügel, Gesindel“, poln. *gawiedź* „kleine Kinder und Haustiere; Geflügel; Läuse; Gesindel, Pöbel“ = russ. *gáveď* F. „Greuel“. — Übrigens ist diese Zusammenstellung für einen Teil der Wörter schon mehrfach gemacht worden, vgl. außer der Literatur bei Berneker noch besonders Weigand Dt. Wtb.[5] I 1129; Fick Vgl. Wtb.[4] III 60; Uhlenbeck Et. Wb. ai. Spr. 81. Auch Berneker hat für **gydъ* die Möglichkeit der Zugehörigkeit zu *govьno* usw. in Erwägung gezogen. Aber wegen ahg. *gadъ*, lit. *gė̃da* usw. blieb immer eine Unklarheit nach, die ich durch die Annahme der Langdiphthonge *-ēu̯-*, *-ōu̯-* beseitigt zu haben hoffe.

2) **guditi* „betrügen“. — Eine sichtbare Stammform *gud-*, die apriori natürlich auch auf **gǫd-* zurückführbar ist, enthalten russ. dial. *gužú*, *gudít'* „locken, betören, betrügen“, *o-gudáju*, *o-gudát'* ds., *o-gúda*, *gudála*, *o-gudálo* „Spitzbube, gewandter Betrüger“, čech. *vy-houdám vy-houdati* „zum Besten haben“. Daneben gibt es auch Formen, bei denen es zweifel-

haft bleibt, ob wir eine einfachere Form *gu-*, oder lautlichen Schwund des *-d-* anzunehmen haben, nämlich ein isoliertes *l*-Partizip russ. dial. *ogúli, ogulí* „sie betrogen", das auf ein Primärverbum **guju *gut'(i)* oder **gudu *gust'(i)* weist, und ein Verbum russ. dial. *ogulít'* „betrügen", klruss. *hulýty* „verlocken, verführen, zum Besten haben", *o-hulýty* „prellen, betrügen", refl. „Verlust erleiden", das ein altes **gu-l-iti* oder auch **gud-l-iti* fortsetzen kann. — Weder mit der Sippe des „Ekelns, Tadelns", noch mit ksl. *gusti,* poln. *gąść* „musizieren" läßt sich ein sicherer Zusammenhang konstatieren. Allerdings bedeutet čech. *vyhoudati* sowohl „vorwerfen", als auch „zum Besten haben", und klruss. *hulýty* „verlocken, verführen" kommt auch in den Bedeutungen „tadeln, bespötteln" vor. Aber es können sehr wohl Mischungen zweier verschiedener Sippen in einem und demselben Worte vorliegen.

Dagegen berührt sich die Bedeutung unserer Worte auffallend mit derjenigen der Sippe von lit. *gáunu gavaũ gáuti* „erlangen, bekommen", *apgáuti* „betrügen", *guvùs* „gewandt, geschickt", mndd. *gouwe, gauwe* „rasch, schnell, der rasch begreift, klug", ir. *gō*, kymr. *gau* „Lüge"; vgl. Leskien Ablaut 297 und Zupitza Germ. Gutt. 175, Fick Vgl. Wtb.[4] III 122. — Es ist möglich, daß sich der Zusammenhang der slavischen Worte mit den baltisch-germanischen als trügerisch erweist, wenn sich im Slavischen selbst noch Spuren auffinden lassen, die wo anders hinweisen; immerhin kann die Möglichkeit dieser Beziehung ins Auge gefaßt werden. — Zu russ. *ogulít'* vgl. ev. lit. *apgaulė́* „Betrug", *gaulióti* (Juškevič Litovsk. Słovar') „ergreifen, bekommen". Russ. *gudít'* kann dem Iterativ *gáudau gáudyti* „fangen" direkt gleichgesetzt werden; auf einem **apgáudyti* „betrügen" beruhen wohl *àpgaudas* „Betrug", *apgaudė̃jus* „Betrüger", *apgaudė̃jė* „Betrügerin" (alle drei aus Juškevič) und *apgaudinė́ti* „betrügen"; das sicher formantische *-d-* in *apsigáudinti* (kaus. Refl. zu *apgáuti*) „sich betrügen lassen" muß bei der Vergleichung aus dem Spiele bleiben. Auch bei den Iterativen und Kausativen auf *-dau -dyti* ist in der Regel das *-d-* ein morphologisches Element; doch finden sich hier öfter Anzeichen dafür, daß wir es mit einem ursprünglichen Wurzeldeterminativ oder einem auch sonst in verwandten Formen vorliegenden Element vorbaltischen Ursprungs zu tun haben[1]), so daß wir dieses

[1]) Beispiele: *ardaũ ardýti* „trennen", Kaus. zu *yrù iraũ ìrti* „sich auftrennen", neben *er̃dvas* „geräumig", lett. *erſchu (erstu) erst*, Prät. *erdu*

auch für *gáudyti* annehmen dürfen, wofür namentlich auch lit. *gudrùs* „klug, schlau“ (vgl. oben mndd. *gouwe, gauwe* „rasch, klug“), *gundù, gudaũ, gùsti* „klug, gescheit werden“, *gùdinti* „klug, gescheit machen, geistig anregen, bilden“ usw. sprechen; eine andere Auffassung dieser Worte siehe bei Walde Lat. Et. Wb. 645.

3. *gydъ (gyzda)* S. 374; siehe unter 2, 1).

4. *hana* S. 376. — Berneker läßt čech. *hana* „Schimpf, Tadel“ aus ahd. *hōna* „Schmach, Schimpf, Hohn“ entlehnt sein, so daß sämtliche Entsprechungen dieses Wortes, sowie seiner Ableitungen — z. B. *haniti* „schmähen, tadeln“, *hanba* „Schande, Schmach“, *hanbiti* „schänden, beschämen“ — in den übrigen slavischen Sprachen direkte oder indirekte Entlehnungen aus dem Čechischen sein müssen. Diese Annahme ist jedoch nicht ganz unbedenklich. Allerdings hat die zunächst befremdliche Wiedergabe von ahd. *-ō-* durch čech. *-a-* eine gute Stütze an čech. *šanovati* „schonen“ aus mhd. *schōnen* (Gebauer Hist. Mluvnice Jaz. Česk. I 91. 248), so daß von lautlicher Seite gegen germanischen Ursprung des Wortes nichts einzuwenden wäre. Auch das *g-* in poln. *ganić* „tadeln“, *na-gana, przy-gana* „Tadel, Verweis“, *gańba* alt und dial. „Schande, Schmach“ neben *hańba* ds., *hańbić* „schmähen, schänden“ könnte unter Umständen, wie Berneker annimmt, durch Anlehnung an *-ganiać* Iter. zu *gonić* „treiben, verfolgen“ hervorgerufen sein. Aber es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß *g-* hier jünger ist, als *h-*; da **hanić, *-hana* zu fehlen scheinen, ist es möglich, daß überhaupt nur das einzige *hańba* nebst Ableitungen entlehnt ist, *ganić, -gana, gańba* dagegen echt polnische Worte sind.

Das Čechische für den alleinigen Entstehungsherd der Sippe zu halten, erscheint mir deshalb mißlich, weil das Verbreitungsgebiet derselben ein ziemlich ausgedehntes ist. Außer in den von Berneker aufgeführten Sprachen besitzen auch großrussische Dialekte ein *gánit'* „tadeln, verurteilen, jemandem einen Schimpf antun“. Am Bedenklichsten macht mich lett. *gānīt* „beschmutzen,

---

„trennen“; *jódau jódyti* Iter. zu *jóju jóti* „reiten“, abg. *jadǫ* „fahre“; *púdau púdyti* Kaus. zu *pūvù puvaũ púti* „faulen“, griech. *πύθω* „mache faulen“, *πύθομαι* „faule“; *skáldau skáldyti* Iter. zu *skeliù skélti* trs. „spalten“ neben *skéldu skéldėti* „sich spalten, bersten“; *száudau száudyti* Iter. zu *száuju száuti* „schießen“, ahd. *sciozan,* aisl. *skjōta* ds.; lett. *smaidīt* Iter. zu *smeiju smēju smēt* „lachen“, griech. *μειδάω* „lache“. Vgl. zu diesen Bildungen Leskien Ablaut 444 ff.

entweihen, schmähen", das entweder, wie Berneker meint, aus wruss. *háńić* „schmähen, schelten", oder auch aus dem Grruss. stammen kann. Ein čechisches Lehnwort im Lettischen ist schließlich nicht etwas so Alltägliches, daß damit die Sache erledigt ist. Außerdem kann die Bedeutung „beschmutzen" kaum erst im Lettischen entstanden sein; vielmehr muß ihre Existenz auch einst für das Slavische angenommen werden, und zwar macht sie den Eindruck, die ältere zu sein; aus dem Deutschen aber ist sie nicht erklärbar.

Auch wenn sonst keine Anknüpfungsmöglichkeit vorläge, würde ich mich schwer entschließen können, ahd. *hōna* für die Quelle unserer Sippe zu halten. Nun aber glaube ich, daß die Bedeutungsparallele mit der Sippe von *gadъ*, *gaditi* usw. groß genug ist, um eine Verwandtschaft für durchaus möglich zu erachten. Warum Berneker eine derartige Verknüpfung als unhaltbar bezeichnet, ist mir unverständlich. Lautliche oder morphologische Bedenken stehen doch nicht im Wege. Ein **gana* aus **gad-na,* **gu̯ōdh-nā* wäre doch eine sehr einfache Bildung. Außerdem wäre auch ein **gu̯ō-nā (*gu̯ō(u̯)-nā)* von der unerweiterten Wurzel sehr wohl möglich, vgl. ai. *gūnam* „cacatum". Übrigens besteht ein *gan-* neben *gad-* ja auch bei ksl. *gananije* „divinatio, propositio" neben *gadati* „mutmaßen, meinen" usw., vgl. Berneker 288, dessen Vorschlag, für *gan-* von einem Nasalpräsens **ganǫti* aus **gadnǫti* auszugehen, mir angesichts der Mannigfaltigkeit der Formen bedenklich erscheint.

Leipzig. W. Frhr. v. d. Osten-Sacken.

Γοργώς.

Auf einer Inschrift aus Sparta folgen aufeinander *Γοργώς* und *Γοργώπας*. Sa. 4446, 42 sq. Zufällig sind beide Namen auch durch die lateinische Überlieferung erhalten. Livius nennt 34, 29 zum Jahre 195 a. Chr. einen Lakonier *Gorgopas*, und auf einer späten Inschrift aus Velitrae CIL. X 6565 (364—375 p. Chr.) finden wir den Genetiv *Messi Gorgotis,* der nun den Nominativ *Messius Gorgōs* mit Sicherheit erschließen läßt. *Γοργώς* ὡς *Ἀπολλώς*. W. Schulze.

Nachschrift zu S. 119.

Bei Ablehnung des von Ehrlich geforderten *ἠῶ für εἰῶ war mir entgangen, daß der genannte Forscher neuerdings in seiner Programmschrift „Zur idg. Sprachgeschichte" (Königsberg 1910) S. 44 f. auf die Form zurückgekommen ist. Er nimmt jetzt ein ionisch-attisches *ἠάω und ein dorisches *ἔβαμι (d. i. ἔϝαμι) an und setzt für beide reduplizierte Grundformen voraus, für jenes *ση-σϝᾰ-μι, für dieses *σε-σϝᾰ-μι. Ich sehe mich vergebens nach Analogien für eine solche Formgestaltung von einer Wurzel um, deren Schwundstufe Ehrlich selbst in ai. *sū* „veranlassen, zum Vorschein bringen; aufstellen, weihen; Ermächtigung geben zu etwas", wie er die Bedeutungen angibt, (Präs. *suváti sávati*, Part. *sūtás*) und in ahd. *vir-sūmen* „versäumen" sucht, deren Vollstufe also in ai. *savi-tā́* vorliegen würde; lat. *sīno de-sīno* lasse ich beiseite, da mir die herkömmliche Verbindung dieses Verbs (samt *de-sivāre*) mit ἐᾶν wegen des Vokalismus sehr zweifelhaft erscheint, und jedenfalls ist es nicht, wie E. meint, aus **svī-no* hervorgegangen. E. beruft sich für ursprüngliches *ἠάω auf Homers und Anakreons Futurum ἐάσω: schon Fick hat dafür ἐάσσω, wie für den überlieferten Aorist ἔᾱσε ἔασσε geschrieben, d. h. Bildungen von einem alten μι-Präsens *ἔϝᾰμι, wie es auch Ehrlich zutreffend erschließt (vgl. dazu jetzt auch Jacobsohn Hermes XLV 1910, 96). Diese Bildungen von der zweisilbigen Wurzel liegen in jüngerer Zeit noch vor in Herodots ἐάσομεν 6, 55. ἐάσας 1, 90, denen Hoffmann Dial. III 300 f. mit Recht ᾰ zuschreibt; sie sind in das reguläre Schema der denominativen Verba übergeführt in dem von Hoffmann a. a. O. aus Hesych hervorgezogenen ion. ἔησον· ἔασον und in den durch die Messungen der Dichter seit Aeschylus gesicherten att. ἐᾱ́σειν ἐᾶσαι. Bei Anakreon Fgm. 56. 57 B.[4] ist das Metrum (trotz Wilamowitz Isyllos 134) zu wenig geklärt, als daß wir nicht ἐάσεις ἔᾰσον lesen dürften; sollte wirklich einmal der Fortschritt der geschichtlichen Metrik Länge für die zweite Silbe sicherstellen, so wird die Frage aufzuwerfen sein, ob diese Länge nicht Nachahmung homerischen Gebrauches ist, d. h. zu Anakreons Zeiten der Homertext in den uns beschäftigenden Formen nicht bereits einfaches σ aufwies. Übrigens steht für Fgm. 56 Anakreontischer Ursprung, und damit Zeit und Ort der Entstehung nicht vollkommen fest.

Bonn. Felix Solmsen.



Zur Geschichte des Dativs in den indogermanischen Sprachen.

1. Kyprisch Διϝείφιλος und der indogermanische Dativ Singularis.

I.

In der sehr wertvollen kyprischen Sakralinschrift, die R. Meister in den Sitzungsberichten der Berl. Akad. 1910, 148 ff. veröffentlicht hat und die der Zeit vor dem 5. Jh. v. Chr. angehört, findet sich A 8 der Name Διϝονύσιος Διϝειφίλō; die Lesung *ti.ve.i.pi.lo* wird durch die der Ausgabe beigefügte photographische Nachbildung der Tafel außer Zweifel gerückt. Meister hat sich in seiner sonst sehr ausgiebigen Erläuterung des Textes darauf beschränkt, diesem Διϝειφίλω einige Belege für kypr. Διϝείθεμις beizuschreiben (S. 158 f.), in eine Erörterung des Wesens der ersten Hälfte der beiden Namen ist er nicht eingetreten. Und doch lassen sich an Διϝείφιλος Schlußfolgerungen anknüpfen, die weit über den Rahmen der Einzelmundart und sogar der Einzelsprache hinaus von Bedeutung sind.

Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in Διϝείφιλος „dem Zeus lieb“ die älteste Gestalt des Dativs der konsonantischen Stämme vor uns haben. Es waren uns auch schon vorher Bildungen des gleichen Ausgangs gerade von diesem Nomen bekannt, und Fick Et. Wtb. I[4] 67 und sonst, O. Hoffmann zu Coll.-Becht. 1582. Dial. I 235. 247, Bechtel Hauptprobleme 289, Meillet Sur quelques innovations de la déclinaison lat. (Paris 1906) 35 ff. hatten daraufhin und auf Grund der oskischen D i ú v e í p a t e r e í m e d í k e í usw. *-ei* als die ursprachliche Endung des Dativus Sing. bestimmt. Aber sämtliche bis jetzt im Griechischen zum Vorschein gekommenen Formen derart ließen auch andere Deutungen zu: in kypr. Διϝείθεμις wurde von W. Schulze Quaest. ep. 240 Anm. 1 wegen Διϳαίθεμι(ς) Coll.-Becht. 74 = Hoffm. Dial. I 149 und Διάθεμι(ς) Coll.-Becht. 100 = Hoffm. 168 im Anschluß an Meister Dial. I 152 f. 228 Hellenisierung eines ungriechischen Personennamens vermutet;

in *Διει* auf einer Orakelinschrift aus Dodona Coll.-Becht. 1582 a 2 (*ἐπικοινῆται Εὔβανδρος καὶ ἁ γυνὰ τῶι Διει τῶι Νάωι καὶ τᾶι Διώναι*) und auf einer jungen Inschrift aus Korkyra CIGr. 1869 = IG. IX 1, 718 (*Διει ὑψίστω εὐχήν*) sowie in dem ion.-att. *Διειτρέφης* IG. XII 5, 1, 607 = Coll.-Becht. 5400 b 12. IG. I 402. 447 III 53 konnte man einen aus idg. *dii̯éu̯i* entstandenen oder aus **Ζεϝι* = idg. *di̯éu̯i* = ai. *dyávi* umgebildeten ursprünglichen Lokativ sehen (so Verf. Stud. z. lat. Lautgesch. 192 f. Anm. 2; etwas anders, aber im Prinzip auf dasselbe hinauslaufend Schulze a. a. O. 239 f.). Das alles ist nun durch *Διϝείφιλος* abgeschnitten. *Διjαί-θεμις Διά-θεμις* enthalten die Präposition *διαί διά* wie die anderen bei Bechtel-Fick ^{2} 97 verzeichneten Namen, und das *-ει* von *Διει* muß wirklich die indogermanische Endung des Dativs sein, wobei zu bemerken ist, daß das Zeugnis des Oskischen inzwischen eine schwer in die Wagschale fallende Verstärkung erhalten hat durch das *regei* der lateinischen Foruminschrift, das doch wohl nur der Dativ zu *rēx*, nicht etwa der Infinitiv Pass. zu *rĕgo* sein kann; denn diese Urkunde entstammt einer Epoche, wo die Vokale unbetonter Silben noch keinerlei Schwächung erfahren hatten (vgl. *sakros iouestod*).[1])

Διϝείφιλος erklärt nun auch die ständige homerische Messung *διῑ́φιλος*, nicht **δῑῑ́φιλο̄ς*. Wir haben in ihr nicht einfach metrische Dehnung von *δῐῐ́φῐλο̆ς* zu erkennen, wie seit W. Schulze Quaest. ep. 231 ff. geschah und geschehen mußte, sondern haben anzunehmen, daß in einer älteren Periode des epischen Gesanges noch *διείφιλος* vorhanden war und daß dessen Stellung in dem rhythmischen Schema ◡–́◡◡ beibehalten wurde, als mit der Verdrängung des Dativs auf *-ει* durch den Lokativ auf *-ι διίφιλος* eintrat. Denn daß es sich bei dem überlieferten *διῑ́φιλος* nicht etwa um itazistische Schreibung handelt, wird durch att. *Δῑ́φιλος* IG. I 447 II 54 u. ö. bewiesen, das nur aus *Διίφιλος*, nicht aus *Διείφιλος* zusammengezogen sein kann. In dieser Hinsicht ist überaus bemerkenswert der Unterschied gegenüber einem anderen Kompositum mit *διῑ-*, nämlich *διιπετέος ποταμοῖο Π* 174. *Ρ* 263 u. ö. Dafür las Zenodor (oder Zenodot) vielmehr *διειπετέος* (La Roche Hom. Textkrit. 226), und ich zweifle mit Rücksicht auf ion.-att.

---

[1]) Stolz Lat. Gramm. S. 207 der vierten Auflage wertet das *regei* ebenso, fährt aber fort als Grundformen von *Jovī patrī* usw. **di̯ŏu̯ai pătrai* usw. anzusetzen. [Vgl. zu *regei* auch die Bemerkungen Perssons IF. XXVI 65 f.]

Διειτρέφης nicht, daß dies das richtige ist. D. h. das dativische *Διει-*, das in solchen Bildungen wie *Διϝείφιλος* an seinem Platze stand, war von da gemäß der Wucherungstendenz, die für die Gestaltung der Kompositionsfuge kennzeichnend ist, schon sehr frühzeitig in andere Zusammensetzungen eingedrungen, in denen es grammatisch nicht korrekt ist: *Διϝεί-θεμις, Διει-τρέφης, διει-πετής,* und es hat sich in den letzten beiden erhalten, auch als sonst im Ionisch-Attischen der Dativ auf *-ει* durch den Lokativ auf *-ι* ersetzt wurde, weil in ihnen ein Gefühl für die kasuelle Bedeutung des ersten Bestandteils nicht vorhanden sein konnte, während es in *Διείφιλος* lebendig bleiben mußte.[1])

Die Versuchung liegt nahe, nun auch die Fälle, in denen bei Homer das *-ι* des Dativs lang gebraucht ist — sie sind gesammelt bei Hartel Hom. Stud. I² 56 f. —, daraus zu erklären, daß es sich in Wirklichkeit um das alte dativische *-ει* handelt, das im Gefolge der allgemeinen Modernisierung, die die homerische Sprache betroffen hat, dem in jüngerer epischer Zeit allein noch gebräuchlichen *-ι* Platz gemacht hat. Allerdings weist W. Schulze Quaest. ep. 229 ff. darauf hin, daß die in Frage kommenden Formen fast sämtlich so beschaffen sind, daß sie bei natürlicher Messung ihres *-ῐ* nicht in den Hexameter gehen würden (⏑⏑⏑ *Ἄϊδι δέπαϊ ἔτεϊ κόρυθι* usw. oder ⏑–– ⏑ *Ἀχιλλῆι Ὀδυσσῆι*), und schließt daraus, daß sie ihr *ῑ* eben nur, um für den Vers verwendbar zu sein, erhalten hätten. Es bleiben freilich drei Belege, bei denen diese Bedingung nicht zutrifft: *πὰρ νηΐ τε μένειν ι* 194 = *κ* 444. *Αἴαντῑ δὲ μάλιστα . . . Ξ* 459. *ὣς ἔφατ', Αἴαντῑ δὲ δαΐφρονι . . . P* 123; von ihnen mildert Schulze den ersten durch die Vermutung Holstens, es sei *πὰρ νηῒ μενέμεν* zu schreiben, die beiden anderen weiß er nur durch die Berufung auf den Homerus interdum dormitans zu entschuldigen. Dazu kommt die schon von Hartel a. a. O. 58 f. mit der gelegentlichen Länge

[1]) Betreffs der Bedeutung von *δι(ε)ιπετέος ποταμοῖο* verweise ich auf Schulze a. a. O. 238 f.: „fluminis Jovis iussu et opera decurrentis". Nicht zustimmen aber kann ich meinem verehrten Freunde, wenn er ib. 237 f. in *οἰωνούς τε διιπετέας* Hymn. Ven. 4 eine ihrem Ursprunge nach verschiedene Bildung erkennen will: *διειπετέας* = **divesi-* von *dives-* „caelum", also = *αἰθεροδρόμοι οἰωνοί* Arist. Av. 1393. Vielmehr heißt es auch hier nichts anderes als „aves a Jove missae, Jovis iussu volantes", wenn nicht das ganze Wort auch für den Verfasser des Hymnus bereits eine Glosse war, mit der er nur eine unsichere Vorstellung verband, so gut wie Euripides Bacch. 1267 K. in *αἰθὴρ διιπετέστερος.* — Ob *διῑπετέος* in unseren Handschriften nur Itazismus oder durch *δῖφιλος* hervorgerufen ist, mag dahinstehen.

des *-ι* kombinierte und in Wahrheit bisher von niemand erklärte Tatsache, daß das *-ι* des Dativ-Lokativ Singularis im alten Epos im Gegensatz zu dem schließenden *ι* beinahe sämtlicher anderen Endungen, insbesondere auch im Gegensatz zu dem *-σι* des Dativ-Lokativ Pluralis fast nie Elision erduldet und Hiatus auch an solchen Versstellen bildet, wo andere auslautende Vokale ihn nicht zulassen[1]). Dies alles zusammen werden wir am ehesten doch wohl so zu verstehen haben, daß die Gebrauchsweisen bereits in einer Periode der epischen Dichtung entstanden sind, als noch der Dativ auf *-ει* neben dem Lokativ auf *-ĭ* lebendig war, und in der jüngeren Epoche, als beide Kasus zu einem einzigen verschmolzen, schon so fixiert waren, daß sie an ihm hängen blieben, obwohl sie bei seinem Auslaut *-ĭ* eigentlich nicht gerechtfertigt waren. Also aus der Zeit, da man noch **Ἀΐδει δεπαει ἐτεει* usw. sprach, erhielt sich die rhythmische Wertung ⏑⏑– des Dativ-Lokativ und verhinderte, daß man den Tribrachys *Ἄϊδῐ* usw. vielmehr als ⏑́⏑⏑ in den Vers einstellte, bewirkte auch, daß man sich gelegentlich *πὰρ νηῑ̈ τε* und *Αἴαντῑ δέ* erlaubte. Und weil vor alters das *-ει* des Dativs überall innerhalb des Verses vor Vokal so stehen konnte, daß die Silbe als solche nicht wegfiel, sondern in Geltung einer Kürze blieb, z. B. *Π* 522 . . . *ὃ δ' οὐδ' ὧι παιδεῐ ἀμύνει*. *P* 324 (*ἐοικὼς*) *κηρυκεῐ Ἠπυτίδηι* . . .[2]), so bewahrte man diese Gewohnheit, auch als das *-ει* vollständig durch *-ĭ* ersetzt war, z. B. *I* 244 *ἐν Λακεδαίμονι αὖθι* . . . *E* 723 . . . *σιδηρέωι ἄξονι ἀμφίς*. Daneben fehlt es ja nun in unserem Homer nicht völlig an Beispielen für Wegfall auch des dativisch-lokativischen *-ĭ: ἀστέρ' ὀπωρινῶι ἐναλίγκιος* *E* 5. *χαῖρε δὲ τῶι ὄρνιθ' Ὀδυσεύς* *K* 277. *οὐκ ἂν ἐν αὐχέν' ὄπισθε πέσοι βέλος* *N* 289 u. a. Das sind Reste aus einer älteren Zeit, wo das *ĭ* des Lokativs so anstandslos wie jedes andere kurze *ι* elidiert werden konnte. Sie werden aber je länger je mehr durch die von dem alten Dativ-*ει* herkommende Gewohnheit zurückgedrängt, so daß bei Euripides nur ein sehr zweifelhafter (Alc. 1118), bei Aristophanes gar kein Beleg der Elision mehr zu finden ist. Daß das aber nur Übung der Kunstpoesie ist, dem Brauche des Lebens nicht entspricht, beweisen metrische In-

---

[1]) Material außer bei Hartel bei Lehrs Quaest. ep. 47 ff. C. A. J. Hoffmann Quaest. Hom. I 84. Kühner-Blaß I 234 ff.

[2]) Mit der Wahl dieser Verse soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß gerade sie in jene sehr alte Zeit zurückgehen, in der es noch die Endung *-ει* gab.

schriften, die noch vom 6. bis ins 2. Jh. vor Christi Geb. Verlust des ῐ, wenn auch nicht in der Schrift kennen (s. Allen Papers of the Amer. school at Athens IV 153, dessen Beurteilung des Phänomens ich mir jedoch nicht zu eigen machen kann). Der Dativ des Singularis hat dann den des Pluralis in der dritten Deklination nach sich gezogen, bei dem das letzte Beispiel für Elision in der Kunstpoesie Pindar (Pyth. I 92; nicht völlig sicher) liefert, während die inschriftliche Poesie noch im 3. Jh. einen Beleg bietet (Allen a. a. O. 153, allerdings bei Isyllos von Epidauros: ἔρνεσ(ι) ἐλαίας B 11 Wilam.).[1])

Allein ich höre meine Leser schon lange fragen: wie verträgt sich denn all das vorgebrachte mit den Infinitiven wie *δόμεν-αι* = ai. *dắman-ē*, *γράπ-σ-αι* ~ ai. *jí-ṣ-ē* „zu siegen“ awest. *raos-e* „zu wachsen“, in denen man seit alters in den ersteren mit höchster Wahrscheinlichkeit Dative der Nomina actionis auf *-men-*, in den letzteren mit ebenfalls nicht geringer Wahrscheinlichkeit Dative zu Nomina abstracta (actionis) auf *-es-* erkennt (Brugmann Grdr.² II 1, 232 ff. und 142. 525. Gr. Gr.³ 359)? Und wie verträgt es sich mit *παραι*, das man ebenso überzeugend als Dativ des alten Wurzelnomens *per-* *pᵉr-* *pr-* auffaßt, dessen Genetiv in *πάρ-ος* *πρ-εσ-* (*πρέσβυς* usw.), Lokativ in *πέρι*, Instrumental in *πάρα*[2]) vorliegt (s. darüber zuletzt Rhein. Mus. LXI

[1]) Diese kurzen Andeutungen müssen hier genügen; das ganze Kapitel der Elision des *ι* wie der anderen Vokale verträgt und erfordert eine neue Darstellung auf sprachgeschichtlicher und sprachphysiologischer Grundlage.

[2]) Die Betonung *πάρα* in der „Anastrophe“ und als selbständiges Wort ist gut bezeugt, aber auffällig wegen ihres Widerspruches einerseits zu ai. *purá* „vormals, vorher“ (mag dies sich auch in seiner Endung nicht völlig mit der griechischen Form decken), andrerseits zu der Reduktionsstufe der Wurzelsilbe (vgl. damit *πέρι* — ai. *pári*). Sie wird durch das Vorbild von *ἄνα κάτα* u. m. dgl. neben proklitischen *ἀνὰ κατὰ* veranlaßt sein. Für *παραὶ* gibt Herodian (I 480, 12. II 37, 37 Ltz.) an, daß es und ebenso die anderen *τῷ ι πλεονάζουσαι: καταὶ ὑπαὶ ὑπείρ* und weiter *ἀντὶ καὶ ἀμφὶ οὐκ ἀναστρέφονται;* Homer zeigt es in der Tat nie in der Anastrophe oder selbständig, wir wissen also nicht, welches sein eigentlicher Akzent gewesen ist. Über *ἀντι* hab ich Rhein. Mus. LXI 502 Anm. 2 zu bestimmt geurteilt, weil ich mich für das Tatsächliche auf die Angaben der Handbücher verlassen, nicht die Quellen selbst eingesehen habe. Das Wort steht in der Anastrophe Θ 163. *Ν* 447. *Ξ* 471. *Ψ* 650. *Ω* 254. Für die erste dieser Stellen, *γυναικὸς ἄρ' ἀντι τέτυξο*, sind wir durch Schol. A und Townl. sowie durch die Handschriften über das Schwanken der Überlieferung genauer unterrichtet: Aristarch gab *ἀντὶ τέτυξο* (*ἀντιτέτυξο*? vgl. Ludwich Arist. hom. Textkr. I 285), Herodian las *ἀντιτέτυξο* und sprach sich gegen diejenigen aus, *ὅσοι ἀναστρέφουσιν· ἡ γὰρ ἀντὶ ἀναστρέφεται οὔποτε* (vgl. Lentz II 60, 19 und I p. CXX); auf die Lesung der letzteren gehen zurück *ἄντι τέτυξο* in S² (Flor.

497 ff. und über weitere Kasus dieses Nomens die unten folgende Abhandlung 3)? Wie endlich mit *χαμαί*, das man am leichtesten jedenfalls auch als Dativ des Wurzelnomens ai. *kṣās* Instr. *kṣamā́*, awest. *zā* Gen. *zəmō*, gr. *χθών*, wozu *χθαμ-αλός*, erklärt, so daß von den beiden seit Homer üblichen Bedeutungen „auf die Erde, zur Erde" (wohin?) und „auf der Erde" (wo?) die erstere die ursprünglichere wäre (vgl. Brugmann Grdr.² II 1, 135)? Um dieser drei (vier) Stücke willen ist Brugmann auch in der zweiten Bearbeitung des Grundrisses noch bei *-āi* als dem indogermanischen Ausgang des Dativus Singularis geblieben, indem er das oskische *-ei* nach wie vor von den *i*-Stämmen übertragen sein läßt, das lat. *regei* des Forumscippus aber, auf das diese Auffassung nicht wohl anwendbar ist[1]), nicht berücksichtigt (II 2, 167. 171). In der Tat ist, was Meillet, der letzte der sich für *-ĕi* als ursprachliche Endung eingesetzt hat (a. d. S. 161 a. O.), über *δόμεναι* sagt: „l'élément *-αι* serait plutôt une particule ajoutée au mot et non une désinence", keine Lösung des Problems, und mit *παραι* und *χαμαί* findet sich dieser Forscher überhaupt nicht ab. Dabei erscheint das *-αι* von *παραι* aber auch im Italischen in osk. p r a i, lat. *prae*, umbr. p r e (komparativisch weitergebildet in *praeter*) und sehr wahrscheinlich selbst im Germanischen; denn got. *faúra* ahd. *fora* „vorn, vorher", as. *fora* ae. *fore* „vor" erklärt Collitz BB. XVII 17 sehr einleuchtend aus **furai* (mit idg. nicht zirkumflektiert gesprochenem *-ái*, vgl. got. *baíraza*

Laur. XXXII 15) und H(arl.), *ἀντ' ἐτέτυξο* in B, *ἀντετέτυξο* in Ub² Yᵇ. *Ν* 447 steht *ἄντι* in X (Vind. 39), *Ω* 254 in M (Flor. Laur. XXXII 3) und Y (Paris. Suppl. 1095). Überall sonst finden wir *ἀντὶ* oder *ἀντι* ohne Akzent oder *ἀντι*- mit dem folgenden Worte zusammengeschrieben (z. B. *Ψ* 650 *τῶνδ' ἀντίχαριν δοῖεν* in GJHᵇVY). Danach war die Tradition, die zu den Alexandrinern gelangt war, nicht einhellig; wenn Aristarch *ἀντί* bevorzugte, so kann ihn dazu die *ἀναλογία* von *ἀμφί* bestimmt haben. Ist *ἄντι* das echte, so stimmt es zu ai. *ánti*. Ist vielmehr *ἀντί* richtig, so kann es durch *ἀμφί* beeinflußt sein umgekehrt wie *πάρα* sich nach *ἄνα κάτα* gerichtet hat. Es ist aber auch denkbar — darauf hat mich Thurneysen aufmerksam gemacht —, daß ai. *ánti* und gr. *ἀντί* unabhängig von einander, im Sonderleben jeder der beiden Einzelsprachen aus dem Flexionsverbande des Stammes *ant-* ausgeschieden und zum Adverbium bezw. zur Präposition erstarrt sind, und zwar *ἀντί* erst, nachdem innerhalb der lebendigen Deklination der Lokativ auf *-ί* die Endbetonung des alten Dativs auf *-ει* übernommen hatte. Jedenfalls habe ich Rhein. Mus. a. a. O. Herodian Unrecht getan, wenn ich ihm für *ἀντί* falsche Verallgemeinerung (von *ἀμφί* aus) vorgeworfen habe.

[1]) Denn das Lateinische zeigt nicht, wie das Oskische, auch im Genetiv Sg. der konsonantischen Flexion die Endung der *i*-Stämme; vgl. dazu weiter unten.

baírada baíranda = gr. φέρεαι φέρεται φέρονται Streitberg Urgerm. Gramm. 188 f.). Nimmt man alle die angeführten Tatsachen zusammen, so wird man sich dem Eingeständnis nicht entziehen können, daß der Kasus, den wir Dativ nennen, in der Ursprache sowohl *-ĕi* als auch *-ăi* als Endung gehabt hat.[1])

Sofort erinnert man sich der alten Streitfrage über die „Grundbedeutung" dieses Kasus, des Schwankens der Gelehrten, ob er seinem eigentlichen Wesen nach auf die Frage „wem" oder „wohin" geantwortet, anders ausgedrückt, zu der Gruppe der „grammatischen" oder der „lokalen" Kasus gehört habe. Die Wahrheit wird sein, daß in ihm zwei anfänglich verschiedene Fälle zusammengeflossen sind, einer der zum Ausdruck brachte, wem die Handlung des Verbs, der Inhalt einer Vorstellung gilt, ein anderer, der das Ziel angab, und eine Prüfung der griechischen Überreste, so gering an Zahl sie sind, läßt auch noch erkennen, wie die beiden Ausgänge sich ursprünglich auf die beiden Begriffsnüanzen verteilt haben: Διϝει- in Διϝεί-φιλος ist der echte Dativ, und ebenso Διϝεί in den beiden Texten aus Dodona und Korkyra, dagegen δόμεναι „zu geben" aus „zum Geben", und γράψαι „zu schreiben" aus „zum Schreiben", χαμαί „zur Erde", παραι „neben, längs hin (c. Acc.), neben (c. Dat.), von — her (c. Abl.-Gen.)", d. i. ursprünglich wohl „zum Hinausgehen über" (vgl. Rhein. Mus. a. a. O. 500 ff.) drücken das Ziel, den Zweck aus. Dazu stimmt einerseits ital. *prai* und germ. **furai*, andrerseits die Tatsache, daß der italische Dativ auf *-ei* im wesentlichen echter Dativ ist, die Bedeutung des örtlichen Ziels, soweit es sich nicht um Nachahmung griechischen Gebrauches handelt, nicht kennt[2]). Geläufig ist ihm allerdings im Lateinischen

---

[1]) Meillets Annahme (a. a. O. 37), neben *-ei* habe als dessen Schwundstufe auch *-i* in dativischer Verwendung existiert und liege in den griech. Formen auf -ι wie κυνί vor, entbehrt der Begründung. Da in der 1. und 2. Deklination der Lokativ im Dativ aufgegangen ist, ist es nicht verwunderlich, daß auch in der 3. die beiden Kasus miteinander verschmolzen sind, mag auch hier der Form nach der Lokativ gesiegt haben. Den Anfang der Bewegung werden wir im Plural zu suchen haben, wo in allen Flexionsklassen der Lokativ den Dativ in sich aufgenommen hat.

[2]) Denn die wirklich der gesprochenen Sprache von altersher angehörigen Wendungen wie *ollus quiris leto datus* (alte Formel nach Festus s. v. *Quirites*), *me morti dabo* Plaut. Merc. 472. *te morti misero* Plaut. Capt. 692. *matres familiae Romanis de muro manus tendebant* Caes. B. G. VII 48 (und anderswo mit persönlichem Objekt) enthalten, wie ohne weiteres einleuchtet, den echten Dativ. Dagegen der Dativ des örtlichen Ziels ist eine Schöpfung der

vom Beginn der Litteratur an, zumal in volkstümlicherer Redeweise, die Zweckgeltung in denjenigen beiden Spielarten, die der herkömmliche Schematismus als Dativus finalis und Dativus factitivus scheidet, die sich aber in Wahrheit nicht scheiden lassen: *quoi rei* „wozu?" Plaut. *non hodie isti rei auspicavi* Plaut. Rud. 717. *arraboni dare* Most. 645. *pignori ponere* Capt. 433. *granatui videto uti satis viciae seras* Cato R. R. 60. *ceteras res esui usuique prae se portant* Varr. Sat. Men. 262. *receptui canere* Caes. B. G. VII 47, 1. *nunc solus sermonist omnibus* Plaut. Pseud. 418. *quaestui habeant male loqui melioribus* Poen. 626 u. v. a. bei Landgraf Archiv VIII 55 ff. Lindsay Syntax of Plautus 18 f. An diesen Dativ des Zwecks schließt sich eng an der Infinitiv Passivi *agī* = ai. *-ájē* „zu treiben", *fārī dărī* ~ ai. *jiṣé* „zu siegen" *stuṣé* „zu preisen" (Brugmann Grdr.² II 1, 525. 536). Wir besitzen für die letztgenannten Gruppen keinen Beleg weder aus dem Oskischen noch aus dem Latein der Epoche, da die Diphthonge unbetonter Silben noch intakt waren, es ist also ganz gut möglich, daß ihr Ausgang *-ai*, nicht *-ei* war, d. h. derselbe Unterschied wie auf griechischem einst auch auf italischem Boden bestanden hat.[1]) Denn daß der „Dativ" der Zweckgeltung etwas altes, aus der Ursprache mitgebrachtes ist, beweist sein häufiges Vorkommen in den arischen Sprachen von den ältesten Texten an und im Altslavischen (Delbrück Vgl. Synt. I 301 f.). Im Griechischen scheint er, abgesehen von den Infinitiven, verloren

---

Dichtersprache; vereinzelt begegnet er bei Ennius in den Annalen und bei dem dessen Beispiel folgenden Cicero in Übersetzungen aus griechischen Dichtern, zum Gemeingut der poetischen Diktion ist er erst durch Vergil geworden (Aen. IV 451 *it clamor caelo* u. a.), und damit ist seine Herkunft aus der griechischen Poesie sichergestellt (gegen Landgraf Archiv VIII 69 ff. und Delbrück Vergl. Syntax I 290, die bei ihrer Auffassung dem scharfen Unterschiede zwischen daktylischer Kunstpoesie einerseits, natürlicher Diktion des Plautus und der Prosa andrerseits nicht Rechnung tragen). — Das Beispiel für einen Dativ des Ziels, das v. Planta Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II 418 aus der oskischen Bleitafel unter Vorbehalt anführt, ist völlig unsicher.

[1]) Die Art wie Landgraf in seinem im übrigen sehr nützlichen Aufsatz a. a. O. den Dativus finalis aus der Grundbedeutung des Dativs ableitet: *cano tibi* „mein Singen gilt dir" und entsprechend *receptui cano* „mein Blasen gilt dem Rückzuge", *praesidio proficiscor* „meine Abreise gilt der Hilfeleistung", diese Art schmeckt nach der alten Betrachtungsweise syntaktischer Phänomene, die zufrieden war die mannigfachen Erscheinungsformen unter einen noch so blassen und abstrakten logischen Gesamtbegriff zu subsumieren und dabei absah von den starken psychologischen Verschiedenheiten, die in Kauf genommen werden mußten.

zu sein; denn in den Wendungen der attischen Inschriftensprache (d. i. in diesem Falle Volkssprache) wie *ξύλα καὶ ἄνθρακες τῶι μολύβδωι* „Holz und Kohlen für das Blei", *ἧλοι ταῖς θύραις* „Nägel für die Türen", *οἰκία προικὶ ἀποτετιμημένη* „ein für die Mitgift verpfändetes Haus", die nach Delbrück a. a. O. 302 f. „entweder nahe an den finalen Dativ streifen oder direkt so zu bezeichnen sind", handelt es sich doch wohl um nichts anderes (namentlich in den ersten beiden) als um den adnominalen Dativ in Verbindungen nach der Art von *θησαυρὸν βελέεσσι* Aesch. Pers. 1022. *γραμματεὺς τῆι βουλῆι καὶ τῶι δήμωι* att. Inschr., wie er von Delbrück selbst (a. a. O. 306) anerkannt wird[1]), und Wackernagels (Ztschr. XXVIII 141 ff.) Deutung der Desiderativa auf *-είω* z. B. *ὀψείων* als erwachsen aus der Vereinigung des finalen Dativs *ὄψει* + *ἰών* ist ohnehin von Bedenken nicht frei, und man könnte gerade das hier vorgetragene als weiteres Argument gegen sie ins Feld führen.[2]) Mit der Aufgabe dieser Bedeutungskategorie bei den Hellenen wird der Schwund der Endung *-αι* im Zusammenhange stehen.

II.

Möglich ist freilich auf der anderen Seite auch, daß in den italischen Idiomen schon frühzeitig der ursprüngliche Dativ und der ursprüngliche Zielkasus in der Endung *-ei* sich vereinigt hatten.[3]) Der Zusammenfall beider reicht ja bei einigen Stamm-

---

[1]) Mit Recht stellt Brugmann Gr. Gr.[3] 402 die beiden Gruppen von Beispielen unter eine Nummer.

[2]) Des Thukydides *ὠφελίαι* I 123, 1 und *κατοικίσει* VI 33, 2 vermag ich ebensowenig wie Brugmann a. eben a. O. für finale Dative zu halten trotz W. Schulze Berl. phil. Wochenschr. 1896, 1333.

[3]) Zum Formalen auf diesem Sprachgebiet sei noch bemerkt, daß dem aind. Dativ der *i*-Stämme auf *-ayē* im Oskischen und Lateinischen *-e̯i̯ei* entsprechen mußte, woraus über *-eei -ēi -ĕi* (so auch schon Meillet a. a. O. 37). Somit stimmte der Dativ dieser Klasse mit dem der konsonantisch endenden Nomina überein, und die Folge war, daß im Genetiv Sg. im Oskischen die letzteren den Ausgang der *i*-Klasse übernahmen (Maatreís *carneis* usw. nach Lúvkanateís *aeteis* — mit *-eis* aus idg. *-eĭs*, wie Brugmann Grdr.[2] II 2, 156 will, oder aus idg. *-e̯i̯os*?), im Lateinischen umgekehrt die *i*-Stämme den der konsonantischen (*Quiritis partis* nach *matris carnis*, älter *-es*). — Lat. *humī* „auf die Erde, auf der Erde" kann = gr. *χαμαί*, d. h. alter Zielkasus des konsonantischen Stammes von gr. *χθών* usw. und der *ŏ*-Stamm *humus* kann erst aus ihm herausgewachsen sein (Brugmann Grdr.[2] II 1, 135). Es kann aber auch der *ŏ*-Stamm **hŏmos* (aus noch ursprünglicherem **hĕmos*?) relativ alt (wie der *i̯ā*-Stamm in lit. *žẽmė* abulg. *zem(l)ja*) und *humī* Lokativ dazu (mit *-ī* aus *-ĕi*) sein. Der Entscheidung

klassen, nämlich den *ŏ*- und *ā*-(*i̯ā*-)Themen, schon in die Zeit der indogermanischen Urgemeinschaft hinauf, in der aus *ŏ*- und *ā*- (*i̯ā*-) + *ĕi* und aus *ŏ*- und *ā*- (*i̯ā*-) + *ăi* gleichmäßig *ōi* und *āi* (*i̯āi*) hervorgehen mußten, und damit war der weiteren Verschmelzung der beiden in der Bedeutung einander ohnehin nicht allzu fernstehenden Fälle in den Einzelsprachen Tür und Tor geöffnet. Für die arischen Sprachen entzieht sich der Verlauf der Entwicklung im einzelnen unserer Erkenntnis, da in ihnen die beiden Ausgänge auf rein lautlichem Wege gleich werden mußten: ar. *-ai*, woraus ai. *-ē*, awest. *-e*. Direkt beobachten aber können wir das Zusammenfließen, ohne daß lautliche Gründe es bedingten, auf slavolettischem Gebiet. Beweisend ist hier das Preußische, der einzige Zweig des baltischen Stammes, der den alten Dativ eines nicht *ŏ*- oder *ā*- (*i̯ŏ*- oder *i̯ā*-)Themas erhalten hat, während im Litauischen und Lettischen alle diese Bildungen je nach ihrem Geschlecht in die Flexion der maskulinen *i̯ŏ*- oder der femininen *i̯ā*-Stämme übergeschlagen sind. Ich meine den Infinitivtypus *dātwei poūtwei billītwei madlitwei,* der sich zu dem gleichbedeutenden Typus auf *-ton* verhält wie die lateinischen Formen auf *-tuī* in den oben S. 168 angeführten Beispielen zu denen auf *-tum* und den man längst mit den aind. Infinitiven wie *dhấtavē* „zu setzen“ verglichen hat (Bopp Über die Sprache der alten Preußen 38. Bezzenberger GGA. 1874, 1069). Berneker Preuß. Spr. 232 hat das letztere bestritten, weil *-twei,* neben dem gelegentlich *-twe* und *-twi,* aber niemals **-twai* vorkommt, nicht auf *-twai* zurückgehen könne, und hat vermutet, es sei der Dativ eines Nomens auf *-twē,* wie solche in Voc. *artues* „Schiffsreise“, *preartue* „Pflugreute“, *nurtue* „Hemd“, *coestue* „Bürste“ vorliegen. Man erkennt aber leicht, daß diese Nomina auf *-twē* nicht Abstrakta bezw. Nomina actionis sind, was sie sein müßten, wären sie wirklich die Quelle der Infinitive. Trautmann Altpr. Sprachdenkm. 293 nimmt im Gegensatze zu Berneker keinen Anstand, *-twei* weiter als Entsprechung des ai. *-tavē* aufzufassen und auf *-twăi* zurückzuführen. Denn nach seiner Ansicht ist die in anderen als Endsilben streng durchgeführte Scheidung von *ai* und *ei* im absoluten Auslaut nicht festgehalten, vielmehr konstatiert er S. 242 f. für diesen das Lautgesetz, daß *-ei* und *-ai,* soweit sie auf altem

zwischen den beiden Möglichkeiten würden wir näherkommen, wenn sich aus den Belegen in der Litteratur etwas für das gegenseitige Altersverhältnis von *humī* und *humus* usw. ablesen ließe; unsere bisherigen Lexika geben auf diese Frage keine Antwort.

Kurzdiphthong beruhen, dem Verfall unterliegen und als *-ei -ai -i -e* erscheinen. Ich kann ihm darin nicht recht geben. Der Tatbestand nämlich in den Kategorien, auf die sich Trautmann stützt, ist keineswegs so einheitlich, daß wir sie alle unter denselben Gesichtspunkt zusammenfassen dürften. Vielmehr zeigen, wenn wir von den Schwächungen *e, i* absehen, einzelne nur *-ei*, andere nur *-ai*, wieder andere *-ai* und *-ei* wechselnd.

-ei allein bieten, wie die Infinitive auf *-twei*, so die Dative Sg. der Personalpronomina *mennei tebbei sebbei*, in denen die Endung nach Ausweis von lit. *mánei távei sávei* und von osk. tfei sífei pälign. *sefei* idg. *-ei* fortsetzt; die Genetive Sg. der ungeschlechtigen und geschlechtigen Pronomina *maisei (twaise swaise)* und *stessei steisei* (neben *stesse steise stēise stēisi*)[1]) *tennessei*, in denen die Herkunft des Diphthongs unaufgeklärt ist; endlich der Nominativ Plur. des Pronomens der 3. Person *tennei* zum Nominativ Sg. *tāns tans* gegenüber *stai schai* von *stas schis* „dieser“, worüber sogleich des genaueren zu reden sein wird. Nur *-ai* steht in der 1. Sg. = 1. Plur. des Verbums *asmai* „ich bin, wir sind“ usw. = gr. *-μαι* (vgl. dazu Trautmann S. 272. 274 und Berneker bei Brugmann IF. XVII 185, nach dem *-mai* in der 1. Sg. 6, in der 1. Plur. 77mal erscheint) und in der 3. Sg. des Optativs *boūlai* „wäre“ *baulai* „sei“, *ēilai* „gehe“ usw. aus **būt* = ved. Injunktiv *bhūt*, **eit* = lit. *(te) ei* + *lai* (s. Trautmann 285), worin das *lai*, wie Bielenstein Lett. Spr. II 164 bemerkt hat, gleich der lettischen Permissivpartikel *lái* (z. B. *lái dīws dûda* „Gott gebe“) ist[2]) und, wie ich in dem zweiten Teil meiner „Beiträge zur griech. Wortforschung“ Nr. 17 „λῆν und seine Sippe“ ausführlicher darlegen werde, zu der in gr. λαι-δρός „keck, dreist“ λαι-μός „wild, ausgelassen“ und wahrscheinlich auch in λι-λαί-ομαι „begehre, wünsche“ und sonstigen Bildungen vorliegenden Ablautstufe *lăi-* dieser Wortfamilie gehört[3]). *-ai* und *-ei* wechseln in drei Formgruppen: in der 3. Sg. Plur. des Optativs auf *-sai -sei*, in der 2. Sg. des Indikativs auf

---

[1]) Das einmalige *stēisai* des Enchiridions in der Geltung eines Genetiv Plur. erklärt Berneker 199 mit Recht vielmehr für einen Dativ Sg. Fem.

[2]) Sie findet sich in gleichem Sinne auch litauisch mundartlich, s. Kurschat Gramm. 301. Geitler Beitr. z. lit. Dialektologie 50.

[3]) An der angegebenen Stelle hoffe ich auch zu zeigen, daß die übliche Verbindung von λῆν als ϝλη- mit *uel-le* usw. lautlich unmöglich, somit Brugmanns (IF. XV 339 f.) Grundform **u̯loit* für *lai* unhaltbar ist. Doch gebührt Brugmann das Verdienst überhaupt die Zugehörigkeit von *lai* zu λῆν erkannt zu haben. Über slav. *li* in seinem Verhältnis zu lit. *lai* s. u. Abschnitt III.

-sai -sei und der 2. Plur. des Indikativs und Imperativs auf *-tai -tei,* im Nominativ Plur. der Adjektiva auf *-ai -ei.* Es ist nötig, diese drei Kategorien etwas näher zu betrachten.

1. In der 3. Sg. Plur. Optativi *bousai* „er sei" *dāsai* „er gebe" *galbsai* „er walte" und *boūsei bousei* „er sei, sie seien" *audasei* „es geschehe" (woneben noch Formen auf *-se* und *-si*) hat schon Bopp (Spr. d. alten Preuß. 28 f.) einen alten Optativ Aoristi (*dāsai* = ai. **dāsēt*) erkannt. Bielenstein (Lett. Spr. II 153 f.) hat damit die lettische 2. Plur. „Futuri" auf *-sît,* z. B. *îsît* „ihr werdet, sollt gehen" verbunden[1]), Bezzenberger (Lett. Dialekt-stud. 164) die 1. Plur. auf *-sîm,* z. B. *îsîm* „laßt uns gehen" hinzugefügt. Trautmann S. 286 stellt die baltischen **būsai(t) *eisaime (*eisaite),* wie er die Grundformen erschließt, neben die von Wackernagel Verm. Beitr. 42 ff., bes. 48 f. behandelten Optative des *s*-Aorists gr. *λύσειας λύσειε λύσειαν* und ai. *taruṣēma janiṣēya(m)* und erklärt ihr *-sai-* (aus *-soi-*) entweder als Ablaut zu dem *-σει-* des Griechischen oder, was er vorzieht, als Umformung von *-sei-* nach dem Muster der 3. Sg. Opt. auf *-ai* = idg. *-oit.* Nun überwiegen im Preußischen des Enchiridions die Formen auf *-sei* (und *-se*) gegenüber denen auf *-sai* beträchtlich, indem die drei Belege für letzteres nur je einmal vorkommen, und die beiden Katechismen haben lediglich *-sei* (Bezzenberger Ztschr. XLI 123 ff.). Lett. *-sî-* aber kann auf *-sei-* so gut wie auf *-sai-* beruhen. Also steht, wie mir scheint, nichts im Wege, *-sei-* = gr. *-σει-* als die urbaltische Form anzusehen und das gelegentliche *-sai* als eine Wirkung des Schwankens zwischen *-ai-* und *-ei-* in den Imperativen, d. i. 2. Sg. Plur. des alten Optativs wie *wedais : weddeis* „führe", *idaiti : īdeiti edeitte* „esset" zu erklären. In diesen aber vertritt *-ai-* das idg. *-oi-* und ist *-ei-* daraus in den Verben mit stammhaftem *-i̯-* erwachsen und hat von da nach Trautmanns (S. 286 ff.) wohl zutreffendem Urteil weitergewuchert.[2])

---

[1]) Unrichtig auch die gewöhnlichen Formen der 1. 2. Plur. Fut. auf *-sim -sit.*

[2]) Auch in *seisei* „er sei", das Trautmann 288 richtig als Erweiterung eines ursprünglichen **sei* nach dem Vorbilde von *boūsei* usw. deutet, und in *seīti seiti* „seid" (Imp.) fasse ich, hierin von Trautmann abweichend, das *-ei-* als Ersatz für *-ai-* nach den gleichen Musterformen. — Berneker bei Brugmann IF. XVII 184 f. legt sich den Wechsel *wedais: weddeis* anders zurecht; ihm sind die *ei*-Formen veranlaßt durch die alte 2. Sg. Imperativi (= Indikativi) **wedei* = lit. *vedì* lett. *weddi.* Das ist an sich nicht unmöglich, ich bin aber geneigt Trautmanns Auffassung vorzuziehen, weil von diesem Imperativ im Preußischen keine Spur mehr existiert und ich nicht (mit Berneker und Brugmann) zu

2. Die 2. Sg. Indikativi lautet *assai assei* (*asse*) „du bist“, *waisei* (*waisse*) „du weißt“, *seggēsei* „du tust“ (, *giwassi* „du lebst“, *dāse* „du gibst“), die 2. Plur. Indikativi und Imperativi (= Injunktiv und Optativ) *astai estei* (*asti*) „ihr seid, seid“, *klumstinaitai* „klopfet an“, *druwētei* „ihr glaubt“ (, *rikauite* „herrschet“, *waiditi* „wisset“, *dinkauti* „danket“). Davon fällt die 2. Pluralis für unsere Zwecke außer Betracht, da sie erst nach der 2. Singularis aus urspr. *-te* umgebildet ist. Das hat Poržezinskij K istorii form sprjaženija v baltijskich jazykach (Moskau 1901) S. 54 f. gesehen, und die Richtigkeit seiner Annahme wird durch die Häufigkeit bestätigt, in der die einzelnen Gestalten der Endungen der beiden Personen vorkommen: während in der 2. Sg. *-sai* 6, *-sei* 7, *-se* 4, *-si* 5mal begegnet, bietet die 2. Plur. ganz überwiegend, nämlich 50mal, *-ti*, hingegen *-tai* und *-tei* nur je 7mal (die Zahlen nach Berneker S. 219, der für *-te* keine Angabe hat). Bezzenberger Ztschr. XLI 126 und Trautmann a. a. O. 273 fassen die vier Schreibungen *-sai -sei -se -si* sämtlich als rein lautliche Entwicklungen eines einheitlichen *-sāi* = gr. *-σαι*. Wir dürfen mit nicht minderem Rechte annehmen, daß *-sei* durch Kontamination des medialen *-sai* mit dem alten Ausgang *-ei* der 2. Sg. Aktivi entstanden ist, der im Litauischen (*vedì*, refl. *vedě-s*) und Lettischen (*weddi*, refl. *weddî-s*) vorliegt und dessen einstiges Vorhandensein auch im Preußischen erwiesen wird durch die 2. Sg. Indikativi anderer Verbklassen als der reinen Wurzel- und der reinen *ŏ-ĕ*-Klasse: *turei* „du sollst“, *tūlninai* „du mehrst“, *sātuinei* „du sättigst“; in diesen ist das alte *-ei* mit stammauslautendem *-ē-*, *-inā-*, *-inē-* zum Diphthong verschmolzen (vgl. Trautmann 281 f., mit dessen Beurteilung von *turei* S. 279 ich jedoch nicht einverstanden bin) und bewahrt geblieben, während die Angehörigen der Wurzelklasse, zu der ich hier die alte redaplizierte in *dāse* hinzurechne, und der reinen *ŏ-ĕ*-Klasse das bloße *-ei* aufgegeben und nur *-sai* und *-sei* beibehalten haben.[1]) Für diese Annahme der Ver-

glauben vermag, daß sein Fehlen nur durch den Zufall verschuldet sei, der uns einen Beleg vorenthalten habe. Übrigens spreche ich über die Formation auf *-ei* in der 2. Sing. sogleich unter Nr. 2.

[1]) Nicht sicher bin ich in der Würdigung von *turei*. Ich habe seinen Ausgang oben als aus *ē* + *ei* entstanden hingestellt, es bleiben dabei aber die von Bezzenberger Ztschr. XLI 92 hervorgehobenen Schwierigkeiten. So frage ich mich, ob *turei* nicht vielmehr = lit. *turì*, d. i. urbalt. **turei* aus **turįei* sei, und werde darin bestärkt durch *etwēre* (fehlerhaft für *etwere*) „du tust auf“ = lit. *atverì* zu *atveriù*. Trautmann S. 279 sieht in dem letzteren die Entsprechung der lit. 3. Person *àtveria*, aber es liegt doch viel näher, sein *-e* als

schmelzung von *-sai* und *-ei* berufe ich mich einmal auf die 1. Sg. *asmu*, die dreimal (das einmalige irrtümliche *asmau* mitgezählt) neben sechsmaligem *asmai* auftritt und aus diesem umgebildet ist unter dem Einfluß des alten Ausgangs der aktivischen 1. Sg. idg. urbalt. *-ō* in der Gestalt *-u*, die gemäß den Lautregeln des Preußischen nach vorangehendem Labial eintreten mußte; auch hier ist in derjenigen Sprachepoche, die unsere Denkmäler veranschaulichen, die causa efficiens der analogischen Umgestaltung nicht mehr vorhanden, da in der 1. Sg. aller thematischen Verba *-a* durchgedrungen ist: *as imma* „ich nehme" wie *as polaipinna* „ich befehle" *as crixtia* „ich taufe" (vgl. dazu Berneker 221 ff. Trautmann 272 f. und berücksichtige die dem preuß. *asmu* ganz parallelen lit. *esmù* neben *esmì* und lett. *esmu*[1]). Zum zweiten verweise ich auf die altbulgarische Endung der 2. Sg. *-si -ši*; auch sie beruht, wie in Abschnitt III dargelegt werden wird, wahrscheinlich auf älterem *-sei*, das ebenfalls durch Kreuzung von medialem *-sai* und aktivem *-ei* zustande gekommen ist.[2])

3. Während die substantivischen *ă- = ŏ*-Stämme männlichen Geschlechts im Nominativ Plur. durchweg auf *-ai* endigen (*malnijkai*

die häufige Seitenform für *-ei* zu verstehen. Ist das richtig, so wäre der alte Ausgang der 2. Sg. Aktivi im Preußischen auch bei den Stämmen auf *-i̯o -i̯e* erhalten.

[1]) Aus der Übereinstimmung der drei Sprachzweige folgt noch keineswegs, daß die Umbildung schon urbaltisch ist; über eine derartige Methode des Rückschlusses bitte ich die Bemerkungen in dem zweiten Aufsatz dieser Studien über den lateinischen Dativ Sg. der 1. und 2. Deklination zu vergleichen.

[2]) Ich berühre mich sonach in der Auffassung von preuß. *-sei* mit Berneker bei Brugmann IF. XVII 185, wenn ich auch nicht in allen Einzelheiten mit ihm einig gehe. Dagegen kann ich Poržezinski K istorii usw. 16 ff. mehrfach nicht beistimmen. Ob lit. *esì*, altlit. *dů́si* aus **esē dů́sē* in altlit. *essiegu desies* (Bezzenberger Zur Gesch. d. lit. Spr. 198) auf ursprünglicheren **esai dů́sai* oder **esei dů́sei* beruhen, entzieht sich der Erkenntnis; möglich ist jedenfalls, daß auch das Litauische dieselbe Umbildung vorgenommen hat wie das Preußische und wahrscheinlich das Altslavische. — Die Bedeutung einer zu erschließenden ursprachlichen 2. Sing. auf *-ei* für die Beurteilung der 2. Sg. Ind. Imp. des Litauischen und des Griechischen (Ind. *ἄγει-ς* Imp. dor. *ἄγει*) haben Fortunatov Kritičeskij razbor sočinenija G. K. Ul'janova Značenija glagol'nych osnov usw. (St. Petersburg 1897) S. 143 ff. und Brugmann IF. XV 126 ff. XVII 177 ff. erkannt. Ich bin geneigt als die eigentliche Heimat dieser Formation den Imperativ anzusehen und idg. *áĝei* „treibe" neben *áĝe* als Verschmelzung des letzteren mit dem Imperativ *ei* „geh" (lat. *i*, gr. *ἔξ- ϑί- ἄπ-ει*) oder mit der auffordernden Interjektion *ei* zu erklären, d. h. die Deutung, die ich seinerzeit, Rhein. Mus. LIV 345 ff., dem dor. *ἄγει* gegeben habe, auf die Ursprache zu übertragen.

„Kinder", *waikai* „Knechte", *wirdai* „Worte")[1]), zeigen die Adjektiva und Partizipia gleichen Stammauslauts zwar auch ganz überwiegend *-ai -tai,* aber daneben begegnen je einmal *kanxtei* „züchtig", *wertei* „wert", *entensītei* „verfaßt", *pogautei* „empfangen". Und während die Pronomina *stas* „der", *schis* „dieser", *kas* „wer", *kawīds* „welcher" im Nominativ Plur. *stai, schai, quai* (gelegentlich *quoi), kawīdai* haben, hat *tāns tans* „er" *tennei* an allen sieben Stellen seines Vorkommens. Trautmann 242 f. 260. 266 benutzt auch diese Fälle als Unterlagen für seine Auslautregel, aber wiederum können wir uns mit leichter Mühe anders mit ihnen abfinden. Zu *tāns* lauten die übrigen Formen des Maskulinums im Enchiridion, aus dem allein wir den Nominativ Plur. kennen, im Singular Gen. *tennessei* und *tenneison tennēison* (eig. Gen. Plur.), Dat. *ten(n)esmu tennēismu tennijsmu,* Acc. *tennan* und weniger häufig *tennen,* im Plural Gen. *tenneison,* Dat. *tennēimans tennēimons,* Acc. *tennans tannans.* Zu *stas* in derselben Quelle im Singular Gen. *stessei stesse* und *steisei stēise steise stēisi,* Dat. *stesmu stessemu stesma steismu stēismu steīsmu,* Acc. *stan* und seltener *sten,* im Plural Gen. *steison stēison steisan stēisan,* Dat. *steimans stēimans steīmans,* Acc. *stans.* Zu *schis* im Singular Gen. *schisses* und *schiēise schiēison* (letzteres eigentlich Plural), Dat. *schismu,* Acc. *schan schian schien,* Loc. *schisman,* im Plural Acc. *schins.* Dagegen zu *kas* Neutr. *ka,* dessen Genetiv Sing. nicht vorkommt, heißt im Singular der Dativ Masc. Neutr. *kasmu* (im ganzen 4mal belegt), der Akkusativ Neutr. *kan,* im Plural der Akkusativ Masc. *kans,* Neutr. *kai* (singularisch gebraucht). Den Unterschied zwischen *stesmu ten(n)esmu* und *kasmu,* sowie ferner den Gegensatz preuß. *stesmu kasmu* — lit. *támui kámui* und den Gegensatz preuß. *stesse stesmu* — got. *þis þamma, lvis hvamma* haben weder Berneker noch Trautmann zu erklären unternommen; beide begnügen sich damit, *stesmu* auf idg. **tesmōd* (Berneker 190. 201) oder **k̑tésmō* (Trautmann 262) zurückzuführen. Aber wenn für irgend eine indogermanische Sprache, so gilt für das Preußische und das Baltische überhaupt mit ihrer erst sehr spät einsetzenden Überlieferung Leskiens goldene Regel bei jeder Abweichung von der durch die Schwestersprachen gebotenen Norm zunächst zu prüfen, ob sie nicht durch eine Analogie welcher Art immer ins Leben gerufen sein könne, und erst

[1]) Den zweimal begegnenden Nom. Plur. *malnijkiku* „Kindlein" zu *malnijkixs* scheinen mir Berneker 192 und Trautmann S. 219 richtig als alten Plural des Neutrums erklärt zu haben.

wenn sich dieser Weg als ungangbar erwiesen hat, sie in die Ursprache hinaufzudatieren. Die preußischen Verhältnisse aber lassen sich auf dem Boden des Einzelidioms verstehen — verstehen freilich nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, nicht mit voller Sicherheit, weil unglücklicherweise der Kasus, in dem ich glaube die Quelle der Umbildungen erblicken und den ich glaube für die Verschiedenheit von Demonstrativ- und Interrogativ-Relativpronomen verantwortlich machen zu sollen, der Genetiv Singularis, bei dem letzteren, wie schon vorhin hervorgehoben, in unseren Denkmälern nicht bezeugt ist. Indes treten hier die Tatsachen der nächstverwandten Sprachen ein. Zwar im Lettischen unterscheidet sich der Genetiv *ká kõ* in nichts von den Genetiven *tá tõ, schá schõ.* Aber im Litauischen heißt der Genetiv von *kàs* in possessivem Sinne „wessen" = „wem gehörig" *kënõ,* im Slavischen desgleichen von altbulg. *kŭ-to čĭjĭ čĭjĭ,* und diese Art ist gegenüber der des Lettischen (*ka dêls tu essi?* „wessen Sohn bist du?") unzweifelhaft die altertümlichere. D. h. ursprünglich wurde das Possessivverhältnis beim Interrogativum nicht durch den Genetiv, sondern durch ein Adjektivum ausgedrückt wie beim Substantivum und beim Personalpronomen[1]). Denn urslav. **čĭjĭ* „wessen" aus **qu̯ĭ-i̯os* mit dem Stamme *qu̯i-* von *či-to* „was" oder aus **qu̯e-i̯os* (vgl. altbulg. *trĭje trije* aus **tre̯i̯es, pątĭje pątije* aus **pont-ei̯es* = lat. *pontēs*) mit dem Stamme *qu̯e-* von *če-so* usw. vergleicht sich einerseits mit den slavischen Adjektiven wie *člověčĭ* „ἀνθρώπου" von *člověkŭ, dijavoljĭ* „διαβόλου" von *dijavolŭ, kozĭljĭ* „τράγων" von *kozĭlŭ* (s. Meillet Études sur l'étym. et le vocab. du vieux slave 376 f.), andrerseits mit dem lat. *quoi-ius,* osk. *p ú i - i u (Nom. Fem.) „wem gehörig" neben *patr-ius, frātria* „Frau des Bruders", osk. via iúviia „Straße des Jupiter" u. a. dgl. Und lit. *kënõ* ist der Genetiv eines **kënas* „wem gehörig", und dies stellt sich in einem Suffix einmal neben lit. *avižënis rugënis* „aus Hafer, Roggen" und die substantivierten Bildungen wie *parszënà* „Ferkelfleisch", *vilkënà* „Wolfsfleisch, Wolfschur" und *Naujokënė* „Frau des *Naujõks*", *kupczuvënė* „Frau des Kaufmanns (*kùpczus*)" (s. Leskien Bild. d. Nom. 412 ff.), zum anderen neben lat. *aliēnus* „einem anderen gehörig, fremd" usw.; wenn von **kënas* nur der Genetiv im Gebrauch geblieben ist, so beruht das darauf, daß sonst das besitzanzeigende Adjektivum als lebendige Kategorie

[1]) Ich verweise auf die vortrefflichen, das Slavolettische allerdings nur streifenden Ausführungen Wackernagels über den Gegenstand Mélanges de Saussure 137 ff.



aus der Sprache verschwunden und durch den Genetiv des Substantivums ersetzt ist, und findet sein volles Seitenstück in *mãno tãvo sãvo* „meiner, deiner, seiner; mir, dir, ihm gehörig", eigentlich den Genetiven der Possessivadjektiva *mãnas tãvas sãvas*; das Litauische stellt somit die Übergangsstufe zwischen der aus der Urzeit ererbten Weise des Slavischen und der ganz modernen des Lettischen dar.[1][2]) Bei der Altertümlichkeit, die das Preußische

[1]) Der „regelrechte" Genetiv des lit. Interrogativpronomens *kõ* steht erstens als Objekt bei Verben: *kõ jëszkai* „was suchst du?", *kõ nóri* „was willst du?" und neben Präpositionen: *añt kõ dumóji* „worauf sinnst du?", zweitens im Sinne von „warum": *kõ liudì* „warum trauerst du?" *kõ ne válgai* „warum issest du nicht?" (Schleicher Gramm. 276. Kurschat Gramm. 238. Lit.-d. Wtb. 195). Dort setzt er den idg. adverbalen Genetiv, hier den idg. Ablativ fort.

[2]) In etwas anderer Weise hat im Lateinischen die Einordnung des von der lebendigen Entwicklung überholten Possessivadjektivs *quoi-i̯us* in das von dem Usus geforderte Genetivschema stattgefunden: wie Brugmann Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1908, 61 ff. Grdr.² II 2, 329 f. und schon vor ihm Buck Vokalismus d. osk. Spr. (Leipzig 1892) 151 f. und Fay Amer. Journ. of Phil. XXVIII (1907) 414 f. höchst scharfsinnig erkannt haben, ist der maskuline Nominativ Singularis, der in seinem Ausgang mit den alten Genetiven auf *-us* = gr. *-ος* zusammenfiel (*quoiius est* „wem gehörig ist er?" = *patrus, Venerus est* „des Vaters, der Venus ist er"), als Genetiv umempfunden worden und hat als solcher dann Anlaß zu der Schöpfung des Dativs *quoiei quoiī* gegeben. In der weiteren Beurteilung des Problems *quoiius* und Genossen außer diesem einen, allerdings entscheidenden Punkte weiche ich von Brugmann ab. Ich halte es nicht für richtig, wenn Brugmann auch adjektivische **ei-ios* **istei-ios* **illei-ios* erschließt, die ebenso wie *quoi-ius* „wem gehörig" zu Genetiven umgedeutet worden seien. Von solchen Adjektiven ist weder im Lateinischen noch in den anderen italischen Dialekten eine Spur vorhanden, und der Ursprache waren, wie Wackernagel Mél. de Saussure 148 mit Recht hervorhebt, Possessivbildungen zum Demonstrativum und Relativum (= anaphorischem Pronomen) fremd; auch das Slavische, das doch sonst in Sachen des besitzanzeigenden Adjektivs sehr konservativ ist, kennt sie in seinen älteren Phasen nicht, und die volkstümlichen russischen *ichnij jevónyj jéjnyj* „ihnen, ihm, ihr gehörig" werden junger Entstehung schon durch den Genetiv Plur. Sg. als stammhaften Bestandteil überführt. Es steht meines Erachtens nichts im Wege, *eiius huiius illīus istīus ipsīus* samt und sonders als erst lateinische Nachbildungen nach *quoiius* aufzufassen (so schon Fay a. a. O.): *eiios eiiei* und *hŏiios hŏiiei* können direkt nach dem Muster von *quŏiios quŏiiei* entstanden, *illī-us istī-us ipsī-us* statt älterer zweisilbiger Formen eingetreten sein, die in den für Plautus, Terenz, Cato bezeugten *illī modī, istī modī* wirklich vorliegen und die ich darum am liebsten eben als *illī istī* **ipsī* ansetzen möchte (anders Luchs Studem. Stud. I 319 ff. und Skutsch Phil. LIX 495. 501. *Γέρας* 124 ff.); an sie kann *-us* angetreten sein, um sie gegenüber den Dativen *illī istī ipsī* deutlicher als Genetive zu charakterisieren. Ich habe auch Bedenken gegen Brugmanns Annahme, *quoi-* in *quoi-ius*, osk. p ú i - i u sei ein alter Lokativ, kann sie indes, um den Rahmen dieses ohnehin schon überladenen Aufsatzes nicht völlig zu sprengen, hier nicht

auszeichnet, wird man die Voraussetzung nicht unberechtigt finden, daß es hinsichtlich des Possessivausdrucks für das Interrogativum auf dem Standpunkt sei es des Slavischen sei es wenigstens des Litauischen verharrte. In diesem Falle war der Genetiv **kesse(i)* (~ altbulg. *česo*, got. *hvis*) im Verhältnis zu den anderen Kasus desselben Pronominalstamms im Gebrauch unendlich viel seltener als *stesse(i) tennessei* im Vergleich zu den ihrigen; denn daß die beiden letztgenannten auch possessivische Geltung hatten, wird erwiesen durch Enc. 29, 16 f. Trautm. *reide seggītna tennessei pallaipsans* „gerne tun nach seinen Geboten". Es ist also begreiflich, daß **kesse(i)* auf den Dativ *kasmu* keinerlei umgestaltenden Einfluß erlangte, daß dagegen *stesse(i) tennessei* die ursprünglichen **stasmu* **tannasmu* zu *stesmu tennesmu* umbildeten. Vom Genetiv und Dativ Singularis ist dann das *e*, das als Stammauslaut charakteristisch war, in die gleichen Kasus des Pluralis übertragen worden; so erklären sich *stei-son stei-mans, tenneison tennēimans* gegenüber abulg. *tě-chŭ tě-mŭ*, got. *þai-m*, gr. *τοῖ-σι*, altlat. *oloe-s.*[1]) Gelegent-

ausführlicher darlegen. Ich selbst vermute, daß in *quoi-ius* p ú i - i u der Nominativ *quoi* p u i steckt, sei es daß die Bildung überhaupt erst im Sonderdasein des Italischen im Anschluß an diesen geprägt oder daß ein ererbtes **que̯i̯os* = abulg. *čĭjĭ* oder ein damit ablautendes **quoios* nach ihm umgestaltet worden ist. Von Bucks Gleichsetzung von *quoi-ius* mit gr. *ποῖος* (a. a. O. 150) ist deshalb abzusehen, weil letzteres von W. Schulze Zur Gesch. lat. Eigenn. 435 Anm. 3, seiner Bedeutung sehr entsprechend, als *ποῖϝος* aufgefaßt und zu got. *hwaiwa* „wie" gezogen worden ist. — Osk. p ú i i e h s ú m, wenn = p ú i i e i s, ist von Buck Grammar 145 und Brugmann Ber. a. a. O. 64 richtig mit lat. *nostrī vestrī*, lat. *māno tāvo sāvo* parallelisiert worden.

[1]) Auch in den germanischen Idiomen hat das *-e-* des Genetiv Singularis in got. *þis* and. *thes* ahd. *des* eine starke Expansionskraft bewiesen. Es ist einerseits in den Genetiv Pluralis eingedrungen im Gotischen und Deutschen: got. *þizē* and. *thero* ahd. *dero* gegenüber aisl. *þeira* ae. *đára* (= abulg. *těchŭ*) und gegenüber *blindaizē* im Gotischen selbst. Es hat andrerseits in die übrigen Singularkasus übergegriffen im Deutschen: and. *themu* und *thena* neben *thana*, ahd. *demu* und *den* gegenüber got. *þamma* und got. *þana* aisl. *þann* ae. *đone*. In anderen Sprachen haben sich ähnliche Vorgänge wenigstens beim Interrogativ-Indefinitpronomen abgespielt. Im Urslavischen hat *česo* einen Dativ *čemu* und Lokativ *čemĭ* aus sich erzeugt (der Instrum. *čimĭ* läßt eine zwiefache Erklärung zu, s. J. Schmidt Ztschr. XXV 94 und Pluralb. d. Neutr. 43), hat daneben freilich selbst, wohl nach dem Muster des Nom. *čĭto* (= idg. **qu̯id+tod*), eine Seitenform *čĭso* erhalten. Diese Formen mit *č* sind dem Neutrum zugeteilt worden, offenbar weil dessen Nominativ *čĭto* mit *č* anlautete, die alten *komu komĭ* samt dem — es ist unbekannt auf welchem Wege — neu entstandenen Genetiv *kogo* sind auf das Maskulinum eingeschränkt worden, weil dessen Nominativ *kŭ-to* (= idg. **qu̯os+tod*) *k* hatte. Auf griechischem Boden ist nach *τεο* = oder ~ gawest. *čahyā* im Ionischen der Epoche der jüngeren homerischen

lich hat diese Bewegung auch den Akkusativ Sing. in Mitleidenschaft gezogen: *sten tennen* neben üblicheren *stan tennan.*[1]) Noch weiter ist *tans* auf diesem Wege gegangen, indem es auch im Nominativ Plur. *tennei* bildet im Gegensatz zu *stai schai*; dieser Unterschied ist jedenfalls bedingt durch die Unbetontheit der in Frage kommenden Silbe dort, ihre Betontheit hier, die naturgemäß besser erhaltend wirkte.[2]) Wie sehr der *e*-Laut dem Sprachgefühl für die zweite Silbe des Pronomens für „er" bezeichnend war, ergibt sich daraus, daß er sogar in den Dativ Sg. Feminini eingeführt worden ist: *tennēi* einmal, 75, 15 Trautm.; die Form als fehlerhaft hinzustellen, wie Berneker 203 und Trautmann 266 tun, liegt nach allem kein Anlaß vor.[3])

Schichten einerseits Gen. Plur. *τεων*, andrerseits Dat. Sg. *τεωι* Plur. *τεοισι* neu gebildet (J. Schmidt Ztschr. XXV 93. Wackernagel ib. XXIX 148 ff.), nachdem in urgriechischer Periode bereits das lautgesetzlich zu erwartende *π* dieser Kasus in *τ* geändert worden war, woher attisch *των τωι τοις*; umgekehrt freilich ist im Asiatisch-Äolischen historischer Zeit nach **ὅττωι* ein neuer Genetiv *ὅττω* eingetreten (Wackernagel a. a. O.). Im Awestischen könnte man die in indefiniter Geltung begegnenden Dat. *čahmāi* Loc. *čahmi* des jüngeren Awesta in ähnlicher Weise als Produkte des Genetivs *čahyā* der Gāϑās erklären wollen. Da sie aber erst einer Epoche angehören, in der *čahyā* schon durch *kahē* verdrängt ist (auch in den Gāϑās bereits *kahyā* wie im Altindischen *kasya*), und da sie, soviel ich aus Bartholomaes Airan. Wtb. 422 ff. ersehen kann, lediglich in negativen Sätzen hinter *nōiṯ* vorkommen, so ist es wahrscheinlicher, daß sie vielmehr dem Nominativ *nōiṯ čiš* nachgebildet sind.

[1]) In *schien* neben *schian* Masc. und Fem. wird ebenso wie in *schiens* Acc. Plur. Fem. das *-e-* durch das vorhergehende *-i-* veranlaßt sein (Trautmann 264 f.). Die Gen. Sg. *schiēise schiēison*, die nur je einmal vorkommen, erklärt Trautmann wohl richtig als Nachbildungen nach *stēise stēison.*

[2]) Bei *kawīds* „welcher" behielt der Nom. Plur. *kawīdai* (4mal) sein *-ai*, weil in den Gen. Sg. *kawijdsa* Dat. Sg. *kawīdsmu* der auslautende Vokal des Stammes infolge der Vielsilbigkeit der Formen geschwunden, also der Anlaß der ganzen Umgestaltung weggefallen war. Der Gen. Dat. Plur. ist nicht belegt.

[3]) Anders deutet Brugmann Ber. d. sächs. Ges. a. a. O. 71 f. das *e* von *stesmu tennesmu, stēison tennēison, stēimans tennēimans* und *tennei.* Er erkennt zwar an, „es ließe sich hören, daß sich das *e* vom Gen. Sg. aus über die anderen Kasus verbreitet habe", findet aber „doch wahrscheinlicher, daß es der Hauptsache nach vom Pronomen *e-* herstamme": vor Aussterben dieses Pronomens seien Reimformen nach **esmu*, Plur. **ei eison* u. dgl. hergestellt worden. Ich bin prinzipiell gegen derartige Konstruktionen, solange die Möglichkeit besteht das belegte Formenmaterial von den tatsächlich vorhandenen Stämmen aus begreiflich zu machen, und diese Möglichkeit werden hoffentlich die obigen Ausführungen dargetan haben. Im speziellen aber habe ich zweierlei gegen Brugmann einzuwenden. Bei seiner Annahme bleibt der Gegensatz zwischen *tennei* und *stai* unerklärt. Und von dem Pronominalstamm *e-* in lebendigem Paradigma ist auf dem gesamten baltisch-slavischen Gebiet keine Spur mehr vorhanden.

Für die oben S. 175 genannten vier adjektivischen Nominative Plur. auf *-ei* erhebt sich bei einem, *kanxtei*, die Frage, ob er wirklich als Nominativ Pluralis des Adjektivs und nicht vielmehr als Adverb gemeint ist: *stai malnijkai turri sen senditmai rānkān bhe kanxtei pirschdau stan stallan trapt* „die Kinder sollen mit gefalten henden und züchtig für den Tisch tretten" 53, 12 Tr. neben *turri stai ainawidisku siggit kānxtai sen senditans rānkans stallit bhe billitwei* „sollen sie gleicherweise thun züchtig und mit gefalten henden sprechen" 53, 21 Tr. Ist *kanxtei kānxtai* (zum Nom. Sg. Fem. *kanxta* 49, 34) Adverb, so haben wir in ihm ein Beispiel für das Herübergreifen der bei den *i-/ja*-Stämmen berechtigten Bildungsweise der Adverbien in die Sphäre der *a*-Stämme, wie es mehrfach zu beobachten ist und sich aus dem teilweisen Zusammenfall des Nominativ Sing. auf *-as* und *-is* in *-s* bei den Adjektiven in der Sprache der Katechismen und des Enchiridions (Trautmann 242/245) erklärt: *ilgi* „lange" 25, 3 neben *ilga* 59, 28, *stu-ilgimi* „bis" 65, 32 neben *ku-ilgimai* „so lange" 65, 29; *ainaweydi* „einerlei, gleich" 65, 11. *ainawijdi* 63, 25[1]) neben *ainawydan* 31, 30. *ainawīdai* 43, 11. 65, 14. 71, 24, *kittawidin* „anders" 71, 34. *wissaweidin* „eitel, ganz und gar" 37, 27[2]). *ainawijdei* „einerlei, gleich" 33, 9. *kittewidei* „anders" 35, 7. *wissawidei* „allesamt" 71, 9[3]) neben den durchaus als *a*-

Denn Brugmanns Erörterungen a. a. O. S. 49 ff., die dartun sollen, daß die Flexion des anaphorischen Pronomens im Slavolettischen, lit. *jìs jõ jám* — slav. *jego jemu i -jĭ*, durch eine Verschmelzung des Stammes des Relativpronomens *i̯e- i̯o-* mit dem Stamme *i-* bezw. *e-/o-* zustande gekommen sei, haben mich nicht überzeugt. Vielmehr steht meines Erachtens nichts im Wege, dies anaphorische Pronomen nach Form und Bedeutung mit dem ai. griech. phryg. Relativum zu identifizieren, und Überreste des Stammes *e-/o-* finde ich nur in Partikeln wie slav. *a* = lit. *õ*, die ein Mittelding zwischen „und" und „aber" sind, und slav. *i* „und". Die nähere Begründung dieser Thesen hoffe ich bei anderer Gelegenheit geben zu können. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß der Gen. Sg. zu *tans* im Katechismus I *tanassen*, II *tanæssen* lautet.

[1]) *sta ast ainawijdi kaulei esse maians kaulins* „das ist doch Bein von meinen beinen": ich sehe keinen Grund *ainawijdi* an dieser Stelle im Gegensatz zu 65, 11 als Nom. Plur. des Adjektivs aufzufassen, wie Trautmann 245. 297 tut.

[2]) *beggi mes deininisku tūlan grīkimai bhe labbai wissaweidin sūndanper schlūsimai* „denn wir teglich viel sündigen unnd wol eitel straff verdienen": auch hier kann Will „eitel" durch ein Adverb wiedergegeben haben, nicht durch den Acc. Sg. eines *i*-stämmigen Adjektivs (Trautmann 245. 464).

[3]) *Kai mes esse adam wissawidei en grīkans pogautei bhe gemmons postānimai* „das wir von Adam her allesampt inn sünden empfangen unnd geboren werden": selbst hier scheint mir nicht unmöglich, daß Will das Adverb gesetzt hat, nicht den Nom. Plur. (Trautmann 245. 464); denn

Stämmen flektierenden *kawīds* „welcher Art, welcher“, *stawīds* „solcher Art, solcher“ (Trautmann 268 f.)[1]); *gantzei* „ganz“ 81, 9 neben *gāntsas* 71, 22 Gen. Sg. Fem. *gāntsan* 71, 20 Acc. Sg. Fem. des Adjektivs (aus deutsch *ganz*)[2]). Von den drei anderen Formen steht *pogautei* 71, 9 in dem S. 180 Anm. 3 ausgehobenen Passus in nächster Nähe von *wissawidei*, also könnte der Setzer dabei durch letzteres beeinflußt gewesen sein. Nichts derartiges kann in Frage kommen 37, 24 f. *beggi mes asmai stēison neainessa wertei* „denn wir sind der keines werdt“ und 61, 25 f. *enstesmu wirdai ast wissai pallaipsai entensītei* „in dem Wort sind alle Gebot verfasset“. Wir müssen demnach damit rechnen, daß sei es der Pfarrer Abel Will sei es seine Gemeinde das Schwanken zwischen *-ai* und *-ei* bei den Adverbien gelegentlich auch in den Nominativ Plural der Adjektiva verpflanzt haben, während ihnen bei den Substantiva die Endung *-ai*, die mit der der Adjektiva gleiches Ursprungs ist (s. u.), durchaus fest war. Es dient zur Bestätigung, daß auch im Nom. Sing. Fem. der Adjektiva neben üblichem *-ai* einmal *-ei* erscheint: 65, 7 *kai stai swintai bousei bhe niebwinūtei* „das sie heilig sey und unstrefflich“, während die Substantiva nur *-ai* aufweisen; da die Endung dieser Kategorie aller Wahrscheinlichkeit nach auf idg. *-āi* beruht (Trautmann 223), so könnte Trautmann, der, soviel ich sehe, *niebwinūtei* nur im Wörterbuch erwähnt, dessen *-ei* jedenfalls nicht von seinem Auslautsgesetz aus erklären.

Als Ergebnis dieser langen Untersuchung glaube ich hinstellen zu können: die zuerst von Braune Kuhn-Schleichers Beitr. VIII 91 ff. erwiesene vollkommene Scheidung von *ai* = idg. *ăi ŏi* und *ei* = idg. *ei* gilt so gut wie für den Wortinlaut auch für den Wortauslaut des Preußischen, die Abweichungen haben sich als die Folgen analogischer Beeinflussungen herausgestellt. Deshalb müssen wir das *-ei* der Infinitive auf *-twei* der italischen Dativendung *-ei*, der griechischen *-ει* in *Διϝείφιλος* und Zubehör gleichsetzen, nicht dem griechischen *-αι* in *δόμεναι*, zu dem jene Infinitive ihrem Sinne nach eher gezogen zu werden verdienten. Vermutlich birgt das Preußische auch Überreste des echten Dativs

[1]) Eben um der Flexion von *kawīds stawīds* willen kann ich mich nicht entschließen, für die oben angeführten Formen gleich Trautmann (aa. aa. OO. und 249) besondere *i*-Stämme anzusetzen, sondern ziehe vor sie samt und sonders als Adverbia anzusehen, wie es einige von ihnen sicher sind.

[2]) Auch für *gantzei* neben den beiden adjektivischen Formen nimmt Trautmann 249 *ja*-Flexion an.

auf *-ei* in den Gerundien auf *-tei: sta ast giwāntei aulausē* „die ist lebendig todt“ 61, 23. *turri tou bīllīt. . . . poquelbton adder stāntintei stan druwien bhe tawa nōson* „soltu sagen. . . . kniendt oder stehendt den Glauben und Vater unser“ 51, 11 ff. 29 ff. (mit *turei* und *stāninti*). Johannes Schmidt, der Ztschr. XXVI 361 Anm. 1 als erster das *giwāntei* der ersten Stelle als Gerundium angesprochen hat, und zwar als Dativ des Partizips = ai. *jīvatē,* schwankte doch noch, ob sein *-ei* nicht bloß *-i* vertrete und ob es nicht der Nominativ Sg. Feminini sei; bei *stānintei -i,* das Bezzenberger Ztschr. XLI 79. 126 hinzugefügt hat, ist das ausgeschlossen, und Trautmann 254 führt deshalb die Gerundia vorbehaltslos auf den idg. Dativ Sg. des Partizips zurück — allerdings mit der Endung *-ai.* Über die Art wie dies Gerundium sich aus dem attributiven echten Dativ verselbständigt hat, verweise ich der Kürze halber auf das, was Delbrück Vgl. Synt. II 496 f. über die Entstehung des Dativus absolutus im Litauischen und Slavischen bemerkt, und hebe hervor, daß in beiden Sprachzweigen dieser Dativ auch da gebraucht werden kann, wo sein Subjekt sich mit dem des Hauptsatzes deckt.

Wenn somit der alte Zielkasus im Preußischen im allgemeinen vom echten Dativ aufgesogen zu sein scheint, so schließt das natürlich nicht aus, daß sich vereinzelt ein Überrest desselben in adverbialer Erstarrung gerettet hat, ähnlich wie im Italischen *prai* bewahrt ist. In der Tat meine ich einen solchen aufzeigen zu können in *semmai* „nieder“: *semmailisons* 31, 15 Tr. *semmai līsuns* 79, 1 „niedergefahren“; *semmay lysons* 11, 29. *sammay lesuns* 5, 30 „niedergestiegen“; *semmai ēilai* 75, 14 „untergehe“. Berneker 191 und Trautmann 249. 424 setzen diese Form dem lit.-lett. Adverbium zum Adjektivum *žẽmas* „niedrig“, lit. *žemaĩ* lett. *ſemi,* gleich, aber der zweitgenannte Gelehrte bemerkt selbst S. 249, daß die Gleichung nur formal stimme. Ich denke, es liegt auf der Hand, daß wir in *semmai* das Ebenbild des gr. *χαμαί* (und eventuell auch des lat. *humī* o. S. 169 Anm. 3) vor uns haben; es gibt eine sehr willkommene Bestätigung der Annahme Brugmanns, daß von den beiden Bedeutungen von *χαμαί* die auf die Frage „wohin?“ antwortende die ursprünglichere sei.[1])

[1]) Lett. *ſem* c. Gen. „unter“ deutet Bielenstein II 322 wohl richtig als Verkürzung des adverbialen Lokativs *ſemé* „unten“ von *ſeme* „Erde, Boden“.

III.

Trotz dieses *semmai* ist es sehr möglich, daß der Zusammenfall des echten Dativs und des Zielkasus bei den konsonantischen Stämmen in dem Ausgang *-ei* schon der Periode der baltisch-slavischen Spracheinheit angehört. Im Altbulgarischen und den anderen slavischen Sprachen, wo der Dativ sowohl eigentlich dativische wie Richtungsbedeutung hat[1]), endet er bei jenen Stämmen auf *-i*. Setzen wir dies, wozu uns das Preußische das Recht verleiht, gleich idg. *-ei*, nicht, wie in der letzten Zeit von allen Seiten geschehen, gleich idg. *-ai*, so kommt Ordnung in die Vertretung der *i*-Diphthonge, insonderheit von *ăi* und *ŏi* in den Endsilben des Slavischen, während die bisherigen Versuche die Tatsachen einer einheitlichen Deutung zu unterwerfen — ich nenne Meillet MSL. VIII 239 ff., Pedersen Ztschr. XXXVIII 326 ff., Vondrák Vgl. slav. Gramm. I 58 ff. — so viel Schwierigkeiten übrig ließen, daß das Prinzip, das sie zugrunde legten, wie Leskien Gramm. d. altbulg. Spr. (Heidelb. 1909) 45 mit Recht bemerkt, nicht für gesichert gelten konnte. In Wahrheit scheint mir dieses Prinzip: „die verschiedene Gestaltung von *-ai* und *-oi* bedingt durch die Verschiedenheit der Intonation“ vollkommen zutreffend, nur daß mit ihm ein zweites kombiniert werden muß: „die verschiedene Gestaltung bedingt durch die Verschiedenheit von Kurz- und Langdiphthong“, und daß die Schwierigkeiten im einzelnen zum Teil anders und, wenn ich mich nicht täusche, leichter erledigt werden können als seitens der genannten Forscher geschehen. Ich formuliere die Regel so: *-ai* und *-oi* ergeben

A. mit kurzem erstem Bestandteil
  I. *ě* bei gestoßener Intonation (*-ái -ói*),
  II. *i* bei schleifender Intonation (*-aĩ -oĩ*);

B. mit langem erstem Bestandteil:
  ě auch bei schleifender Intonation (*-āĩ -ōĩ*).

Belege:

A I.

1. Nominativ Dual. der *ā*-Stämme: *ręcě* = lit. *rankì*, vgl. lit. *gerẽ-ji*, got. *twa þūsundja* (Mahlow Lange Voc. 98. Streitberg IF. XVIII 421 f.), ai. *áśvē*.

---

[1]) Die letztere insbesondere neben der Präposition *kŭ* „zu“, über deren Identität mit der vedischen, dem Dativ nachgesetzten Partikel *kam* W. Millers Aufsatz Kuhn-Schleichers Beitr. VIII 101 ff. Licht verbreitet hat.

2. Nominativ Dual. der neutralen *ŏ*-Stämme: *izĕ d(ŭ)vĕ* = ai. *yugé dvé*, preuß. *dwai*, das als Akk. Mask., lett. *diwi*, das als Nom. Akk. Mask. Fem. verwendet wird und die daher von Bezzenberger Beitr. XXIII 303 ansprechend als Fortsetzer des neutralen Duals erklärt werden; die gestoßene Qualität des auslautenden Diphthongs läßt sich nicht erweisen, wird aber durch die Endung des femininen Duals immerhin recht wahrscheinlich gemacht.

3. 1. Sg. *vědě* „ich weiß", das in seinem Ausgang *-ě* = idg. *-ai* identisch ist mit dem von ai. Perf. Med. *tutud-é*, lat. *vīd-ī*, aisl. *heite* „heiße, nenne mich" (Sievers PBr. Beitr. VI 561 ff.); gestoßene Natur des *-ai* wird einerseits durch die damit eng zusammenhängenden griech. Endungen *-μαι -σαι -ται -νται* mit Proparoxytonese, andrerseits durch lit. *-mì* in *esmì eimì* aus *-mẽ* in alit. *dŭmies* (= preuß. *-mai* in *asmai* Trautmann 272) so gut wie sicher gestellt.

A II.

1. *li* Disjunktiv- und Interrogativpartikel = der lettischen und litauischen (dialektischen) Permissivpartikel *lai*, die auch in der preußischen 3. Sg. Optativi *boūlai* „wäre" *baulai* „sei" verbaut ist (vgl. o. S. 171); für das Litauische wird die Betonung *laĩ* durch Kurschat Lit.-deutsch. Wtb. 217 s. v. angegeben, und dazu stimmt lett. *lái*.

2. 2. 3. Sg. Imperativi (= idg. Optativi): *ber-i* = gr. *φεύγ-οις φεύγ-οι* mit Paroxytonese, got. *baír-ais baír-ai*, lit. 3. Sg. Permissivi *te-suk-ẽ*.

3. Genetiv Sing. der mask. fem. *i*-Stämme: *pąt-i nošt-i* = lit. *gent-ẽs nakt-ẽs*, got. *anst-ais* (Fem.), ai. *agn-éṣ mat-éṣ*.

4. Vokativ Sing. der mask. fem. *i*-Stämme: *pąt-i nošt-i* = lit. *gent-ẽ nakt-ẽ*, ai. *ágn-ē mát-ē*.

5. Nominativ Plur. der mask. *ŏ*-Stämme: *vlŭc-i* = lit. *vilk-aĩ*, preuß. *wijr-ai*. Die Identität dieser Formen, die der Sprachforschung früherer Zeiten als zweifellos galt (Schleicher Comp.[4] 519) und die in wahrhaft sprachgeschichtlicher Weise zuerst von Leskien Deklin. 81 f. gedeutet worden ist, wird gegenwärtig nur von wenigen Gelehrten (Berneker Preuß. Spr. 191 f. Brugmann Grdr.[2] II 2, 213) angenommen, die meisten sehen nach dem Vorgange Mahlows (Lange Vok. 81) und vor allem J. Schmidts (Ztschr. XXVI 363. Plur. d. Neutr. 227 ff.) zwar in slav. *-i* idg. *-oi* = gr. *-οι* (*οἶκοι* usw.), aber in lit. *-aĩ* idg. *-āi*, d. h. den

alten Nominativ Plur. der neutralen *ŏ*-Stämme (so Wiedemann Lit. Praet. 16. 200 f. Hdb. d. lit. Spr. 64. Bezzenberger *Γέρας* 155 ff. Meillet Innovations de la décl. lat. 15 f. Trautmann Altpr. Sprachd. 218 f.). Ich selbst habe mich Wochschr. f. klass. Phil. 1904, 941 ebenfalls für Mahlows und Schmidts Theorie ausgesprochen, allerdings nicht in dem Sinne daß *-ăi* schon ursprachlicher Ausgang des Nom. Plur. Neutrius der nominalen *ŏ*-Stämme gewesen sei, sondern nur so, daß es damals den pronominalen *ŏ*-Stämmen neben *-ă* zugestanden habe und von diesen aus im Sonderleben des Litauisch-Lettischen zunächst auf die neutralen Nomina, alsdann bei deren Aufgehen in den Maskulinen auch auf diese übertragen worden sei.[1]) Ich halte heute die Theorie auch in dieser Gestalt für unrichtig, und zwar auf Grund des Preußischen. Niemand wird die litauischen Nom. Pl. Masc. auf *-aĩ* von den preußischen auf *-ai* trennen wollen, im Preußischen aber endigt der Nominativ Plur. der Neutra in der Sprache des Elbinger Vokabulars durchaus auf *-o* = idg. *-ā*, in der des Enchiridions in dem einzigen Rest, der ihm mit Wahrscheinlichkeit von den beiden neuesten Bearbeitern des Preußischen zugewiesen wird, in dem deminutivischen zweimaligen *malnijkiku* (zum maskulinen Nomin. Sing. *malnijkixs* „Kindlein") auf *-u*, d. i. ebenfalls idg. *-ā* [2]). D. h. diejenige Kategorie, die bei dem Übergang der Endung der pronominalen Neutra auf die nominalen Maskulina notwendig hätte die Vermittlerrolle spielen müssen, kennt die angeblich übertragene Endung gar nicht! Mahlow, J. Schmidt und neuestens noch Trautmann scheuen vor der Gleichsetzung von lit. *-aĩ* mit slav. *-i* und gr. *-οι* deshalb zurück, weil aus idg. *-ŏi* im Auslaut nur *-ė̃* bezw. daraus verkürztes *-i* geworden sei wie insbesondere im Nominativ Plur. der pronominalen *ŏ*-Stämme: *tė̃ gerė̃-ji*, woraus *gerì*, = abulg. *ti* (*velici*), gr. *τοί* (*ἀγαθοί*). Aber solange uns die Gründe vollkommen unbekannt sind, aus denen im Wortinlaut balt. *ai* = idg. *ăi* und *ŏi*

[1]) Über gāth.-awest. *văstrăi* Y. 47, 3, das J. Schmidt ebenfalls als Akk. Plur. des Neutrums *văstrəm* glaubte auffassen zu müssen, s. Bartholomae IF. V 356 f. Airan. Wtb. 1414.

[2]) Der neutrale Plural neben dem maskulinen Singular hat deshalb kein Bedenken, weil auch sonst die ursprünglichen Neutra in Katechismen und Enchiridion in vollem Übergang zum Maskulinum begriffen sind. Der Unterschied im Stande des Neutrums zwischen diesen Texten und dem Vokabular braucht übrigens keineswegs ein dialektischer gewesen zu sein, wie Trautmann Einl. XXI es formuliert, sondern erklärt sich ebenso gut aus dem zeitlichen Abstand zwischen jenen (Mitte 16. Jh.!) und diesem (Anfang 14. Jh. oder sogar noch 13. Jh.!).

teils *ai*, teils *ë* (und balt. *ei* = idg. *ĕi* teils *ei*, teils *ë*) ergeben hat, scheint es mir unerlaubt für den Auslaut die Möglichkeit zu leugnen, daß neben sechs Kategorien, in denen idg. *-ōi* und *-ŏi* durch *-i* aus *-ë* bei gestoßener, durch *-ë* bei schleifender Intonation vertreten ist (A I 1. 3 — A II 2. 3. 4, dazu der Lokativ *namẽ* (?) „zu Hause", *dëvë-p* „bei Gott", über den weiter unten gesprochen werden wird), bei einer siebenten unter Bedingungen, die noch der Aufklärung harren, in einer Gruppe *-ë*, in einer anderen *-ai* das Ergebnis gewesen ist. Stehen doch auch im Inlaut *kẽmas* und *kaĩmas* „Bauernhof" = got. *haims* „Dorf", *pëszas* und *paĩszas* „Ruß, Rußfleck", *ãtlëkas* und *ãtlaikas* „Rest" = abulg. *otŭlĕkŭ* dass., *ãtrëtas* und *ãtraitas* „Aufschlag am Ärmel" nebeneinander, ohne daß jemand bezweifelt, daß ihre *ë* und *ai* auf den gleichen Laut zurückgehen.[1]) Und ist doch balt. *-ai* = idg. *-oi* nur billig, was balt. *-ei* = idg. *-ei* recht ist; hier aber finden wir einerseits *-i* aus *-ë* in *vedì* 2. Sg. Ind. Praes. neben *vedẽs* (o. S. 173 f.), andrerseits *-ei* im Dativ Sg. *mánei távei sávei* (o. S. 171). Schließlich haben wir ja auch gradezu ein weiteres Beispiel für *-ai* aus *-ōi* in *lai* (o. S. 184 verglichen mit S. 171); doch handelt es sich hier allerdings um ein einsilbiges Wort und läßt sich die Urform nicht mit voller Sicherheit feststellen.

Schwerer wiegt ein anderer Einwand gegen die Gleichsetzung von slav. *vlŭci* und lit. *vilkaĩ* und die Zurückführung des *-i* in ersterem auf schleifendes *-oĩ*, nämlich die Tonqualität von lit. *gerẽ-ji* und gr. *τοί ἀγαϑοί οἶκοι*, neben denen die schleifende Intonation von Lit. *tẽ* für ebenso unursprünglich gelten muß wie im Instr. Sg. *tã jã* neben *gerũ-ju*, im Nom. Akk. Du. Mask. *tũ(-du)* neben *gerũ-ju(-du)*, Fem. *tẽ(-dvi)* neben *gerẽ-ji(-dvi)* (vgl. Brugmann Grdr.[2] II 2, 190)[2]). Es erscheint mir unbedenklich den Schleifton von *vilkaĩ*, wie schon Hirt IF. I 33 getan hat[3]), daraus zu erklären, daß die Nomina bei der Annahme der Pronominalendung die Intonation ihres altererbten Ausgangs *-ōs* beibehalten haben, die als ursprachlich durch die zweisilbige Messung von *-ās* (*-āsas*) im Veda im Verein mit der Länge des *-ā* in ahd.

---

[1]) Ein Versuch, den Wechsel von *ë* und *ai*, *ei* auf Regeln zu bringen bei Brugmann Grdr.[2] I 191. Übrigens hat Brugmann bereits MU. V 57 Anm. 1 Mahlows und J. Schmidts Grund gegen lit. *vilkaĩ* = gr. *λύκοι* aus derselben Erwägung heraus, die in den letzten Sätzen vorgetragen ist, als untriftig erklärt.

[2]) Ist sie durch die Einsilbigkeit veranlaßt?

[3]) Später, IF. X 48 ff., hat Hirt diese Ansicht freilich zugunsten der Neutraltheorie aufgegeben, doch kann ich seine Begründung nicht als zwingend anerkennen.

tagā (Streitberg Urgerm. Gramm. 186) erwiesen wird. Meillet MSL. VIII 241 nennt eine derartige Übertragung der Intonation auf einen anderen Ausgang „surprenante“; daß er sie nicht als unmöglich erachtet, geht aus seinem Ausdruck hervor, und wenn sie durch Parallelen nicht verifiziert werden kann, so beruht das darauf, daß im Gebiete der schleifenden Endungen, soweit ich sehe, kein analoger Suffixtausch vorgekommen ist. Immerhin darf die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das *-ai* des got. *blindai*, für das wir nach lit. *gerẽ-ji*, gr. *ἀγαθοί* **blinda* erwarteten, dadurch bedingt ist, daß die Form den schleifenden Toncharakter des älteren **blindōs* (= *dagōs*) bewahrt hat. An diese Möglichkeit hat bereits Streitberg Urgerm. Gramm. 185 gedacht, doch ist er geneigt ihr die andere vorzuziehen, daß das *-ai* der zweisilbigen Adjektiva durch dasjenige der einsilbigen Pronomina geschützt worden sei. Man wird dem aber entgegenhalten müssen, daß nachdem einmal im Urgermanischen (?) die Adjektiva aus der Nominal- in die Pronominalflexion übergetreten waren, im Sonderleben des Gotischen die Übereinstimmung der Endungen in den übrigen Kasus, wo sie durch lautliche oder analogische Vorgänge aufgehoben war, nicht wiederhergestellt worden ist: Nom. Sg. Fem. *blinda* trotz *sō*, Nom. Akk. Plur. Neutr. *blinda* trotz *þō*, Gen. Plur. Mask. *blindaizē* gegen das nach dem Gen. Sg. neugebildete *þizē*, Gen. Sg. Plur. Fem. *blindaizōs blindaizō* gegen *þizōs þizō*. Andrerseits ist freilich zu berücksichtigen, daß **blinda* als Nominativ Plur. Mask. ungenügend charakterisiert gewesen wäre. Ist die vorgetragene Auffassung von *vilkaĩ* und gegebenenfalls auch *blindai* richtig, so ist urslav. *vlŭci* ebenso zu beurteilen, und nur das muß fraglich bleiben, ob zwischen ihm und lit. *vilkaĩ* ein geschichtlicher Zusammenhang obwaltet oder die Entwicklung in beiden Sprachzweigen unabhängig vor sich gegangen ist. Über das Litauische wäre das Slavische insofern hinausgegangen, als es vom Nomen die schleifende Intonation auch auf das Pronomen *ti* übertragen hätte.[1])

---

[1]) Der russische Nom. *tě*, in dem Pedersen Ztschr. XXXVIII 327 die Entsprechung des akuierten gr. *τοί* erkennen wollte, ist erst seit dem 13./14. Jh. an Stelle von älterem *ti* nach den obliquen Kasus *těchŭ těmŭ těmi* getreten (Vondrák a. a. O. I 60). — Brugmann Grdr.² II 2, 213 meint, der Schleifton sei auf *vilkaĩ* übertragen worden, damit es in seinem Verhältnis zum Acc. *vilkùs* dem von *rañkos (tõs): rankàs, nãktys (trȳs): naktìs, súnūs: sūnùs* gleich werde. Damit würde aber das slavische *vlŭci* nicht klargestellt. — Jagić' Versuch (Arch. f. slav. Phil. XXVIII 120 f.) umgekehrt wie oben geschehen slav. *-i* als Entsprechung des gr. *-οί*, slav. *-ě* des gr. *-οι* hinzustellen, muß ich ablehnen. Es

B.

1. Dativ Sg. der ā-Stämme: *racě* = lit. *rānkai*, vgl. *taĩ*, preuß. *perdāsai*, gr. *θεᾶι*, lat. *equae* mit *-ae* aus *-āi*, ai. *áśvāyāi* (*bṛhatyāi*), got. *gibai*.

2. Lokativ Sg. der ā-Stämme: *racě* = lat. *Romai Romae* mit *-ai -ae* aus *-āi*, vgl. lit. *rañkoj-e* apers. *Arbairāy-ā* „in Arbela" ai. *áśvāy-ām*; diese Formen sichern die Länge des *-āi* auch in diesem Kasus und zeugen für die Richtigkeit von Osthoffs (Perf. 196) und Streitbergs (Zur germ. Sprachgesch. 65) Deutung des *-ᾰι-* in gr. *Θηβαιγενής* als Verkürzung vor folgendem Konsonanten. Schleifende Intonation des lokativischen *-āi* (aus *-ā* + *i*) ist nicht zu erweisen, aber nach dem maskulinen Lokativ gr. *-οῖ* (aus *-ŏ* + *i*) höchst wahrscheinlich.

3. Die Adverbia auf *-ě* wie *dobrě* „gut" *bystrě* „schnell" *sladŭcě* „süß" decken sich mit den litauischen auf *-aĩ* (*szìs ilgaĩ nederė̃jo* „dieser feilschte nicht lange"; *labaĩ géras výras* „ein sehr guter Mann"; *teĩp júdaĩ ìszmuszts* „so schwarz ausgeschlagen" (mit Zeug), die auch als Prädikat gebraucht werden: *ràsi bùs vìskas geraĩ* „vielleicht wird alles gut werden"; *nè geraĩ kàd tù czè atkeliavaĩ* „es ist nicht gut, daß du hierher gereist bist") und mit den preußischen auf *-ai* (*arwiskai* „fürwahr, gewißlich"; *poläiku mans drūktai en swaiāsmu wirdan* „behelt uns fest in seinem Wort" 35, 33 Tr.; *kai mes skīstai bhe teisingi giwammai* „das wir keusch und züchtig leben" 25, 25). Merkwürdigerweise scheint diese Identität, obwohl sie sich geradezu aufdrängt, in der neueren sprachwissenschaftlichen Litteratur nirgends ausgesprochen zu sein. Vielmehr hat man die slavischen und die baltischen Formen jede für sich zu erklären versucht. Die letzteren deutet J. Schmidt Plur. d. Neutr. 230 als alte Akkusative Plur. Neutr. auf *-āi* und hat damit den Beifall Delbrücks Vergl. Synt. I 622, dem die angeführten litauischen Beispiele entnommen sind, gefunden. Die slavischen Bildungen gelten als Lokative Sg. Neutr. „in gutem, in Güte; in schnellem, Schnelle", wofür man einerseits ai. *kṣipré* „schnell", gr. *διπλεῖ* „in doppeltem Betrag, doppelt" u. m. dgl., andrerseits russ. *v-skórě* „in Bälde, schnell", *v-krátcě* „in Kürze, kurz", *v-polně́* „völlig", altslav. *na krivě sja rotjatĭ* „peierant" als Parallelen beibringt (Miklosich Vgl. Gramm.

erscheint mir methodisch unzulässig, Slavisch nur mit Griechisch und nicht zunächst Slavisch mit Baltisch zu vergleichen, und eine Anzahl von Kategorien (A I 1—3. II 1. 3. 4) bleiben bei Jagić unberücksichtigt oder werden in wenig klarer, z. T. in sich widerspruchsvoller Weise behandelt.

IV 652 f. Delbrück a. a. O. 573. Brugmann Kurze vgl. Gramm. 453. Vondrák Vgl. Gramm. II 370. Leskien Gramm. d. abulg. Spr. 157). Für die litauischen Adverbia wäre diese Deutung angesichts der Lokative der nominalen ŏ-Stämme *namẽ dëvë-p* nur unter der Annahme möglich, daß auch hier wie im Nominativ Plur. der Maskulina (o. S. 185 f.) das ererbte *-ai* aus idg. *-oi* ein zwiefältiges Schicksal erfahren hat. Ich persönlich könnte gegen eine solche Annahme nichts haben. Indes vermögen wir ohne sie auszukommen und zugleich die slavolettische Adverbgruppe mit einer anderswo begegnenden und ebenfalls noch nicht ganz befriedigend erklärten in Verbindung zu setzen, wenn wir in ihr Lokative der femininen ā-Stämme auf idg. *-āi* erkennen. Dann nämlich stellen sich zu ihr die griechischen Bildungen wie att. *ἰδίαι κοινῆι πανταχῆι ῇι τῆιδε*, kret. *ἄλλαι ὄπαι* herakl. *ᾆι*, deren Entstehung man jetzt erst in die Zeit zu verlegen geneigt ist, als der Dativ sich bereits den alten Instrumental einverleibt hatte (s. Brugmann Gr. Gr.[3] 230. Delbrück Vgl. Synt. I 585 ff.). Zu den femininen Lokativadverbien neben den maskulin-neutralen wie ai. *kṣipré*, gr. *διπλεῖ* darf man die femininen Instrumentaladverbia wie att. *λάθρᾱ κρυφῆ*, dor. *κρυφᾶ ταυτᾶ ᾇτε ᾇχι* (Brugmann a. a. O. 229 f.) neben den maskulin-neutralen auf *-ē* und *-ō* vergleichen.[1]) Zu gunsten dieser lokativischen Auffassung der Adverbia auf *-aĩ* = *-ě* = *-ᾱι* und gegen J. Schmidts Auffassung als neutrale Plurale spricht schon die Tatsache, daß bei den Pronomina der Nominativ Akkusativ Plur. Neutr. auf *-āi* nur auf italischem und baltischem Boden nachweisbar ist. Vor allem aber der Umstand, daß sowohl bei Litauern als auch bei Slaven sich in jenen Adverbien deutliche Nachwirkungen einstiger lokativischer oder dativischer Geltung erkennen lassen; die letztere kann bei der ursprünglichen, im Slavischen auch historisch noch vorliegenden formalen Identität beider Kasus in der Femininflexion nicht überraschen. Lokativisch sind die litauischen Adverbia von Zeitbegriffen, z. B. *pérnai* „im vorigen Jahre“. Als

[1]) Mit diesen femininen Instrumentaladverbien können die preußischen auf *-u* von Stämmen auf *-iska-*, *deinenisku* „täglich“, *perarwisku* „gewißlich“ usw., gleich sein. Sie können aber auch, wie Trautmann 249 meint, Akkusative Plur. Neutr. auf idg. *-ā* und schließlich selbst Instrumentale Sg. Mask. Neutr. auf idg. *-ō* sein. Näher darauf eingehen hieße das Instrumentalproblem des Baltischen, Slavischen und Germanischen aufrollen, und davon mich hier fernzuhalten habe ich guten Grund. Im übrigen kann ich mich Brugmanns Wunsche, es möchten die beiden Adverbialkategorien auf *-ᾱ* und *-ᾱι* eingehender untersucht werden, nur anschließen.

dativisch stellen sich dar die von den sogenannten Partizipien der Möglichkeit und Notwendigkeit auf *-tinas*: *ėjo į Jerusalem o ne sugriżtinai bet liktinai* „er ging nach Jerusalem, aber nicht um zurückzukehren, sondern um zu bleiben"; *kad taw dů́czau szę żemę gyventinai* „daß ich dir dieses Land zum Wohnen gebe"; *svëtas niszmërĭitinai dìdelis* „die Welt ist unermeßlich groß"; zu dieser Gruppe bemerkt Delbrück selbst (a. a. O. 623), im Altindischen würde man in solchem Falle den Dativ eines Abstraktums bilden. Aus dem Slavischen sind gewiß Dative, nicht Lokative, wofür sie Miklosich nahm, *trěbě* zu *trěba* „χρεία" in *čĭto ješte trěbě* „quid adhuc opus est", *samŭ netrěbě budu* „αὐτὸς ἀδόκιμος γένωμαι" u. a. und *lĭzě* zu aruss. *lĭga* „Möglichkeit", abulg. *polĭdza* „ὠφέλεια" in *ašte e lĭzě* „wenn es möglich ist", *něstĭ mi lĭzě* „non licet mihi" u. a.; ich verweise dafür auf die Darlegungen Meillets Études sur l'étym. et le vocab. du vieux slave 165 f. 254. Diese „Adverbia" gehören sicher zu *ā*-Stämmen; nicht minder führen auf solche die von Miklosich noch genannten *obĭščině* „δημοσίαι" zu *obščina* „Gemeinschaft", *pravdě dějati* „iuste agere" zu *pravĭda* „Gerechtigkeit", in denen die Entwicklung aus dem Lokativ klar hervortritt. So werden wir die femininalen Adverbia auf *-āi* und *-ā* als Lokative, z. T. Dative (Zielkasus) und als Instrumentale von Abstrakten auf *-ā* zu verstehen haben, Abstrakten, die ihrerseits nichts anderes sind als substantivierte Feminina von Adjektiven[1]).

Ist das vorgetragene richtig, so bilden unsere Adverbia keine besondere Nummer, sondern sind an 2 und 1 anzuschließen. Dasselbe gilt von lit. *kaĩ* „wie, als", preuß. *kai* „wie, als; daß, damit" und abulg. *cě* in *a cě, cě i* „καίτοι, καίπερ, εἴπερ", welch letzteres bereits Miklosich a. a. O. 652 den Adverbien wie *dobrě tęžĭcě* gleich gestellt hat. Ich kann es nicht billigen, wenn Brugmann Gr. Gr.[3] 542 f. Kurze vgl. Gramm. 620 und, ihm folgend, Berneker Slav. etym. Wtb. 122 *cě* um des gr. καί willen von lit. preuß. *kai* trennen. Natürlich ist es doch, daß wir zunächst die gleichen Bildungen zweier so nahe verwandter Sprachzweige wie Slavisch und Baltisch zusammenhalten; daß sie in der Bedeutung unschwer vermittelt werden können, zeigt unser *wiewohl, wie auch* neben *wie*. Ob und wie sich auch gr. καί mit ihnen vereinigen läßt, ist ein Problem, das zu behandeln hier zu weit abführen

[1]) Man vergleiche dazu Useners Ausführungen über die Entstehung der Abstrakta überhaupt, Götternamen 371 ff., mit denen ich allerdings keineswegs in allem einzelnen einverstanden bin.

würde; die lautlichen und akzentuellen Schwierigkeiten, mit denen es belastet ist, habe ich schon Ztschr. XXXIII 300 erörtert.

4. Der Lokativ Sg. der *ŏ*-Stämme *vlŭcĕ lĕtĕ* wird allgemein mit dem idg. Lokativ auf *-oi* (ai. *vṛ́kē* usw.) identifiziert; dabei gibt die durch gr. *οἴκοι Ἰσθμοῖ* und lit. *namẽ* im Verein mit alit. *dëvë-p* gesicherte schleifende Intonation Anstoß, da wir als Entsprechung von *-oĩ* nach A II 1—5 *-i* erwarten. Pedersen hat deshalb Ztschr. XXXVIII 327 angenommen, daß der maskuline Lokativ sich nach dem femininen *rącĕ* gerichtet habe. Vondrák Vgl. Gramm. I 61 stimmt ihm bei, statuiert indes, da er den Langdiphthongen prinzipiell keine andere Behandlung als den Kurzdiphthongen zugestehen will, für den Dativ Sg. der Feminina eine andere Quelle der Beeinflussung, gibt jedoch keine Klarheit darüber, ob und warum er sich die Intonation des Lokativ Sg. dieser Stämme als eine andere wie die des Dativs denkt. Ich meine, wir räumen die Schwierigkeit am leichtesten durch folgende Formulierung aus dem Wege. Als der Dativ Sg. der *ŏ*-Stämme im Urslavischen noch auf *-ō̃i* (= lit. *-ui*, preuß. *-ai*, gr. *-ῳ*, lat. *-ōi* usw.[1]) ausging, wurde diese Endung gemäß der Übereinstimmung von Dativ und Lokativ bei den *ā*-Stämmen auch dem Lokativ jener Stammklasse gegeben und damit zugleich dem Zusammenfall des letzteren mit dem Nominativ Plur. ein Ende bereitet, die durch die Übertragung des pronominalen *-oi* auf die Nomina herbeigeführt war. Später wurde das *-ō̃i* (*-ĕ*) des Dativs durch das geschichtlich allein herrschende in seinem Ursprunge nicht aufgeklärte *-u* ersetzt[2]), der Lokativ aber von dieser Umgestaltung nicht mehr berührt.

Einer gesonderten Besprechung außerhalb des bisherigen Rahmens bedürfen noch zwei Formkategorien mit ursprachlichem *-ŏi* und *-ăi*, der Dativ Sing. der Personalpronomina und die 2. Sing. Praesentis des Verbs.

1. Der Dativ Sing. der Personalpronomina in enklitischer Gestalt *mi ti si* ist gleich ai. *mē tē* prākr. *sē*, die als Dative und Genetive, und lit. *mi ti si*, die als Dative und Akkusative

---

[1]) Vgl. dazu den unter Nr. 2 folgenden Aufsatz.

[2]) Die Versuche Pedersens a. a. O. 323 f. und Fortunatovs bei Ljapunov Formy sklonenija v staroslav. jazykě Odessa 1905 S. 12 (mir nur durch Jagić' Besprechung Arch. f. slav. Phil. XXVIII 121 f. bekannt) *-u* auf rein lautlichem Wege aus *-ōi* herzuleiten, überzeugen mich nicht. Ich weiß über das *-u* auch heute nichts anderes zu sagen als Ztschr. XXXIV 50 f. Anm. 2.

fungieren. Eine ältere Form der letzteren glaubt Zubatý IF. IV 472 unter Zustimmung von Brugmann Grdr.^{2} II 2, 408 in der bekräftigenden Partikel *tieg* „denn, ja“ bei Szyrwid (= dem slavischen bekräftigenden *ti*, dem griech. τοι) erkennen zu dürfen; beide Gelehrte leiten daher *mi ti si* aus gestoßen betonten **mē̆ tē̆ sē̆* ab. Slav. *mi ti si* aber weisen, wenn richtig ist, was im vorstehenden dargelegt wurde, auf schleifende Intonation hin. Dieser Gegensatz kehrt in ähnlicher Weise in gr. ἐμοί σοί, aber οἷ ἑοῖ wieder, wie nach dem Zeugnis der alten Grammatiker (Apoll. Dysc. π. ἀντ. 80, 24 ff. Schn. Herodian I 405, 22. 474, 10 Ltz.) betont wurde. Wackernagel Beitr. z. Lehre v. griech. Akz. 20 Anm. 1 erklärte den Unterschied innerhalb des Griechischen für rätselhaft. Wir können in seinem Verständnis vielleicht etwas weiter kommen, wenn wir das Verbreitungsgebiet der verschiedenen Formen genauer prüfen. ἐμοί und σοί (τοί) waren äolisch, dorisch, ionisch und attisch, ἑοῖ nur homerisch, (ϝ)οἷ äolisch, dorisch, ionisch (Homer und Herodot), aber dem Attischen historischer Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach fremd. Thukydides, die Redner, die Komiker (außer in den daktylischen Stellen Kratinos 171 I 65. 241 I 86 K.)[1]) kennen οἷ so wenig wie οὗ ἕ. Gebraucht werden diese Formen von den Tragikern (Aesch. Suppl. 62 K. lyr. Ag. 1101 lyr. Soph. Ai. 906. O. R. 1257. O. C. 1630 Dial. Trach. 650 lyr. El. 195 lyr. [Konjektur]. Eur. El. 924 K. Dial.) und in der Prosa, wie für οἷ bereits Apollonios π. ἀντ. 82, 14 hervorhebt, nur von Xenophon und Platon. Das ruft den Verdacht wach, daß sie bei den beiden letzteren Ionismen sind, und die Musterung der Platonstellen[2]) bringt die Bestätigung: nur die Altersschriften haben οὗ (Rep. III 393 E [Homerparaphrase]. X 617 E) οἷ (Rep. III 393 E. IV 437 C. X 614 D. Phileb. 60 D. Tim. 21 B) ἕ (Rep. I 327 B. X 617 E) und außerdem das Symposion am Beginn und Schluß der Erzählung des Apollodor (οὗ 174 D. οἷ 174 A. E. ἕ 175 A. C. 223 B. D [Konjektur]). Das letztere muß natürlich seinen besonderen Grund haben; da Apollodor in Phaleron wohnt, so kann man vermuten, daß der Philosoph ihn durch die

[1]) In der bei Athenaeus IV 131 F ff. mitgeteilten Probe aus dem Κένταυρος des späten Komikers Lynkeus schrieben Meineke und Kock Vs. 6 für hds. ἐν ὧι ἐν οἷ, Kaibel richtig nach Dobree ἄνω.

[2]) An der Hand von Ast Lex. Plat. II 487. 412. I 581. Leider verzeichnet Ast für οἷ nicht sämtliche Belege, doch wird sich die oben aus seinem Material unter Hinzufügung einiger selbst gefundener Stellen gezogene Schlußfolgerung hoffentlich bewähren.

leichten Einmischungen von Ionischem als Nichtattiker hat charakterisieren wollen[1]). Wie *οἷ γε* in der noch dem Ende des 5. Jh. angehörigen Pseudoxenophontischen Schrift vom Staate der Athener 2, 17 zu beurteilen ist, steht dahin: im Verein mit *οὗ οἷ ἕ* bei den Tragikern könnte es einer der letzten echten Reste des alten Reflexivpronomens im Attischen sein, es muß aber, bevor man das mit Bestimmtheit ausspricht, erst noch untersucht werden, ob dieses älteste attische Prosadenkmal sonst ganz frei von Ionischem ist. Auf alle Fälle konnte der Akzent von *οἷ* den Alexandrinern nicht aus attischer Tradition bekannt sein, höchstens aus der der Tragiker; viel wahrscheinlicher aber ist, daß er durch ionische Überlieferung zu ihnen gekommen war, insbesondere die Homers. Im Grunde läuft das auf eins hinaus, nämlich darauf daß der Zirkumflex ionisch war. Dann war also der Akut von *ἐμοί σοί* attisch, und es ist unschwer zu verstehen, daß diese attische Weise auch in die Homerrezitation eingedrungen, also von einem **ἐμοῖ σοῖ* nichts mehr auf die Alexandriner gelangt ist. Die attischen *ἐμοί σοί* aber hat Brugmann Kurze vgl. Gramm. 453 Anm. 1 vortrefflich aus Neubetonung ursprünglich enklitischer *ἐμοι σοι* erklärt wie *ἐκποδών* gegenüber *ποδῶν* aus **ἔκ-ποδων, ἀσπουδεί* gegenüber *εἶ πεῖ* aus **ἄ-σπουδει*[2]); dabei ist zu berücksichtigen, daß *ἐμοί* auf alle Fälle, wie Wackernagel a. a. O. 20 aus *ἔμοιγε* geschlossen hat, sekundären Akzent auf der zweiten Silbe trägt. Daß der Zirkumflex von *οἷ ἑοῖ* dasjenige ist, was wir nach *Ἰσθμοῖ οἴκοι* im Grunde zu erwarten haben, hat schon Wackernagel in der zitierten Anmerkung betont. Somit sind die slavischen *mi ti si* in Ordnung. Die litauischen *mi ti si* statt der zu fordernden **mē̃ tē̃ sē̃* aber werden wir der in besonderem Maße zur Verkürzung treibenden Macht der Enklise zuschreiben dürfen. Dazu stimmt bestens, daß das Preußische, obwohl es bei ererbten *i*-Diphthongen mit kurzem erstem Bestandteil sonst den litauischen gestoßenen Silben ebensogut wie den schleifenden unversehrten Diphthong gegenüberstellt (*dwai asmai* o. A I 2. 3), doch den enklitischen Akkusativ des Reflexivums ausschließlich in der Form *-si*, nicht etwa mehr *-*sai* aufweist.

Der vollbetonte Dativ und zugleich der Lokativ Sing. der Personalpronomina lautet im Altslavischen *mĭně tebě sebě*. Ob das altüberkommene Ablautformen auf *-oĩ* zu preuß. *mennei*

[1]) Ich erinnere an einen entfernt verwanten Fall von Ionischem in einem der früheren Werke Platons, über den Glotta II 303 gehandelt ist.

[2]) So übrigens auch schon Pedersen Ztschr. XXXVIII 327.

tebbei sebbei, lit. *mánei távei sávei* usw. auf *-eĭ* (o. S. 171) oder slavische Neubildungen sind, läßt sich nicht ausmachen, da keine der anderen Sprachen, die die Vokalqualitäten scheiden, *-oi* bietet. In jedem der beiden Fälle ist Pedersens Annahme (Ztschr. XXXVIII 327) ohne Bedenken, daß *mĭně tebě sebě* ihr *-ě* dem Anschluß an die entsprechenden Nominalkasus verdanken. Nur fasse ich diese Hypothese so, daß die Formen ihr *-ě* (oder den ihm vorausliegenden Langdiphthong) bekommen haben, als sowohl bei den mask. neutr. *ŏ-* wie bei den femin. *ā*-Stämmen noch der Dativ und der Lokativ übereinstimmend auf *-ě* (oder den ihm vorausliegenden Langdiphthong) endigten. Dann begreift man die doppelte Verwendung von *mĭně tebě sebě* als Dativ und Lokativ, während Pedersen bei seiner Theorie über den *u*-Dativ gegenüber der dativischen Geltung in einige Verlegenheit kommt.[1])

2. Die Endung der 2. Singularis altbulg. *dasi* (aus **dad-si*) *jesi* (aus **es-si*) und *vezeši chvališi* kann nicht mit dem Aktivausgang idg. *-sĭ* identisch sein. Man hat sie daher und auch im Hinblick auf lit. *esì* alit. *důsi* neben alit. *essie-gu desie-s*, indem man die Vertretung von gestoßenem *-ai* (gr. *φέρεαι*, got. *haitaza*) durch *-i* in den Kauf nahm, mit der Medialendung *-sai* gleichgesetzt. Auch so aber blieb man wegen der Spielform *-ši* in Bedrängnis; man hat sie mit der Annahme erklärt, das *-šĭ*, das alle modernen Slavinen einschließlich des Neubulgarischen bieten, sei das ältere und gleich idg. *-sĭ*, dagegen *-ši* sei in einem Dialekt des Altbulgarischen durch Herübernahme des *-i* von dem *-si* der unthematischen Verba entstanden (s. Leskien Gramm. d. abulg. Spr. 190 f.)[2]). Daß die Trennung der altbulgarischen und neubulgarischen Form nicht eben sehr überzeugend ist, bedarf keiner Worte; dazu begegnet *-šĭ* auch in altserbischen Denkmälern (Vondrák Vgl. Gramm. II 134) und in dem altslovenischen Freisinger Text. Ich denke, man wird gern einer Erklärung den Vorzug geben, die, wie es das naturgemäße ist, die altbulgarischen Formen auch als die genetisch älteren auffaßt, und finde eine solche auf Grund des o. S. 173 f. besprochenen Schwankens der preußischen Endung zwischen *-sai* und *-sei*: wie in diesem Idiom sich der alte Medialausgang mit der alten Endung *-ei* der 2. Sg. Imper. Indik. Aktivi, die im Litauischen bei den thematischen Verben allein herrschend geworden ist, gekreuzt hat, so werden

[1]) Mir sind denn auch die Pronominaldative ein Argument gegen die Richtigkeit von Pedersens und Fortunatovs Erklärung des *-u*.

[2]) Etwas anders, aber nicht besser Pedersen Ztschr. XXXVIII 328. Vondrák Vgl. Gramm. I 60 f. II 134.

im Urslavischen *-sai* und *-ei* zu *-sei* verschmolzen sein[1]); das *-šĭ* der neueren slavischen Sprachen aber kann für *-ši* nach dem Muster der 3. Sing. auf *-tŭ -tĭ* eingetreten sein (vgl. zu letzterem Jagić Archiv X 171. Vondrák a. a. O. I 60 f. II 134). Allerdings sind von einer 2. Sg. Indikativi auf *-i* aus *-ei* im Slavischen nicht mehr wie im Preußischen direkte Überreste vorhanden. Aber die 2. Sg. Imperativi *vezi*, die man auf die 2. Sg. Optativi auf *-ois* zurückführt (o. A II 2), kann auch den alten Imperativ auf *-ei* mitvertreten (trotz *tĭci* u. dgl.), und bei der engen Verwantschaft zwischen Slavisch und Baltisch werden wir eine aus der Ursprache ererbte Formation, die im Baltischen eine so wichtige Rolle spielt, ohnehin für die gemeinsame slavolettische Epoche voraussetzen müssen.

Ich hoffe, man wird den vorstehenden Bemerkungen zu den einzelnen Formkategorien eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen und wird auch die These, zu deren Begründung sie gemacht sind, als Ganzes vom physiologischen Gesichtspunkt einleuchtend befinden: wortschließende *i*-Diphthonge ergeben bei kurzem erstem Bestandteil und fallender Intonation den normalen Monophthong *ě*, bei kurzem erstem Bestandteil und steigender Intonation infolge Vorwiegens des zweiten Bestandteils *i*; bei langem erstem Bestandteil wurde auch bei steigender Intonation das, was von dieser dem zweiten Teil zugute kam, durch die Länge des ersten aufgewogen, und es entsprang *ě*. Darnach führe ich das *-i* der Dative *kameni materi synovi* usw., da ich keinen Weg sehe, auf dem es aus *-ai* hergeleitet werden könnte, vielmehr auf idg. *-ei* zurück.

IV.

Von den übrigen indogermanischen Sprachen gibt das Germanische für die Bestimmung des Dativausgangs der konsonantischen Stämme außer dem bereits o. S. 166 gewürdigten got. *faúra* nichts her; es hat bei ihnen den alten Dativ durchaus zugunsten des Lokativs verschwinden lassen. Auf das Armenische und Keltische gehe ich nicht ein, weil ich von diesen Sprachen nichts verstehe; mir scheint indes, daß auch sie einem Ausgang *-ei* nichts in den Weg legen. Wohl aber muß noch auf das Phrygische hingewiesen werden. Es liefert uns den Schlußstein des Beweises; denn sowohl die alten wie die späten Inschriften lassen den Dativ konsonantischer Stämme auf *-ει* — die letzteren

[1]) So im Prinzip bereits Meillet MSL. VIII 241.

im Wechsel mit seltenerem *-ε* und *-ι* — endigen und zeigen dabei sonst keine Spur einer Vermischung von *αι* und *ει*. Die erste in der Reihe der von Ramsay Journ. of the Royal Asiatic Society N. S. XV 120 ff. zusammengestellten archaischen Inschriften lautet: *Ατες Αρκιαεϝαις Ακενανολαϝος Μιδαι λαϝαλταει ϝανακτει εδαες* „Ates . . . hat dem Herrscher Midas geweiht"[1]). Die Grabschriften römischer Zeit, die Ramsay Ztschr. XXVIII 381 ff. und Österr. Jhefte VIII (1905) Beibl. 79 ff. gesammelt hat, bieten die stereotype Formel *ιος νι σεμουν κνουμανει* (seltener *-νε -νι*) *κακο(ν)ν αδδακετ, ετιτετικμενος ειτου* „wer diesem Grabe Böses antut, soll verflucht sein", der Text XXXI (Öst. Jh. a. a. O. 88) gibt Z. 3: *μανκαν ιαν εσταες βρατερε μαιμαρηαν Πουκρος* „das marmorne Grabmal, das Pukros dem Bruder gesetzt hat"[2]). Daneben steht in den Denkmälern dieser Epoche *αι* in *αινικος*, das einmal im Beginn der Formel als Variante für *ιος νι* begegnet und von Torp (Zu den phryg. Inschriften, Kristiania 1894, 9 f.) und mir (Ztschr. XXXIV 65 f.) als *αι νι κος* „wenn nun einer" mit *αι* = gr. *αἰ* gedeutet worden ist[3]), und in *αινι*, das mehrfach wahrscheinlich in der Geltung einer Disjunktivpartikel „oder" erscheint und wohl das gleiche *αι* + *νι* enthält[4]). Merkwürdig

---

[1]) Daß *εδαες* höchst wahrscheinlich ein *s*-Aorist mit Verlust der Personalendung *t* nach dem Konsonanten (im Gegensatz zu *αδδακετ αββερετ*) ist, hat schon Kretschmer Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morgenl. XIII (1899) 356 f. ausgesprochen. Das *-αε-* faßt Kretschmer wie schon vor ihm de Saussure (bei E. Chantre Recherches archéologiques dans l'Asie occidentale. Mission en Cappadocie. Paris 1898, S. 172 Anm. 1; mir nicht zugänglich) als Übergangslaut von idg. *ē* zu *ā*. Durch *εσταες* in der sogleich anzuführenden, später gefundenen jungphrygischen Inschrift ∼ gr. *ἕστᾱσε* für älteres **ἕστᾱστ* ist diese Annahme stark erschüttert worden. Es fragt sich nunmehr, ob in diesen Formen, zu denen sich auch wohl noch *εγαες* in den archaischen Nr. 2 *Βαβα . . . σι κενεμαν εγαες* und 5 *Ββα . . . ακαραλαζυν εγαες* gesellt (oder ist dessen zweiter Buchstabe *Λ* Steinmetzenfehler für *Δ*?), nicht *-es*-Aoriste stecken.

[2]) Über *μαιμαρηαν* und *Πουκρος* dieses Textes spreche ich in einem demnächst in dieser Zeitschrift erscheinenden Aufsatz „Vermischtes aus den altgriechischen Mundarten".

[3]) Die a. a. O. 66 f. vertretene Meinung, *νι* in diesem *αι νι κος* und in *ιος νι* könne vielleicht mit der Negation *ni* in dem russischen verallgemeinernden Relativum *kto ni* „wer auch immer" identisch sein, habe ich längst zugunsten von Torps (a. a. O. 9) und Thumbs (Griech. Spr. im Zeitalter des Hellen. 140) Gleichsetzung von *νι* mit gr. *νυ* aufgegeben.

[4]) Auch hier war meine Ztschr. XXXIV 67 f. vorgetragene Deutung: *αινι* zu osk. í n í m pälign. *inom* „et" irrig. Ich nähere mich jetzt Torp Zum Phrygischen (Kristiania 1896) S. 6, ohne doch ganz mit ihm übereinzustimmen. Genaueres an anderem Orte in einer Darlegung der Beziehungen der griechischen Partikeln *ἤ αἰ εἰ* zu den slavischen *a i* usw.

ist die Gestalt des Dativs *λαϝαλταει* zwischen *Μιδαι* und *ϝανακτει*. Kretschmer Einleit. 235 f. hat dieses Beiwort des Midas sehr ansprechend als Kompositum von *λαϝο-* „Volk“ + *αλτᾰ-* „nährend, fördernd“ erklärt; ich darf sachlich dazu auf grruss. *kormílec*, eig. „Ernährer“, dann „Wohltäter, Beschützer“ hinweisen, den Ehrentitel, mit dem z. B. der Bauer seinen Gutsherrn anredet und namentlich in früheren Zeiten anredete. Trifft diese Deutung zu, so würde sich die Bildung zu den homerischen Komposita wie *νεφεληγερέτᾰ ἱππηλάτᾰ* einer-, *συβώτης θυμοϱϱαίστης* andrerseits stellen. Für diese zweifle ich im Gegensatz zu der bekannten Auffassung Brugmanns, die Formen auf *-τᾰ* seien erstarrte Vokative, nicht daran, daß wir in *-τᾰ* vielmehr eine uralte Gestalt des Nominativs vor uns haben, die in jüngerer Zeit in das Deklinationsschema der maskulinen *ā*-Stämme eingeordnet worden ist.[1]) Nehmen wir an, daß in derselben Weise das Phrygische einmal einen Nominativ Sing. auf *-τα* besessen hat, so können wir *-αλταει* daraus verstehen, daß dieser alte Nominativ nach der Weise der konsonantischen Stämme durchdekliniert worden ist.[2])

2. Der Dativ Singularis der lateinischen ersten und zweiten Deklination.

Nachdem Wackernagel Ztschr. XLIII 288 ff. die altindische Endung des Dat. Sg. der *ŏ*-Stämme *-āya* mit dem im Gathisch-Awestischen zehnmal neben viel häufigerem *-āi* belegten *-āi ā* gleichgesetzt und indoiranisches, wenn nicht ursprachliches Alter des längeren Ausgangs neben dem kürzeren erschlossen hat,

[1]) Ich verweise vor der Hand auf die Aufsätze von Neisser Bezz. Beitr. XX 39 ff. und Ul'janov in den *Χαριστήρια* (Festschrift für Th. Korsch, Moskau 1896) 123 ff., sowie auf das Buch E. Fränkels Geschichte der griech. Nomina agentis auf *-τήϱ -τωϱ -της* (*-τ-*) I. Straßburg 1910, endlich auf die Andeutung über das Verhältnis von gr. *κλέπτης* und got. *hliftus* bei Meillet Études sur l'étym. et le vocab. du vieux slave 287. Später hoffe ich einmal ausführlicher auf diese Dinge eingehen zu können.

[2]) Davon daß die Schreibung *-αει* etwa nur getrennte Aussprache *-αϊ* bezeichnen soll, wie in dem späten *Μεδάειον* = *Μιδάϊον* (Kretschmer Einl. 237), kann bei dem Alter des Textes keine Rede sein. — Von *εϱιτι* in einer der von Chantre entdeckten Inschriften, in dem Kretschmer Wiener Ztschr. a. a. O. 360 geneigt ist einen Dativ zu erkennen, sehe ich ebenso ab wie von *δαδιτι* in der späten Inschrift Ztschr. XXVIII 390 Nr. IX, das er gleich dem gr. *γυναικί* setzt; beide sind mir nicht sicher genug. Übrigens steht an sich nichts im Wege, daß das Phrygische auch den Lokativ auf *-ι* gekannt und unter Umständen an Stelle des alten Dativs gebraucht hat.

unternimmt neuerdings Bartholomae in dem ersten der Sprachwissenschaft gewidmeten Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Phil.-hist. Kl. 1910, 5) „Der Dat.-Sing.-Ausgang der *o*-Deklination im Lateinischen" den Nachweis, daß auch das *-ō* dieser Sprache auf *-ōi̯a^x^* zurückzuführen, nicht, wie man bisher allgemein geglaubt, erst im Sonderleben des Einzelidioms aus *-ōi* entstanden sei. Mir ist Bartholomaes Argumentation nicht überzeugend, und ich will, bevor die neue Lehre etwa in Handbücher und damit zur Kenntnis weiterer Kreise gelangt, zu zeigen versuchen, daß die alte nach wie vor das Recht auf Gehör hat.

Bekanntlich weisen so gut wie sämtliche italische Mundarten die Endung *-ōi* auf oder setzen sie voraus: osk. **húrtúi**, umbr. **Çerfe** (mit *-e* aus *-ōi* über *-ŏi*), volsk. *deue Declune* (desgleichen, wenn es nicht vielmehr Dative von *ā*-Stämmen sind = lat. *deae Declunae*); falisk. *Caisioi* (CIEtr. 8002) *Titoi (Mercui* ib. 8036. 8039—44) *Qvintoi? Haloi?* (ib. 8078) *Voltioi* (ib. 8246) *Zextoi* (Zvetajeff IIM. 71, s. J. Schmidt Ztschr. XXXVIII 31), praenest. *Numasioi* (CIL. XIV 4123; um 600 v. Chr.), lat. *duenoi* nach der wahrscheinlichsten Lesung in der „Duenos"inschrift, der zweitältesten der uns bekannten lateinischen Inschriften, in deren Datierung man sich jetzt zwischen der Zeit Solons und der 2. Hälfte des 4. Jh. bewegt, und *populoi Romanoi*, wie nach Marius Victorinus (GLK. VI 17) „früher" statt *populo Romano* geschrieben wurde. Daneben begegnet *ō* in Falerii (*Tito Mercui* CIEtr. 8037)[1]) und herrscht uneingeschränkt in Rom seit dem Einsetzen einer fortlaufenden Kette von Inschriften und der Litteratur, also seit der 2. Hälfte des 3. Jh. v. Chr.; ganz allein bezeugt ist es für die sog. „sabellischen" Dialekte durch vestin. *Herclo Iouio* (CIL. IX 3414 = v. Planta 276), doch schließt dieser Beleg, weil er der einzige sichere für einen Dativ der *o*-Stämme auf dem ganzen Gebiet ist, nicht aus, daß auch in der genannten Mundartengruppe *-ōi* daneben bestand[2]). Bei dieser Sachlage und mit Rücksicht auf gr. *-ωι* (*χόρτωι*), lit. *-ui* (*kãrui*),

---

[1]) Indes dünkt mich dieser Beleg nicht völlig gesichert: 8037 ist die einzige Schale mit *Tito Mercui* neben 7 anderen gleichen mit *Titoi Mercui*, es könnte also ein Fehler vorliegen. Andrerseits hat 8037 auch *efile* gegen *efiles* 8036. 8038, es ist also auch möglich, daß 8037 jüngerer Zeit entstammt, ohne daß allerdings die Buchstabenformen auf etwas Derartiges hinzuweisen scheinen, oder daß 8037 die Aussprache der Zeit oder volkstümlicher Kreise, die anderen Schalen traditionelle Schreibung oder die Redeweise der Gebildeten geben.

[2]) Das hebt auch Bartholomae a. a. O. 9 hervor.

avest. *-ăi* erschien es als das gegebene *-ō* durch Verstummen des *-i* in *-ōi* zu erklären.

Um so mehr als auch bei den *ā*-Stämmen der Ausgang des Dativus Sg., der für die Grundsprache durch das Zeugnis des Arischen, Griechischen, Germanischen, Slavolettischen als ein mit *-ō̃i* in Vokalquantität und Tonqualität völlig übereinstimmendes *-ā̃i* gesichert wird, in den italischen Dialekten sowohl als *-ai* (oder dessen Fortsetzer) wie als *-a* auftritt. Und zwar bieten ausschließlich die diphthongische Form wiederum der oskisch-umbrische Zweig in seinem größeren Teil: osk. deiuaí, umbr. ase (mit *e* aus *-āi* über *-ăi*) und vielleicht volsk. *deue Declun* (s. o.), nebeneinander die diphthongische und die monophthongische Form

1. die „sabellischen“ Idiome: marruc. *to(u)tai Marucai* — marruc. *Iouia*, pälign. *Anaceta Cer(r)ia*[1];

2. das Pränestinische: *fileai* CIL. XIV 4112 = D(iehl Altlat. Inschr.) 552 — *Fortuna fileia primogenia* 2863 = D. 50. *Fortuna* 2855[2];

3. das Latein der Stadt Rom und ihrer nächsten Umgebung: *filiai* und die daraus hervorgegangenen *filiae filie* das von Anbeginn unserer Überlieferung auf Inschriften vorherrschende, in der Litteratur alleinherrschende, aber daneben in Inschriften aus der Stadt Rom *Menerva* CIL. VI 30980 = D. 130. *Flaca* XV 6158 = D. 511, aus Nemi *Diana* XIV 4182 a = D. 34. 4184 a = D. 35. D. 36 (neben *Dianai* 4270 = D. 33), aus Norba *Lo(u)cina* D. 75. 76 (neben *Dianae* D. 40), aus Pisaurum, dessen Haininschriften nach den vortrefflichen Ausführungen K. Meisters Idg. Forsch XXVI 69 ff. altes Vulgärlatein der Stadt Rom oder ihrer Nachbarschaft, nicht pro-

---

[1]) Indes steht *Iouia* auf der Bronze von Rapino (Planta 274) nicht ganz außer Zweifel, s. v. Planta II 90. Dagegen kann ich Büchelers (Rhein. Mus. XXXVII 664) und Conways (It. Dial. I 235) Deutung von *Anaceta Cer(r)ia* als Nom. Sg. nicht gutheißen; vgl. W. Schulze Zur Gesch. lat. Eig. 479 Anm. 2.

[2]) Der Form *fileai* hat Ernout MSL. XIII 325 echt pränestinischen Charakter bestritten: die Ficoronische Ciste, auf der sie steht, sei in Rom angefertigt, also könne der Künstler für ein ihm unverständliches *fileia* seiner Vorlage nach dem Muster der stadtrömischen Dative *fileai* eingesetzt haben. Das ist möglich, aber keineswegs notwendig. Nach Mau (Pauly-Wiss. III 2601) ragt die Ficoronische Ciste noch ins 4. Jh. hinauf, also kann ihre Inschrift um ein beträchtliches älter sein als die beiden mit *Fortuna* und die ältere Form des Dativs, wie sie auch in *Numasioi* vorliegt, erhalten haben. Ob die Grabschriften *Gemelai Numtoriai Sehiai* usw. den Namen der Bestatteten im Genetiv geben, wie Ernout a. a. O. meint, oder im Dativ, ist auch noch die Frage.

vinziell gefärbtes Latein enthalten, *Feronia* XI 6299 = D. 44. *Matuta* 6301 = D. 117. *Marica* 6296 = D. 104 und wahrscheinlich auch *Loucina* 6293 = D. 74 (neben *Diane* 6298 = D. 32), aus der Nähe von Cortona *Mursina* D. 118; dazu die von Meister a. a. O. 81 gesammelten Beispiele der Kaiserzeit aus Rom und den Provinzen, bei denen aber in jedem einzelnen Fall dahingestellt bleiben muß, wie weit sie als Versehen der Steinmetzen oder aus Raumnot am Zeilenende zu erklären sind;

4. vielleicht das Faliskische: *-nai* CIEtr. 8072. *Voltiai* 8247. *Zaconiai* 8252 — *Menerua* CIL. XI 3081 = D. 128, doch ist kein einziger von diesen Belegen sicher, da sich bei den drei ersten fragt, ob wir es nicht vielmehr mit Genetiven, bei dem vierten, ob wir es nicht mit etwas Lateinischem zu tun haben.

Bei aller Übereinstimmung indes zwischen den *ŏ*- und *ā*-Stämmen springt ein wichtiger Unterschied in die Augen: bei jenen ist seit der 2. Hälfte des 3. Jh. v. Chr. *-ōi* verschwunden, *-ō* allein gebräuchlich, bei diesen umgekehrt *-ai -ae* herrschend, die Belege für *-a* immerhin nur spärlich. Um diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, hat man sich zu der Annahme entschlossen, *-ōi* und *-āi* hätten ihr *-i* nur in bestimmten Stellungen im Satze eingebüßt und von den so entstandenen Doppelformen sei bei der einen Stammklasse die kürzere, bei der anderen die längere verallgemeinert worden. Hier setzt Bartholomae mit seinem Widerspruch ein: bei dem sonstigen weitgehenden Parallelismus in der Gestaltung der Endungen zwischen der *ŏ*- und der *ā*-Deklination kommt es ihm höchst unwahrscheinlich vor, daß sie gerade bei der Vereinheitlichung des Dativ Sg. unter im übrigen gleichen Bedingungen verschiedene Wege eingeschlagen haben sollten. Er nimmt darum lieber an, daß die *ŏ*-Stämme des Lateinischen aus uritalischer Zeit die beiden Ausgänge *-ōi* und *-ō* aus **-ōia*^{x}, die *ā*-Stämme hingegen nur *-āi* überkommen und daß diese ihr selteneres *-a* als Analogiebildung zu dem *-ō* jener daneben gesetzt hätten. Den Gegensatz zwischen *-ō* und *-ai -ae* des Hochlatein der historischen Zeit, der nun aber trotzdem bestehen bleibt, erklärt er daraus, daß die *ŏ*-Stämme in einer bestimmten Epoche auf Grund des Parallelismus von Nom. *-us*, Akk. *-om (-um)* zum Nom. *-is*, Akk. *-em* der geschlechtigen *i*-Stämme nach dem Muster des Dativausganges *-e -ei*, d. i. sehr geschlossenes *ē* der letzteren von ihren beiden Dativendungen nur das ebenfalls sehr geschlossene *-ō* bewahrt, *-ōi* aber aufgegeben hätten. Dafür daß das *-a* der ersten Deklination

jedenfalls nicht lautmechanisch aus *-āi* entstanden sei, beruft er sich noch auf den Lokativ Sg. dieser Klasse, der ursprachlich aller Wahrscheinlichkeit nach genau dieselbe Endung wie der Dativ gehabt habe, aber wie im Oskisch-Umbrischen, so im Lateinischen nur auf diphthongisches *-ai -ae* ausgehe. Von dem Zeugnis dieses Lokativs machen wir bei der Seltenheit der Belege aus volkstümlichen lateinischen Inschriften, bei deren vollkommenem Mangel in „sabellischen", faliskischen, pränestinischen Texten[1]) besser keinen Gebrauch: sind schon bei dem recht häufig vorkommenden Dativ die Beispiele für *-a* nur vereinzelt, so kann es nicht wundernehmen, daß sie beim Lokativ ganz fehlen. Was aber den Dativ angeht, so ist auch bei der bisherigen Auffassung der Dinge die Ursache nicht eben schwer zu erkennen, die zu dem Auseinandergehen der beiden Stammklassen geführt hat. Innerhalb der *ŏ*-Flexion nämlich war *-ō* nicht minder als *-ōi* ein durchaus charakteristischer Exponent des Dativs, der ihn von jedem anderen Kasus deutlich schied[2]), und so fand die Entwicklung kein Hindernis, die wir so oft beobachten und die sich dahin formulieren läßt: wenn sich zum Ausdruck einer Funktion unter irgend welchen Bedingungen zwei Formen einstellen, so siegt im Laufe der Zeit die kürzere, weil bequemere. Dagegen bei den *ā*-Stämmen fiel der Dativ auf bloßes *-ā* zusammen mit dem ursprünglichen Nominativ gleichen Ausgangs, und so ist es kein Wunder, daß die Litteratursprache durchaus, die Volkssprache wenigstens mit Vorliebe jenen zugunsten von *-āi* abstieß. Dabei ist es gleichgültig, ob der alte Nominativ auf *-ā* in den frühesten uns erhaltenen Litteraturdenkmälern noch vorkommt oder nicht. Ich persönlich halte das im Gegensatz zu der herrschenden Meinung zum mindesten für nicht unmöglich; denn auch durch die Darlegungen von Wedding BB. XXVII 1 ff. sind bei Plautus von Versen, in denen die

---

[1]) Denn die zweite Hälfte der Inschrift der Ficoronischen Ciste: *Novios Plautios med Romai fecid* kann nicht als pränestinisch gelten.

[2]) Wenigstens solange der Ablativ auf *-ōd* endete. Daß aber wirklich das *-i* von *-ōi* früher verstummt ist als das *-d* von *-ōd*, dafür darf man sich auf Inschriften berufen wie CIL. VI 30986 = D. 112 *-onius Numisio Martio donom dedit meretod,* VI 30843 = D. 4 *C. Bruttius Aescolapio dono dedit meritod,* D. 76 (Norba) *P. Rutilius Junonei Loucina dedit meretod Diouos castud* und vor allem auf die Tatsache, daß das ablativische *d* noch in der wenn auch kurialen Orthographie des SC de Bac. (186 v. Chr.) fest ist, während von *-ōi* in keinem Dokument welchen Stiles immer seit der Mitte des 3. Jh. ein Überbleibsel erscheint.

Überlieferung bei ungezwungener Skansion *-ā* bietet, As. 762. Bacch. 584. Curc. 602. Epid. 498. Poen. 85. 1052 (Diverbia) und Cas. 696. 743. Trin. 251. Truc. 459 (Cantica) nicht in einleuchtender Weise anders erklärt, und trotz Reichardt Fleckeis. Jhb. 1889, 777 kommen bei Ennius Ann. 147 V.[2] *et densis aquilā pennis obnixa volabat* und 492 *multa foro ponit* (überl. *-et*) *et agēā longă repletur* in Betracht[1]). Aber auch wenn man histo-

[1]) Denn durch das *agēā* des zweiten Verses wird sehr in Frage gestellt, ob in *aquilā* des ersten das *-ā* wirklich nur metrische Dehnung vor der Penthemimeris „nach homerischem Vorbild" ist, wie Reichardt und Skutsch Pauly-Wissowa V 2624 annehmen. Reichardt führt *agēā* auf gr. *ἀγυιά̄* zurück, das aber hat es, soviel wir sehen können, niemals und nirgends gegeben, sondern nur *ἄγυιᾰ* mit Wechsel des Akzents in den übrigen Kasus (*ἀγυιᾶς ἀγυιῇ ἀγυιαί ἀγυιάς*) ebenso wie *ὄργυιᾰ*, und in jüngerer Zeit, wie aus den Zeugnissen der Grammatiker und aus der bei den Lexikographen überlieferten Betonung zu schließen ist, *ἀγυιά*, d. h. mit aus den anderen Kasus übernommenem Akzent. Aus Moeris' *ἀγυιᾶ μακρῶς τὴν ἐπὶ τέλους Ἀττικοί, ἀγυιὰ Ἕλληνες* geht deutlich hervor, daß des letzteren *-ά* kurz war. Im übrigen stellt Moeris zwei ganz verschiedene Bildungen nebeneinander; denn *ἀγυιᾶ* ist der Akkusativ Sg. zu *ἀγυιεύς*, dessen Akkusativ Plur. in dem von Harpokration s. v. *ἀγυιᾶς* erklärten *ἀγυιᾶς κνισᾶν* bei den Attikern vorliegt. Ein attisches *ἀγυιά̄* hat es schon darum nicht gegeben, weil das ganze Wort der Mundart verloren gegangen war und sich nur die Ableitungen *ἀγυιεύς ἀγυιάτης* (*-ις*) *ἀγυιαῖος* in ihr erhalten haben (zum Teil übrigens auch nur bei den Tragikern und als *ἐπικλήσεις* von Göttern). Xenophons (Cyr. 2, 4, 3) *ἀγυιάν* (= *στενωπόν*) bezeichnen Photios (25, 24 Rtz.) und Suidas ausdrücklich als Glosse; er hat es jedenfalls aus dem Ionischen (Homer, Pindar, Bacchylides brauchen es), und aus derselben Mundart wird es die Koine bezogen haben (3. Macc. 1, 20. 4, 3 und Papyri seit der Mitte des 3. Jh. v. Chr., s. Mayser 27, der es unrichtig aus der Dichtersprache stammen läßt, und Herwerden Lex. suppl. App. 253). Sonst wird *ἀγυια* — auf die Weiterbildungen gehe ich hier nicht ein — für die Argiver und Eleer bezeugt (Schol. β 388 und Paus. 5, 15, 2). Bei dieser Verbreitung des Wortes im Peloponnes dürfen wir voraussetzen, daß es auch in dem von da aus besiedelten Unteritalien bekannt war; hier aber mußte es gemäß dem *ἐρρηγεία* der Tafeln von Heraklea **ἀγεια* lauten. Also hat Prellwitz Et. Wtb.[2] 6 ganz recht getan, eine solche Wortgestalt als die dem entlehnten *agēa* (woher *ageator: hortator* CGlL. V 343, 8) zugrunde liegende anzusetzen, und ich kann es nicht billigen, wenn Walde Et. Wtb.[2] 19 Ernouts (Élém. dial. du vocab. lat. 96) Annahme vorzieht, daß gr. *-υια* bei den Oskern als Vermittlern durch das oskische Suffix *-ei(i)a* ersetzt worden sei; denn dann müßten wir auch im Lateinischen **ageiia* finden (vgl. *Pompeiius* u. dgl.), was durch die Schreibung *ageia* CGlL. V 520, 9 (neben *agia* uia in naui longa qua ad remiges hortatores solent ambulare V 438, 8) natürlich nicht gewährleistet wird; *e ei i* sind nur verschiedene Wiedergaben des gr. *ει*. In Frage kommt für *agēa* nur noch, ob *ἀγυια* sei es in griechischem sei es in römischem Munde an das in der Bedeutung sehr nahe stehende *πλατεῖα platĕa* angeglichen worden ist.

rische Nominative auf *-ā* nicht anerkennt, steht der Annahme nichts im Wege, daß *-ōi* und *-āi* in bestimmter Umgebung ihr *-i* schon zu einer Zeit eingebüßt haben, als der Nominativ noch auf *-ā* ausging; daß der Schwund spätestens in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. stattgefunden hat, konnten wir oben S. 201 Anm. 2 feststellen.

Daß aber überhaupt das Bestreben die verschiedenen Kasus eines Paradigmas in ihrer äußeren Form auseinanderzuhalten bei der Gestaltung der lateinischen Nominalflexion eine Rolle gespielt hat, läßt sich auf Schritt und Tritt beobachten. Bei den *ā*-Stämmen, um mit diesen zu beginnen, sind der ererbte Nominativ Pluralis und Genetiv Singularis auf *-ās* zu *-āi* und *-āī* umgebildet worden, weil mit ihnen der Akkusativ Plur. auf *-ās* aus *-ans* gleich geworden war; im Oskischen und Umbrischen blieben sie unangetastet (Nom. Pl. osk. *scriftas* umbr. urtas, Gen. Sg. osk. *eituas* umbr. tutas), weil der Akkusativ Plur. zwar auch verändert war, aber nicht mit ihnen übereinstimmte (osk. víass mit festem Doppel-*s*, umbr. *uitlaf*). Nicht anders im Nominativ Plur. der maskulinen *ŏ*-Flexion: das Lateinische ersetzte das ursprüngliche *-ōs* durch das pronominale *-ŏi*, weil im Akkusativ Plur. *-ōns* zu *-ōs* geworden war (und zwar schon auf dem Duenostöpfchen: *iouesat deiuos* „es schwört bei den Göttern“), Oskisch und Umbrisch konnten *-ōs* bewahren (osk. Núvlanús, umbr. prinuvatus), weil *-ŏns* dort *-úss* (feihúss), hier *-uf* (vitluf) ergeben hatte. Der Genetiv Plur. derselben Klasse ist in allen italischen Mundarten, soweit wir urteilen können, infolge Verkürzung des ursprachlichen *-ōm* zu *-om* mit dem Akkusativ Sing. zusammengefallen; die anderen Idiome haben diesen Zustand geduldet (osk. Núvlanúm *zicolom* = *húrtúm* *ταυρομ*, umbr. pihaklu *pihaclo* = puplum *poplom*, volsk. *Velestrom*), das Latein frühzeitig neben *Romanom deum Romanorum deorum* nach dem Muster der *ā*-Stämme gestellt. Bei den konsonantischen Themen haben die übrigen Mundarten im Nominativ Plur. die idg. Endung *-ĕs* beibehalten, richtiger gesagt, sie denjenigen Veränderungen unterworfen, die lautgesetzlich eintreten mußten: osk. *μεδδειξ* meddíss humuns kenzsur kvaízstur, päl. *medix*, volsk. *medix*, umbr. *frate(e)r*; das Lateinische hat ihnen den Ausgang der *i*-Stämme *-ēs* gegeben, weil der Nominativ Pluralis bei einem Teile von ihnen durch die Synkope des *ĕ* dem Nominativ des Singularis gleich geworden wäre, bei allen dem Genetiv dieses Numerus von vornherein gleich war: **orātōrĕs*

**hiemēs *noctēs *mūsēs *honōsēs* hätten zu **orātōr *hiems *nox* (vgl. Gen. Sg. *nox* „Nachts") **mūs *honōs, *pedēs *milētēs *ioudicēs *uōcēs* zu **pess* oder **pedis, *miless* oder **militis, *iūdex* oder **iūdicis, *uōx* oder **uōcis* geführt usw.

Indes Bartholomae erhebt noch einen weiteren Einwand gegen die herrschende Auffassung des Verhältnisses von *-ōi* und *-āi* zu *-ō* und *-ā*. Ihr zufolge soll *-ō* (und *-ā*) im absoluten Auslaut entstanden sein. Dem gegenüber stellt Bartholomae (S. 6 f.) fest, daß diese Stellung vielmehr die einzige sei, in der *-āi*, woraus *-ae*, sich habe erhalten können; denn im Satzinlaut vor Konsonanz hätte *-ăi* entstehen müssen, das späterhin zu *-ī* geworden wäre, vor Sonanz aber hätte das zwischen sonantischen Vokalen stehende *i* (*i̯*) schwinden müssen; sinngemäß sei über *-ōi -ō* zu urteilen. Hier finde ich eine Betrachtungsweise, gegen die in den letzten Jahren besonders Meillet mehrfach Verwahrung eingelegt hat, gegen die ich selbst mich schon IF. Anz. XIX 30 gewendet habe, die aber immer noch so verbreitet ist, daß es nichts schaden wird, ihr hier ein weiteres Mal entgegenzutreten. Für alle Teile des idg. Sprachkreises besteht die Neigung Erscheinungen, die sämtlichen oder auch nur den meisten Dialekten einer Einzelsprache gemeinsam sind, in die Urzeit der betreffenden Sprache hinaufzudatieren. Und doch brauchen sie keineswegs dieses Alter zu haben, sondern können erst nach Spaltung der Einzelmundarten eingetreten sein, und in zahlreichen Fällen können wir jüngeren Ursprung geradezu beweisen. Daß der Schwund kurzer Vokale in auslautenden Silben nicht urgermanisch ist, haben die nordischen Runeninschriften, daß die Synkope kurzer Vokale der zweiten Silbe nicht uritalisch ist, die Foruminschrift mit ihrem *iouestod*, die Duenosinschrift mit *iouesat* dargetan, daß der Wandel von *eu* in *ou*, obwohl er schon in *iouxmenta* des erstgenannten Textes zutage tritt, trotzdem nicht uritalisch, sondern nur gemeinitalisch ist, lehrt *Polouces* aus gr. *Πολυδεύκης* (W. Schulze GGA. 1895, 547) usw. usw. Warum in aller Welt sollten also *-ō* und *-ā* aus *-ōi* und *-āi* ins Uritalische hinaufreichen? Dabei sind sie ja gar nicht über alle Mundarten verbreitet, sondern lediglich im Latinisch(-Faliskischen) und „Sabellischen" anzutreffen, und für das letztere ist bei dem frühen Eindringen von Latinismen gar nicht ausgemacht, daß sie echt dialektisch sind. Es steht nichts der Annahme im Wege, daß *-ōi* und *-āi* aus dem Uritalischen völlig unversehrt in die Einzelidiome übergegangen sind, d. h. damals, wenn das „Vokal-

kürzungsgesetz" und der Schwund von *i̯* zwischen Vokalen bereits uritalisch waren, von der Stellung im absoluten Auslaut her überall wieder durchgeführt worden waren, und daß sie das *-i* erst im Sonderdasein des Lateinischen und eventuell auch des Faliskischen und „Sabellischen" eingebüßt haben. Denn für das Lateinische, das allein ja einer sprachgeschichtlichen Beurteilung zugänglich ist, wird verhältnismäßig später Schwund von *i* nach langem Vokal ohnehin durch *nōn* aus *nōinom* (in der Gestalt *noenu(m)* bei Plaut. Aul. 67. Lucil. 987 Mx. Lucr. III 199. IV 710. Varro Brief bei Non. 144, 2 als Archaismus vorliegend), also in der Stellung vor Konsonant erwiesen, und das genügt nach dem bisher dargelegten vollständig, um einerseits *-ō,* andrerseits *-ae* und *-a* begreiflich zu machen.

Nun ist mir natürlich wohl bekannt, daß die Herleitung von *nōn* aus *nōinom* und die Deutung von *noenum* als *nōinom,* d. i. kontrahiertes *ne oinom* (= ahd. *nein*), für die ich mich Stud. z. lat. Lautgesch. 53 Anm. 1 nach dem Vorgange von Thurneysen, Kretschmer, J. Schmidt ausgesprochen habe, von nicht wenigen Gelehrten aus lautlichen Bedenken abgelehnt wird. Aber was man an deren Stelle zu setzen versucht hat, kann erst recht nicht auf Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben. Wenn F. W. Thomas Class. Rev. V 378 f. (mir nicht zugänglich), Wackernagel Beitr. z. Lehre v. gr. Akz. 19 Anm. 1, Brugmann IF. VI 80 ff. *nōn* von *noenum* ganz trennen und als **nō-ne* mit einer aus der Ursprache stammenden Ablautform der Negation **nō* erklären, so schlägt das nicht nur aller Evidenz ins Gesicht, sondern jenes **nō* findet auch, wiewohl wir die Negation ja aus so ziemlich allen Sprachgebieten kennen, nirgend einen Anhalt; denn daß es mit air. *ná,* das Brugmann im Anschluß an v. Planta I 152 auf idg. *nō* zurückführt, eine ganz andere Bewantnis hat, ergibt sich aus Thurneysens Handbuch d. Air. I 489 ff. Walde Et. lat. Wtb.[1] 417 = [2]522 und Stolz Lat. Gramm.[4] 78 fassen *noenum* als *nŏinom* aus elidiertem *ne* + *oinom* auf und glauben *nōn* aus diesem *nŏinom* ableiten zu können; aber gegen des ersteren Annahme, *noin* sei zu *nōn,* nicht zu **nūn* geworden wegen „der tautosyllabischen Stellung der Gruppe *-oin*"[1]), macht der letztere mit Recht *hūc* aus **hoic(e)* geltend[2]), und Stolz' eigene Ver-

[1]) So übrigens bereits Osthoff Archiv IV 459 Anm. und v. Planta a. a. O.

[2]) Diese einleuchtende Auffassung von *hūc* — einleuchtend wegen gr. *ποῖ οἷ* „wohin" — stammt von Conway IF. IV 214 und Brugmann Kurze vgl. Gr. 425. IF. XVII 172. Neuerdings ist sie von Skutsch Glotta I 319 f. (vgl. auch

mutung, *nōn* könne vielleicht dem pränestinischen Dialekt angehören, der *coravero* aus *cois-* hat, wird schwerlich bei irgend jemand Glauben finden. Was wendet man denn eigentlich gegen den Ansatz: *nōinom* aus *ne oinom* ein? Der einzige, der sich, soviel ich sehe, darüber ausgelassen hat, Brugmann a. a. O., behauptet, es gebe zu der Kontraktion *-eoi-* zu *-ōi-* „keine

---

Roman. Jahresber. XI 1, 46 [1910]) bestritten worden, weil neben *hūc illūc istūc* völlig gleichbedeutend *hōc* **hō* in *horsum* (Plautus Cato), *illōc illō, istōc istō* stehen. „Diese notwendige Gleichstellung von *huc illo isto eo* usw. schließt aber", so fährt Skutsch fort, „. . . sofort auch die angebliche Grundform *hoic* aus." Das ist ein Schluß, der mir gradezu rätselhaft ist. Weil zwei Formen gleiche Bedeutung und ähnliche Gestalt haben, müssen sie notwendigerweise identisch sein? Da müßte doch wohl erst gezeigt werden, wie die eine von ihnen lautlich aus der anderen hat hervorgehen können, dazu aber finde ich bei Skutsch keinerlei Versuch. Im Gegenteil hebt er selbst hervor, daß *hoc* auch in jüngerer Zeit, in der *huc* das der Litteratursprache eigentlich angemessene ist, noch gebraucht wird, und zwar sind es, was Skutsch nicht genügend hervortreten läßt, zwei Gruppen von Denkmälern, die *hoc* (und *istoc*) haben: einmal solche in volkstümlichem Latein, Varros Saturae Menippeae, Ciceros Korrespondenten Plancus, D. Brutus, Lentulus, Caelius — dieser *istoc* —, das Bellum Hispaniense und gelegentlich auch das Bellum Africanum, Petron und vulgäre Inschriften, zum anderen solche in archaisierendem Latein, Vergil, die beiden Seneca, Kaiser Claudius (s. Norden Jhb. f. klass. Phil. Suppl. XVIII 293 f. Anm. 2. C. F. W. Müller in der Adnot. critica zu Cicero III 1 p. LII. Wölfflin Archiv VII 332); aus den ersteren geht hervor, daß *hōc* usw. in der gesprochenen Sprache nicht etwa durch *hūc* usw. verdrängt worden ist. Nun sagt zwar Skutsch Rom. Jhber. a. a. O., daß *hōc* in älterer Zeit durchaus überwiege, und schließt daraus, daß es wohl die ursprüngliche Form sei. Aber das grade Gegenteil ist richtig, wie Nordens Sammlungen aaO. erweisen: *hūc* ist bei Plautus an 364 Stellen überliefert, *hōc* an 6 (!) in allen Hss., an 4 (!) in einer oder mehreren und vielleicht noch an einigen weiteren in A, *hūc* bei Terenz an 86, *hōc* an 5 (!) Stellen; *istūc* hat bei Plautus Trin. 551 A, *istōc* hier die übrigen Hss., das letztere alle in 4 anderen Versen, zwischen *istōc* und *istō* herrscht Schwanken Pers. 504, *istūc* geben bei Terenz die Hss. 4mal, zwischen *istūc* und *istōc* wechseln sie Adelph. 169 (*-uc* Bemb.); *illūc* findet sich bei Plautus Stich. 250 in A gegen *illō* der anderen, Merc. 570 in B gegen das metrisch unmögliche *illō* der anderen, Merc. 567 in allen, aber gegen die Bedürfnisse des Metrums, so daß man dafür *illō* eingesetzt hat, *illōc* Truc. 647 in allen Hss., *illūc* bei Terenz 9mal, *illōc* 1mal. Für jeden unbefangenen folgt aus diesem Tatbestand, daß *hōc* und *hūc* zwei ihrem Ursprunge nach verschiedene Formen sind. Wenn Skutsch sich dem verschließt, so ist das die Folge der bei ihm in letzter Zeit leider bemerkbaren Übertreibung des an sich so berechtigten Grundsatzes, das Latein — und jede der idg. Einzelsprachen — so weit als möglich — aber eben nur so weit — aus sich selbst zu erklären. Ich spreche das hier mit voller Offenheit und bei aller Hochachtung, die ich für Skutschs Leistungen empfinde, vielmehr gerade wegen dieser Hochachtung aus; denn bei dem Ansehen, das Skutsch mit Recht als Grammatiker genießt, besteht die Gefahr,

irgend zuverlässige Parallele". Mir ist aus seinen Bemerkungen nicht ganz klar geworden, warum er die von mir Stud. 53 als solche genannten *nōlo nōlim nōlle* aus **nĕu̯ŏlo *nĕu̯ŏlim nĕu̯ŏlle* über **nĕŏlo *nĕŏlim *nĕŏlle* nicht gelten lassen will; denn den von Skutsch in der Anzeige meines Buches, Berl. phil. Wochschr. 1895, 1332. 1333 Anm. ***, geäußerten Gedanken, *nōlo* gehe zunächst auf **nŏ-u̯ŏlo* zurück, wird er wohl selbst nicht für richtig halten: es ist doch einigermaßen selbstverständlich, daß in einem derartigen Kompositum die Wirkung des Lautgesetzes *-eu̯-* zu *-ou̯-* sofort durch die Gegenwirkung des etymologischen Bewußtseins aufgehoben werden mußte, und es heißt ja in der Tat in dem ältesten uns bekannten Latein *nĕvis nĕvolt,* nicht **nŏvis *nŏvolt* oder **nōlt*[1]). Es scheint, daß Brugmann von *nōlo,* das

daß die klassische Philologie, wenn sie sich sein Verfahren zum Muster nimmt, einen Rückfall in die schlimmsten Zeiten erlebt, da sie sich mit einer chinesischen Mauer gegen die Aufklärung, die ihr von den anderen idg. Sprachen kam, abschloß; ja ärger als das: denn damals lehnte sie es doch wenigstens nicht ab, das lateinische Formensystem mit Hülfe des griechischen zu verstehen. . . — *quō eō *hō istō illō* auf die Frage „wohin" sind für Skutsch ihrer Herkunft nach Dative, und zwar ein „Rest alter Syntax"; Ablative könnten sie nicht sein wegen der schon bei Plautus und Cato zahlreich vorkommenden Kontraktionen wie *quorsum horsum illorsum* aus **quō-uorsum* usw., die ursprünglich auslautendes *d* ausschließen, und „an den Instrumental glaubt" Skutsch „nicht". Daß seine Auffassung als Dative falsch ist, beweisen die von ihm nicht erwähnten umbr. *ulo* „illuc", ç i m u *šimo* „retro", *supru sese* „sursum", *testru sese* „dextrorsum", *podruh-pei* „utroque" usw. mit ihrem *-o,* nicht *-e,* über die v. Planta II 191 f. Buck Gramm. of Osc. and Umbr. 136 zu vergleichen sind.

[1]) Skutsch bezeichnet die Annahme, *nōlo* sei aus **nĕu̯ŏlo* über *nĕŏlo* entstanden, als „unrichtig", weil das letztere „nur entweder durch Elision zu **nŏlo* oder durch Kontraktion zu **nēlo* hätte werden können"; denn für die Färbung des Kontraktionsvokals scheine allemal das betonte Element entscheidend gemäß *cōmo* aus **coemo, prōbet* aus *prohibet* bei Lukrez, *prōd* aus *prō + id* (wenn diese Deutung richtig sein sollte, was auch ich heute für höchst zweifelhaft halte und deshalb im Text nicht erwähnt habe). Ob Skutsch noch jetzt auf diesem Standpunkt steht, weiß ich nicht. Mir erscheint das Material für den weitgreifenden Schluß etwas dürftig, und ich wüßte nicht, wie ich widerlegt werden sollte, wenn ich behauptete, daß beim Zusammentreffen von *a-* oder *e-* mit *o*-Vokalen die letzteren, wenn überhaupt kontrahiert wird, ohne Rücksicht auf den Tonsitz siegen. Von Wichtigkeit ist für mich dabei vor allem *sōl,* für das mich die Herleitung aus **sāu̯ol* auch jetzt noch die beste dünkt (ebenso zu meiner Freude Brugmann Grdr.[2] I 318. 845. II 1, 360. Stolz Lat. Gr. [4]84. Walde Et. Wtb.[2] 720). Wenn überhaupt kontrahiert wird: *queo eō eunt moneō* Abl. *eō,* in denen *i̯* geschwunden ist, sind offen geblieben, und ich kann den Unterschied zwischen ihnen und *nōlo* wie bereits Stud. 54 nur daraus verstehen, daß *u̯* vor *o* früher ausgefallen ist als *i̯* zwischen Vokalen. Brugmann IF. VI 81 will das letztere Geschehnis einer sehr frühen Periode des Urlateinischen oder

er selbst erwähnt, deshalb absieht, weil *ne-oinom* mit „schwerer zweiter Silbe“ ihm vielmehr in einer Reihe steht mit *deorsum seorsum* und mit *neuolt* **neuoltis,* der anzunehmenden Vorform von *nōn uoltis,* in denen ich die Nichtkontraktion im Gegensatz zu *nōlo nōlim* auf die „Schwere“ der zweiten Silbe geschoben habe. Ich will nicht davon reden, daß *-oi-* und *-ol-* immerhin noch verschiedene Grade der Schwere darstellen. Aber wir haben in den rund anderthalb Jahrzehnten, die seit meinem Buch und Brugmanns Aufsatz verflossen sind, gelernt, daß gerade Vollzug und Unterbleiben von Kontraktion noch von anderen feineren Bedingungen als der Beschaffenheit der in Frage kommenden Laute selbst abhängig sind, nämlich von der Rolle der Wörter im Satze, ihrer stärkeren oder schwächeren Betontheit innerhalb des ganzen Gefüges. Ich erinnere an den Genetiv Plur. Fem. des Artikels in griechischen Mundarten gegenüber dem gleichen Kasus von Substantiven und Adjektiven: böot. *τᾶν οὐπεραμεριάων,* thess. *τᾶν κοινάουν ποϑόδουν,* ion. *τῶν — δραχμέων* (J. Schmidt Ztschr. XXXVIII 26 f.), an den, wenn auch nicht mehr in völliger Reinheit erhaltenen Gegensatz von selbständigem *τάων* und als Artikel stehendem *τῶν* bei Homer (J. Schmidt ib. 27), an den Unterschied von *σφεων* und *σφῶν αὐτῶν* in der Homer-, *σφεας* und *σφᾶς αὐτάς* in der Hesiodüberlieferung (W. Schulze ib. 286 f.), von unbetontem *οἶμαι* und betontem *οἴομαι* (J. Schmidt ib. 33, der mir den Fall zutreffender zu beurteilen scheint als Kretschmer Glotta I 57 f.). Nun wird ja die Negation in unzähligen Fällen innerhalb des Satzes proklitisch oder enklitisch gebraucht, und so glaube ich keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich annehme, die von *deorsum seorsum neuolt* **neuoltis* abweichende Behandlung von **neoinom* habe ihre Quelle in jenen Fällen[2]). Ich kann mich für das singuläre lautliche Schicksal

selbst der uritalischen Periode zuweisen, jedenfalls weil es allen italischen Idiomen gemeinsam ist. Da haben wir wieder die Verwischung des Unterschiedes zwischen gemeinitalisch und uritalisch, vor der im Text gewarnt ist. Zudem lehrt *ais* aus **ai̯os*, daß der Schwund jünger als die Foruminschrift ist. Übrigens wissen wir ja, soviel ich sehe, gar nicht, ob nicht auch der erste, prähistorische Schwund von *u̯* vor *o* außer dem Lateinischen auch den andern Mundarten eignete, also als „uritalisch“ angesprochen werden könnte.

[2]) Im übrigen gibt es ja neben *deorsum seorsum* auch *dorsum sorsum,* Lautungen, die ich Stud. 60 aus Synizese erklärt habe. Skutsch bemerkt Berl. phil. Wochschr. a. a. O. 1333** richtig, ob jene oder diese Formen, hinge davon ab, wie weit dem Sprechenden zum Bewußtsein komme, daß die Wörter komponiert seien, oder nicht, und erklärt die mit bloßem *-o-* aus Elision in der Kompositionsfuge. Vielleicht ist es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß *dorsum sorsum*

der Negation auch noch auf mhd. *niht nieht* aus ahd. *niwiht neowiht*, auf engl. *not* aus ae. *náwiht*, auf heutiges südd. *nit*, nordd. *nich* aus *nicht* berufen (vgl. dazu Paul Deutsch. Wtb.[2] 382 f.).

Ich fasse zusammen. Bartholomaes Erklärung des Dativ-*ō* aus *-ōi̯a*ˣ ist natürlich nicht unmöglich. Aber daß die alte Herleitung dieses *-ō* aus *-ōi* ebenso möglich ist, haben hoffentlich die vorstehenden Ausführungen gezeigt, und ich werde sie so lange für die richtige halten, als nicht sei es in echten, vom Latein nicht beeinflußten oskisch-umbrischen Texten oder in einem sehr alten lateinischen Denkmal selbst ein sicheres Zeugnis für *-ō* ans Licht getreten ist. Ob die arische Sprachgruppe ihr *-āya* einer Umgestaltung in der Zeit ihres Sonderdaseins verdankt oder aus der Epoche der indogermanischen Urgemeinschaft mitgebracht hat, steht nach wie vor dahin.

3. Der Nominativ und Dativ Pluralis der Personalpronomina im Griechischen.

Gegen die übliche Erklärung von ion.-att. *ἡμεῖς ὑμεῖς* als Neubildungen zu *ἡμέων ὑμέων*, *ἡμέας ὑμέας* nach dem Vorbilde der adjektivischen *s*-Stämme *εὐγενεῖς: εὐγενέων εὐγενέας* hat kürzlich Bechtel in seinem Buche über die Vokalkontraktion bei Homer S. 33 ff. Widerspruch erhoben. Er stützt ihn auf zwei Erwägungen. Der Nominativus Plur. der *s*-Stämme erscheint bei Homer in der überwältigenden Mehrzahl der Belege noch mit unkontrahiertem *-εες* (*ἀκηδέες ἀολλέες κενεαυχέες νεοτευχέες πρηνέες*, um nur solche zu nennen, die auch mit *-εῖς* ohne weiteres in den Vers gegangen wären, dazu viele andere wie *ἀμφιστρεφέες ἀριπρεπέες*), und nur fünf Fälle begegnen in Versen jüngeren Ursprungs, die schon *-εῖς* zeigen (a. a. O. 47 ff.). Dagegen *ὑμεῖς* kann an den 19 Stellen der Ilias, die es bieten, nirgends, *ἡμεῖς* an den 31 der Ilias nur 4mal durch die daktylische Form auf *-εες* ersetzt werden. Also stimmen das Muster und die angebliche Nachbildung bei Homer gar nicht überein. Dazu kommt, daß *σφεις* mit *-ει-* von Apollonios Dyskolos als äolischer und dorischer Nominativ bezeugt wird (*π. ἀντ.* 94, 19 f. Schn. *ἡ σφεῖς*

langes *ō* hatten, d. h. kontrahiert waren. — *nūllus* aus **neoinolos*, das Brugmann a. a. O. mit *noinom* in Parallele zu setzen geneigt scheint, wird erst entstanden sein, als es bereits *ūllus* hieß, d. h. eine beträchtlich jüngere Zusammenrückung darstellen als *noenum*. Spricht, nebenbei bemerkt, *ūllus* aus **oin-los* oder **oillos* nicht auch gegen Osthoffs, v. Plantas und Waldes Auffassung von *nōn* aus **noin*?



< *οὔτε παρ' Αἰολεῦσιν* add. Bekker > *οὔτε παρὰ Δωριεῦσιν ἀκολουθίαν ἔσχε πρὸς τὰ τούτων πρῶτα καὶ δεύτερα*) und in der arkadischen Bauinschrift von Tegea (Coll.-Becht. 1222 = Inscr. sel.[3] 3) zweimal, Z. 10 *εἰκ ἂν δέατοί σφεις πόλεμος ἦναι ὁ κωλύων* und 19 *ζαμιόντω ὅσαι ἂν δέατοί σφεις ζαμίαι,* als im Sinne des Dativs verwendeter Akkusativ auftritt. Also muß das *ει* in *ἡμεῖς ὑμεῖς σφεῖς* echter Diphthong sein, und sein *ι* ist mit dem *i* zu identifizieren, das in ai. *té,* gr. *τοί,* got. *þai* verbaut und von J. Schmidt Ztschr. XXV 6 richtig (nämlich als der Stamm des anaphorischen Pronomens) definiert ist.

Der Gedanke ist beim ersten Lesen bestechend und hat in der Tat den Beifall Thumbs (IFAnz. XXVII 9) davongetragen. Denkt man ihn ein klein wenig weiter, so erweist er sich als undurchführbar. Die Personalpronomina der 1. und 2. Person Pluralis haben das innere *-sm-*, das den arischen Sprachen und dem Griechischen gemeinsam ist, in den ersteren ausschließlich in den Casus obliqui; der Nominativ entbehrt seiner, ja er ist sogar sicher bei der 1. Person (ai. *vayám* awest. *vaēm* apers. *vayam* ~ got. *weis*), vielleicht bei der 2. (ai. *yūyám* awest. *yūžəm* gawest. *yūš* = got. *jūs*) einem ganz andern Stamme entsprossen als die übrigen Kasus[1]). Demnach sind gr. *ἀμμ- ὑμμ-* auch im Nominativ zweifellos erst Sonderschöpfungen dieser Sprache, die auf Verallgemeinerung des obliquen Stammes beruhen. Auch die vollständige Flexion von *σφεῖς* usw. ist etwas spezifisch griechisches, mag man ihren Ansatzpunkt in dem „Instrumental" *σφί(ν)* erkennen (Brugmann Gr. Gr.[3] 246) oder in dem Possessivum *σφός* (Verf. Unters. 199). Sind aber alle drei Nominative *ἡμεῖς ὑμεῖς σφεῖς* erst auf griechischem Boden gewachsen, so können sie in ihrem *ι* unmöglich ein Element enthalten, das eine selbständige reale Existenz nur in den fernen Tiefen indogermanischer Urzeit gehabt haben mag.

Es bleibt Bechtel das Verdienst ein Aporem aufgezeigt zu haben, an dem man bis dahin achtlos vorübergegangen war[2]).

---

[1]) Bei der 2. dann, wenn die Annahme Thurneysens (Ztschr. XXVII 175 Anm. 2) und Sommers (Gr. Lautst. 155), der sich auch Brugmann Grdr.[2] II 2, 385 angeschlossen hat, zutrifft, daß ai. *yuṣmán* awest. *yūšmat̰* ihr *y-* erst im arischen Sonderdasein vom Nominativ übernommen haben und gr. *ὔμμε* auf **usme*, nicht *i̯usme* zurückgeht, in beiden aber das *us-* in Beziehung zum lat. *vos* ai. *vas* usw. steht. Zwingend ist diese Annahme keineswegs, da beim Pronomen der 1. Person auch im Singular eine Stammesverschiedenheit zwischen Nominativ und obliquen Kasus besteht, bei dem der 2. nicht.

[2]) Brugmanns Bemerkungen über *ἡμεῖς ὑμεῖς* Grdr.[2] II 2, 411 f. scheinen mir die Schwierigkeit mehr zu umgehen als zu packen.

Dessen Lösung scheint mir leichter, als sie sich sein Entdecker gemacht hat. Durch die Übereinstimmung von as.-äol. ἄμμες, dor. ἁμές, ark.-kypr. ἁμές, das wir aus dem Akkusativ ἁμέ ark. Inschr. v. Magn. 38, 22. 24 und vielleicht auch kypr. Meister Dial. II 169 Nr. 14 c mit derselben Sicherheit erschließen können, wie wir für das Thessalische ἀμμές aus ἀμμέ IG. IX 2, 517, 13. 14 folgern dürfen, und durch die Übereinstimmung von as.-äol. ὔμμες, dor. ὑμές wird als die älteste Gestalt des Nominativs der 1. und 2. Person nach Durchführung des Stammes der obliquen Kasus die auf -ες ausgehende erwiesen. D. h. der neue Nominativ wurde durch einfache Anhängung des -ς an den im Akkusativ nackt heraustretenden Stamm auf -ε gewonnen. Im Ionischen und Attischen mußte er zunächst *ἡμές ὑμές lauten. Diese Formen können wir für die überlieferten ἡμεῖς ὑμεῖς an allen 50 Stellen der Ilias bis auf sechs ohne weiteres einsetzen. Die große Mehrzahl von ihnen bietet ἡμεῖς ὑμεῖς vor konsonantischem Anlaut: ἡμεῖς δ' ἐς δεκάδας... *B* 126. ὡς ἡμεῖς τοσσαῦτα... *B* 328. ὑμεῖς δ' ἄλλοθεν . . . *B* 75. ἀλλ' ὑμεῖς μὲν . . . *H* 99 usw., insgesamt 39 Fälle. Fünf weitere zeigen die zweite Silbe der Formen vor Vokal in der Hebung des zweiten Fußes vor folgender Cäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον: ὡς ἡμεῖς εἴ πέρ τε . . . *M* 223. ὡς ὑμεῖς ἕστητε . . . *Δ* 246. τόφρ' ὑμεῖς εὔχεσθε . . . *H* 194. ἀλλ' ὑμεῖς ἔρχεσθε . . . *I* 649. ἀλλ' ὑμεῖς ἐν ἀγῶνι . . . *Ψ* 495. In dieser Stellung, also vor der Trithemimeris, ist Gebrauch kurzvokalischer konsonantisch ausgehender Silbe unter dem Versiktus legitim, wie C. A. J. Hoffmann Quaest. Hom. I 102 gezeigt hat; ich setze von seinen Beispielen drei her, die in dem Bau des Versanfangs völlig zu den eben angeführten stimmen: ἦν τ' αὐτὸς ἀπὸ νόσφι... *B* 233, οὐχ οἷος, ἅμα τῷ γε... *B* 745. ἱδρῶ θ', ὃν ἴδρωσα... *Δ* 27. In den verbleibenden sechs Versen steht ἡμεῖς mit der Schlußsilbe in der Senkung vor Vokal: ἡμεῖς αὖτ' ἀλόχους . . . *Δ* 238. ἡμεῖς ὀτρυνώμεθ' . . . *Ξ* 369. . . . Διὶ δ' ἡμεῖς οἴσομεν ἄλλον *Γ* 104. εὖ νυ καὶ ἡμεῖς ἴδμεν . . . *Θ* 32. 463. *Σ* 197. Ob wir in ihnen ἡμεῖς kontrahiert lassen oder in ἡμέες auflösen sollen, kann uns gleichgültig sein; anerkannt ist, daß höchstens einer von ihnen zu alten Beständen des Gedichts gehört: die sprachliche Jugend der Ἀγαμέμνονος ἐπιπώλησις *Δ* 223—421 hat Robert Stud. z. Il. 210 f. ins Licht gestellt; *Γ* 104 folgt auf 103 mit der Digammavernachlässigung οἴσετε δ' ἄρνα und hat selbst γῇι (Robert Stud. z. Il. 207); *Θ* 32 und 463 stehen in der Κόλος μάχη, über die jetzt v. Wilamowitz' schöne Abhandlung in den Sitzber. d. Berl.

Ak. 1910, 372 ff. zu vergleichen ist; der Abschnitt mit *Σ* 197 wird von Robert a. a. O. 87 f. als eine „sehr junge Schicht der Überarbeitung" charakterisiert, und die *σάλπιγξ* 219 läßt daran keinen Zweifel. Endlich ob *Ξ* 363—401 wirklich so alt ist, wie Robert 119 f. wegen der „mykenischen" Ausdrücke für das Anlegen des Schildes will, ist mir keineswegs sicher; entstammt die Partie früher Zeit, so können wir *ἡμεῖς ὀτρυνώμεθ'* als alten *στίχος λαγαρός* verstehen und brauchen nicht zu der Änderung *ὔμμες ἐπότρυννεσθε* unsere Zuflucht zu nehmen (Bechtel bei Robert S. 315). Also ist die Verwandlung von *ἡμές ὑμές* in *ἡμέες ὑμέες* erst in der Zeit erfolgt, da jüngere Teile der Ilias verfaßt wurden, und die Kontraktion der letzteren zu *ἡμεῖς ὑμεῖς* braucht nicht früher stattgefunden zu haben als in *ἐναργεῖς ἐπιδευεῖς πρωτοπαγεῖς* auch. Die herrschende Auffassung der Formen besteht somit zu recht. Daß die homerische Überlieferung *ἡμεῖς ὑμεῖς*, nicht *ἡμές ὑμές* bietet, wird keinen Kundigen wundernehmen; man mag über den *μεταχαρακτηρισμός* des Homertextes denken, wie man wolle, selbstverständlich ist, daß ***ΕΙ*** als Ausdruck des *ε̄* erst für ***Ε*** eingetreten ist.

Wohl aber könnte man einen Einwand aus dem Umstande ableiten, daß vor Vokal in der Senkung nie *ἡμές ὑμές* erscheint, sondern immer nur *ἄμμες ὔμμες*. Dies nämlich ist die typische Stellung für die äolischen Nominativformen; anderwärts begegnet nur zweimal, *Ξ* 481. *Ω* 242, *ὔμμες*, und zwar am Versende. Indes sind auch die Zahlen für jene typische Stellung nicht groß genug, um wirklich etwas zu beweisen: *ἄμμες* finden wir nur viermal, *Φ* 432. *ι* 303. 321. *χ* 55, *ὔμμες* dreimal, *Α* 274. 335. *Ψ* 469. Dazu kommt ein weiteres. Bei der 2. Person kann in jedem einzelnen Falle weder die äolische noch die ionische Form als überliefert gelten; das *ΥΜΕΣ* der ursprünglichen Niederschriften konnte so gut *ὔμμες* wie *ὑμές* wie *ὑμεῖς* sein, und wenn man in den angeführten drei Versen zu der Zeit, wo diese Dinge überhaupt festgesetzt wurden, sich für *ὔμμες* entschied, so geschah das, weil damals von den in Betracht kommenden Mundarten nur die äolische noch die kürzere Endung *-ες* hatte[1]). Bei der 1. Person hat in älterer Zeit gewiß ebenfalls ein stärkeres

[1]) Übrigens wechseln beim Dat.-Loc. *υμιν* noch unsere Handschriften mehrfach zwischen *-μ-* und *-μμ-*: *Ξ* 482. *Ω* 33. *α* 373. 376. Ich erinnere auch an das Schwanken zwischen *σῡνεχές* und *συννεχές*, *εἰνοδίοις* und *Ἐννοδίαι*, sowie an den Gegensatz *εἰνοσίφυλλος : ἐννοσίγαιος* (Unters. 17). Daß es sich bei diesen Fällen um „metrische Dehnung" handelt, verschlägt nichts.

Schwanken zwischen äolischer und ionischer Wortgestalt stattgefunden als unsere Überlieferung erkennen läßt; ἄμμες wurde durch ὔμμες zur Herrschaft gebracht, beide noch dadurch begünstigt, daß auch die anderen Kasus mit kurzvokalischem Ausgang, ἄμμε ὔμμε — ἄμμι ὔμμι, äolischer Norm folgten.

Wie aber steht es um ark. σφεις? Es verdient zunächst hervorgehoben zu werden, daß durch den neugefundenen Synoikievertrag zwischen den Orchomeniern und Euaimniern (v. Premerstein Ath. Mitt. XXXIV 237 ff. = Inscr. sel.[3] 2) für das Arkadische wie für Homer (ζ 242) die Konstruktion von δέαται mit dem Dativ jedem Zweifel entrückt ist: ὁπόϑ' ἂν δεά[ση]τοι ἀμφοτέροις A 20. Damit erledigt sich die Annahme von Michaelis (Fleckeis. Jhb. LXXXIII [1861] 593), Spitzer (Lautl. d. ark. Dial. 45), G. Meyer (Gr. Gr.[3] 514), Hoffmann (Dial. I 259), Bechtel (a. a. O. 28. 35), σφεις sei der als Akkusativ verwendete Nominativ, vergleichbar mit πόλεις. Daß auch Bechtel sich noch zu ihr bekennt und sie sogar als ein Argument ins Feld führt, gegen das es „sicher keinen Einwand gebe", hat mich überrascht: inzwischen war uns ja durch das Psephisma von Megalopolis für Magnesia am Maiandros, Nr. 38 der von Kern herausgegebenen Inschriften, bekannt geworden, welche Endung der Akkusativ der pluralischen Personalpronomina im Arkadischen gehabt hat: ἁμέ Z. 22. αμμε Z. 24 mit durch den magnesischen Abschreiber oder Steinmetzen verschuldeter falscher Gemination (vgl. Fick BB. XXVI 284). Es hilft also nichts, σφεις ist echter Dativ, und wir müssen versuchen ihn als solchen sprachgeschichtlich zu verstehen. Meister Dial. II 115 hat das so getan, daß er σφεις als nach dem Muster ἔργοις: ἔργοι pluralisierten Lokativ Sing. *σφει auffaßt, der von dem Stamme σφε- in σφεῖς σφέων σφέας gebildet und mit οἴκει πεῖ zu vergleichen sei. Brugmann Ber. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1908, 72 f. und Grdr.[2] II 2, 422 schließt sich der ersten Hälfte dieser Erklärung an, deutet jedoch *σφει an der ersten Stelle als Nachbildung nach dem Lokativ εἰ von ο- ε-, der in der Kondizionalpartikel vorliegt, an der zweiten vergleicht er es einerseits mit ϝοῖ ἑοῖ, andrerseits mit osk. sifei und gr. πεῖ. Ich wende dagegen ein, daß pronominale Lokative auf -ει, abgesehen von εἰ, in Hellas nur bei Westgriechen gefunden werden — οἴκει, das nicht vor Menander nachzuweisen ist, hat Wackernagel bei Verf. Rhein. Mus. LIV 350 gewiß richtig durch Dissimilation aus οἴκοι erklärt —, und schlage für σφεις einen andern Weg ein, der freilich zunächst ein Umweg zu sein scheint.

Bekanntlich wechselt die Endung des Dativs der pluralischen Personalpronomina 1. und 2. Person im Ionisch-Attischen und Dorischen zwischen langem und kurzem *-ιν*. Neuerdings hat Sommer Glotta I 219 ff. nachzuweisen unternommen, daß bei Homer und überhaupt ursprünglich nur die Formen mit Kürze existiert hätten, die auf *-ῖν* erst im Sonderdasein des Attischen danebengestellt worden seien, und zwar unter dem Drucke der anderen mit zirkumflektiertem langem Ausgange versehenen Kasus *ἡμεῖς ἡμῶν ἡμᾶς*. Ich bedaure, daß Brugmann diese Lehre sogleich wie ein gesichertes Ergebnis der Forschung in die neue Auflage des Grundrisses, II 2, 422, übernommen hat. Witte hat alsbald nach dem Erscheinen von Sommers Aufsatz gezeigt (Glotta II 8 ff.), daß dieser die homerischen Tatsachen unzutreffend beurteilt. Entscheidend ist vor allem, was Witte S. 15 darlegt: Sommer kann seine Hypothese nur mit Hülfe der Annahme durchführen, daß elf Verse, in denen *ἥμιν ὕμιν* den ersten Fuß vor folgendem Vokal bilden, *στίχοι λαγαροί*, sechs weitere, in denen die Formen den vierten Fuß ebenfalls vor vokalischen Anlaut ausfüllen, eine andere Art von *στίχοι λαγαροί* mit Trochäus vor der bukolischen Diärese darstellen. Dabei nimmt Sommer selbst an, daß sonst für *στίχοι λαγαροί* der ersten, allgemein anerkannten Art bei Homer sicher nur zwei Beispiele, wahrscheinlich noch fünf weitere zu finden sind, und von den Belegen, die er für *στίχοι λαγαροί* der zweiten Sorte herbeizuschaffen sich bemüht (a. a. O. 200 ff.), dürfen als einigermaßen gesichert fünf gelten[1]). Diese Zahlenverhältnisse beweisen

[1]) Nämlich Δ 36 . . . *βλοσυρῶπις ἐστεφάνωτο.* Κ 292. γ 382 . . . *βοῦν ἦνιν εὐρυμέτωπον.* Δ 146 . . . *μιάνθεν αἵματι μηροί* (überl. *-θην*). Hes. Op. 443 . . . *ἰθεῖαν αὔλακ' ἐλαύνοι.* Θ 471. Ω 49. Σ 357 kann . . . *βοῶπις πότνια Ἥρη*, wie Aristophanes von Byzanz schrieb, als Vokativ ebenso gut richtig sein wie *βοῶπι πότνια Ἥρη*, das Aristarch bevorzugte, wohl weil es ihn die „korrektere“ Form des Kasus dünkte. Und ob Ω 333 . *Ἑρμείαν, υἱὸν φιλόν, ἀντίον ηὔδα*, Κ 50 . . *θεᾶς υἱὸς φίλος οὔτε θεοῖο* und in ein paar anderen Versen mit *υἱὸν φίλον* diese Stellung, die ein Teil der Handschriften, oder *φίλον υἱόν*, *φίλος υἱός*, die ein anderer bietet, das echte ist, das ist etwas, wonach man die Überlieferung als solche nicht befragen darf, da der Umtausch der beiden Wörter sich zu leicht einstellen konnte. Das natürlich gegebene ist doch wohl die Stellung für richtig zu halten, bei der ein normaler Vers herauskommt. Wenn Sommer dagegen ins Feld führt, daß *φίλον υἱόν* und *φίλος υἱός* stehende Clausulae seien, die vor den wichtigen Pausen, am Versschluß und vor der Cäsur *κατὰ τρίτον τροχαῖον* Heimatsrecht genießen, so bedenkt er nicht, daß die Dichter vor der bukolischen Cäsur, um einen regelrechten Vers zu erzielen, die Verbindung ebenso gut umkehren konnten, wie sie sie für den 4./5. Fuß umgekehrt haben (Ξ 116 . . . *τόν οἱ φίλος υἱὸς ἔτευξεν* u. a. m. bei Sommer S. 214 f.).

für jeden unbefangenen, daß ἥμιν ὕμιν als erster und vierter Fuß vor Vokalen von Natur langes ι haben. Damit entfällt denn auch die für Sommer von seinem Standpunkte aus notwendige Behauptung, bei Aristophanes Ach. 821 sei ἁμῖν im Munde des Megarers durch den attischen Dialekt des Dichters beeinflußt, bei Theokrit in den dorischen Gedichten 5, 106. 7, 145 (und bei Pseudotheokrit 8, 13) ἁμῖν „das in rohester und äußerlichster Form ins Dorische umgesetzte ἡμῖν der Koine, ein Mischprodukt, das zu Theokrit und seiner Zeit paßt". Sowohl Aristophanes wie Theokrit haben wirklich die Dialekte, die sie verwenden, zu gut gekannt und gekonnt, als daß wir sie ohne zwingendsten Grund derartiger Schnitzer, um nicht zu sagen „Roheiten", beschuldigen dürften. Ebensowenig haben wir das Recht in ἐμῖν, das Theokrit überwiegend (5mal gegen ein ἐμἴν), und τῖν, das derselbe überwiegend oder ausschließlich (4- oder 5mal) und Erinna 1mal braucht, das ῑ als zu Unrecht aus den Pluralformen ἁμῖν (neben ἅμἴν) abstrahiert hinzustellen, weil die älteren „dorischen" Dichter nur τἴν und (ϝ)ἴν brauchen (Sommer a. a. O. 236 ff.); im ganzen lassen sich aus den letzteren für die Kürze sieben Belege beibringen [1]), denen eine Stelle gegenübersteht (Pind. Isthm. VI 4), an der bei strenger Responsion τῖν zu fordern wäre — also eine Zahl von nichts weniger als überwältigender Beweiskraft. Vielmehr werden wir für den Dativ der Singular- so gut wie der Pluralpronomina anerkennen müssen, daß er in den beiden Eingangs dieses Absatzes genannten Dialektgruppen sowohl auf langes wie auf kurzes -ιν endigen konnte. Mit dem -ῖν bieten diese Zweige des Griechischen freilich etwas, was keine der anderen Sprachen aufweist, die innerhalb der Pronominalflexion *-in* als Lokativausgang kennen: ai. *tásmin,* abulg. *tomĭ,* lit. *tamin* gemäß altlit. *jamimp(i)* (Smith Kuhn-Schleichers Beitr. I 506 f. Bezzenberger Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 252) [2]), neben denen awest. *aētahmi*

[1]) IG. XIV 652 δὸς δέ ϝιν ἀνθρώποις δόξαν ἔχην ἀγαθάν lasse ich weg, weil ich diese Lesung auch nach den Bemerkungen Peppmüllers Phil. XLVII 163 ff. für falsch halte; den bloßen Dativ ἀνθρώποις für ἐν ἀνθρ. hat Peppmüller durch die beigebrachten Parallelen nicht gerechtfertigt. Warum Sommer die Lesung δέ ϝ' ἰν ἀνθρώποις, die ich allein für zulässig halte, als „sicher unrichtig" bezeichnet, entgeht mir.

[2]) Aus *-in* die Formen auf *-i* in altlitauischen Texten (Bezzenberger a. a. O. 150. 168) und in Godlewa (Brugmann-Leskien Lit. Märchen 306), sowie durch Anlehnung an die Endung *-en -e* des nominalen Lokativs die Formen wie žem. *geramèn-je mażamen-je* (Jaunjus bei H. Weber Arch. f. slav. Phil. III 592 Anm. 3) und hochlit. *tamè* (so schon Schleicher Comp.[4] 613); desgleichen der einzige

und gr. kret. ὄτιμι aus *-τισμι gewiß nicht anders zu verstehen sind als neben dem -ῐν der anderen griechischen Mundarten die as.-äol. ἄμμῐ ὔμμῐ, d. h. als Angleichung an die Lokative der konsonantischen Nominaldeklination[1]).

Es fragt sich, ob wir in -ῑν trotzdem eine aus der Ursprache ererbte Nebenform der Endung erkennen müssen oder sie als speziell griechische Neuschöpfung zu begreifen in der Lage sind. Über die Art, wie Witte a. a. O. 16 f. sich das Verhältnis von hom. -ῐν zu -ῑν zurechtlegt, gehe ich hinweg; so vortrefflich seine Widerlegung Sommers ist, so verfehlt ist seine eigene Aufstellung — ein neuer Beweis dafür, daß es nicht angeht, über Tatsachen aus den ältesten Epochen eines Einzelidioms zu reden, ohne von den entsprechenden Tatsachen der Schwesteridiome Notiz zu nehmen. Es fällt auf, daß in den Diskussionen der letzten Jahre über den Wechsel zwischen ἡμῐν ὑμῐν und ἡμῑν ὑμῑν niemand eines anderen ganz analogen Falles der homerischen Sprache gedacht hat, nämlich πρῐν und πρῑν (Belege für die Länge in Arsis und Thesis, die damit als eine sprachliche, nicht etwa nur metrische gekennzeichnet wird, bei Hartel Hom. Stud. I² 109). Und doch scheint es mir einleuchtend, daß auch πρ-ῐν nichts anderes als ein Lokativ ist, und zwar des „Wurzelnomens" *per- pᵉr- pr-*, von dem sonstige Teile des Paradigmas in πέρι πάρα παραί *prae* πρό usw. vorliegen (s. darüber zuletzt Rhein. Mus. LXI 499 f. und o. S. 165); wie πρ-ό ein „Kasussuffix" enthält, das in der Nominalflexion sonst nicht mehr erhalten ist (wohl aber in anderen „Adverbien" wie ἄπο ὕπο), so πρ-ῐν eines, das geschichtlich nur noch in der Pronominaldeklination vorkommt. Für das Verständnis nun von πρῑν — von Hartels Erklärungsversuch braucht heute nicht mehr gesprochen zu werden — hat uns ein wichtiges neues Datum die große Inschrift von Gortyn geliefert, die neben achtmaligem πρίν (I 9. 31. 33. IV 10. V 34. VI 50. X 26. XII 33) einmal, VII 40, πρείν bietet. Von itazistischer Schreibung kann natürlich keine Rede sein, aber auch ein Versehen des Steinmetzen wird man in der so sorgfältig

auf uns gekommene pronominale Lokativ des Preußischen *schisman* (mit *-an* für *-en*, s. Trautmann Apr. Sprachdenkm. 264) durch Anlehnung an die zweifellos auch in dieser Sprache einst üblichen nominalen Lokative auf *-en*. Brückners (Archiv III 279 f.) Einwendungen gegen die Beweiskraft des *-m-* in *jamimpi* halte ich nicht für durchschlagend, kann aber, um nicht zu weit abzuschweifen, hier nicht auf sie eingehen.

[1]) So für *aĕtahmi* und ἄμμι ὔμμι bereits J. Baunack MSL. V 13, dessen sonstige Aufstellungen über *-ĭn* aber unhaltbar sind.

eingehauenen Urkunde nur dann annehmen wollen, wenn das, was in ihr steht, jeglicher Erklärung trotzt. So haben denn die Brüder Baunack in ihrer Ausgabe S. 60 *πρείν* unter Berufung auf att. *πλεῖν* aus *πλεῖον* von einem neutralen Komparativadverb **πρειον*, älter **πρε-ισ-ον* hergeleitet. Aber das ist abgetan, seitdem Wackernagel Verm. Beitr. z. gr. Sprachk. 18 ff. sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß *πλεῖν* für ursprüngliches pluralisches **πλεῖς* = hom. *πλέες*, kret. *πλίες* unter dem Einfluß von *πλέον* eingetreten ist. Nehme ich den kretischen Lokativ *πρείν* mit dem arkadischen Dativ = Lokativ *σφεις* zusammen, so frage ich mich, ob die vollere Endung dieses Kasus nicht ursprünglich *-ειν* gelautet hat und das *-ῑν* von ion.-att. *ἡμῖν ὑμῖν*, dor. *ἁμῖν ὑμῖν ἐμῑν τῑν* nicht aus diesem *-ειν* hervorgegangen ist. Nicht in dem Sinne natürlich, als ob *-ῑν* erst Ergebnis des Itazismus wäre. Sondern wie gr. *-νῡμι* in *δείκνῡμι* usw. statt **-νευμι* = ai. *-nṓmi* durch Ausgleichung mit *-νῠμες* usw. der schwachen Stammformen eingetreten ist[1]), so kann *ἁμῖν ὑμῖν ἐμῑν τῑν* für **ἁμειν ὑμειν ἐμειν τειν* durch Annäherung an *ἁμῐ̆ν ὑμῐ̆ν ἐμῐ̆ν τῐ̆ν* aufgekommen sein. Ark. *σφεις* aber kann sein *-ς* an die Stelle des *-ν* nach dem Muster der nominalen Dative Plur. auf *-οις* gesetzt haben, womit zusammenzuhalten ist etwa des Alkaios *ἄμμεσι* 100 B.[4] statt des gebräuchlichen *ἄμμι ἄμμιν*. Tatsächlich sind nun **ἁμειν ὑμειν ἐμειν τειν* als Neuschöpfungen neben *ἁμῐ̆ν ὑμῐ̆ν ἐμῐ̆ν τῐ̆ν* unschwer zu begreifen: die beiden anderen Casus obliqui hießen, um die ältesten griechischen Formen zu nennen, **ἀμμέσι̯ο* **ὐμμέσι̯ο ἐμέσι̯ο τϝέσι̯ο*, *ἀμμέ ὐμμέ ἐμέ τϝέ*, und von ihnen aus konnte das als Abschluß des Stammes gefühlte *-ε-* leicht auch in die alten Lokativformen eingefügt werden, daher **ἀμμέῐν ὐμμέῐν ἐμέῐν τϝέῐν*, woraus durch naturgemäß sehr frühe Verschmelzung die Wortgestalten auf *-εῖν*. Ob diese Umbildung einmal in sämtlichen griechischen Mundarten vorgenommen worden ist, dem Äolischen aber die schweren Formen wieder abhanden gekommen sind — etwa im Zusammenhang mit der Angleichung der pronominalen Dativpluralformen an die nominalen (*ἄμμι ὔμμι*) — oder ob der äolische Zweig von der Umbildung von vornherein verschont geblieben ist, will ich hier nicht untersuchen[2]). Nur

---

[1]) Spuren des alten *-νευμι* liegen bekanntlich noch in *κινέω* neben hom. *κίνυντο κινύμενος*, *ἱκνέομαι* neben hom. *ἱκᾰ́νω* aus **ἱκανϝω* zutage, worüber zuletzt W. Schulze Quaest. ep. 122. Verf. Ztschr. XXXII 541 f.

[2]) Diese Frage könnte gefördert werden, wenn man feststellte, ob *ἡμιν ὑμῖν* auch in sehr alten, von Ionischem sonst ganz freien Abschnitten der

darauf muß noch hingewiesen werden, daß nach den Doppelheiten *ἀμμειν ἐμειν usw.: ἀμμίν ἐμίν neben πρίν πρειν gestellt und dies letztere im Ionischen zu πρῖν umgeformt worden ist wie *ἡμεῖν zu ἡμῖν. Ob im Kretischen in der Zeit, als man πρείν sagte, auch *ἁμεῖν noch unverändert war, wissen wir gegenwärtig noch nicht; das ϝὶν (αὐτᾶι) des Gortynischen Gesetzes II 40 kann die Form mit ῐ sein. Vielleicht aber liegt es nicht ganz aus dem Bereich der Möglichkeit, daß die Endung -ειν auch bei den Pronomina in dieser Mundart sich lange erhalten hat. Wenigstens gibt es zu denken, daß zwei Inschriften ziemlich später Epoche, die sonst kein Beispiel für Verwechslung von ει und ι aufweisen, sie bieten: ἁμεῖν Coll.-Becht. 5101, 11 (Malla, wahrscheinlich Ende des 2. Jh.). ὑμεῖν 4940, 34 (Allaria; *A* mit gebrochener Querhasta)[1], und es ist die Frage, ob auch diese Schreibungen lediglich dem großen Heere der ἡμεῖν ὑμεῖν in Inschriften und Papyri einzureihen sind, die dem Itazismus ihr Dasein verdanken (Belege bei Schweizer Gramm. d. perg. Inschr. 74 und Mayser Gramm. d. griech. Pap. 89). Denn die ἁμιν ὑμιν, die wir sonst in Kreta finden, können natürlich ῐ haben. Es ist selbstverständlich, daß ich das zuletzt ausgeführte nur als ganz unsichere Mutmaßung angesehen wissen möchte; auch wenn es unrichtig ist, wird, so hoffe ich, die vorausgehende Schlußkette einiger Überzeugungskraft nicht entbehren.

Nur für einen Punkt könnte der Leser zu einer abweichenden Meinung geneigt sein. Könnte nicht die Endung -ειν neben -ῐν nicht erst auf hellenischem Boden erwachsen, sondern trotz des ausschließlichen -*īn* der verwandten Sprachen doch schon aus der Urzeit mitgebracht sein? Denn die *sm*-Erweiterung der obliquen Kasus sowohl der geschlechtigen Pronomina wie der pluralischen Personalpronomina[2]) ist doch in Wahrheit wohl -*sme*-

---

homerischen Epen völlig fest sitzen. — Auch darauf gehe ich nicht ein, ob die Verteilung der Formen mit schwerer und leichter Endung mit Orthotonese und Enklise im Zusammenhang steht.

[1]) Auf dem Stein steht ὑμεν; ὑμε(ῖ)ν hat Böckh CIGr. 2557 vorgeschlagen und Blaß angenommen, für ὑμίν war Ahrens Dial. II 260. Blaß stellt als Zeugnis für die Unsicherheit des Dokuments im Gebrauch von ει und ι θείνων Z. 24. 26 statt des auf Kreta regelmäßigen θίνων (von θιός) hin; ich habe schon Ztschr. XXXII 536 f. bemerkt, daß dies vielmehr θεΐνων sein kann, da Allaria zu den Städten zu gehören scheint, die an dem Wandel von ε zu ι vor α und ο keinen Teil haben.

[2]) Mir ist auch für die letzteren -*sm*- wahrscheinlicher als bloßes -*m*-, weil die geschlechtigen jenes haben und *ṇ*sme*- (*i̯*)*usme*- ja sehr gut aus *ṇ*s-sme*- *(*i̯*)*us-sme*- hervorgegangen sein können.

gewesen; das zeigt für die ersteren die Abwandlung des Dat. Abl. Sg. nach Art der ĕ-ŏ-Stämme (ai. *tásmāi tásmāt*, lit. *támui*), für die letzteren die ältesten griechischen Formen des Gen. Akk. **ἀμμε-σι̯ο ἀμμέ* (o. S. 217) sowie die Formen der arischen Sprachen, mögen sie auch im einzelnen vielfach umgestaltet sein: Loc. ved. *asmé yuṣmé*; Instr. ai. *yuṣmā-* in *yuṣmá-dattas* „von euch gegeben" gawest. *xšma*, woraus durch Pluralisierung ai. *asmá-bhis yuṣmā-bhis*; Dat. ai. *asmá-bhyam yuṣmá-bhyam*; Akk. awest. *ahma*, woraus durch Pluralisierung ai. *asmán yuṣmān*; Abl. ai. *asmá-t yuṣmá-t*. Entsprechend hieß der Stamm der singularischen Personalpronomina *eme-, tee̯- te̯-, see̯- se̯-*. Erwarten wir da also nicht als ursprachlichen Lokativ eher **tosmein, *n̥smein *(i)u̯smein *emein *t(e)u̯ein *s(e)u̯ein?* Und sind die in allen Sprachen, die den Kasus überhaupt bewahrt haben, vorliegenden Formen auf *-īn* nicht eigentlich auffallend? Trotzdem halte ich sie für die allein ursprachlichen und finde den Schlüssel zu ihrem Verständnis in der ihnen eigentümlichen Betonung. Bei den geschlechtigen Pronomina nämlich hat zwar das Altindische *tásmin yásmin* wie *tásmāi yásmāi, tásmāt yásmāt*. Das Litauische aber stellt dem Dativ *támui*, woraus *tám, jám(ui)* den Lokativ *tamè jamè* mit Endbetonung gegenüber, und es kann methodischerweise nicht wohl bezweifelt werden, daß diese Akzentverschiedenheit das ursprüngliche darstellt, die Akzentgleichheit des Indischen auf nachträglicher Uniformierung beruht[1]). Zudem wird das litauische Zeugnis für die Akzentstelle bekräftigt durch grruss. *onomédni*, woraus durch Verkürzung *namédni*, „kürzlich, in diesen Tagen", eigentlich „an jenem Tage" aus einer alten Zusammenrückung **onomĭ-dĭni*. Ursprachliches **tosmín* aber darf ohne weiteres auf vorausliegendes **tosme-ín* zurückgeführt werden und bildet einen weiteren Beweis für den schon von Joh. Schmidt Plur. d. Neutr. 256 Anm. 1 auf Fällen wie ai. Gen. *kr̥ṣṭiprás* zu *kr̥ṣṭi-prā-* aufgebauten Satz: in der Ursprache hat der Akzent auf unbetonte Silben schwächend eingewirkt, als die *a*-Vokale mit unmittelbar folgenden Vokalen noch nicht in eine Silbe verschmolzen waren. Sinngemäß sind **n̥smín *(i̯)usmín *emín *t(e)u̯ín *s(e)u̯ín* als aus **n̥sme-ín *(i̯)usme-ín *eme-ín *t(e)u̯e-ín *s(e)u̯e-ín* hervorgegangen zu beurteilen.

---

[1]) Man darf nicht etwa annehmen, daß *tamè*, wie es den Vokal seiner Endung vom Nomen bezogen hat, so auch im Akzent diesem gefolgt sei: *ratè takè* neben *rātas tākas, rātui tākui*. Denn Endbetonung ist im Lokativ der *o*-Stämme keineswegs obligatorisch, sondern nur zweien der vier Akzentschemata eigen; neben *dárbas dárbui* und *tìltas tìltui* heißt es *dárbe tìlte*.

Erkennt man der im vorstehenden begründeten Ansicht, ark. *σφεις* sei durch Umbildung eines älteren **σφειν* zustande gekommen, einige Wahrscheinlichkeit zu, so würde aus ihr folgen, daß der Dativ des *σφ*-Pronomens in der genannten Mundart nicht dieselben Wege der Entwicklung gegangen ist, wie in anderen. Im Arkadischen hätte er sich den Personalpronomina der 1. und 2. Person angeschlossen, anderswoher ist uns nirgend ein **σφῖν* bezeugt. Vielmehr finden wir, wenn wir von as.-äol. *ἄσφι*, dor. *σφῖν* lak. *φίν* syrak. *ψίν* absehen, die in ihrem Typus nicht von *ἄμμι ὔμμι* einer-, *ἁμῖν ὑμῖν* andrerseits abweichen, im Ionischen seit Homer *σφῐ* (oder *σφίν* mit *ν ἐφελκυστικόν*) und *σφῐσι* (*σφίσιν*), im Attischen allein *σφίσι(ν)*. Dabei entsprechen die übrigen Kasus durchaus denen von *ἡμεῖς ὑμεῖς*: Homer *σφείων σφέων* (über *σφῶν* vor *αὐτῶν* s. W. Schulze Ztschr. XXXVIII 286) *σφέας*, neben dem das nicht seltene *σφέ* als Äolismus wie *ἄμμε ὔμμε* und das einmalige *σφᾰς* *E* 567 (*μέγα δέ σφας ἀποσφήλειε πόνοιο*; *σφεας* ein Teil der besten Hss.) wirklich, wie die Scholien wollen, als gelegentliche metrische Lizenz anzusehen sein wird[1]); Herodot *σφεῖς σφέων σφέας*; attisch *σφεῖς σφῶν σφᾶς*, und nur der dichterische neutrale Nom. Akkusativ *σφέα* findet kein Analogon bei der 1. und 2. Person. Wie der Unterschied zwischen *ἡμῖν ὑμῖν* mit durchaus festem *ν* und *σφῐ(ν) σφίσι(ν)* im Ionischen und Attischen sprachgeschichtlich zu begreifen ist, läßt sich um so weniger leicht sagen, als die Entstehung des ganzen *σφ*-Pronomens noch keineswegs wirklich aufgeklärt ist. Nach der üblichen Annahme (G. Meyer Gr. Gr.[3] 513. Brugmann Gr. Gr.[3] 246. Grdr.[2] II 2, 396. Hirt Gr. Laut- u. Formenl. 303) hätte es seine Quelle in dem alten Instrumental *σ-φί(ν)*; ich habe dem Unters. 199 die Vermutung entgegengestellt, daß der Ausgangspunkt vielmehr in dem Possessivpronomen *σ-φός* ~ preuß. *subs* „eigen, selbst“[2]) zu

---

[1]) Als äolisch ist *ἄσφε* bezeugt (Apoll. *π. ἀντ.* 101, 3 Schn.), worüber ich Unters. 199 f. Anm. 2 zu vergleichen bitte.

[2]) Ich habe Unters. a. a. O. und 202 f. vorgeschlagen eine derartige Possessivbildung auch in ital. **săfos* (mit *ă* aus *ᵉ*) als der Grundlage des Namens der *Săfīni Săbīni* und der **Săfones*, woher osk. Safinim, lat. *Samnium* aus **Sab-n-iom* und *Sabelli* aus **Sab-no-lo-*, zu erkennen; der Name des Stammes würde dann „die Eigenen, dem eigenen Verbande angehörigen“ bedeuten wie nicht selten Stammes- oder Völkernamen. Wenn ich hier auf diese Deutung zurückkomme, so geschieht es nicht, weil ich besonderen Wert auf sie lege oder sie für irgendwie sicher halte; ich möchte nur zeigen, daß die Etymologie, die W. Schulze Zur Gesch. lat. Eigenn. 479 mit großer Bestimmtheit an ihre Stelle hat setzen wollen und die Kretschmer ohne Vorbehalt in Gercke-Nordens

suchen sei, das mit *σϝ-ός* reimte und nach dem Muster der neben dem letzteren stehenden **σϝεσι̯ο* **σϝῐν* **σϝε* nicht possessive Kasusformen aus sich heraus erzeugte. Vielleicht haben beide Bildungen als treibende Kräfte zusammengewirkt. In jedem Falle wird sich die Tatsache, daß man neben *σφί̆(ν)* nicht sowohl ein **σφείν*, woraus **σφῖν*, als vielmehr *σφίσι(ν)* geschaffen hat, am ehesten aus der Einsilbigkeit der ursprünglichen Form erklären, neben die man schon sehr früh, nämlich vor dem Aufkommen von **ἡμεῖν ὑμεῖν* usw., in solchen Sätzen, in denen ein Nachdruck auf dem Pronomen ruhte, nach nominalem Muster *σφίσι(ν)* gestellt hat (vgl. des Alkaios *ἄμμεσι* o. S. 217)[1]. Damit war dieser Dativ

---

Einleitung in die klass. Altertumswiss. I 175 aufgenommen hat, um keinen Deut sicherer ist, im Gegenteil sich mit hoher Wahrscheinlichkeit als unrichtig dartun läßt. Schulze leitet *Sabini* usw. von einem Gotte *Sabus* ab, für den die Verse des Silius Italicus VIII 420 ff. Zeugnis ablegen sollen:

> Ibant et laeti pars *Sancum* voce canebant
> auctorem gentis, pars laudes ore ferebat,
> *Sābe*, tuas, qui de proprio cognomine primus
> dixisti populos magna dicione *Săbinos.*

Die Quantitätsdifferenz ist Schulze geneigt daraus zu erklären, daß „der spätgeborene Römer den Namen des alten italischen Gottes“ nur noch „aus der stummen Überlieferung der Bücher kannte“. In der Tat besitzen wir noch die Quelle, aus der der Dichter — direkt oder indirekt — geschöpft hat: Dionys von Halikarnaß II 49, 2 hat einen Abschnitt aus den Origines des alten Cato (Fgm. 6 Jord.) aufbewahrt, der so lautet: *Κάτων δὲ Πόρκιος τὸ μὲν ὄνομα τῶι Σαβίνων ἔθνει τεθῆναί φησιν ἐπὶ Σάβου* (*Σαβίνου* codd., corr. Sylburg) *τοῦ Σάγκου δαίμονος ἐπιχωρίου. τοῦτον δὲ τὸν Σάγκον ὑπό τινων Πίστιον καλεῖσθαι Δία* usw. Es scheint mir auf der Hand zu liegen, daß dieser *Σάβος Σάγκου* nichts anderes ist als der aus dem Namen der *Sabini* herausgesponnene *ἐπώνυμος* des Volkes, der zum Sohne des Stammesgottes proklamiert wurde, um nach dem Muster der gangbaren griechischen „Geschichts“schreibung göttliche Abstammung des Volkes zu erweisen, und daß er auf reale göttliche Existenz gerade so viel Anspruch erheben darf wie etwa Hellen, Doros und Achaios in dem bekannten Bruchstück des Hesiod (7 Rz.[2]). Varro, der ja aus dem Sabinerlande gebürtig war, weiß denn auch von einem Gotte *Sabus* nichts; nach ihm sind die Sabini dicti . . ., quod ea gens p̄p̄ praecipue colat de<os id est *ἀπὸ τοῦ*> *σέβεσθαι* Festus 512, 32 ff. Th. d. P. (vgl. Plin. N. H. III 108. Funaioli Gramm. Rom. fgm. I 352 N. 404). — Die Inschrift *Sabo Semoni patri sacrum* Martelli Antichità de Sicoli II 179 steht in dem Werke eines Fälschers, s. Mommsen Unt. Dial. 357.

[1]) Die Form fällt also in den Kreis der Erscheinungen, auf die Wackernagel in seinem höchst anregenden Aufsatz „Wortumfang und Wortform“ Gött. Nachr. Phil.-hist. Kl. 1906, 147 ff. die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Einen kleinen Nachtrag zu den von ihm aus dem Griechischen gesammelten Beispielen dafür, daß bedeutungsvolle einsilbige Wörter durch Verlängerung nach irgend welchen naheliegenden Mustern, unter Umständen sogar durch Verlängerung auf zwei

dem Bereiche der anderen Dative der Personalia entrückt und der Nominalsphäre angenähert, und so würde es, die Richtigkeit meiner Hypothese über σφός als Ansatzpunkt für *σφέσϳο σφίν σφέ vorausgesetzt, zu verstehen sein, daß neben σφίν auch σφί getreten ist. Nach der anderen Theorie war σφί etwas Altberechtigtes; man hätte bei ihr anzunehmen, daß σφίν im Dorischen im Anschluß an die übrigen Personalpronomina alleinherrschend geworden sei.

Es bleibt noch ein Wort über den von Apollonios Dyskolos überlieferten äolischen und dorischen Nominativ σφεις zu sagen, auf den Bechtel in seinem Eingangs genannten Buche S. 28. 35 besonderes Gewicht legt. Ich kann ihn nicht besser würdigen als mit den Worten, die Bechtel selbst an einer späteren Stelle seiner Schrift, S. 133 Anm. 3, zu dem gleichfalls von Apollonios als äolisch und dorisch bezeugten Genetiv σφείων (π. ἀντ. 96, 11 Schn.) setzt: „auf welche Texte stützt sich diese Lehre?“ Denn daß die beiden Formen aus Texten, nicht aus Beobachtung der gesprochenen Mundarten stammen, ist für jeden unzweifelhaft, der des Apollonios Büchlein kennt. Ob σφείων echtes äolisches und dorisches Sprachgut oder von den Dichtern, die es verwendeten, aus Homer (Δ 535. E 626. N 148. 688 neben σφεων Σ 311. γ 134. ν 348. ω 381 und σφῶν αὐτῶν M 155. T 302) entnommen ist, muß dahingestellt bleiben; die Frage hängt zusammen mit der weiteren, ob das -ει- von hom. σφείων ἡμείων ὑμείων auf Pluralisierung von ursprünglich singularischen *σφεῖο *ἡμεῖο *ὑμεῖο aus *σφεσϳο *ἀμμεσϳο *ὑμμεσϳο (Brugmann Ztschr. XXVII 397 ff.) oder auf metrischer Dehnung des zwischen zwei langen Vokalen eingekeilten -ε- von -σφέων ἡμέων ὑμέων (Bechtel a. a. O. 133 Anm. 3) beruht; diese letztere Frage scheint mir mit unseren Mitteln nicht beantwortbar. Von σφεις seinerseits dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die, die es verwendeten, es nicht der gesprochenen Rede ihrer Heimat entnommen haben. Da wo dieser Nominativ wirklich volksbräuchlich war, ist er jung; Homer hat ihn noch nicht, erst die jüngeren Ionier und die Attiker haben ihn zu den obliquen Kasus ge-

---

Silben lautkräftiger gemacht wurden, habe ich schon Rhein. Mus. LXII 320 f. in dor. ἔξο für ἐξ gegeben. σφί(ν) und σφίσι(ν) sind bei Homer und Herodot so verteilt, daß jenes enklitisch, dieses nicht enklitisch steht (s. Krüger Griech. Sprachl. II 2³, 74). Im Attischen ist σφίσι(ν) in beiden Verwendungen durchgedrungen. — Die einsilbigen *τϝίν *σϝίν hatten von Anfang an zweisilbige *τεϝίν *σεϝίν neben sich.

schaffen. Daß das auch die Äoler und Dorer getan haben sollten, ist eine eben um des *-ει-* willen bedenkliche Annahme; glaublicher dünkt mich, daß nur Dichter oder andere Schriftsteller *σφεις* sei es aus ionischen Quellen übernommen sei es aus dem Genetiv *σφείων* herausgebildet haben.

Bonn, Jan.-Febr. 1911. Felix Solmsen.

Miszellen II.

S. Bd. XLIII 173 ff.

1. Ich glaube „Altpreuß. Sprachdenkm." p. XIX nachgewiesen zu haben, daß eine Reihe Lehnworte im Balt. aus dem Poln. des 11.—13. Jh. aufgenommen sind, als dies die slav. *ь* und *ъ* noch an allen ursprünglichen Stellen besaß[1]). So stammt pr. *crixtitwi,* li. *krìksztyti,* le. *kristít* „taufen" aus urp. *kŕьst'iti,* wie auch pr. *pyculs* „Hölle" aus urp. *pьklo.* Aus derselben Zeit stammt das ebenfalls der christlichen Terminologie angehörende, im Pr. zufällig nicht überlieferte li. *miszià,* le. *mischa* F. „Messe" aus urp. **mьsza* (p. *msza,* aksl. *mьša* s. Miklosich Denkschr. der Wiener Ak., Phil.-Hist. Kl. XXIV 27). Ihm entspräche ein pr. **misi* vgl. pr. *dusi,* li. *dūszià,* le. *dûscha* aus p. *dusza* „Seele".

2. Im Kreise der zuletzt von Berneker Et. Wb. 91 f. zusammengestellten idg. Worte für „Braue" vermisse ich lit. *birwė* = *bruwis, brunýs* (Jušk. I 211), das zu den übrigen Worten durch sein *ir* in Gegensatz tritt. Es liegt hier die Erweiterung des konsonantischen Stammes **bhrū* durch *ē*-Suffix vor (s. Brugmann II 1, 222), was zunächst *brwē,* mit konsonantischem *r,* ergab. Wie nun aus ačech. *slza, krve* mit konsonantischen *l, r,* nčech. *sl-za, kr-ve* mit silbischem *l, r* (s. Gebauer Hist. Mluvn. I 60) wurde, so entstand aus *brwē* zweisilbiges *br-wē,* weiter natürlich *birwē.*

3. Brückner hat in letzter Zeit mehrfach (IF. XXIII 217, KZ. XXXXII 354) auf die merkwürdigen slav. Doubletten wie p. *bryzgać* = *pryskać* „plätschern", *druzgać* = *truskać* „zerschmettern", *guzdrac* = *kustrać* „säumen" hingewiesen. Dieser Wechsel ist auch dem Lit. nicht fremd, vgl. *dwózga burnõj* „es bittert im Munde": *twõskia* „drückt die Empfindung im Munde aus, wie wenn man Pfeffermünze genommen hat" (Kurschat); *dwózgia* = *twóskia* „es brennt" (Jušk. I 381). R. Trautmann.

[1]) In poln. Urkunden des 13. Jh. ist *ь* als *i* noch geschrieben: Mistiwoj (1247), Grimizlaus (1228) s. Florinskij Lekcii po slav. jazykoznaniju II 391.

Am Rande des Mṛcchakaṭika.

Inhaltsübersicht.

Die folgenden Seiten sollen als Einleitung zu dem Glossar der Prākritdialekte des für das Prākritstudium so außerordentlich wichtigen Mṛcchakaṭika dienen. Ich habe dabei natürlich die kritische Ausgabe Stenzlers zugrunde legen müssen, da die neuere, wegen zahlreicher, wichtiger Varianten sehr schätzenswerte Ausgabe des indischen Gelehrten Goḍabole trotz allem kaum als eine selbständige Arbeit angesehen werden kann. Goḍabole hat zwar einige seiner guten Handschriften berücksichtigt, er hat sich aber in den meisten zweifelhaften Fällen einfach dem Stenzlerschen Text angeschlossen. Stenzlers Ausgabe steht nun freilich, besonders in ihrem Prākritteil, nicht auf der Höhe unserer heutigen Kenntnisse, obschon sie noch immer bei weitem die beste ist. Eine Neuausgabe des Dramas macht sich dringend nötig. Es leidet auch keinen Zweifel, daß bei der neuen Bearbeitung des Textes nicht selten eine bessere Lesart aufzunehmen sein wird; hie und da wird wohl auch etwas zu streichen sein. Trotzdem habe ich es für besser gehalten, mich bei Herstellung des Glossars überall an den gedruckten Text zu halten, ohne den späteren Arbeiten übereilig vorzugreifen. Nur in den nicht geradezu häufigen Fällen, wo Pischel in seine Grammatik der Prākritsprachen eine andere Lesart aufgenommen hat, habe ich darauf aufmerksam gemacht. Natürlich hat dieses Verfahren zur Folge, daß meine Arbeit kaum ein Spezialwörterbuch genannt werden kann; sie ist vielmehr für das Mṛcchakaṭika nur das, was Cappellers Prākritindices zu den beiden von ihm herausgegebenen Dramen, der 'Sakuntalā und der Ratnāvalī, sind. Ich hoffe aber, daß auch ein solches, über 3500 Wortformen enthaltendes Verzeichnis für das Studium der, bis heute eines Wörterbuches entbehrenden, Prākritdialekte von Nutzen sein wird. Dem Bedürfnis angehender Prākritisten Rechnung tragend,

habe ich, wo es nötig erschien, auf Hēmacandras und Pischels Grammatiken hingewiesen. Einige Schlüsse, die ich aus der Betrachtung des Wortschatzes des Mṛcchakaṭika gezogen habe, sowie einige Vermutungen, zu denen mich das Studium der Prākritpartien dieses Dramas geführt hat, will ich nun nachstehend, in der Form einer Einleitung zu meinem Glossar, mitteilen. Die eine oder die andere der von mir berührten Fragen würde vielleicht eher in die Vorrede zu einer Neuausgabe des Stückes gehören, da aber eine solche gegenwärtig nicht in Aussicht steht, und der Herausgeber übrigens auch anderer Meinung sein könnte, so habe ich mich entschlossen, jene Fragen an diesem Orte zu besprechen. Auf andere Fragen dagegen, namentlich solche textkritischer Natur, bin ich absichtlich nicht eingegangen, höchstens habe ich sie hie und da in einer Fußnote erwähnt. Auf den Rat meines hochverehrten Lehrers, Prof. Windischs, dem ich an dieser Stelle gleichzeitig meinen tiefempfundenen Dank ausspreche für das warme Interesse, das er an dieser Arbeit genommen hat, habe ich diejenigen Wörter, die das Mṛcchakaṭika mit der 'Sakuntalā und der Ratnāvalī gemeinsam hat, durchgehend bezeichnet, mich dabei in der Regel auf die Cappellerschen Indices verlassend. Daß uns eine solche Vergleichung nicht Unwichtiges lehren kann, habe ich mich bestrebt, auf S. 234 ff. zu zeigen. — In dem ersten Abschnitt habe ich eine Reihe von Beiträgen zum besseren Verständnis des an sich nicht immer leichten und eines guten, ausführlichen Kommentares entbehrenden Textes gegeben. Bahnbrechend für das Verständnis unseres Dramas ist Böhtlingks Übersetzung gewesen. Ich habe es also für genügend erachtet, meine Meinung nur da mitzuteilen, wo sie mit Böhtlingks Auffassung nicht übereinstimmt. Auch die treffliche Übersetzung von Regnaud habe ich nicht unberücksichtigt gelassen. Eine Anzahl von meist überaus feinfühligen Bemerkungen zu unserem Text hat Cappeller (Festgruß an Böhtlingk) veröffentlicht; ich habe mich seiner Auffassung, bis auf die wenigen besonders hervorgehobenen Fälle, stillschweigend angeschlossen. — Wer eine, sei es grammatische, sei es nur lexikalische Arbeit über das Prākrit des Mṛcchakaṭika veröffentlicht, an den ergeht natürlich die Anforderung, daß er zur Einteilung der Dialekte, wie sie der Scholiast dieses Dramas gegeben hat, Stellung nehme. Dieser wichtigen Frage sind die letzten Abschnitte meiner Einleitung gewidmet. Man möge mir dabei nicht verdenken, wenn ich trotz der großen Anerkennung,

die jeder Indianist den Arbeiten Pischels auf diesem Gebiet zollen muß, doch in der Hauptsache mit den Ansichten, denen dieser Gelehrte in den Eingangsparagraphen zu seiner grundlegenden Grammatik der Prākritsprachen Ausdruck gegeben hat, nicht übereinstimme: santaḥ parīkṣyānyatarad bhajanti mūḍhaḥ parapratyayanēyabuddhiḥ.

Beiträge zum Verständnis des Textes des Mṛcchakaṭika.

3. $_{21}/_{22}$[1]. — In seinem Artikel Zur Mṛcchakaṭikā (Festgruß an Böhtlingk) verbessert Cappeller pañcavaṇṇakusumōvahārasōhidā bhūmī in pañcabāṇa⁰, da nur dieses einen guten Sinn ergebe. Daß aber wirklich pañcavaṇṇa⁰ zu lesen ist, ersieht man aus Vātsyāyana's Kāmasūtra, wo es von den „64 Künsten" heißt, daß ihre Zahl (ein prāyōvāda) ebenso zu verstehen ist yathā saptaparṇō vṛkṣaḥ pañcavarṇō balir iti. Also eine sprichwörtliche Redensart; bāhulyēna rūḍhivaśāt — bemerkt Yaśōdhara in seinem Kommentar. Woher freilich der Ausdruck stammt, darüber schweigt der Kommentator. Vgl. noch Warren Buddhism in translations S. 51 Mitte.

6. $_{8}$. (hē avatthē) tulīasi ist tulyasē, wie auch Stenzler hat, Passiv zu tulayati, wägen, also „du wirst gewogen", d. h. bald gehst du in die Höhe, bald fällst du herunter. Daß dies die richtige Übersetzung ist, zeigen die folgenden Worte des Vidūṣaka. Früher — so begründet Māitrēya diese Apostrophe an seine Lage — als Cārudatta reich war, ging es mir gut, jetzt, da er arm geworden ist, bin ich ganz heruntergekommen. Die Wage des Schicksals ist ein allgemein bekanntes Bild. Böhtlingks Übersetzung: „o du meine Lage, wenn ich mit dir einen Vergleich anstelle!" wird dem Text nicht gerecht. Übrigens kann M. nicht gut seine Lage mit sich selbst vergleichen. Ähnlich hat Regnaud: „Hélas! me voilà au niveau de ma condition!" er fügt aber vorsichtig hinzu: je n'oserais toutefois affirmer que ce soit bien le vrai sens de cette phrase difficile du texte. Vgl. auch Māitrēya's Gespräch mit Saṁsthānaka p. 20 f.

6. $_{25}$; 77. $_{17}$. sōtthi bhavadē. Pischel sagt § 361: „es liegt nur eine Sanskritisierung vor; es ist bhavadō zu schreiben, wie Cappeller Ratn. 319, 17 getan hat. Vgl. sōtthi savvāṇaṁ (Vikr. 83, 8) und die v. l. zu Vikr. 81, 15". Die erwähnte v. l. lautet bhōdu dē und ist offenbar aus dem richtigen bhavadē verschrieben. Der Genitiv savvāṇaṁ und bhavadō ist ebenso gut

[1]) Die Zahlen beziehen sich auf Seite und Zeile der Stenzlerschen Ausgabe.

wie der Dativ bhavadē; ähnlich müssen wir z. B. jaadu neben jēdu zu Recht bestehen lassen. Das Vorkommen solcher Formen im Pkt. läßt sich ohne Schwierigkeit verstehen, gleichgültig, ob man sie für Archaismen oder Sanskritisierungen erklärt. Seite 110, 21 lesen wir ēvaṁ punardarśanāya, und ebenso heißt es im Pkt. des Vikr.: tā gacchadu ajjā puṇōdaṁsaṇāa (ed. K. P. Parab[2] Bombay 1897 p. 297; Bollensen hat gacchadu ajjā puṇōvi daṁsaṇassa). Wenn wir Dative (als Archaismen) in Versen zulassen, warum sollten wir sie aus Höflichkeitsformeln streichen, in denen sie gut bezeugt sind?

10.$_{18}$. Wenn Bö. mama maaṇam aṇaṅgaṁ bammahaṁ vaḍḍhaantī durch: meine Liebe, den körperlosen Liebesgott, entflammend, wiedergibt, so verwischt er damit einen wichtigen Zug der Sprache Sakāras: die sinnlose Anhäufung der Synonyma. Man müßte etwa: meine Liebe, Zuneigung, Leidenschaft sagen, um das Richtige zu treffen. Freilich können es die europäischen Sprachen in bezug auf die Synonyma mit den indischen nicht aufnehmen.

10.$_{23}$. nāṇakamūśikāmakaśikā, Bö.: die Peitsche des Goldstücke stehlenden Liebesgottes. R.: outil (fouet) dont se sert Kāma pour dérober les pièces de monnaie. Ähnlich auch Lalladīkṣita. Diese Erklärung ist mir unverständlich (namentlich bei R.); ist denn Kāma ein (Taschen)Dieb? Es ist zu übersetzen: eine Hetäre (d. h. Peitsche des Liebesgottes), die Geldstücke stiehlt, oder (wohl besser): eine Peitsche des Liebesgottes auf diejenigen, die Geldstücke stehlen. Diebe waren bekanntlich ständige Kunden schöner Kurtisanen, um deren Liebe willen sie ihrer gestohlenen Schätze ledig wurden. kāmakaśikā kann auch, wie Cappeller a. a. O. mit Verweis auf Vikr. 5, 9 bemerkt, parodistisch gebraucht werden, jedoch scheinen solche Ausdrücke antonomastisch für Freudenmädchen und überhaupt für junge Frauen im Gebrauch gewesen zu sein. In unserem Drama wird noch Vasantasēnā praharaṇam anaṅgasya lalitam genannt (82, 20); s. auch Mālav. v. 35.

10.$_{25}$. suvēśaṇilaā (Stenzler suvēṣanilayā); Bö.: Zierpuppe. R. folgt dem Kommentar und faßt es appositionell zu dem folgenden vēśāṅganā (suvēśanilayā śōbhanānāṁ veśānām alaṁkārāṇāṁ nilaya āśrayō yasyāṁ sā vēśāṅganā) „courtisane qui sert d'échafaudage à de belles parures", also auch vēśa = vēṣa. Ich möchte lieber in vēśa ein tatsama (Lupanar) sehen, um den synonymischen Charakter der Rede 'Sakāra's aufrecht zu erhalten. Das Wort wäre also ein bahuvrīhi: śōbhanē vēśē nilayō yasyāḥ sā = die

ihre Wohnung in einem schönen Hurenhaus hat. Dies paßt offenbar besser in den Zusammenhang als die Böhtlingk'sche Übersetzung: eine Hurenmutter, eine Zierpuppe, eine Metze und eine Hure.

12.$_7$. validē a maśtakē, Bö.: „und das Haupt ist schon gefällt“ weniger gut als: (mein) Schwert ist scharf und (dein) Haupt ist gebogen, geneigt, gewandt (läßt sich also leicht abschlagen, nimm dich in acht!).

24.$_5$ f. ayē kathaṁ dēvatōpasthānayōgyā yuvatir iyam. — Bö. hat offenbar dēvatā upasthānayogyā getrennt, denn er übersetzt irrtümlich: „Wie! dieses Mädchen ist eine Gottheit, die angebetet zu werden verdient!“ Die Übersetzung der ganzen Stelle macht den Eindruck, als ob Vasantasēnā sich weigerte, ins Haus zu treten — weil sie eine Gottheit ist. Das Richtige enthält der Kommentar bei Goḍ.: dēvatōpasthānaṁ yasyāḥ sā, und R.: cette jeune femme est digne qu'on s'approche d'elle en lui rendant les hommages dus à une divinité. (Der Komm. bei Regnaud hat dēvatā iva upa° ya° sā, was offenbar in dēvatāyā zu verbessern ist.)

24.$_{18}$. bhavatu tiṣṭhatu praṇayaḥ. — Diesen Satz hat Bö. mißverstanden. Er übersetzt: So sei es, es trete ein vertrauliches Verhältnis ein. — Richtig dagegen R. (und Capp.): Soit; arrêtons là nos civilités. Die Deutung des Kommentars wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Ganz klar wird die Stelle durch Kum. VI 24 athavā sumahatyēṣā prārthanā dēva tiṣṭhatu. Stenzler: At vero, o Deus, relinquatur permagna haec quaestio.

32.$_{7/8}$. dhuttijjāmi übersetzt Stenzler durch dhūrtyē, und ich kann nicht einsehen, warum wir mit Bö. und Capp. auf diese naheliegende, korrekte und einfache Erklärung verzichten sollten. -ijj- für -īy- dürfte nicht befremden.

39.$_{8/9}$. kassa tuhaṁ gehört zweifelsohne zu jampasi mammaṇavaaṇaṁ. Bö. zerreißt ganz mit Unrecht den Zusammenhang; seine Übersetzung „woher stammst du, Schlanke?“ ist übrigens ungenau, man könnte höchstens übersetzen: wessen bist du, d. h. wem gehörst du? — eine Frage, die in bezug auf ein öffentliches Mädchen keinen rechten Sinn hat. — Die Übersetzung von R. würde richtig sein, nur hat er übersehen, daß der ganze 'Slōka eine Frage enthält.

39.$_{10}$. ṇatthi mē vihavō, aṇṇatta vajja. — Auch diese Stelle hat Bö. mißverstanden. Es ist zu übersetzen: Ich habe

kein Geld, geh' anderwärts! d. h. wende dich an einen anderen (der Geld hat), aber nicht „mach daß du fortkommst!" — Richtig R.: Adressez-vous ailleurs.

39.$_{20}$ f. ajjuē jaï ĕvvaṁ tā iaṁ kalā paliaṇahatthagadā kalīadu. — Bö.'s Übersetzung ist wohl unrichtig: „wenn es so sein soll, dann gestatte, daß ich diese meine Kunst den Händen deiner Dienerschaft anvertraue". Das Richtige findet sich bei R.: „Madame, puisqu'il en est ainsi permettez-moi d'exercer mon art à votre service". — Der Sinn ist: möge derjenige, der diese Kunst besitzt (d. h. ich), dein Diener werden. Der Masseur will ja nicht die Dienerschaft Vasantasēnā's in seiner Kunst unterweisen, sondern er will diese letztere in Vasantasēnā's Diensten ausüben. So versteht es V. selbst und antwortet: Ich will dich nicht als Diener aufnehmen, kehre zurück zu Cārudatta.

47.$_{16}$. niśi fehlt bei Böhtlingk.

48.$_{18}$. mā tāvad bhūmāu patac chabdam utpādayēt. — Das Neutrum patat bezieht sich grammatisch auf salilam, nicht auf kapātaḥ, womit es Bö. und R. verbinden. Auch geht salilam unmittelbar voran (sogar zweimal) und nicht kapātaḥ.

51.$_{10}$ f. ā dāsīē dhīē kiṁ bhaṇāsi dudiaṁ vi duāraaṁ ugghādidaṁ ti. — Bö. übersetzt: Was sagst du, auch die zweite Tür sei geöffnet worden? — Das ist offenbar unrichtig; weder hat Radanikā das gesagt, noch konnte sie es gesagt haben. Es ist mit ed. Goḍ. und vv. ll. via austatt vi zu lesen. So übersetzt auch R., hier, wie sonst, seinem Kommentar folgend (s. seine Anm.): qu'il y a comme une seconde porte d'ouverte. Übrigens könnte man diesen Sinn auch dem Stenzlerschen Text abgewinnen.

59.$_{2}$. parijanakathāsaktaḥ kaścin naraḥ samupēkṣitaḥ. — Diese ganze schwierige Strophe hat Bö. richtig aufgefaßt und übersetzt, bis auf den oben zitierten ersten Pāda, der bei ihm lautet: War jemand mit seinem Diener im Gespräch begriffen, so beachtete ich ihn nicht. — Mit Recht wendet dagegen Capp. ein: „samupēkṣita kann dem Zusammenhang nach nur heißen 'beobachtet'". — Der Sinn ist: ich argwöhnte, daß die Leute von meinem Diebstahl sprechen. Die Angst vor Frauen (Pāda 2) mag in Anbetracht der Neugierde der Töchter Evas nicht unangebracht sein. Zu der ganzen Strophe vgl. Ratn. 310, 15—18, namentlich Pāda 2.

68.$_{13}$ f. gaaṇatalālōaṇakōdūhaladūruṇṇāmidasīsassa (scil. vasantasēnābhavaṇaduārassa). R. übersetzt: elle possède un fronton

très élevé au moyen duquel on peut satisfaire sa curiosité et plonger la vue sur l'horizon (!!). Das ist natürlich ganz irrtümlich. Einzig richtig ist Bö.'s Übersetzung: das Oberteil ragt hoch hinauf, als hätte es ein Verlangen, das Himmelsgewölbe zu schauen. — R. hat auch seinen Kommentar vollständig mißverstanden; wie kommt übrigens gaaṇatala zur Bedeutung horizon?

71. $_{15}$. sāmisaṁmāṇaṇāladdhappasarā via gharadāsī hat Cappeller richtig übersetzt: wie eine Hausmagd, die ob der ihr von ihrem Herrn (statt der ihrem Herrn bei Bö.) erwiesenen Aufmerksamkeit ein freies Betragen angenommen hat. Man vergleiche aus dem Mūdrar. (III. Akt): śrīr labdhaprasarēva vēśavanitā duḥkhōpacaryā bhṛśam (s. Fritzes Übers. ed. Reclam S. 58/59).

71. $_{28}$ f. pasāraṇaaṁ kidaṁ gaṇiāē ṇāṇapakkhisamūhēhiṁ. — Bö.: „Da treiben Vögel aller Art eine Hetäre vor sich her". Das ist falsch. Besser ist die in den Anmerkungen vorgeschlagene Übersetzung: „eine Hetäre hat Vögel aller Art zur Schau ausgestellt", nur muß eine zu die verbessert werden; gemeint ist natürlich Vasantasēnā. Richtig R.: la courtisane qui habite ici a rassemblé des oiseaux de toute espèce.

72. $_{6}$. kēttiaṁ tavaccaraṇaṁ kadua Vasantasēṇāē bhādā bhōdi? — Bö.: „welchen großen Kasteiungen muß man sich unterwerfen, um ein Bruder der Vas. zu werden" weniger gut als R.: Quelles pénitences il a dû faire dans une vie antérieure pour mériter de devenir le frère de Vas. ici-bas!

76. $_{13}$. vidyudguṇakāuśēyaś cakradhara ivōnnatō mēghaḥ. — Bö. übersetzt einfach Blitzstrahlen und bemerkt dazu: „Ich vermute vidyudgaṇa°, vgl. S. 84. 13". Eine ganz überflüssige Konjektur; vidyudguṇa° ist viel präziser als das matte °gaṇa°, die hellen Blitze werden mit den Fäden eines seidenen Gewandes verglichen (vgl. vidyullēkhā, vidyullatā); Bö.'s Hinweis auf 84. 13 ist mir unverständlich, hier wäre ja vidyudgaṇa° ganz undenkbar. Oder vermutet Bö. eine Beeinflussung?

82. $_{18}$. — tataḥ praviśati ujjvalābhisārikāvēśēna Vasantasēnā. — Bö.: „in einem prachtvollen Hetärenanzuge" — das ist vielleicht zu wenig; abhisārikā ist hier wohl terminus technicus und deutet darauf hin, daß Vas. den Cārudatta nicht etwa zufällig oder wegen des Schmuckkästchens, sondern als Geliebte besucht. Richtig R.: dans la brillante toilette d'une femme qui vient à

un rendez-vous d'amour. Vgl. noch Vikr. p. 40, 17 und Fritzes Bemerkung zu der Stelle in seiner Übersetzung (Reclam) S. 40.

83. $_{17}/_{18}$. — mēghā varṣantu garjantu muñcantv aśanim ēva vā | gaṇayanti ṇa śītōṣṇaṁ dayitābhimukhāḥ striyaḥ || Die zweite Hälfte dieses 'Slōka hat Bö. irrtümlich aufgefaßt. Er übersetzt: „Weiber . . . kümmern sich darum ebensowenig wie um Kälte oder Hitze". Das steht nicht im Texte. Richtig dagegen R.: les femmes ne tiennent compte ni du chaud ni du froid quand il s'agit de voir celui qu'elles aiment.

101. $_{18}$. ayaṁ mē pūrvavāirī ayaṁ mē pūrvabandhuḥ. — Bö's Übersetzung ist entschieden falsch (dieser ist mein ärgster Feind, jener mein bester Freund), immerhin aber besser als die von R. (Depuis longtemps l'un est mon ami et l'autre mon ennemi). Als Āryaka diese Worte spricht, haben ja die beiden Polizeidiener keine Ahnung davon, daß er und nicht Vasantasēnā im Wagen sitzt. Candanaka will aber den Wagen „im Vertrauen auf den ehrenwerten Cārudatta" ununtersucht seiner Wege ziehen lassen, während Vīraka in seinem Pflichtbewußtsein solche Verletzung des königlichen Gebotes nicht dulden kann. Und diese Meinungsverschiedenheit erklärt sich Āryaka, wie sie sich wohl jeder Inder erklären würde: pūrva⁰ = pūrvajanmani, janmāntarē.

101. $_{23}$. maē avalōidaṁ tuē avalōidaṁ bhōdi. — Zu übersetzen: Ich habe untersucht, was du untersucht hast. — Deutlicher wird der Sinn, wenn wir maē und tuē umstellen (was du untersucht hast, habe ich untersucht). Nur diese Übersetzung wird der ganzen Situation gerecht.

102. $_{7}$. varaṁ vyāyacchatō mṛtyur na gṛhītasya bandhanē. — Bö. und R. übersetzen, als ob im Texte bandhanam stände. (Bö.: Lieber im Kampfe sterben als ergriffen und ins Gefängnis gesteckt werden. — Ebenso R.). mṛtyuḥ gehört sowohl zu vyāyacchatō als auch zu gṛhītasya bandhanē: lieber im Kampfe sterben als ergriffen im Gefängnis scil. sterben, d. h. verschmachten oder ermordet werden. Für den Krieger gibt es eben keinen würdigeren Tod, als im Kampfe zu fallen.

110. $_{4}/_{5}$. sulabhapuruṣasaṁcārēsmin pradēśē pravahaṇaṁ viśvāsam utpādayiṣyati. — Bö.: „. . . erregt ein Wagen keinen Verdacht". Das ist zu wenig; „. . . erweckt der Wagen Vertrauen". Richtig, aber sehr frei übersetzt R.

115. $_{1}/_{2}$. Der Übersetzung R.'s ist entschieden der Vorzug zu geben.

116. $_{25}$. Es ist mit dem Kommentar bei Goḍ. (auch CJ.) śaguḍā a śuṇṭhī zu lesen und demgemäß „Ingwer mit Zucker“ zu übersetzen. Die Lesart śaguḍāha verdankt dem Einfluß des unmittelbar vorangehenden vacāha ihren Ursprung.

119. $_{15}$. Hier und im folgenden dürfte lakkhaśī nicht ohne weiteres mit ḍākiṇī identifiziert und durch „Hexe“ übersetzt werden, wie dies bei Bö. geschehen ist. Im Volksaberglauben werden die beiden streng geschieden. rākṣasī ist ein übermenschliches Wesen (etwa Teuflin, Teufelsweib, weiblicher Teufel), was eine Hexe ja nicht ist. Mit „unsaubere Hexe“ übersetzt Bö. richtig das p. 72, 12 stehende karaṭṭahāiṇī = apavitraḍākiṇī. R. hat beide Male das nicht ganz zutreffende ogresse.

121. $_{4}$. — kim anēna nirūpitēna? — Bö.: „Wozu willst du den Wagen untersuchen?“ 'Sakāra will es aber doch nicht, wenigstens sagt er nichts davon. Es ist zu übersetzen: Wozu diese Erwägungen? — Ähnlich R.: ne nous occupons plus de cela.

122. $_{19}$. daśaṇahuppalamaṇḍalēhiṁ haśtēhiṁ. — Bö.: „Mit diesen meinen Händen, die die Runde einer zehnnägeligen Lotusblüte haben“. — Das ist natürlich möglich, aber ich glaube kaum, daß sich ṇaha direkt auf die Blätter der Lotusblüte beziehen kann. Vielleicht besser: die zehn Kreise von Nagellotussen haben, d. h. mit zehn runden lotusblattähnlichen Nägeln versehen sind.

123. $_{6}$. „Aus Hundert von Fäden“ (Bö.) wäre śuttaśadēna; śuttaśadēhiṁ = aus Hunderten von Fäden, d. h. wohl so viel als fein gewoben.

123. $_{12}$. lakhaliā = rasaḥ (Stenzler); lakkhaśikā = rākṣasikā (Goḍabole). Diese letztere Lesart verdient wohl den Vorzug. Auch Bö. nimmt sie an, legt aber dem Worte seine gewöhliche Bedeutung bei. Ich schließe mich der Erklärung von R. an (ça n'en a ni l'odeur ni la saveur) und finde seine Bemerkung zu der Stelle ganz überzeugend.

144. $_{12}$. Das mit einem Meere verglichene rājabhavanam wird nītikṣuṇṇatataṁ genannt. Bö. übersetzt: „Die Staatsklugheit bildet das unterwühlte Ufer“; vielleicht besser: Das von Wellen geschlagene Ufer. Das Meeresufer darf doch schwerlich als „unterwühlt“ betrachtet werden, der Dichter meint vielmehr die Brandung. Auch ist die Staatsklugheit dem Anprall mancher (politischer) Wogen ausgesetzt, kann aber nicht als in der Regel unterwühlt gelten. — R. hat das Kompositum falsch aufgelöst.

151.$_{6}$; 154.$_{6}$. (mayā khalu nṛśaṁsēna . . .) strīratiś cāviśēṣēṇa bezw. ca vi° śēṣam ēṣōbhidhāsyati. — Bö. übersetzt: „Ich grausamer . . . habe ja, ich mache keinen Unterschied, ein Weib oder die Liebesgöttin (vā mit v. l.). — Das übrige wird dieser da ergänzen“. R.: . . . c'est par moi qu'une femme, la volupté en personne, a été . . . Celui-là te dira tout le reste. — Dazu bemerkt Capp.: strīrati Frauenliebe (beide Male cāviśēṣēṇa ohne Unterschied); zu ergänzen wäre labhyatē iṣyatē usw. Natürlich meint Cārudatta alles ironisch „Ich laufe ja bekanntlich jedem Weibsbild nach“. — Das ist alles ganz irrtümlich. Vor allem ergänzt 'Sakāra selbst (p. 154) das Fehlende, und zwar ganz anders als Capp. dies tut, er sagt vāvādidā = vyāpāditā und daran müssen wir festhalten. Dann aber übersieht Capp. das ca. Übrigens hat sich während des ganzen Prozesses niemand dahin geäußert, Cārud. „laufe jedem Weibsbild nach“. Auch 'Sakāra nicht. Er beschuldet den Cārud., nur des Geldes wegen Vasantasēnā erdrosselt zu haben. Endlich sind nṛśaṁsa und paralōkam ajānan Epitheta eines Frauenmörders, aber nicht eines Weiberschlemmers. Bö. und R. haben das Richtige getroffen. Daß strī rati zu trennen ist (so ed. Goḍ.), zeigt das Wörtchen ca oder vā, wie eine andere Lesart lautet (auch ed. Goḍ.), die Bö. angenommen hat. aviśēṣēṇa bezieht sich auf strī ratiś ca und bedeutet (allein, ohne ca wie bei Capp.) ohne Unterschied, d. h. in einer Person. Ich soll Vasantasēnā, die verkörperte Rati ermordet haben, klagt Cārud. seinem Freunde. Weniger gut ist die Lesart viśēṣēṇa; dieses würde sich auf abhidhāsyati beziehen und „genau“ oder etwas Ähnl. bedeuten.

166.$_{9}$. Bö. gibt den Sinn wieder, aber nicht den Text. Es heißt buchstäblich: Hast du es so erkannt, daß . . ., d. h. Glaubst du etwa, daß ich ohne dich leben kann? Der Satz ist ein Fragesatz.

160.$_{23}$. Cārudatta nennt seine Brahmanenschnur: amāuktikam asāuvarṇaṁ brāhmaṇānāṁ vibhūṣaṇam. — Bö.: Des Brahmanen Schmuck . . . ist nicht aus Perlen und nicht aus Gold gemacht. Ähnlich R. — Es ist besser, den ganzen 'Slōka auf das Z. 21 stehende idaṁ = yajñōpavītam zu beziehen. Also: Diese Opferschnur ist ein Schmuck der Brahmanen, gereicht den Br. zu Schmuck, obwohl sie nicht aus Perlen und nicht aus Gold gemacht ist. (Vgl. z. B. 33, 2; 161, 22.)

166.$_{13}$. juttaṁ ṇṇēdaṁ übersetzt Stenzler mit yuktaṁ nēdam und ihm schließen sich die beiden Übersetzer an. Es ist wohl

besser yuktaṁ nv ētat (nv idam) zu übersetzen. ēdaṁ bezieht sich auf die ganze Einwendung Cārud.'s, nicht nur auf prāṇaparityāgaḥ. Zu übersetzen: „Stimmt" oder „das schon — und trotzdem, und doch kann ich nicht usw."

167.$_{12}$. vaktavyaṁ yad idaṁ mayā hatā priyēti. — Bō.: daß man hier sagen wird usw., ähnlich R. Wohl besser (buchstäblich): weil hier zu sagen ist scil. mayā, d. h. weil ich hier sagen muß, ich habe die Geliebte umgebracht. „Das Feuer der üblen Nachrede der Menschen" janāpavādavahni brennt wohl einen, der seinen Frevel gestanden hat, nicht aber einen unschuldig Verurteilten. Übrigens ist die Klage Cārudattas „vaktavyaṁ yad idam" eine Antwort auf die direkte und unmittelbare Aufforderung des 'Sakāra und der Cāṇḍālen: tā attaṇakēlikāē jīhāē bhaṇēhi maē Vaśantaśēṇā vāvādidētti Z. 3 und bhō ajja Cāludatta bhaṇāhi Z. 7.

174.$_{1}$. rājyaṁ surārēr iva śatrurājyam. — Bō. faßt diesen Pāda als einen Satz für sich. Das ist schwerlich richtig. Er verbindet sich besser mit dem Vorhergehenden: Er (= Āryaka) ist gelangt zur vollständigen Oberherrschaft über das Reich, (nämlich) zur Herrschaft seines Feindes (des Königs Pālaka), die der Herrschaft des Feindes der Götter gleicht. — So schon der (auch von Bö. zitierte) Kommentar und (ihm folgend) Regnaud.

Allgemeines Resultat der Vergleichung der Glossare zu dem Mṛcchakaṭika, der 'Sakuntalā und der Ratnāvalī.

Das in der obigen Aufschrift genannte Resultat können wir ein zweifaches nennen: im allgemeinen fällt auf, daß der Wortschatz der drei Dramen ein verschiedener, ich möchte fast sagen ein überraschend verschiedener ist. Es sind hauptsächlich die allergebräuchlichsten Worte und Ausdrücke, die bei allen drei Dichtern vorkommen, sonst gehen dieselben sehr auseinander. Es wäre sehr interessant, festzustellen, in welchem Grade dieser Unterschied individuell ist, und andrerseits, in welchem Grade er durch die Natur des Stoffes bedingt ist. Eine Antwort auf die letztere Frage würde eine nähere Vergleichung des Mālavikāgnimitra und der Ratnāvalī geben. Die Nebeneinanderstellung von Worten, welche dem Mṛcch. mit 'Sak. und Ratn. gemeinsam sind, zeigt, daß eingehendere Untersuchungen auf diesem Gebiete mit Erfolg gekrönt sein würden. Ferner zeigt ein Blick auf unser Glossar und auf diejenigen zu den beiden anderen

Dramen, daß alle drei Werke nicht nur im allgemeinen, in bezug auf ihren Wortschatz, sondern auch im einzelnen, in bezug auf manche Wort- und Formkategorien, sei es auf dem Gebiete der Flexion, sei es auf demjenigen der Semasiologie, zum Teil recht stark voneinander abweichen. Dabei sind die Divergenzen zwischen Kālidāsa und Harṣa viel seltener und unbedeutender, als diejenigen zwischen ihren beiden Werken und dem Mṛcchakaṭika. Die ersteren sind meistens derart, daß wir ihren Grund von Rechts wegen in der individuellen Schreibart der beiden Dichter suchen können; für die letzteren drängt sich eine andere Erklärung auf, über die ich noch weiter unten handeln werde. Ehe ich aber auf die genannten Differenzen des näheren eingehe, muß ich mich verwahren: ich werde ihrer nur einige wenige namhaft machen können, nicht als ob sich keine mehr anführen bezw. begründen ließen, sondern aus anderen Gründen. Erstens erlaubt das Material infolge seiner Beschaffenheit fast nur auf Fragen lexikalischer Natur einzugehen, und es kann auch nicht in meiner Absicht liegen, in der Einleitung zu einem Glossar andere, in das Gebiet der Grammatik oder der Stilometrie einschlagende Fragen zu besprechen. Zweitens gibt Cappeller in seinen Glossaren keine Belegstellen, so daß meine Ausführungen des festen Bodens der Statistik entbehren würden. Hoffentlich wird aber auch das wenige weiter unten Mitzuteilende genügen, um meiner Ansicht über die Stellung des Mṛcchakaṭika unter den Erzeugnissen der dramatischen Literatur der Inder eine Stütze zu verleihen. Ich will nur bemerken, daß meines Erachtens eine genauere Vergleichung nicht nur des Wortschatzes, sondern auch der Grammatik und des Stiles zu recht interessanten Ergebnissen führen würde und namentlich für das historische Studium der indischen Literatur von Belang sein könnte.

Unser Glossar verzeichnet eine stattliche Anzahl von seltneren Formen, die sonst aus der dramatischen Literatur sehr spärlich belegt sind. Am zahlreichsten sind darin diejenigen Passivformen vertreten, die den nach den Lautgesetzen des Pkt. veränderten Sanskritformen entsprechen, also vom Standpunkt des Pkt., welches das regelmäßige Passivum durch Antritt von īya bezw. ijja an die Wurzel oder an den Präsensstamm bildet, unregelmäßig genannt werden können. Am interessantesten dagegen werden wohl die verhältnismäßig zahlreichen Indikativformen des Präsens mit Ātmanēpadaendungen sein.

Unregelmäßige Passiva sind in alphabetischer Anordnung folgende:[1]

khajjanti 8, 3
khajjamāṇa 25, 15
chijjanti* 41, 2
chijjissadi 3, 16
jujjadi 61, 10; 65, 12; 141, 3; 155, 21; s. Gr. § 546
ḍhajjadi 9, 25
ṇīadi 100, 24; 148, 13; 160, 14
*ṇīadi 100, 22; 163, 23; 164, 6. 8; 170, 2
ṇīamāṇa 158, 12; 164, 5
dijjadi 49, 7 (dīadi zu lesen; vgl. Glossar s. v.)
dīadi 55, 16/17; 71, 6
*dīadi 145, 5
*dīadu 145, 5
*dīśadi 138, 24. 24/25; 139, 10. 11; 147, 4. 5; 168, 18
*dīśantī 14, 11 bis
dīsadi 50, 24; 138, 29; 139, 8/9
paccanti 70, 11
bajjhanti 71, 2
bajjhissāmō[2] 109, 9
*bhajjadi 118, 12
labbhaï* 153, 17
vajjadi 69, 25
vajjhanti 70, 11
vibhajja 118, 21 ter s. Gr. §§ 506. 546
viluppanta 148, 22
vuccadi 77. 12; 79, 2; 87, 12; 138, 2. 3
*vuccadi 36, 11
vuccanti 29, 7

chijjanti kommt in dem Verse des Karṇapūraka vor und es liegt kein Grund vor, es mit Pischel Gr. § 546 für 'Sāur. anzusehen, dagegen wird labbhaï, das in dem Verse der beiden śrēṣṭhikāyasthāu vorkommt, von Pischel Gr. § 541 richtig (aber inkonsequent!) der Māhārāṣṭrī zugezählt. Unerwähnt blieben in der Grammatik: khajjanti khajjamāṇa paccanti vajjhanti (mir allerdings verdächtig) und viluppanta. In den beiden Glossaren Cappellers finden wir nur die allergewöhnlichsten Formen, die auch sonst belegt sind. Es sind dies: dīsadi 'Sak., dīsanti R., jujjadi 'Sak. R., ṇīadi 'Sak. Außerdem hat noch Ratn. vijjhaï* und 'Sak. pīanti 16, 6 gegenüber pivīadi, -du, pīīadi in dem Mṛcch. (letzteres verbessert Pischel § 539 zu pivī°, ebendaselbst liest er pīanti für pijjanti seiner Ausgabe der 'Sak. 29, 5 — beides gegen seine frühere Ansicht, s. zu Hc. IV 10). Aus Pischels 'Sak. kann ich noch ahiṇīadu 3, 5 (Capp. paōēṇa adhi-

[1] Māgadhīformen sind durch einen vorgesetzten, die in Versen vorkommenden Formen durch einen nachgesetzten * bezeichnet.

[2] So mit Gr. §§ 488 Anm. 4; 549 zu lesen für vajjissāmō der Ausgaben (v. l. vajjh°). Diese Form, sowohl wie uṭṭhissāmō 20, 22 und hasissāmō 21, 5 sind Bloch S. 45 entgangen.

karīadu 2, 12) und vuccasi 12, 8 anführen. Interessant ist, daß ḍhajjadi auch in Mālav. 28, 8 vorkommt, wogegen ein so spätes Drama wie Karpūramañjarī die von den Grammatikern gelehrte Form ḍajjhanta III 27ª hat, s. Hc. IV 246. — Als Resultat ergibt sich, daß der Unterschied im Sprachgebrauch zwischen Mṛcch. und den beiden andern Dramen in bezug auf unregelmässige Passivformen ein recht bedeutender ist, und zwar wird besonders zu betonen sein, daß fast alle aus dem Mṛcch. belegten Formen der prosaischen Sprache angehören.

Es folgen Formen Indicativi Praesentis mit Medialendungen:

icchaśē 123, 5	maṇṇē 22, 13
icchē 24, 21; 25, 10	*maṇṇē* 133, 24
gāē 79, 13	vaṭṭaē* 100, 6
*gĕṇhē 45, 7	*vāē* 79, 12
jāaē* 100, 3	*vādē* 79, 12

Zunächst ist zu bemerken, daß für vāē und vādē (Stenzler: vāmi, vādayāmi) Gōḍabolē (mit den meisten Handschriften) und nach ihm Pischel § 457 beide Male vāē = vādayāmi lesen. Wohl mit Recht. Ausfall des -d- würde sich nach S. 272 Anm. 2 erklären. — 'Sak. hat nur jāṇē bezw. ṇa āṇē, in der Ratn. fehlt auch dieses. Aus Pischels 'Sak. läßt sich noch aṇumaṇṇē 59, 11 anführen. jāaē und vaṭṭaē zählt Pischel Gr. § 457 natürlich der Dākṣiṇātyā zu[1]), sie gehören meines Erachtens der 'Sāurasēnī an und bestätigen die Regel Hēmacandras IV 274. Solche Ātmanēpadaformen sind nun aus der ganzen dramatischen Literatur nur höchst selten zu belegen. Pischel führt Gr. § 457 außer dem etwas häufiger vorkommenden maṇṇē sowie jāṇē bezw. ṇa āṇē im ganzen nur neun Belege an: es sind dies die oben angeführten Formen mit Ausnahme von gĕṇhē, das ihm wohl entgangen sein wird, und mit Hinzufügung von lahē Vikr. 42, 7. Betrachten wir die obigen neun Formen näher, so sehen wir, daß nur drei von ihnen, icchē (zweimal) und gĕṇhē in der Prosa vorkommen. Das erstere ist mir sehr stark verdächtig. Ich kann nicht einsehen, warum es „hier nicht, wie der Zusammenhang beweist, Optativ sein" könnte[2]). Im Gegenteil, der Optativ scheint mir als Ausdruck der bescheidenen Bitte Vasantasēnās

[1]) S. weiter unten S. 254 Mitte.

[2]) Bloch. S. 43. — Wenn sich Bloch auf das Nebeneinanderstehen von jāṇē und jāṇāmi beruft, so trifft dies nicht zu; jāṇē ist gleich maṇṇē ein echter Archaismus.

sehr angebracht zu sein. Böhtlingk hat 24, 21 „ich möchte“, 25, 10 „ich wünsche“; das erstere ist richtig. Noch deutlicher sagt Regnaud: qu'il me soit permis de donner suite à mon désir und je désirerais. Im Texte steht beide Male icchē ahaṁ; es wird wohl für icchēaṁ verschrieben sein. Sonst kommen alle Formen in Versen vor, und zwar an Stellen, wo das lange -ē durch das Metrum bedingt wird, gegen das die Parasmāipadaform mit ihrem kurzen -i verstoßen würde. Wir werden also in diesen scheinbaren Archaismen — „Reste der Ātmanēpadakonjugation“ nennt man sie gewöhnlich — nichts anderes als archaisierende Neubildungen zu erkennen haben, die ihren Ursprung der Versnot verdanken[1]). Diese Ansicht wird durch Gr. § 457 sehr wahrscheinlich gemacht. Pischel bemerkt nämlich a. a. O.: Die Beispiele aus AMg. sind sämtlich, die aus JM. zum größten Teil aus Versen. — In der Prosa sind nur jāṇē (ṇa āṇē) und maṇṇē berechtigt, zwei Archaismen, von denen der letztere einen Teil seiner Gebrauchssphäre zugunsten des häufigeren takkēmi eingebüßt hat. Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, daß meiner Meinung nach maṇṇēśi 173, 11 und maṇṇēhi 124, 13 (statt maṇṇaśi maṇṇahi) sich nach maṇṇē gerichtet haben.

Ehe wir das Gebiet des Verbums verlassen, möchte ich noch auf folgende — allerdings seltenere und, einzeln genommen, nicht so bedeutende — Unterschiede aufmerksam machen: a) durch Antritt von -vē- an die gesteigerte Wurzel gebildete Causativa sind in dem Mṛcch. viel häufiger, als in den anderen Dramen. Ich habe 27 verschiedene Formen[2]) gezählt, wogegen 'Sak. nur 7, Ratn. nur 3 besitzt. b) Verschiedene onomatopoetische Bildungen (größtenteils Verbalstämme mit vollständiger Reduplikation, wie ghulaghulāamāṇa, tharatharēdi u. a.) sind in dem Mṛcch.

[1]) 100. 3. 6 mögen diese Formen mehr berechtigt sein als an anderen Stellen, wo Māgadhī vorliegt. Ein ähnlicher Fall, wo man in einer metrischen Erscheinung ein dialektisches Merkmal sieht, liegt in jaha taha (mit kurzem *a*) vor. Pischel sagt zu Hc. I 67: „In der 'Sāurasēnī findet hier nach Mārkaṇḍēya nie Verkürzung statt. Das bestätigen die Texte“. Allerdings, aber Märk. und Pischel irren, wenn sie darin eine dialektische Eigenheit sehen. In Jacobi's Ausgew. Erz. in Māhār. steht die Kürze nur in Versen, die Prosa kennt allein jahā tahā (im Glossar lies unter taha vi, 11, 7 anstatt 11, 4). In unserem Drama ist 52, 15. 72, 7 jadhā tadhā zu schreiben, dagegen ist 30, 24. 102, 21. 123, 7 -ā am Platz.

[2]) Ich gebe absichtlich (wegen 'Sak. u. Ratn.) die Zahl der Formen, nicht der Belege, an.



eine häufigere Erscheinung als in den anderen Dramen. c) āsi kommt im Sinne von Skt. āsam āsīḥ und āsīt vor (1. Sing. 54, 16; 2. Sing. 28, 14; 3. Sing. 36, 18; 41, 21, alles in Prosa); 'Sak. und Ratn. kennen nur āsi = āsīt. d) Das -h-Futurum kommt in unserem Drama fünfmal vor (zweimal in Versen), und zwar an folgenden Stellen: *kkhāhiśi* 11, 11 (khāïśśaṁ 124, 10 in Prosa) s. Gr. § 525; palihiśśaṁ (so zu lesen) 124, 6; pāvihasi 35, 12 zu lesen pāvihisi mit DH, Pischel ist diese Form entgangen, er führt Gr. § 531 pāvihisi nur aus Vikr. 72, 10 und pāvihiśi aus Mudr. 177, 6 an, welch letzteres mit Hillebrandt ZDMG. XXXIX 125 für vahēsi der Ausgabe zu lesen ist; *malīhiśi* 9, 24 und mālihiśi 12, 23 (vgl. unten S. 272 Anm. 1). In 'Sak. und Ratn. keine Beispiele.

Ich übergehe hier eine Reihe von Eigentümlichkeiten, die sich billig als Stileigenheiten betrachten lassen. Dazu gehören z. B. die für Kālidāsa so charakteristischen Nomina agentis auf -ittaa, -ittiā s. Gr. § 600[1]).

Zum Schluß und als Übergang zu dem nächsten Abschnitt will ich noch zweier Punkte gedenken. Der erste ist die Verbindung der Pronominalform auf -assiṁ mit einem femininen Substantiv. Die von Cappeller zu 'Sak. 9, 14 (Anm. p. 130) angeführten Beispiele sind den Dramen Kālidāsa's ('Sak. Vikr. Mālav.) und Harṣa's (Ratn. Nāgān.) entnommen. Dem Mṛcch. ist diese Konstruktion fremd. Cappellers Erklärung derselben scheint mir ganz richtig zu sein. Da es sich hier um eine sprachliche Erscheinung handelt, die nicht ererbt ist, sondern sich erst im Laufe der Zeit entwickelt hat, da wir andererseits gesehen haben, daß Formen, die entweder direkt dem Skt. näher stehen oder doch nachweislich späteren Dramen (Ratn.) fremd sind (unregelmässige Passiva, Ātmanēpada-Formen), in dem Mṛcch. ziemlich häufig vertreten sind, so möchte ich sagen, daß wir in

---

[1]) Der Stil des Kālidāsa zeichnet sich besonders durch viele, nur diesem Dichter eigene oder wenigstens von ihm sehr geliebte Redewendungen und Ausdrücke aus. Daß man dieselben zum Zwecke der literarischen Kritik ausnutzen kann, hat namentlich Cappeller gezeigt, der in seiner Dissertation Observationes ad Kālidāsae Mālavikāgnimitram p. 24 sqq. ein ganzes Verzeichnis von dgl. Eigentümlichkeiten aufgestellt hat. (Vgl. auch Weber Übers. d. Mālav., Vorrede und Shankar Paṇḍit in seiner Ausgabe des Dramas.) Man könnte u. a. noch auf den übermäßigen Gebrauch des Potentialis (besonders 1. Sing.) in Mālav. hinweisen; in den anderen Dramen Kālidāsa's ist dieser Modus seltener. Das gleiche gilt von dem Verbum dĕkkhadi (s. Bollensen Mālav. XIII). Beides würde ein Zeugnis mehr sein dafür, daß Mālav. des Dichters Erstlingswerk war.

dem Fehlen der oben erwähnten Partizipialkonstruktion in dem Mṛcch. einen Beweis für die Priorität dieses Dramas vor den Dramen Harṣa's und Kālidāsa's sehen dürfen. Was wir aber auf Grund der oben besprochenen Tatsache vermutungsweise auszusprechen gewagt haben, das wird durch den zweiten noch zu berührenden Punkt sehr wahrscheinlich gemacht. Ich meine durch die Verwendung der Suffixe -dā und -ttaṇa zur Bildung der nomina abstracta.

Suffix -dā in dem Mṛcchakaṭika:

adidakkhiṇadā	mahāṇubhāvadā
adisōṇḍīradā	vidūladā
kusaladā	viśamadā
daliddadā	visaṁthuladā
duvvaladā	sassirīadā
purōbhāïdā	sudhasavaṇṇadā
bhīludā	sōṇḍīradā

Suffix -ttaṇa in dem Mṛcchakaṭika:

aṇiccattaṇa	suṇṇahiaattaṇa
śūlattaṇa	

Also im ganzen nur 17 % der Gesamtzahl.

Suffix -dā in der 'Sakuntalā:

adhaṇṇadā	bahuladā
ṇiuṇadā	bhavidavvadā
paōadā	ramaṇīadā
paradā	

Suffix -ttaṇa kommt in der 'Sakuntalā nur zweimal vor — pahuttaṇa und rammattaṇa — bildet also 21 % der Gesamtzahl. In dem dritten Drama, der Ratnāvalī, halten sich die beiden Suffixe bereits die Wage; -ttaṇa ist mit 45 % vertreten.

Suffix -dā in der Ratn.	Suffix -ttaṇa in der Ratn.
adidīhakōvaṇadā	ṇiuṇattaṇa
assatthadā	ṇisaṁsattaṇa
parihāsasīladā	bamhattaṇa
bahalatamālapāavadā	mēdhavittaṇa
mūḍhadā	sasirīattaṇa
laddhappaccaadā	

Das Suffix -ttaṇa ist zwar keine Neubildung, es ist das vedische -tvana (Gr. § 597), trotzdem ist es in älterer Zeit, wie uns Mṛcch. und 'Sak. zeigen, ziemlich selten, im VII. Jahrh. greift es schon bedeutend um sich, und wird herrschend zur Zeit Rājaśēkhara's, wie nachstehendes Verzeichnis aus seiner Karpūramañjarī beweist:

kaïttaṇa	paripaṇḍurattaṇa
kantarattaṇa	miṭṭhattaṇa
kumārattaṇa	vaḍḍattaṇa
caṅgattaṇa	sahittaṇa
cadurattaṇa	sigghattaṇa
dariddattaṇa	sisuttaṇa
dāsattaṇa	sundarattaṇa
dīhattaṇa	sōḍīrattaṇa

Für -dā hat Karp. kein Beispiel. Die Beispiele aus diesem letzteren Drama habe ich angeführt, weil sie sehr deutlich beweisen, daß wir das niedrige Prozent der Abstracta auf -ttaṇa in dem Mṛcchak. durch Annahme zeitlicher Priorität dieses Dramas vor allen anderen uns bekannten zu erklären berechtigt sind. Wir wollen uns jetzt dieser Frage zuwenden.

Über das Alter des Mṛcchakaṭika.

Die unmittelbar vorhergehenden Seiten haben gezeigt, daß wir in dem Pkt. des Mṛcch. nichts finden, was gegen ein früheres Alter des Dramas sprechen würde; im Gegenteil, einige Tatsachen deuten unmittelbar darauf hin, daß das Mṛcch. älter ist als die beiden anderen zum Vergleich herangezogenen Stücke, andere Tatsachen aber, die an sich weniger Beweiskraft besitzen würden, lassen sich in Anbetracht der Sicherheit der ersteren sehr leicht zugunsten unserer These ausnutzen. Ferner müssen wir die große Lebensfrische des Pkt. in unserem Drama betonen (wie häufig wird da z. B. die Pluti im Voc. Sing. gebraucht!), die außerordentliche Gewandtheit, mit der der Dichter es handhabt, während er zugleich im Skt. bei weitem nicht die Höhe jener fließenden und doch so kunstvollen Leichtigkeit erreicht, in der die Dramatiker Indiens sich zu überbieten suchen. Böhtlingk nennt in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Mṛcch. unser Stück ein schwerer verständliches Schauspiel, und fährt folgendermaßen fort: „Die Schwierigkeit liegt nicht etwa wie sonst in einer geschraubten, schön sein sollenden Denk- und Ausdrucksweise im poetischen Teile, sondern vielmehr in einer Art von Unbeholfenheit, die den Autor als nicht zur großen Zunft gehörig und als durchaus eigenartig kennzeichnet. Ob diese Originalität auf die Lebenszeit, die Kaste, den Glauben oder den Wohnort des Verfassers zurückzuführen ist, wage ich nicht zu entscheiden“. — Daß die Kaste oder der Glaube des

Dichters hierbei von Einfluß sein könnte, halte ich geradezu für ausgeschlossen. Keine Spur davon läßt sich in dem Drama entdecken. 'Siva wird im Eingangsgebet angerufen und die religiösen oder sozialen Anschauungen der Inder werden im Verlauf des Stückes an keiner Stelle verletzt. Einen Anhaltspunkt für unsere Erwägungen müssen wir in der Sprache des Verfassers suchen. Und wir finden ihn auch. Die Sprache des Dichters weicht zwar erheblich ab von der Sprache eines Kālidāsa oder eines Harṣa, aber die Differenzen sind derart, daß sie es unmöglich machen, lediglich als individuell aufgefaßt zu werden. Vielmehr stehen wir da vor folgender Alternative: entweder war der Verfasser ein privatisierender Dichter aus der Provinz, der dem feineren Milieu des literarischen Schaffens ferner stand, oder aber muß er früher gelebt haben als die übrigen dramatischen Dichter Indiens mit Kālidāsa an der Spitze. Die erstere Annahme ist nun offenbar von der Hand zu weisen. Der Dichter des Mṛcchakaṭika fühlte sich in Ujjayinī zu Hause; das spricht aus jeder Szene seines Dramas. Zudem wissen wir gut, was ein Dichter aus der Provinz zu leisten imstande war und worin sein Sprachgebrauch von der gewöhnlichen Norm sich unterschied. Man lese z. B. den Abschnitt über Vatsabhaṭṭis Praśasti in Bühlers Abhandlung: Über die ind. Inschriften u. das Alter d. ind. Kunstp. Es bleibt also nichts anderes übrig, als den Verfasser des Mṛcch. vor Kālidāsa anzusetzen und die mannigfachen Differenzen zwischen den beiden auf diese Weise zu erklären. Liest man das Mṛcchakaṭika und dann die Dramen des Kālidāsa, so ist der Eindruck ähnlich dem, den Aśvaghōṣa's Buddhacarita auf uns macht, wenn wir es mit dem Kumārasaṁbhava und dem Raghuvaṁśa vergleichen. Ennius und Vergil, wie sich Cowell ausdrückte. Allerdings muß ich hier meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß ich auf Grund der oben erwähnten und zum Teil besprochenen lexikalischen, grammatischen und stilistischen Unterschiede den Dichter des Mṛcch. dem Zeitalter Kālidāsa's näher zurücken möchte, als demjenigen Aśvaghōṣa's [1]). Die hier ausgesprochene Ansicht würde sich mit der früheren Ansicht Pischels ziemlich genau

[1]) Eine genauere Vergleichung des Mṛcch. mit dem Buddh. würde vielleicht gewisse Übereinstimmungen im Sprachgebrauch zutage fördern, so kommt z. B. vā = iva in den beiden Werken vor: hṛṣṭō garjati cātidarpitabalō duryōdhanō vā śikhī Mṛcch. 77, 2; adhyāśayō vā sphuṭapuṇḍarīkaṁ purādhirājaṁ tam alaṁcakāra Buddh. I 9; hēmapañjararuddhō vā kōkilō yatra kūjati Buddh. IV 44.

decken, ehe dieser Gelehrte unser Drama für ein Werk Daṇḍins erklärt hat. Im Jahre 1874 sagt Pischel: Errant qui ex linguis Prācriticis minus aut magis depravatis aliquid de dramatum autorum aetate conjicere volunt. Dependebat ex sola voluntate scriptoris et ex personarum quas in scenam produxit moribus et ingenio, quas dialectos in drama admittere quas omittere vellet. Mṛcchakaṭikā quamquam in ea insunt plurimae dialecti Apabhraṁśicae, certe non solum optimum est, sed etiam antiquissimum omnium dramatum Indicorum, quae ad nos pervenerunt. (De gramm. pr. p. 32)[1]). Noch im Jahre 1883 war Pischel geneigt, den Dichter des Mṛcchak. (nach ihm war dies Bhāsa) vor Kālidāsa anzusetzen, s. GGA. S. 1229 ff. Freilich wollte er damals Kālidāsa im VI. Jahrh. leben lassen, also im Zeitalter Daṇḍins, wenn wir aber heute den Dichter der 'Sakuntalā ins V. Jahrh. versetzen, so müssen wir die Entstehungszeit des Mṛcchakaṭika spätestens ins IV. Jahrh. verlegen. — Schließlich möge noch ein Argument nicht unerwähnt bleiben, der Schluß nämlich, den man aus den metrischen Partien unseres Dramas ziehen könnte. Wir besitzen zwar keine Untersuchung über die Metrik des Mṛcch., es läßt sich aber immerhin eine diesbezügliche Bemerkung Cappellers zitieren: Mit Webers Ansicht von der verhältnismäßigen Altertümlichkeit des āryā-Metrums würde es übereinstimmen, daß dasselbe auch in den älteren Dramen, der Mṛcchakaṭikā und den Stücken des Kālidāsa, weit häufiger ist als bei den späteren szenischen Dichtern (Gaṇachandas p. 17).[2])

Wenn ich somit im Obigen meiner Überzeugung Ausdruck gegeben habe, daß das Mṛcch. vor Kālidāsa, etwa in dem III. oder IV. Jahrh. p. Chr. entstanden ist, so kann ich nicht umhin, diejenigen Argumente in aller Kürze zu rekapitulieren und zu widerlegen, die für eine spätere Entstehungszeit des Tonwägelchens namhaft gemacht worden sind. Sie lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen: solche, die den Stil, und solche, die den Inhalt des Stückes ins Auge fassen. Bei ihrer Be-

---

[1]) Der erste Satz ist in dieser Fassung entschieden falsch; die Sprache muß untersucht werden und sie wird viel Licht auf die Geschichte der Literatur werfen. Sonst trifft zwar die Bemerkung über Ap. nicht zu („Was sich sonst — scil. außer Vikr. IV — von Apabhraṁśa in den Dramen findet, hat außer dem Namen mit unserem Apabhraṁśa nichts gemein“ Pischel Hc. I Bd. VIII), aber der Schluß ist ganz richtig.

[2]) Sowohl über die Sprache als auch über die Versifikation urteilt etwas allgemein, aber in der Hauptsache richtig, Regnaud p. XIII f.

sprechung dürfen wir aber nicht vergessen, daß sie sich vornehmlich gegen eine frühere Ansicht richten, wonach das Mṛcch. nicht nur älter als die Stücke des Kālidāsa, d. h. als das VI. Jahrh., wie man damals glaubte, sondern bedeutend älter als die letzteren und etwa in dem I. oder II. Jahrh. p. Chr. entstanden sei. Ich glaube also den erwähnten Argumenten gewissermassen schon dadurch die Spitze gebrochen zu haben, daß ich den Abstand zwischen Kālidāsa und dem Mṛcch. von 500 bis 400 Jahren auf 1 bis 2 Jahrhunderte reduziere. — Was nun zuerst die Sprache des Mṛcchak. betrifft, so hat man sie gewöhnlich für einen Beweis der Altertümlichkeit des Schauspiels angesehen. Dagegen sagt Pischel: „Was ferner die einfache und ungekünstelte Diktion anbetrifft, so genügt es auf p. 68, 12 ff. zu verweisen, um diesen Beweis hinfällig zu machen. Das sind Komposita, wie wir sie im Prākrit des Bhavabhūti, Bhaṭṭanārāyaṇa, Rājaśēkhara und Späterer finden und die Kālidāsa und der Dichter der dem 'SrīHarṣa zugeschriebenen Stücke in dieser Ausdehnung nicht kennen“ (GGA. 1883, S. 1230). Ich muß gestehen, daß mir dieser Einwand als der schwächste von allen vorkommt. Das ganze Drama — eines der längsten in der indischen Literatur — ist in einfacher und kunstloser Sprache geschrieben, der von Pischel zitierte Passus bildet eine Ausnahme, eine absichtlich im überschwenglichen Stil gehaltene varṇanā, und da sollte nun eben dieser Abschnitt die Einfachheit der Sprache in dem ganzen Drama Lügen strafen? Wer zufälligerweise rote Hände hat, den wird man doch nicht gleich für einen amerikanischen Indianer halten. Übrigens will ich bemerken, daß sehr lange Komposita, sogar in großer Anhäufung, und nicht nur im Skt., sondern auch im Pkt. schon in der inschriftlichen Literatur aus dem 2. Jahrh. p. Chr. bekannt sind, vgl. z. B. die Nāsik-Inschrift Nr. 18, vgl. auch Hariṣēṇa's Panegyricus auf Samudragupta (wohl vor 375). Einem literarischen Feinschmecker, wie Kālidāsa es war, sind natürlich die langen Komposita zuwider, seine Zeitgenossen und Vorgänger kennen diesen Skrupel nicht. — Ebensowenig stichhaltig ist ein anderer Einwand Pischels, den er auf dieselbe Szene unseres Dramas gründet: „Die Beschreibungen des Hauses der Vasantasēnā (p. 68 ff.) und des Ungewitters (p. 76 ff.), die für ein Drama zu lang sind, entsprechen ganz dem Geschwatze des 5.—7. Jahrhunderts, dem Zeitalter des Mahākāvya, zu derer Eigentümlichkeiten Schilderungen dieser Art gehören“ (a. a. O. S. 1231).

Diese Eigentümlichkeiten des Zeitalters des Mahākāvya werden jedoch durch die unmittelbar folgenden Worte Pischels als Geschmackssache erwiesen: „Kālidāsa und der Dichter der dem 'Srīharṣa beigelegten Stücke halten sich davon ziemlich fern, während Bhavabhūti und vor allem Rājaśēkhara langatmige Schilderungen, namentlich der Natur, in Masse anbringen". — — Und doch lebten gerade Kālidāsa und Harṣa, der eine im 5., der andere im 7. Jahrh., Bhavabhūti (um 750) und Rājaśēkhara (um 900) sind schon jünger! Zudem müssen wir heute, nach Bühlers bekannter Abhandlung und nach Cowells Ausgabe des Buddhacarita, den Beginn des Zeitalters des Mahākāvya schon in die Zeit um Christi Geburt verlegen, ja vielleicht noch bedeutend früher. S. Lévi sucht unseren Dichter zu entschuldigen: 'Sūdraka a voulu peut-être lutter ici contre le souvenir d'un de ses prédécesseurs = un passage du Kathāsaritsāgara (XXXVIII) dépeint les sept zones du palais de la courtisane Madanamālā: c'était sans doute un lieu commun dans ce genre littéraire (Le théâtre indien p. 206).[1]) Das ist möglich, man darf aber unserem Dichter auch ohnedem eine längere Unterbrechung der Handlung, wie an den beiden von Pischel genannten Stellen, um so eher zutrauen, als er sie durch einen ganzen Akt (den zweiten) zu unterbrechen nicht gescheut hat. — Doch genug davon. Wir wollen noch, wie oben angedeutet, einige Zeilen dem Inhalt des Schauspiels widmen.

Weber hat hervorgehoben (Ind. Streifen 1, 315 f.), daß das Mṛcch. gerade denselben verdorbenen Zustand der Gesellschaft schildert, wie der berühmte Schelmenroman Daśakumāracarita; folglich müsse es derselben Zeit, also dem VI. Jahrh. angehören. Pischel hat diesen Umstand sogar als einen Nebenbeweis für seine Behauptung benutzt, Daṇḍin sei der wahre Autor des Dramas, vgl. Rudr. etc. p. 19[2]). Die Ähnlichkeit ist allerdings auffallend, trotzdem ist dieser Grund kein zwingender zu nennen. Mṛcch. zeigt uns d i e s e n Zustand der Gesellschaft, weil sie d i e s e Seite der Gesellschaft beleuchtet. Bei dem sittenstrengen Bhavabhūti merken wir nichts davon, obwohl er im 8. Jahrh. lebte. Ich möchte auch darauf aufmerksam machen, daß J. J. Meyer

---

[1]) J. J. Meyer Übers. des DKC. S. 48 vermutet umgekehrte Beeinflussung.

[2]) Daß diese Hypothese von seiten der Sprache nicht begünstigt wird, habe ich schon früher zu begründen versucht (Sprachliche Unters. üb. d. Mṛcch. u. d. Daśak. Leipzig 1907). — Webers Artikel habe ich augenblicklich nicht zur Hand und kann das obige nicht kontrollieren.

in der interessanten Einleitung zu seiner Übersetzung des Daśak. zum besseren Verständnis des Romans ein Bild der indischen Gesellschaft vor unseren Augen entrollt, das mit dem in dem Roman geschilderten Zustand wesentlich übereinstimmt, obwohl J. J. Meyer seine Farben dazu den Jātakas entnommen hat. Und welch ein üppig entwickeltes Hetärentum lassen uns nicht die bündigen Aphorismen des Kāmasūtra ahnen! Und doch stammt dieses Handbuch aus einer Zeit, die der von uns für das Mṛcch. vermuteten Entstehungszeit wahrscheinlich sogar etwas vorangeht. — Wenn wir aber schon einmal mit Argumenten aus der sittlich-sozialen Welt operieren sollen, so möge auch das folgende nicht verschwiegen bleiben: in dem Daśak. läßt der Verfasser List, Diebstahl und Übel frei und unbestraft walten, ja, zum Schluß triumphieren sie sogar (vgl. dazu J. J. Meyer a. a. O. S. 132 f.); ganz anders in dem Mṛcch.: nicht nur werden die Vertreter des moralisch Bösen (Pālaka, 'Sakāra) am Ende des Dramas bestraft, sondern wird das Laster auf Schritt und Tritt von dem Autor gerügt, so z. B. 113, 6; 115, 23; 149, 9/10 und an vielen anderen Stellen. Dieses Argument spricht zwar nicht gegen das VI. Jahrh. für das Mṛcch., wohl aber gegen die Identifizierung des Verfassers des letzteren mit Daṇḍin. Sowohl 'Sūdraka wie Daṇḍin geben in ihren Werken ein Bild der sittlichen Laxheit, jenes malum necessarium jeder hoch entwickelten Kultur, während aber der erstere unumwunden gesteht: malum est, so wird es von dem letzteren stillschweigend genehmigt — necessarium est.

Es ist etwas befremdend, daß gerade Pischel das Mṛcch. und das Daśak. in demselben Jahrhundert entstanden wissen will, weil die in den beiden Werken geschilderten sozialen Verhältnisse (Hetärentum, Spielsucht u. ähnl.) im wesentlichen die gleichen sind. Ist er doch derjenige Gelehrte gewesen, der am entschiedensten für die Einheit des sittlichen Milieus in allen Epochen der indischen Literatur eingetreten ist. Gerade das Hetärentum wollte er in vollster Blüte schon im Ṛgvēda nachweisen, und daß manche Inder des vedischen Zeitalters von dem Dämon des Würfelspiels besessen waren, das wissen wir wohl. Wer aber in der indischen Gesellschaft tausend und mehr als tausend Jahre vor Christo dieselben charakteristischen Züge wiederfinden will, die jene Kulturstufe charakterisieren, auf der Indien zur Zeit seiner klassischen Literatur angekommen war, dem sollte es nicht schwer fallen, denselben sittlichen Hintergrund

in zwei, nur durch wenige Jahrhunderte voneinander getrennten Werken anzuerkennen.[1])

Über die einzelnen Prākritdialekte in dem Mṛcchakaṭika.

Pṛthvīdhara unterscheidet bekanntlich in dem Mṛcch. sieben Dialekte (ed. Stenzler p. V f., ed. Goḍabole p. 493 ff.), von denen er vier dem Prākrit zurechnet, die drei übrigen dagegen als Apabhraṁśa-Dialekte bezeichnet. Es sind dies der Reihe nach: 'Sāurasēnī, Āvantī, Prācyā, Māgadhī einerseits, und anderseits 'Sākārī, Cāṇḍālī und Ḍhakkī. Unerwähnt bleibt bei dieser Aufzählung Māhārāṣṭrī, die doch wenigstens in den Strophen Karṇapūraka's im II. Akt und des Gildemeisters und Schreibers im IX. Akt vorliegt. Dieser Reichtum an verschiedenen Dialekten, von denen einige nur in unserem Drama vertreten zu sein schienen, ist es auch immer gewesen, der dem Mṛcch. ein besonderes Ansehen in den Augen der Indianisten verlieh. Wohl mußten manchem aufmerksamen Leser von 'Sūdraka's eigenartigem Drama die Unterschiede zwischen den einzelnen Dialekten oft recht unbedeutend erscheinen, trotzdem war es meines Wissens nur Th. Bloch, der seiner Überzeugung öffentlich Ausdruck gegeben hat, indem er auf S. 4 seiner Dissertation (Vararuci und Hemacandra) die Behauptung aufstellte, daß „in diesem Drama von den Prākritsprechenden Personen in der Prosa nur zwei wirkliche Dialekte angewandt werden, von den einen die 'Sāurasēnī, von den anderen die Māgadhī. Einige Personen sprechen ein wunderliches Gemisch zwischen beiden, zum Teil noch mit Sanskrit untermengt[2]). Die 7 Dialekte, die der Scholiast bei Stenzler p. V ff. unterscheidet, beruhen auf Erfindung. Seine Angaben sind derart, daß es sich dabei um eigentliche dialektische Unterschiede nicht handelt, und eine genaue Untersuchung, die ich hier nicht anstellen kann, wird ergeben, daß auch sonst, abgesehen von dem schon bezeichneten Unterschied, zwischen den Prākritsprechenden Personen, denen der Scholiast besondere Dialekte zuteilt, Verschiedenheiten nicht

[1]) Wie subjektiv der Schluß aus den sittlichen Verhältnissen eines Schauspiels auf dessen Abfassungszeit sein kann, ist daraus zu ersehen, daß Wilson (Hindu theatre[3] II 346 ff.) das Mālavikāgnimitra schwerlich vor dem X. oder XI. Jahrhundert, ja vielleicht noch später verfaßt sein ließ, weil „the manners described appear to be those of a degenerate state of Hindu society". (Ich zitiere aus Webers Einleitung zu seiner Übersetzung des Mālav.).

[2]) Bloch meint damit die Ḍhakkī.



bestehen". Diese Behauptung hat Pischel Gr. § 25 Anm. 3 irrig genannt, wie er denn überhaupt die ganze Abhandlung Blochs als verfehlt angesehen hat. Ich kann aber nach eingehender Untersuchung erklären, daß ich Blochs Auffassung unbedenklich beipflichten muß. Die folgenden Seiten sollen nun den Beweis führen, daß wir in unserem Drama nur mit zwei bezw. drei (Māhārāṣṭrī mitgerechnet) Dialekten zu tun haben, daß also die von Pṛthvīdhara aufgestellten, von Pischel aber verteidigten und ergänzten Unterschiede entweder rein illusorisch sind oder sich ziemlich leicht hinwegerklären lassen.

Einige Dialekte, die von Pṛthvīdhara als solche erkannt worden sind, hat schon Pischel, aus Mangel an unterscheidenden Merkmalen fallen lassen. Dazu gehören: Prācyā, welche mit der 'Sāurasēnī, und 'Sākārī und Cāṇḍālī, welche mit der Māgadhī zusammenfallen. Schon dieser Umstand, daß dieser Gelehrte hier keine besonderen Dialekte zu sehen vermochte, überhebt mich eigentlich der Arbeit, die von den Grammatikern angeführten Merkmale als nichtig zu erweisen. Gleichwohl kann ich nicht umhin, auch diesen drei vermeintlichen Dialekten einige Worte der Kritik zu widmen, nicht nur um das Bild zu ergänzen, sondern auch, weil diese kurze Untersuchung besonders deutlich zeigen wird, auf wie schwachen Füßen — wenn da überhaupt noch von irgend welchen Füßen die Rede sein kann — die Argumente der Prākritgrammatiker stehen. Im folgenden sollen zuerst diejenigen Dialekte behandelt werden, die der 'Sāurasēnī näher stehen (oder besser gesagt, die mit derselben identisch sind), dann aber die übrigen, die zu der Māgadhīgruppe gehören und über die viel weniger zu sagen ist. Pṛthvīdharas Einteilung in Prākrit- und Apabhraṁśa-Dialekte ist unwesentlich und soll unberücksichtigt bleiben. Wir beginnen mit der Prācyā, die auch bei dem Scholiasten gleich nach 'Sāurasēnī rangiert.

P r ā c y ā. Diesen Dialekt soll der Vidūṣaka sprechen. In bezug auf ihn sagt Pischel Gr. § 22 (p. 21 oben): „Mārkaṇḍēya beruft sich auf Bharata und bemerkt, die Prācyā werde grammatisch von der 'Sāurasēnī hergeleitet: Prācyāyāḥ siddhiḥ 'Sāurasēnyāḥ[1]). Die Handschriften sind so verderbt, daß es nicht

[1]) Über solche „Herleitung" spricht sich Senart folgendermaßen aus: „When Vararuci and others (cf. Lassen Inst. l. pracr. p. 7) declare that the prakṛti of 'Sāurasēnī is Sanskrit, and that of Māhārāṣṭrī and of Pāiśācī the 'Sāurasēnī, it is quite clear that we must not take the proposition in an historical sense.

möglich ist, alles zu enträtseln, was Mk. als Eigenheiten der Prācyā aufführt. Es ist ganz wenig und meist lexikographischer Natur. Für mūrkha soll murukkha gebraucht werden; der Voc. Sing. zu bhavatī ist bhōdi; für vakra wird irgend eine von 'S. abweichende Form gelehrt; der Voc. Sing. der a-Stämme kann Pluti haben; zum Ausdruck der Zufriedenheit wird von dem Vidūṣaka hī hī bhō, zum Ausdruck des wunderbaren (adbhutē) hī māṇahē, der Bestürzung avida gebraucht. Außerdem scheint noch über ṇaṁ, ēva, vielleicht auch das Futurum je eine Regel zu handeln. Pṛthvīdhara nennt als Merkmal das häufige Eintreten von kaḥ svārthē. Hēmacandra 4, 285 hīhī vidūṣakasya teilt dem Vidūṣaka direkt 'S. zu, und 4, 282 hī māṇahē vismayanirvēdē wird ebenfalls als 'S. angegeben. Gewiß mit Recht. Auch die Sprache des Vidūṣaka ist 'S., ebenso die zahlreicher anderer Männer, die in den Dramen auftreten". — Das ist natürlich ganz richtig. Wie verhält es sich aber mit diesen angeblichen Eigenheiten der Prācyā? Sie sind entweder bei dem Vidūṣaka nicht zu belegen, oder aber gehören sie auch anderen Dialekten an. Nicht das von Mk. geforderte murukkha, sondern mūrkha sagt Vidūṣaka in unserem Drama; murukkha führt Pischel Gr. § 139 nur aus dem Prasannarāghava an, wo es aber in der 'Sāurasēnī steht, ein analoges Beispiel wäre puruvva, das in unserem Drama neben dem häufigeren puvva vorkommt, aber nicht im Munde des Vidūṣaka. Voc. Sing. bhōdi ist keineswegs auf die Sprache des Vidūṣaka beschränkt, er wird auch von anderen 'Sāurasēnī sprechenden Personen gebraucht[1]). Bezüglich einer abweichenden Form für vakra sagt Pischel selbst zu Hēm. I 26, daß es wahrscheinlich keine gibt. Was Pluti im Voc. Sing. von a-Stämmen betrifft, so kommt sie nach Pischel Gr. § 71

It is nothing but a manner of stating that 'Sāurasēnī, in various characteristics, approaches Sanskrit orthography more nearly than the other dialects — that it is in a fashion midway between the learned language, and the dialects with a more altered orthography. It is not a genealogical classification, but an entirely practical one" (Ind. Ant. XXI S. 268). Vgl. unten S. 270 f.

[1]) bhōdi! entspricht etwa dem deutschen Fräulein! Auf diese Weise sollen also junge Mädchen, meist Zofen, angeredet werden. Nun aber von wem? Untereinander gebrauchen sie das vertrauliche halē! ihre Gebieterin wendet sich an sie mit hañjē! Männliche Personen sprechen teils Sanskrit, teils unterhalten sie sich nicht mit den Dienerinnen, und so bleibt nun tatsächlich fast nur der Vidūṣaka übrig, bei dem ein bhōdi öfters anzutreffen ist. Ein dialektisches Merkmal darin zu sehen, dazu konnte sich jedoch nur ein ganz kritikloser Aftergrammatiker versteigen.

in folgenden Dialekten vor: AMg 'S Mg (a-Stämme stets nach Var. XI 13) Ā Ḍh A. hī hī bhō begegnet uns in dem Mṛcch. auch bei Kumbhīlaka, welcher Māgadhī spricht; hī māṇahē kommt in 'S Mg vor, desgleichen avida (dieses letztere auch im Munde des 'Sakāra), beide sind aber in unserm Drama dem Vidūṣaka fremd. Was endlich das häufige Eintreten von kaḥ svārthē anbelangt, so habe ich es nicht für der Mühe wert gehalten, alle diejenigen Fälle durchzuzählen, die hierbei in Betracht kommen würden. So viel ist aber sicher, daß dieses vermeintlich häufige -ka keineswegs auffallend ist; es wäre unnütz, darüber nachzudenken, wie Pṛthvīdhara auf diesen Einfall gekommen ist[1]). Wir müssen uns aber die Frage stellen, wie ein solcher Grammatiker oder Scholiast überhaupt dazu kommt, Merkmale von der Art der oben angeführten aufzustellen. Denn daß er sie samt und sonders erfunden hätte, scheint doch wohl unwahrscheinlich. Und da wüßte ich kaum eine andere Antwort zu geben, als die, daß er vereinzelte Erscheinungen, die er hie und da in der Sprache des Vidūṣaka antreffen konnte, allzu rasch verallgemeinert hat, ohne sich darum zu kümmern, daß ein bhōdi oder ein murukkha, das er in seiner Handschrift eben bei Vid. sah, keineswegs der Sprache dieses letzteren allein eigen ist[2]). Ein klassisches Beispiel für diese sinnlose Verallgemeinerung führt Bloch (a. a. O. S. 30) aus Caṇḍa's Prākṛtalakṣaṇam III 18 an, wo auf Grund eines sīsaṁ, das angeblich = skt. śiras ist, der Wandel r > s im Prākrit gelehrt wird und zwar in der Regel raśaṣāṇāṁ saḥ. — Die vermeintliche Prācyā war eben so recht geeignet, uns die Grundsätze zu veranschaulichen, durch welche sich die Grammatiker bei der Benennung und der Klassifikation der Dialekte leiten lassen.

---

[1]) P. 23 f. wiederholt Māitrēya die Botschaft des königlichen Schwagers und macht sich dabei einiger Māgadhismen schuldig (sahilaṇṇa 23, 21 suttadhāli 23, 21/22 dāliā 23, 22 ṇijjadāmaṇāha 24, 3); genau dasselbe liegt 'Sak. 77, 14/15 vor (s. Cappellers Anmerkung); Pischels Ausgabe hat reine 'S., nur J. liest dreimal l für r (p. 129). — Allerdings ist mir der ganze Passus 23, 19—24, 5, bis zu den Worten ajñōsāu inklusive, stark verdächtig. In Rücksicht auf 22, 12—14 dürfen wir hier eine Interpolation vermuten, um so mehr als diese ganze Stelle den Zusammenhang sehr ungeschickt unterbricht.

[2]) Interessant ist in diesem Zusammenhang, was Wackernagel Altind. Gr. I p. XII von den „künstelnden, schablonisierenden Redaktoren" der Ṛksaṁhitā sagt: „Charakteristisch ist für sie die Neigung, Ausnahmen zu generalisieren".

Avantī. Diesen Dialekt sprechen nach Pṛthvīdhara die beiden Polizeimeister Vīraka und Candanaka. Pischel ist hier einen Schritt weiter gegangen und läßt den letzteren sich noch eines anderen Dialektes, der Dākṣiṇātyā, bedienen (Gr. § 26). Wir wollen zunächst näher zusehen, inwiefern man etwa berechtigt sein könnte, einen Dialekt Āvantī anzunehmen; dann aber werden wir zu prüfen haben, ob diejenigen sprachlichen Erscheinungen, welche Pischel als besondere Merkmale der Dākṣiṇātyā erkennt, wirklich stichhaltig sind. Von dem Scholiasten wird Āvantī in dem folgenden Satze charakterisiert: tathā | 'Sāurasēny Avantijā Prācyā | ētāsu dantyasakāratā | tatrāvantijā rēphavatī lōkōktibahulā. Daß sich daraus kein besonderes Kennzeichen der „Avantijā" ergibt, liegt auf der Hand. Was soll wohl heißen, daß Ā. — etwa im Gegensatz zu 'S. oder in höherem Grade als jene? — rēphavatī ist? Es wird doch nicht gemeint damit, daß in Ā. ein Wandel von l zu r stattfindet? Und nun erst die lōkōktibahulatā! Ganz abgesehen davon, daß sich in unserem Drama von diesen sprichwörtlichen Redensarten gar keine Spur findet (vgl. auch weiter unten bei 'Sākārī), kann denn etwa ein Reichtum an solchen als dialektisches Kennzeichen betrachtet werden? Hätte Pṛthvīdhara in der Tat in seiner Vorlage zufälligerweise einige Sprichwörter im Munde eines der beiden Polizeimeister gefunden, so würde das nichts anderes besagen, als daß der Dichter auf diese Weise den Vīraka bezw. den Candanaka charakterisieren wollte. Ebenso erklärt sich z. B. das von dem Vidūṣaka à tort et à travers gebrauchte dāsīē utta bezw. dāsīē dhīdē; sie sind dem Charakter, der Rolle eigen, aber nicht dem Dialekt des Sprechenden[1]). — Soweit also Pṛthvīdhara. Mehr findet sich über die Āvantī bei Mārkaṇḍēya, dessen Ausspruch von Pischel zitiert und folgendermaßen kommentiert wird (Gr. § 26): „Mk. fol. 3 rechnet die Āvantī, wie Kī. 5, 99 unter die bhāṣāḥ und erklärt sie fol. 73 für ein Gemisch aus Māhārāṣṭrī und 'Sāurasēnī; diese Mischung findet sich in einem und demselben Satze: Āvantī syān Māhārāṣṭrī 'Sāurasēnyās tu saṁkarāt || anayōḥ saṁkarād Āvantībhāṣā siddhā syāt | saṁkaraś cāikasminnēva vākyē bōddhavyaḥ. In ihr werde z. B. hōi = bhavati, pĕcchadi = prēkṣatē, darisēdi = darśayati gesagt. Diese Schilderung stimmt zu der Sprache der beiden Polizeimeister, wie sie die MSS. geben. In der Strophe 99, 16. 17 stehen nebeneinander 'S. acchadha

[1]) Vgl. aber weiter unten S. 272 oben.

und M. bhēttūṇa vaccaï; 99, 24. 25 'S. āacchadha und M. turiaṁ, jattēha, karĕjjāha, pahavaï; 100, 4 steht darisēsi; 100, 12 M. jaha neben 'S. khuḍidō; 100, 19. 101, 7. 105, 9 vaccadi, ein Gemisch aus M. vaccaï und 'S. vajjadi, wie auch vajjaï (100, 15); 103, 15 kahijjadi und 16 sāsijjaï, das zweite reine M., das erste ein Gemisch aus M. kahijjaï und 'S. kadhīadi; und so vieles andere in Prosa und Versen. Pṛthvīdhara's Angabe könnte darnach als richtig erscheinen". Wenn nun Mārkaṇḍēya „ein Gemisch aus Māhārāṣṭrī und 'Sāurasēnī" in dem Nebeneinanderstehen von Verbalformen mit und ohne d in der 3. Pers. Sing. sieht (also hōi und pĕcchadi), so ist diese Auffassung wenigstens sehr naiv; desgleichen bietet uns jede Handschrift in der reinsten 'Sāurasēnī. Darüber wäre kein Wort zu verlieren. Wenn uns aber Pischel versichert, diese Schilderung stimme tatsächlich „zu der Sprache der beiden Polizeimeister, wie sie uns die MSS. geben", so zwingt uns das, mehr als es sonst vielleicht nötig wäre, ins Detail zu gehen, um darzutun, daß ebenso Vīraka wie Candanaka sich in ihrer Prosa der reinen 'Sāurasēnī, in ihren Versen aber, wie dies zu erwarten ist, der Māhārāṣṭrī bedienen. Hierbei werde ich zwischen der Sprache der beiden keinen Unterschied machen, obwohl Pischel, wie schon erwähnt, dem letzteren der oben genannten Polizeimeister, nicht die Āvantī, sondern einen anderen Dialekt, die Dākṣiṇātyā, zuteilt[1]). Meiner Überzeugung nach ist dies aber falsch, wie ich auch weiter unten (unter Dākṣiṇātyā) mich bemühen werde zu beweisen.

Der wahre Sachverhalt ist nun der, daß die beiden Herren von der Polizei reine 'Sāurasēnī sprechen, es läßt sich auch keine Spur von Māhārāṣṭrī in ihrer Prosa nachweisen, mit Ausnahme natürlich von gewöhnlichen orthographischen Schwankungen. Dieses ist von Bloch deutlich erkannt und klar dargelegt worden. Er äußert sich auf S. 13 f. seiner mehrfach schon erwähnten Abhandlung, wie folgt: „Meines Erachtens liegt uns aber auch hier reine Māhārāṣṭrī vor. (Es handelt sich um metrische Stellen, in der Prosa sieht Bloch 'Sāurasēnī, wie aus dem Zitat aus seiner Arbeit S. 247 erhellt). Wenn sich in diesen Versen der Mṛcch. 'Sāurasēnī-Formen finden, so handelt es sich meist nur

[1]) Übrigens scheinen nach Pischel, wie aus seinen oben zitierten Ausführungen hervorgeht, auf die Dākṣiṇātyā außer ihren eigenen Merkmalen, auch diejenigen der Āvantī zu passen. Mehrere der von ihm angeführten Formen (āacchadha, jattēha, darisēsi usw.) werden von Candanaka gebraucht. Zu viel des guten!

um Verwandlung eines t zu d, statt des für die Māhārāṣṭrī geltenden Ausfalls, um dh für th statt h, um bhōdi statt hōi etc. Hierin sind aber auch die Handschriften der 'Sak. nicht konsequent[1]), trotzdem hat Pischel mit Recht kein Bedenken getragen, die Regeln der Māhārāṣṭrī bei ihnen durchzuführen. Wir werden die gleiche Freiheit für die Mṛcch. beanspruchen dürfen. Handelt es sich doch ferner bei diesen 'Sāurasēnī-Formen um solche Eigentümlichkeiten, die einerseits unbeschadet des metrisch gesicherten Textes geändert werden können, deren Entstehung andrerseits nur allzu begreiflich ist, während man Māhārāṣṭrī-Formen wie das Gerundium auf -ūṇa oder -tūṇa, das sich in der Mṛcch. nur in diesen Versen, nicht in der Prosa findet, ohne den Text zu ändern nicht durch die entsprechende 'Sāurasēnīform auf -ia ersetzen kann". 1876 scheint Pischel Āvantī auch noch für 'Sāurasēnī gehalten zu haben, nach den Beispielen zu urteilen, die er aus diesem „Dialekt" in den Beiträgen zur vergl. Sprachf. VIII 129 ff. als 'Sāurasēnī anführt. Aber schon a. a. O. urteilt er irrig über die metrischen Stellen. Anläßlich der Formen avaṇēdha 40, 25[2]) und pĕkkhadha 97, 23 sagt er: „Man sollte hier allerdings avaṇēha und pĕkkhaha erwarten, da Verse vorliegen; aber die Formen turidaṁ und edi beweisen, daß wir es trotz der metrischen Form mit der 'Sāurasēnī zu tun haben. Dagegen wird 99, 24 gegen alle Handschriften āacchaha zu korrigieren sein[3]), wie die Formen turiaṁ und pahavaï zeigen und hier wie p. 100, 3 die zweite Pluralis in -ha ausgeht: jattēha, karĕjjāha, jōhaha. Ganz verkehrt wäre es, in dergleichen Stellen Gāthās zu sehen und die Gesetze der Māhārāṣṭrī auf sie anwenden zu wollen; sie stehen in der Mitte zwischen gāthās und 'Sāurasēnī und gestatten eine größere Freiheit in der Wahl der Formen"[4])

---

[1]) Die bengalischen Handschriften der 'Sak., auf die Pischel seine Ausgabe gestützt hat, zeichnen sich bekanntlich durch verhältnismäßig große Korrektheit des Prākrits aus.

[2]) Dieses Wort steht in einem Verse Karṇapūraka's; hier haben wir absolut kein Recht, gegen alle Regeln 'Sāurasēnī zu vermuten; übrigens zeugt dagegen āhaṇiūṇa 41, 16. Ebensowenig läßt sich gegen den Māhārāṣṭrīcharakter eines anderen Verses einwenden, der 153, 17. 18 steht und von dem Schreiber und dem Gildemeister gesprochen wird.

[3]) Nebenbei gesagt, auch ein Beweis dafür, daß Pischel noch keine Āvantī im Sinne Pṛthvīdhara's (ein Gemisch aus M. u. 'S.) annehmen wollte. Gr. §§ 26. 471 hat er nichts mehr gegen -ha.

[4]) Im Prinzip haben die obigen Ausführungen Pischels gewiß manches für sich, in der Praxis aber lassen sich genügende Beweise für die in denselben

(Beitr. z. vergl. Sprachf. VIII 134 f.). — Ich will jetzt eine Reihe von Beispielen anführen, welche es wohl außer Zweifel stellen werden, daß wir in diesem Falle Bloch gegenüber Pischel recht geben müssen. Es sind dies spezifische Māhārāṣṭrī-Formen, von denen keine einzige in Prosa vorkommt; sie finden sich samt und sonders nur in Versen. — Absolutivum auf -ūṇa bezw. -tūṇa: bhĕttūṇa 99, 17 (283, 3)[1]; 100, 5 (285, 2) ohne Varianten; hantūṇa (so zu lesen anstatt hattūṇa s. Gr. § 584) 105, 22 (301, 3); dagegen steht eine Absolutivform, an deren 'Sāurasēnī-Charakter nicht gezweifelt werden darf, gadua, bei Goḍabole 283, 6 (fehlt bei Stenzler). Ferner karĕjjāha 99, 24 (284, 4 Variante: karējāha), das ist doch eine echte Optativform, Stenzler übersetzt sie dem Sinne nach mit kuruta, aber wie kommt sie dazu Gr. § 471 unter den Imperativformen der zweiten Pluralis aufgezählt und ebenfalls mit kuruta übersetzt zu werden? — Ātmanēpada-Formen: jāaē 100, 3 (284, 8) und vaṭṭaē 100, 6 (285, 3); Pischel spricht natürlich Ātmanēpada-Formen der 'Sāurasēnī ab (mit gewissen, leicht erklärbaren Ausnahmen s. Gr. § 457, vgl. auch oben S. 237) erkennt sie aber in der Dākṣiṇātyā, auf Grund nur dieser zwei Beispiele, an. Es ist aber klar, daß dieses Māhārāṣṭrīformen sind und dementsprechend gebraucht sie Candanaka in Versen, aber nicht in Prosa. — tujjha 100, 11 (286, 2), 104, 17 (298, 1). — dŏ jjĕvva 101, 13 (289, 3), vgl. dazu Gr. § 436: „N. Acc. do ist häufig in M. (G. H. R.) AMg. (Uvās. s. v. du, Kappas. s. v. Weber Bhag. I 424) JM. (Erz.); auch in A. nachweisbar (Piṅgala 1, 5) und in Dākṣiṇātyā (Mṛcch. 101, 13), in 'Sāurasēnī, Māgadhī bisher nicht zu belegen)". Natürlich, haben wir es auch hier mit einer gewöhnlichen Māhārāṣṭrīform zu tun. — Das wären also charakteristische Māhārāṣṭrīformen, welche aus den Versen der angeblichen Āvantī zu belegen sind; keine einzige aber von diesen Formen kommt in den prosaischen Dialogen vor. Die obigen Darlegungen würden eigentlich schon genügen, um zu zeigen, daß die Behauptung des indischen Grammatikers, Āvantī sei ein Gemisch aus 'Sāurasēnī und Māhārāṣṭrī, völlig unbegründet

postulierte Freiheit nicht geltend machen. Ich vermag nicht in dem Nebeneinanderstehen von Formen mit und ohne -d- eine noch so wenig begründete licentia poetica zu sehen. Wie aber sonstige, in diesen angeblich 'Sauraseni-versen vorkommende Māhārāṣṭrismen (sit venia verbo!) zu verstehen sind, darüber ist weiter unten die Rede.

[1]) Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf Seiten und Zeilen in Goḍabole's Ausgabe.

ist. Wir haben aber oben gesehen, daß diese Behauptung von Pischel in Schutz genommen worden ist; er hat Beispiele gesammelt, die für ein Nebeneinandervorkommen von Māhārāṣṭrī und 'Sāurasēnī tatsächlich zu sprechen scheinen. Wir wollen also näher zusehen, welche Beweiskraft Pischels Beispiele besitzen. Da es sich nun in diesen Beispielen, wie Bloch richtig bemerkt hat, meist nur um unregelmäßige Vertretung von ursprünglichem -t- bezw. -th- handelt, indem intervokalisches -t-, anstatt auszufallen, zu -d-, intervokalisches -th- aber, anstatt zu -h- zu -dh- wird (beides gegen den Dialekt), so will ich aus Stenzlers Ausgabe Seite 99, 14—102, 25 (mehr ist durchaus nicht nötig) der Reihe nach alle hier in Betracht kommenden Fälle anführen:

Verse:

Regelmäßige Vertretung	Unregelmäßige Vertretung
vaccaï ṇaravaï° turiaṁ	acchadha āacchadha khuḍidō
jattēha karĕjjāha jōhaha turiā	ēdaṁ ṇa āṇādi °bhūdā
jāaē haraï caütthō vaṭṭaē	pidaraṁ bhīdābhaappadāṇaṁ
bhūmisuō tahēa sūrasuō haraï	
avaharaï turiaṁ jaha	
addhuia° (= ardhōdita) ōhāriō	
vajjaï pavasiō caüsāva°	
raaṇaṁ iha °ṇihī jai	
hōï hōü taha	

Prosa:

Regelmäßige Vertretung	Unregelmäßige Vertretung
padōlī° ēdaṁ idō ēdaṁ idha vaccadi[1]) bhaṇādi nīadi gacchadu aṇavalōidō adha aṇavalōidaṁ (und im folgenden, im ganzen fünfmal) vaccadi[1]) (jaï)[2]) °sahidaṁ paccaïdō ēdē dharidā bhōdi kadhaṁ °vittāsidō (pattarahō)[2]) ṇivaḍidō	sēṇāvaī

[1]) Pischel weist vaccaï der Māhārāṣṭrī, vajjadi dagegen der 'Sāurasēnī zu (Gr. § 202); er trennt auch die beiden Formen und vermutet in ihnen zwei Denominativa, zu vrātya = *vrātyati > vaccaï und zu vrajyā = *vrajyati > vajjadi (a. a. O. Anm. 3). Das ist doch wenig wahrscheinlich. Der Wandel j > c ist nicht isoliert (auch im Pāli z. B. pācēti = prājayati), die Geminata läßt sich vielleicht als unter dem Einfluß von skt. (pra)vrajyā und (pra)padyatē entstanden erklären.

[2]) jaï und °rahō habe ich eingeklammert, da sie auch sonst in 'S. häufig sind.



aṇavarādhō saraṇāadō aṇṇadō aṇuciṭṭhiduṁ adhavā bhōdi, bis (Goḍabole: bhōdu) tadō bhaṇādi ṇēdaṁ, bis ahisāriduṁ paribhūdā.

Das Material aus den weiteren Seiten anzuführen, würde wohl überflüssig sein[1]). Das Verhältnis bleibt immer dasselbe. Wir sehen auch aus der obigen Wortliste, wie korrekt im allgemeinen die besten MSS. unseres Dramas sind[2]). Zugleich ergibt sich aber auch mit unbedingter Sicherheit, daß ein Dialekt Āvantī, „ein Gemisch aus Māhārāṣṭrī und 'Sāurasēnī" als solches auf reiner Erfindung beruht. 'Sāurasēnī in Prosa, Māhārāṣṭrī in Versen[3]). Ich habe oben in einer Fußnote die Bemerkung gemacht, daß Pischel im Jahre 1876 noch keine Āvantī anzunehmen scheint. Ein vollkommen richtiges Urteil von ihm ist aber in der Academy v. J. 1873 p. 397 zu lesen. Es ist ein allgemeines Urteil und bezieht sich somit auch auf unser Drama, obschon der Name nicht genannt wird. Ich führe es an, um das Endresultat meiner Untersuchung über die angebliche Āvantī mit Pischels eigenen Worten auszudrücken: „All the gāthās of the dramas are written in exactly the same Prākrit as the gāthās of the Saptaśatī, but as soon as persons begin to speak, the language used is 'Sāurasēnī or any other dialect but Māhārāṣṭrī[4]). In the Mudrārākṣasa (ed. Calc. 1871) Virādhagupta disguised as a snake-charmer introduces himself as a Prākrit poet; in the beginning of the

[1]) Man lasse sich durch kahijjadi 103, 15 und sāsijjaï 103, 16 nicht irre führen. -ijj- als Kennzeichen des Passivs findet sich, wiewohl selten, auch sonst in der 'Sāurasēnī der kritischen Ausgaben, so z. B. noch pūijjanta Mṛcch. 91, ferner piñjarijjanta Ratn. 292, 12, karaṇijja 'Sak. ed. Pischel 2, 5; Vikr. 43, 6. Es ist natürlich Einfluß der Māhārāṣṭrī (wohl nur orthographischer Natur) anzunehmen, nach Gr. § 535 ist jedoch -ijj- vielleicht auch für 'S. und Mg. in Versen richtig. Vgl. noch Bollensen Mal. p. 223.

[2]) Stenzlers beste Handschrift war A; Goḍabole folgt gewöhnlich seinen MSS. EG(K), läßt sich aber oft auch durch Stenzler beeinflussen. Sehr gute Lesarten haben auch D(FH). Leider kann man bei Goḍabole von kritischer Gewissenhaftigkeit nicht reden.

[3]) Dies bezieht sich zunächst nur auf unser Drama. Außer dem Mṛcch. ist aber bis heute keine andere Quelle der Āvantī zum Vorschein gekommen.

[4]) Hier ist Pischel sogar ein bißchen zu weit gegangen; offenbar liegt ein Versehen vor; „any other dialect" — aber zur 'Sāurasēnīgruppe gehörig. Allerdings läßt sich auch in den Māgadhīgāthās ein gewisser Anhauch der Māhārāṣṭrī spüren. Vgl. Bloch op. cit. S. 17 anm.

second act p. 57 sq., he speaks 'Sāurasēnī, but the gāthā on the leaf he presents to Rākṣasa is pure Māhārāṣṭrī. The same is in the other dramas . ." (der Schluß des Satzes geht uns nicht an. Beide Stellen von mir gesperrt).

Dākṣiṇātyā. In dem obigen Abschnitte habe ich zwischen der Sprache der beiden Polizeimeister nicht geschieden. Auch Pischel, welcher dem Candanaka nicht Āvantī, sondern Dākṣīṇātyā zuteilt, hat sich in seiner Beweisführung zugunsten der von Mārkaṇḍēya gegebenen Charakteristik von Āvantī auf Worte und Formen berufen, die von Candanaka gebraucht werden (Gr. § 26; s. oben S. 251 f.). Bei ihm ist das freilich eine kleine Inkonsequenz, die er sich — streng genommen — nicht hätte dürfen zuschulden kommen lassen[1]). Daß ich nun also, wie gesagt, zwischen dem Dialekt Vīraka's und Candanaka's nicht geschieden habe, geschah aus zwei Gründen: erstens kam es mir darauf an, die Angabe des indischen Grammatikers als nichtig zu erweisen, und zweitens bedienen sich die beiden Polizeimeister, wie wir gesehen haben, tatsächlich einer und derselben Sprache und zwar 'Sāurasēnī bezw. in Versen Māhārāṣṭrī. Es wäre Zeit- und Raumverlust, jedem von ihnen einen besonderen Abschnitt zu widmen. Da somit der Beweis bereits geliefert worden ist, daß ein Dialekt Dākṣiṇātyā in unserem Drama nicht vorkommt, so bleibt nur noch eins übrig: einige Worte über die Dāksiṇātyā im allgemeinen zu sagen, sowie über Pischels einzigen Beweisgrund ihrer Existenz in dem Mṛcchakaṭika.

Dākṣiṇātyā läßt sich wohl mit einer Seeschlange vergleichen: man glaubt an ihr Dasein, da von glaubwürdigen Leuten versichert wird, es gäbe wirklich so ein Ding auf der Welt, und man weiß ungefähr, wo sie zu suchen ist — yōdhanāgarikādīnāṁ dākṣiṇātyā hi dīyatām (Sāhityadarpaṇa 173, 5). Auf Grund dieser Angabe hat man sie nun bald hier, bald da entdeckt zu haben geglaubt. Lassen Inst. p. 414—416 hat sie dem dyūtakara in unserem Drama zugewiesen; auch in der Sprache des Polizei-

[1]) Wie sehr es Pischel daran gelegen war, bei jeder Gelegenheit ein Wort zugunsten der Glaubwürdigkeit der indischen Prākritgrammatiker zu reden, das wird deutlich folgendes Zitat aus seiner Grammatik zeigen. Es handelt sich um Pktworte für skt. darśayati: „Nach Mk. fol. 74 ist es der Āvantī eigentümlich in der Gestalt darisēdi. In der Mṛcch., die in Avantī spielt (! von mir gesperrt), gebraucht es 70, 25 der Vidūṣaka (Anm.: welcher reine 'Sāurasēnī spricht! im besten Fall aber Prācyā): darisaanti; 100, 4 steht es in D. darisēsi". — Dagegen zitiert Pischel vīsattha 99, 24. 100, 4 als 'Sāurasēnī, anstatt D. (§ 64); wohl ein Versehen. Eigentlich ist es M., da Verse vorliegen.

meisters in der 'Sakuntalā glaubte er Spuren der D. zu finden. Pischel wollte früher (Gött. Nachr. 1873, S. 212) in der Aspiratenverdoppelung südindischer Handschriften ein Merkmal der D. sehen, gibt aber in seiner Grammatik zu (§§ 26, 193), daß dies nur ein orthographisches Kennzeichen ist. Diese mißlungenen Versuche beweisen deutlich, daß wir mit einem besonderen Dialekt Dākṣiṇātyā aufräumen müssen. Merkwürdigerweise hat schon ein einheimischer Grammatiker, Mārkaṇḍēya, in einem lucidum intervallum die existenz der D. geleugnet, und zwar — vollkommen richtig — „lakṣaṇākaraṇāt“ = weil nicht der Grund eines Merkmals vorliegt. Da hat aber Pischel die Frage entschieden zu haben geglaubt. Dākṣiṇātyā sei die Sprache Candanaka's in dem Mṛcchakaṭika. Dies bezeugen uns seine eigenen Worte: „vaaṁ dakkhiṇattā avvattabhāsiṇō . . . mlēcchajātīnām anēkadēśabhāṣābhijñā yathēṣṭaṁ mantrayāmaḥ“. „Wir Südländer sprechen undeutlich. Da wir der Sprache vieler Barbarenländer kundig sind, sprechen wir nach Belieben . . .“ Candanaka bezeichnet sich also als Südländer (dākṣiṇātya), worauf auch seine Äußerung 103, 16 kaṇṇādakalahappaōaṁ karēni „ich will einen Streit nach Art der Karṇāta anfangen“, hinweist[1]). Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß er Āvantī gesprochen haben wird, vielmehr ist anzunehmen, daß seine Sprache die Dākṣiṇātyā ist . . .“ (Gr. § 26). Dagegen ist vor allem einzuwenden, daß Candanaka keineswegs erklärt, er *spreche* die D., er sagt lediglich, er *sei* ein D. und spreche als solcher undeutlich[2]), aber es ist klar, daß er sich desselben Dialekts be-

[1]) Dhūrtasamāgama scheint in Karṇāta entstanden zu sein; der königliche Patron des Dichters (Kaviśēkharajyōtirīśvara) wird im Prolog gepriesen als 'Srīnarasiṁhadēvanṛpatiḥ Karṇātacūḍāmaṇidṛpyatpārthivasārthamāulimukuṭanyastāṅghripaṅkēruhaḥ (ed. litogr. Capp. p. 1, 13/14; Druckfehler °paḍkē°). Das Pkt. ist natürlich 'S. . Freilich regierte Narasiṁha, der König von Vijayanagaram gegen Ende des XV. Jh. (1487—1508 s. Lassen Anth.¹ p. X, Pischel GGA. 1881 S. 1240), dieser Umstand ist jedoch für Beurteilung der technischen Seite des Stückes gleichgültig. — Aus der Sprache der Karṇāta zitiert Nīlakaṇṭha zu MBh. 3, 188. 42; zu 7, 57. 4 erwähnt er auch die Sprache der Dākṣiṇātya. S. Pischel D. aind. Schattenspiel S. 6 des Sonderabdrucks. „Was er mit Dākṣiṇātyā meint, ist also ganz unklar. Er selbst schrieb in Benares“, bemerkt Pischel. Gäbe es nun wirklich eine *Sprache* der D. und der K., dann müßte man dem Candanaka mit Rücksicht auf den im Texte zitierten Satz doch *eher die Sprache der Karṇāta, also einen Dialekt „Kārṇātī“ zuweisen.* Vgl. unten S. 264 Anm. 2.

[2]) Er will dadurch den Verdacht Vīrakas beseitigen, daß in der Sänfte nicht Vasantasēnā, sondern *ein Mann* sitzt. Candanaka hat sich nämlich

dient, wie sein Amtsgenosse, das Gegenteil läßt sich kein Hörer bezw. Leser, der seinen Ohren oder Augen traut, einreden. Hätte also Candanaka sogar ausdrücklich erklärt, er spreche Dākṣiṇātyā, so läge ebenso wenig Grund vor, ihm dies zu glauben, wie daraus, daß ich ein Pole bin, folgern zu wollen, ich schreibe jetzt polnisch. In Sōmadēva's Lalitavigraharājanāṭaka IV. Aufzug, Zeile 14 (Ind. Ant. XX 207, Kielhorn) lesen wir folgenden Satz: „bhadda amhāṇaṁ tuluśkāṇaṁ dēśīyě vva tumaṁ pěśkiyyasi“ — werden wir etwa daraus den Schluß ziehen, daß die beiden Gefangenen und der Spion nicht Māgadhī, sondern die Turuṣkabhāṣā sprechen? Und doch ist der Fall wesentlich derselbe. Es heißt also dem Texte Gewalt antun, wenn man derartiges aus ihm herausliest. Vielleicht irre ich aber. Wir wollen also dem Satze „vaaṁ dakkhiṇattā . . .“ noch näher zu Leibe rücken. Pischel sieht nämlich in diesen Worten mehr als eine einfache Feststellung der Heimat Candanaka's; er sieht in ihnen zugleich zwei wichtige dialektische Unterschiede: vaaṁ für amhē und skt. ty > tt anstatt > cc. Nun ist vaaṁ unter allen Prākritdialekten nur in der Ardhamāgadhī häufig; in 'S. steht es nur in schlechten Texten (Gr. § 419). In unserem Drama kommt es nur noch an einer Stelle vor (p. 127, 13), worüber sich Pischel selbst einmal so geäußert hat: „p. 127, 13 beruht vaaṁ nur auf einer Konjektur Stenzlers, die der Herausgeber der Calcuttaer Ausgabe mit Recht als unhaltbar bezeichnet. Es ist śēvaaṁ zu schreiben und danach wohl zu übersetzen: 'Womit kann man dir dienen?[1]) Aus Unglück bestehen die Menschen.' So faßt Prof. Stenzler jetzt selbst die Stelle.“

---

versprochen, indem er ajjō für ajjuā sagte; jetzt sucht er die Schuld auf seine Aussprache zu wälzen: wir Südländer sprechen nach Belieben ajjō ajjuā, es gibt bei uns keinen Genusunterschied.

[1]) Die Stelle ist offenbar verdorben. Böhtlingk vermutet kiṁ dē vaaṁ und übersetzt: sind wir Männer in deinen Augen etwa von Holz? — Ähnlich Regnaud. Das gibt wenigstens einen guten Sinn, obwohl vaaṁ und dē für śē Schwierigkeiten machen. Vielleicht ist kiṁśēvaaṁ als ein Wort zu lesen (= ein schlechter Diener, bei 'Sakāra wäre dies nicht undenkbar; das Kompositum würde sich als ein Sanskritismus erklären) und tadhāvi maṁ k⁰ něcchaśi zu konstruieren. kaśṭamaā maṇuśśā würde dann heißen: o! wie hart sind doch die Leute (kaśṭ⁰ = etwa kaṭhināḥ). Allerdings macht der ganze vierte Pāda den Eindruck, als ob er einen Satz für sich bildete, weswegen auch Bö.'s Übersetzung am meisten befriedigt. — Vielleicht wäre auch zu übersetzen: und doch willst du mich nicht, was, als Diener? Hart wie Holz sind usw. Kiṁ śēvaaṁ mit „womit kann ich dir dienen“ zu übersetzen scheint mir sehr gewagt; was würde dann śēvaaṁ grammatisch darstellen?

(Beitr. z. vergl. Sprachf. VIII 142). Was ferner das wunderliche -tt- in dakkhiṇatta betrifft, so werde ich gleich unten eine Erklärung davon geben, es ist aber gleichgültig, wie es zu erklären ist, regelrecht kann dieser eigentümliche Wandel nicht sein, da wir in derselben Zeile das korrekte appaccaō haben. Die beiden Worte also, außer denen sich sonst keine Eigentümlichkeiten des Dialektes auftreiben lassen (Pischel führt noch dō = dvāu an, das ist aber Māhārāṣṭrī, da Verse vorliegen, vgl. oben S. 254) sind von vornherein sehr verdächtig. Und nun bitte ich folgendes zu erwägen: Mit Ausnahme dieser beiden Formen unterscheidet sich die Sprache Candanaka's in nichts von der gewöhnlichen 'Sāurasēnī oder in Versen von der Māhārāṣṭrī. Das darf nach den Ausführungen in dem Abschnitt über Āvantī als jedes Zweifels bar hingestellt werden. Dazu stehen die beiden Worte in einem Satze, der den Charakter eines grammatischen Ausspruchs trägt, und in reines Sanskrit ausläuft. Ich glaube, wir haben alle Veranlassung, anzunehmen, daß ursprünglich der ganze Satz in Sanskrit abgefaßt war und daß die drei Worte vaaṁ dakkhiṇattā avvattabhāsiṇō nur eine ungeschickte Prākritisierung von vayaṁ dākṣiṇātyā avyaktabhāṣiṇō darstellen. Das läßt sich auch ganz gut verstehen: Vīraka hat Verdacht geschöpft, daß Candanaka nicht eine ajjuā, sondern einen ajjō in der Sänfte Cārudatta's gesehen hat, Candanaka will sich aus der Klemme helfen und glaubt es am besten zu tun, wenn er dem argwöhnischen sēnāpati durch einen gelehrten Ausspruch imponiert, demgemäß es den undeutlich sprechenden Südländern niemand verübeln kann, wenn sie es mit den Vokalen, ja sogar mit dem grammatischen Genus nicht zu genau nehmen. Schwieriger wäre es zu erklären, warum n u r d e r S c h l u ß des Satzes in Sanskrit abgefaßt ist. Die Sache ist eigentlich so klar, daß man mir vorwerfen könnte, ich schreibe zu viel darüber; aber man wolle nicht vergessen, daß wir es nicht mit einem ziemlich offenbaren Mißgriff eines Abschreibers zu tun haben, sondern mit der großen Autorität Pischels, der auf Grund dieses Mißgriffs einen neuen Dialekt in seine monumentale Grammatik der Prākritsprachen eingeführt hat.

Da ich mir als Ziel dieses Teiles meiner Einleitung gesteckt habe, eine — wenn auch gedrängte — Untersuchung anzustellen, inwieweit man in dem Mṛcchakaṭika die Existenz verschiedener, von dem Scholiast unter einzelne Personen verteilter Dialekte annehmen kann, so wäre der Abschnitt über die Dākṣiṇātyā

einfach deswegen zu Ende, weil der Dākṣiṇātyā selbst ein Ende gemacht worden ist, und wir könnten uns ruhig demjenigen Dialekte zuwenden, der uns demnächst zu beschäftigen haben wird, nämlich der Ḍhakkī. Ich möchte aber schon hier einige Bemerkungen allgemeiner Natur folgen lassen. Es war, wie wir gesehen haben, eine ziemlich leichte Aufgabe, den Nachweis zu führen, daß es keine besonderen Dialekte Prācyā, Āvantī oder Dākṣiṇātyā gibt; wenigstens kommen sie in unseren Texten nicht vor. Dasselbe hat schon Pischel bezüglich der 'Sākārī und Cāṇḍālī erkannt und zugegeben, und ungefähr dasselbe wird sich weiter unten aus der Betrachtung der Ḍhakkī ergeben. Aber die Namen dieser Dialekte sind nun einmal da und lassen sich nicht aus der Welt schaffen. Wie hat man sich nun diese zu erklären? Pischel hat dieses — wir wollen sagen — „argumentum ex nomine" für so wichtig gehalten, daß er das treffende „lakṣaṇākaraṇāt" des Mārkaṇḍēya mit folgenden Worten abfertigen zu dürfen glaubte: „das ist nun entschieden unrichtig, da gewiß niemand sie (d. i. Dākṣiṇātyā) in diesem Falle abgesondert haben würde" (Gött. Nachr. 1873, S. 212). — Die wenigen Zeilen, die jetzt folgen werden, schließe ich aber deswegen dem Abschnitt über die Dākṣiṇātyā an, weil dieser Dialekt den besten Ausgangspunkt für die ganze Frage bildet. Wir wissen nicht, von wem die Benennungen einzelner Dialekte herrühren, sie müssen aber offenbar in zwei Gruppen eingeteilt werden: die natürlichen und die künstlichen. Zu der ersten Gruppe werden wir Namen wie Māhārāṣṭrī, 'Sāurasēnī, Māgadhī, Āvantī u. a. zu rechnen haben; zu der zweiten gehören Namen wie Ārṣam, Ardhamāgadhī (beide bezeichnen denselben Dialekt), Pāiśācī, Apabhraṁśa; dazu gehört auch der Name Prākṛtam, wenn er wirklich durch „prakṛtiḥ saṁskṛtam" zu erklären ist und nicht einfach „vulgär" bedeutet. Ich bin nun fest überzeugt, daß sich die Grammatiker wenig darum kümmerten, in ihrer systematisierenden Arbeit den Verhältnissen zwischen den lebenden Dialekten gerecht zu werden. Das würde mehr philologische Befähigung erfordern, als wir den Prākritgrammatikern nach alledem, was wir von ihnen wissen, zutrauen dürfen. Übrigens würden nur die ältesten unter ihnen vor diese Aufgabe gestellt worden sein. Die jüngeren, vor allem aber der wichtige Hēmacandra, hatten keine Fühlung für lebendes Prākrit mehr. Für sie waren das Literatursprachen, deren Kenntnis man sich aus Handschriften erwerben mußte und deren volkstümliche Unter-

lagen, die Apabhraṁśa im Sinne von Pischels Theorie (Academy 1873, p. 398; Gr. § 5) sich längst weiterentwickelt hatten. Hēmacandra lebte doch in der Epoche des archaischen Hindī. Da ist ganz klar, daß z. B. ein Mārkaṇḍēya, der auch nur Namen wie Āvantī oder 'Sākārī kennen lernte, sehr oft in Verlegenheit kam, was er mit ihnen anfangen sollte. Wenn man nun einmal Grammatiker von Fach ist, so läßt sich nicht über alle Dialekte ein „lakṣaṇākaraṇāt" verhängen. Außerdem ist dem Inder übertriebene Systematisierungsliebhaberei eingeboren. Daraus erklären sich solche absurde Angaben, wie in bezug auf Āvantī[1]) diejenige Pṛthvīdhara's oder Mārkaṇḍēya's, die uns oben beschäftigt hat, und daraus erklärt sich, daß man Namen wie z. B. Dākṣiṇātyā, mit denen man nichts anzufangen wußte, um jeden Preis irgendwo unterzubringen suchte[2]). Nun habe ich oben gesagt, daß sich Benennungen einzelner Prākritdialekte in zwei Gruppen einteilen lassen. Von den künstlichen will ich hier nicht handeln[3]). Uns gehen hier die natürlichen an, zu

---

[1]) Über eine nicht minder absurde Charakteristik der 'Sākārī wird weiter unten gehandelt werden.

[2]) Sehr ungünstig urteilt über das Verhältnis der Grammatiker zu den von ihnen behandelten Dialekten Senart. Man lese im allgemeinen seine Auseinandersetzungen in dem XXI. Bande des Indian Antiquary (z. B. p. 15: We shall at least see from what I shall have occasion to say regarding the Prākrit of the grammarians, that they are entitled to but very weak authority as regards the exact state of the popular language..) und den Artikel L'épigraphie et l'histoire linguistique de l'Inde in den Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres, Séances de l'année 1886 (erschienen 1887), besonders pp. 78—89. Leider war mir der zweite Band der Inscriptions de Piyadasi nicht zugänglich, weshalb ich nach dem Ind. Ant. zitiere. — Interessant ist dagegen zu sehen, wie sich Pischels Urteil allmählich zugunsten der einheimischen Grammatiker verschoben hat. Einiges bezüglich der Annahme von Unterdialekten wie Āvantī u. a. ist schon oben gelegentlich zur Sprache gekommen. Hier will ich noch ein Beispiel anführen, das sich freilich auf einen anderen, von den Grammatikern jedoch nicht minder mißhandelten Punkt bezieht. In seiner Grammatik § 31 ist Pischel geneigt, unter anderen auch dem großen Pāṇini eine Pktgrammatik zuzuschreiben. Das entgegengesetzte und, wie ich glaube, schon auf Grund chronologischer Erwägungen allein richtige Urteil, ist dagegen in seiner Schrift De gramm. prācrit. Vratisl. 1874 p. 9 zu lesen: „Pāṇinem ex numero grammaticorum Prācriticorum eximendum esse censeo," und weiter heißt es: „Hoc unum miror, Indos memoriae non tradidisse Indram quoque et 'Sivam auctores fuisse grammaticarum Prācriticarum". Das ist stark aber richtig.

[3]) Vgl. darüber Windisch: Über den sprachlichen Charakter des Pāli. Paris 1906 (ArdhaMg.) und noch mehr Senart Ind. Ant. XXI 262 (Apabhr., Pāiśācī, Cul.-P., AMg.).

denen unter anderen auch der Name der Dākṣiṇātyā gehört. Die unmittelbar vorangehenden Zeilen hatten zum Zweck, zu zeigen, wie solche Namen von den einheimischen Theoretikern mißverstanden und mißhandelt worden sind; in den folgenden Zeilen will ich zeigen, was meines Erachtens darunter zu verstehen ist. Die Sache liegt wohl einfacher, als man sich vorstellen würde. Wir wollen wieder zu dem Satze zurückkehren, von dem wir schon einmal ausgegangen sind, nämlich zu dem Satze Candanaka's Mṛcch. 103, 5 ff. „vaaṁ dakkhiṇattā avvattabhāsiṇō . . ." oder richtiger: vayaṁ dākṣiṇātyā avyaktabhāṣiṇaḥ. Es würde mir scheinen, als ob hier nicht die beiden ersten Worte, auf die sich Pischel gestützt hatte, sondern das dritte besonders wichtig wäre. In der Tat unterscheidet sich Candanaka's Sprache in der Schrift nicht von der gewöhnlichen 'Sāurasēnī bezw. Māhārāṣṭrī. Der Unterschied wird wohl in der Aussprache zu suchen sein. Wie wir einen Wiener von einem Leipziger gleich unterscheiden werden, wenn wir sie sprechen hören (nicht aber, wenn wir ihre literarischen Werke lesen), wie einen Pariser in Südfrankreich, einen Schotten in London oder gar z. B. einen Venezianer in Florenz gleich das erste Wort verrät, so muß es auch in Indien gewesen sein. Ich will damit nicht behaupten, daß ein Südinder z. B. aus Karṇāta zur Zeit unseres Dramas genau dieselbe Sprache sprach, die man auf den Straßen Ujjayinī's hörte, obwohl damals die Unterschiede noch ziemlich wenig markiert gewesen sein dürften (ich verweise auf Nisikānta's Chattōpadhyāya's Indische Essays I), aber Candanaka gibt ja selbst zu, verschiedener Sprachen mächtig zu sein und da ist es wohl möglich, daß er sich in Ujjayinī der dortigen Sprache anzubequemen versuchte, sie aber mit einem fremden — dem südlichen — Akzent sprach. Bist du unter die Krähen geraten, so gebärde dich nach Krähenart — sagt ein indischer Spruch. Wir müssen uns aber hüten, die Sache zu genau zu nehmen. Das Prākrit wurde in den Dramen ziemlich stereotyp verteilt, höher stehende führten ihre Dialoge in der 'Sāurasēnī[1]), niedrige Personen bedienten sich dagegen der Māgadhī[2]), und so bekam Candanaka die 'Sāurasēnī zugewiesen. Den geistreichen

---

[1]) Mit Bollensen (Māl. VII ff.) 'Sāurasēnī in zwei besondere Dialekte zu spalten, je nachdem sie von niedrigen Dienerinnen, oder von „geschulten Männern wie Gautama (so!) und Sarasa" gebraucht wird, halte ich für ganz unbegründet.

[2]) In Lal. V. R. N. von Sōmadēva treten bekanntlich zwei Spione auf. Der



Einfall mit der avyaktabhāṣitā, der ihm in einem kritischen Augenblick aus der Klemme helfen sollte, müssen wir eher dem rätselhaften Verfasser unseres Dramas zugute schreiben. Nun lagen aber die Verhältnisse auch hier in Indien nicht anders, als sie in Europa liegen. Wie man z. B. das „beste" Italienisch nach Florenz zu versetzen gewohnt ist, wogegen selbstverständlich alle Italiener mit Ausnahme der glücklichen Florentiner Einspruch erheben, so war man von alters her gewohnt, das gute, das reine Indisch (man verzeihe mir diesen nicht genug strengen Ausdruck) im Norden zu suchen. Das beweist schon die bekannte Stelle aus dem Kāuṣītaki-Brāhmaṇa, die ich hier anführe: athābravīt pathyā svastir mahyam ēkām ājyāhutiṁ juhutāham ēkāṁ diśaṁ prajñāsyāmīti tasyā ajuhavuḥ sōdīcīm diśaṁ prājānād vāg vāi pathyā svastis tasmād udīcyāṁ diśi prajñatatarā vāg udyata udañca u ēva yanti vācaṁ śikṣituṁ yō vā tata āgacchati tasya vā śuśrūṣanta iti ha smāhāiṣā hi vācō dik prājñātā (Kāuṣ. Br. ed. Lindner 7, 6 S. 31)[1]). Der Grund dieser Bevorzugung des Nordens ist leicht zu sehen: vom Norden kamen die arischen Inder her, hier mußte sich die Sprache wirklich am reinsten erhalten haben und so erklärt es sich ohne jede Mühe, warum sie die Sprache ihrer weiter südlich vorgerückten Stammesgenossen mit dem Namen dākṣiṇātyā belegten und ihr undeutliche Aussprache zum Vorwurf machten[2]). Diese zur Zeit des Kāuṣītaki-Brāhmaṇa allgemeine Meinung wird sich dann durch viele Jahrhunderte fortgepflanzt haben. Das florentinische Italienisch hat im XIII. und XIV. Jh. die Oberhand gewonnen und zwar dank einer früh ausgebildeten Literatur (Dante, Petrarca, Boccaccio); heutzutage steht Florenz keineswegs an der Spitze der literarischen Bewegung Italiens, trotzdem ist die Sprache seiner gebildeten Söhne noch immer tonangebend. — Auf ähnliche Weise sind, nach meiner Überzeugung, die Namen anderer Dialekte zu erklären, über die wir leider zu wenig — oder vielmehr gar nicht — unterrichtet sind, wie Prācyā oder Āvantī, in welche dann die

Spion des indischen Königs spricht 'S., der Turuṣkacara dagegen Mg., offenbar weil ihn der Dichter als einen nichtarischen „outcast" für niedriger hielt

[1]) Es ist mir durchaus nicht entgangen, daß sich dieses Zitat unmittelbar nur auf das Saṅskrit bezieht.

[2]) Natürlich wird es sich oft auch da, wo irgend ein Kommentator aus verschiedenen Sprachen zitiert, um sogenannte Provinzialismen handeln, also Unterschiede im Wortschatz u. dgl. In diesem Sinne sind wohl die oben (S. 258 Anm. 1) erwähnten Zitate des Nīlakaṇṭha zu verstehen. Selbstverständlich wird dies nicht immer der Fall sein.

Schematisierungssucht der aftergelehrten Theoretiker mehr hineinzulegen sich bemühte, als wirklich in ihnen steckte[1]. — Ich muß mir hier versagen, weitere Vermutungen über diesen Gegenstand mitzuteilen.

Ḍhakkī. Auch von diesem Dialekt besitzen wir in der ganzen Literatur eine einzige Probe: die wenigen Stellen in dem Mṛcch., wo Māthura und der unbenannte Spieler auftreten. Eine nähere Untersuchung der Ḍh. hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Wohl werden wir am Ende zu ähnlichem Resultat kommen, wie wir oben in bezug auf die früher besprochenen Dialekte gekommen sind, aber es wird nicht so leicht sein, hier das traditionelle Vorurteil zu beseitigen. Nicht als ob die besonderen dialektischen Kennzeichen, wie sie etwa für die Āvantī geltend gemacht worden sind, für die Ḍhakkī reichlicher zutage träten — im Gegenteil, sie sind sehr spärlich —, wohl aber deswegen, weil uns hier die Handschriften fast durchweg im Stiche lassen. Ich werde später einige Andeutungen machen, wie der verwahrloste Zustand der Manuskripte gerade an diesen Stellen zu erklären ist, hier genüge es nur zu sagen, daß wir uns auf unsere Handschriften nur als auf Zeugen zweiten Ranges berufen können; auf ihre zweifelhaften Angaben gestützt, werden wir den Schluß selbst bilden müssen. Andererseits aber ist unsere Lage jetzt insofern günstiger geworden, als wir die Ḍhakkī im Lichte alles dessen beurteilen können, was von den vorher besprochenen Dialekten festgestellt worden ist. Hätten wir oben die Dialekte Āvantī und Dākṣiṇātyā angenommen, so würden wir jetzt Ḍhakkī ohne sehr starke Gründe nicht beseitigen können, da wir aber die Existenz jener Dialekte entschieden verneint haben, da wir ferner den Angaben der einheimischen Prākritgrammatiker sehr mißtrauisch gegenüberstehen — und es ist doch ein und derselbe Scholiast, der uns über die Prācyā und Āvantī, wie auch über die Ḍhakkī belehrt — so wird es vollkommen genügen, wenn wir in diesem wunderlich

[1]) Als Illustration des oben gesagten möge folgende kurze Geschichte dienen: Ich erinnere mich, wie mir einmal ein Reisegefährte, ein biederer Oberschlesier, mit Entrüstung erzählt hat, daß der Hauslehrer seines jungen Stammhalters, „ein reiner Kaffeesachse“, wie sich nur zu spät herausgestellt hat, dem lernlustigen A-B-C-Schützen, die Geheimnisse der Wissenschaft „auf sächsisch“ (anstatt auf deutsch) erklärte! Ein akademisch gebildeter Lehrer, wer konnte so was ahnen! — Man lese nur „'Sāurasēnī“ für „deutsch“ und „Dākṣiṇātyā“ für „sächsisch“, und es wird sich, toute proportion gardée, die Geschichte des ehrlichen Candanaka wiederholen.



mannigfaltigen Gemisch, als welches Ḍhakkī unseren Augen erscheint, Spuren davon entdecken, daß der ursprüngliche Zustand der Handschriften von dem jetzigen verschieden sein mußte, daß folglich der Dialekt, dessen sich die beiden Spieler bedienen, im Laufe der Zeit eine von der ursprünglichen verschiedene Gestalt angenommen hat. Ich gestatte mir noch einmal, Pischels Worte zu zitieren: „Nach Pṛthvīdhara wird sie (d. i. Ḍhakkī) lautlich charakterisiert durch das Vorwalten des la und den Gebrauch zweier Zischlaute, des palatalen śa und des dentalen sa: lakāraprāyā Ḍhakkavibhāṣā Saṁskṛtaprāyatvē dantyatālavyasaśakāradvayayuktā ca. Das ist so zu verstehen, daß, wie in Mg., ra in la übergeht, ṣa in sa, das selbst, ebenso wie śa bleibt, wo es im Skt. steht. In den Texten ist die Schreibung nicht immer durchgeführt, aber die Handschriften haben zuweilen richtig die geforderte Lesart“ (Gr. § 25). Hier gibt also Pischel zu, daß im Grunde genommen weder die Texte, noch die Handschriften die Angabe Pṛthvīdhara's bestätigen. In der Tat lassen sich aber in den Handschriften Spuren finden, welche gegen jene Angabe zeugen. Außer dem Wandel von r zu l und dem Gebrauch zweier Zischlaute hat die Ḍhakkī noch ein zweites dialektisches Merkmal, welches sie nahe an den Apabhraṁśa rückt, das ist die Endung -u = -aḥ und -am sowie a im Auslaut der 2. Sing. Imperativi. Konsequent ist sie jedoch nicht darin. Beide Merkmale sind besonders zu besprechen und auf verschiedene Weise zu erklären. Wir wollen uns zunächst den Lauten la sa śa zuwenden. Pischel führt zwar einige wenige Beispiele an, die zugunsten der Angabe Pṛthvīdhara's interpretiert werden können, ein Einblick in die handschriftlichen Varianten bei Goḍabole läßt aber erkennen, daß in den meisten Fällen das r besser bezeugt ist; l findet sich seltener, mitunter sogar in der Nachbarschaft eines r wie in jajjarapaḍappāvudō aaṁ pulisō (Stenzlers Text 34, 11/12). Was aber die dantyatālavyasaśakāratā betrifft, so hat man entschieden den Eindruck, als ob s das ursprüngliche wäre; erst nachträglich scheint es hie und da dem palatalen ś gewichen zu sein. Jedenfalls werden die beiden Zischlaute promiscue gebraucht. Pischels Hauptbeispiel für korrekte Vertretung der skt. s und ś ist das Wort daśasuvaṇṇa, dieses wird aber sehr häufig dasasuvaṇṇa daśaśuvaṇṇa und sogar dasaśuvaṇṇa geschrieben. Häufiger ist jedenfalls s; zudem steht ś sehr oft an falschen Stellen, z. B. in dōśu 91, 3 (hier zitiere ich nach Goḍaboles Ausgabe) in DK (gute und unabhängige MSS);

paśaru = prasara 93, 8 alle MSS und Text; bhaṇēśi 116, 1 alle MSS und Text usw. — Daraus läßt sich wohl ohne Schwierigkeiten folgender Schluß ziehen: wir müssen in der Überlieferung des Mṛcchakaṭika zwei Epochen unterscheiden, vor und nach Pṛthvīdhara, bezw. seinem Vorgänger, dem die Entdeckung der l s ś zur Last fällt. Vor Pṛthvīdhara hat man den unverfälschten Text, natürlich mit mehr oder weniger Genauigkeit, abgeschrieben; nach ihm aber hatte die Überlieferung mit seiner Autorität zu kämpfen. Das Resultat war die große Zerfahrenheit der MSS., welche eben an diesen Stellen des Dramas besonders auffällt. Sonst sind die Handschriften A (bei Stenzler) und diejenigen der zweiten und dritten Gruppe bei Goḍabole sehr korrekt. Auch ist es von vornherein einfacher, anzunehmen, daß die nicht gerade zahlreichen Fälle, wo l und ś stehen, unter dem Einfluß der Autorität Pṛthvīdhara's entstanden sind, als daß seit der Zeit, wo unser Scholiast seine Entdeckung machte, die Zahl der l und ś anstatt zuzunehmen, im Gegenteil abgenommen hat. Soviel möge genügen über das erste dialektische Merkmal der Ḍhakkī[1]). Wenn wir aber annehmen (was sich nach den obigen Ausführungen ohne Schwierigkeit annehmen läßt), daß in dem ursprünglichen Texte unseres Dramas überall r und s gestanden haben, so wäre auch der Dialekt der beiden Spieler reine 'Sāurasēnī – bis auf eine einzige grammatische Erscheinung, nämlich die Endung -u für -aḥ und -am der Substantiva, sowie für -a der 2. Sing. Imp. — Dieses -u hat wohl Pṛthvīdhara dazu verleitet, die Ḍhakkī als einen Apabhraṁśadialekt hinzustellen und darin hat er wohl bis zu einem gewissen Grade recht gehabt. Ḍhakkī ist meiner Ansicht nach 'Sāurasēnī, aber mit volkstümlicher Färbung, also gewissermaßen ein 'Sāurasēna-Apabhraṁśa im Sinne der Theorie Pischels (Academy 1873, p. 398; Gr. § 5). Die systematisierenden Theoretiker à la Pṛthvīdhara hatten einfach keine Fühlung für solche Freiheiten, die sich der Dichter gelegentlich erlaubte (besonders der Dichter des Mṛcch.!), wenn also Kālidāsa und 'Sūdraka die beiden Knaben Sarvadamana und Rōhasēna „'Sāurasēnī sprechen lassen, ihre Sprache aber durchweg durch ein l statt r als Kindersprache charakterisieren wollen“ ('Sak. ed. Cappeller p. XVIII), so verkennt der pedantische Scholiast die Absicht des Dichters, für ihn war l ein Kennzeichen

[1]) Man lese auch, was Windisch LC. 1901 Sp. 491 über die ältere und die Kommentatoren-Literatur des Pāli sagt.



der Mg. und er teilt ohne Bedenken den beiden Kleinen die Māgadhī zu, obwohl es, wie Cappeller a. a. O. bemerkt, widersinnig ist, kleine Kinder einen anderen Dialekt sprechen zu lassen als ihre Mütter oder Wärterinnen[1]). Ḍhakkī ist also kein Apabhraṁśa in dem Sinne, wie es der Scholiast offenbar meint, d. h. ein besonderer Apabhraṁśa-Dialekt in Ḍhakka im östlichen Bengalen gesprochen, es ist 'Sāurasēnī, wie man sie auf den Straßen sprach, oder besser mit gewissen Anklängen an die Straße, an den Pischelschen 'Sāurasēna-Apabhraṁśa. 'Sūdraka wollte auf diese Weise die beiden Spieler schärfer charakterisieren, und es muß unbedingt zugegeben werden, daß er ein Meister scharfer Charakterisierung war. Zudem wirkten auf seine Zeitgenossen die lebhaften Szenen des zweiten Aktes viel stärker als auf uns, die wir uns erst in Gedanken in entlegene Jahrhunderte und entfernte Länder versetzen müssen; der volkstümliche Anhauch, der sich in der Sprache der zankenden Spieler spüren ließ, vollendete die Täuschung, man glaubte wirklich einer Streitszene auf der Straße beizuwohnen. Die literarische Norm der Sprache mußte einige von ihren Prärogativen an die wahrheitsgetreue, lebendige Darstellungsart abtreten. Solches konnte sich ein großer Dramatiker vom Schlage eines 'Sūdraka oder Kālidāsa erlauben, er mußte aber darauf verzichten, bei den pedantischen Kommentatoren eines Epigonenzeitalters Verständnis zu finden. Wer aber mehr Verständnis für den Dichter, als für seine trockenen Ausleger hat, der wird die oben gegebene Erklärung annehmen können. — Ich möchte mein Urteil über die Ḍhakkī, dessen einzelne Prämissen in den obigen Auseinandersetzungen zerstreut zu finden sind, noch einmal kurz zusammenfassen. 'Sāurasēnī, Māhārāṣṭrī, Māgadhī, Sanskrit (in Stenzlers Text) und eine Art Halbes-Sanskrit (in den besten MSS., auch im Text Goḍaboles)[2]) sind darin so durcheinandergeworfen, daß man sich vergeblich nach einem Lichtstrahl umsieht, der uns den Weg aus diesem Labyrinth wiese. Wenn man bedenkt, daß die besten MSS. unseres Dramas wirklich gut sind, und daß sie sogar in den Fällen, wo die Abschreiber so leicht ausgleiten, ich meine in der Wiedergabe der ursprünglichen t und th, auf-

[1]) Ich wollte hier den Gang der Untersuchung durch eine Abschweifung nicht unterbrechen, verweise aber auf die kurze Besprechung der 'Sākārī, bei der ähnliches zutage treten wird.

[2]) Formen wie dūlāt (!) im Text und den besten MSS., oder paśśata (!) auch mit -ss-.



fallend korrekt sind (gleich den besten bengalischen Handschriften der 'Sak.); ferner, wenn man bedenkt, daß diese guten Handschriften merkwürdigerweise eben in ihren Ḍhakkīpartien so verwahrlost sind, so kann man eins mit Sicherheit behaupten: die Überlieferung muß hier irre geführt worden sein. Und man sieht nur eins, was sie irre leiten konnte: falsche Angaben eines Pṛthvīdhara und Genossen. Nehmen wir aber an, der Text hatte ursprünglich r und s, worauf zahlreiche Spuren hinweisen, ferner häufig, obwohl nicht immer, -u im Auslaut gewisser Nominal- und Verbalformen, nehmen wir ferner an, daß ein halbgelehrter Kommentator l s ś vorschrieb, so wird es uns klar, daß falsche Formen auf guten Text so oft und so lange aufgepfropft wurden, bis sie nach wiederholtem Abschreiben im Laufe der Jahrhunderte zu diesem heillosen Zustand geführt haben, dem wir heute fast ratlos gegenüberstehen. Es läßt sich auch vermuten (aber nicht beweisen), daß es in der Absicht des Dichters lag, in das Gerede der Spieler einige Sanskrit- und Māgadhīformen hineinzuflechten; aus welchen Elementen bestand nicht eine dyūtasabhā! Die „Ḍhakkīszenen" unseres Dramas spielen sich zwischen vier Personen ab, von denen Saṁvāhaka Māgadhī und Darduraka Sanskrit spricht [1]).

Im obigen habe ich diejenigen Dialekte behandelt, deren Eigenheiten mehr oder weniger auf die 'Sāurasēnī wiesen, und die sich auch schließlich als, je nach der Absicht des Dichters oder infolge schwankender Überlieferung, mehr oder weniger reine 'Sāurasēnī erkennen ließen. An die Einteilung des Scholiasten in Prākrit- und Apabhraṁśadialekte habe ich mich nicht gehalten, aus Gründen, auf die einzugehen unnötig ist. Dagegen bleiben nach Erledigung der 'Sāurasēnīgruppe noch drei, von Pṛthvīdhara als Māgadhī, 'Sākārī und Cāṇḍālī unterschiedene Dialekte, die schon auf den ersten Blick eng zusammengehören, und die man billig auf den wichtigsten unter ihnen, die Māgadhī, reduzieren kann. Das hat auch Pischel getan, dem einige wenige von dem Scholiasten und den Grammatikern angeführten

---

[1]) Die Form tuhaṁ = skt. tvam (31, 12. 34, 24. 35, 1. 3. 39, 8) wird vielleicht zu streichen sein; die MSS., die besten nicht ausgenommen, lesen häufig tumaṁ (Goḍ. hat es einmal im Text) auch tuaṁ; ed. Calc. hat tuhuṁ; je einmal stehen tuhu und mu (so!). Ist die Form aber richtig (als lectio difficilior), so erinnert sie an Apabhr. tuhū (s. Gr. § 421 und Anm. 2) und würde sich nach dem oben gesagten erklären. — 31, 12 übersetzt Pischel mit tvām. Auch im Paradigma § 420 stellt er es unter Akk. Sing. Wie kommt er dazu?

Eigenheiten nicht wichtig genug erschienen, um auf Grund deren in einer Prākritgrammatik die Scheidung zwischen den drei Dialekten durchzuführen. Da es mir nun daran gelegen war, in dieser Einleitung meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß in dem Drama Mṛcchakaṭika nicht, wie Pṛthvīdhara behauptet, sieben, sondern zwei Dialekte angewendet werden, so könnte ich mich mit dem erwähnten Urteil Pischels begnügen und zu dem nächsten Abschnitt übergehen, in dem ich den Prākritgrammatikern einige Worte widmen möchte. Obwohl ich aber dem richtigen Urteil Pischels vollständig beipflichte, so will ich trotzdem in aller Kürze auch über diese Dialektgruppe (wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen) einige Bemerkungen machen und zwar hauptsächlich deswegen, weil uns die beiden vermeintlichen Unterdialekte der Māgadhī, die Cāṇḍālī und die 'Sākārī, recht gute Beweise für die Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit der einheimischen Angaben in Bezug auf die Klassifikation der Dialekte liefern. —

Ich habe oben (S. 248 Anm. 1) einen Ausspruch von Senart zitiert, wonach jene prakṛti, welche die Grammatiker bei einem jeden Dialekt angeben, nicht im Sinne eines genealogischen Verhältnisses zu interpretieren ist, über das sich die Inder auf wissenschaftlichem Wege ein Urteil gebildet hätten. Was könnte es sonst wohl bedeuten, wenn Pischel Gr. § 24 hinsichtlich der Cāṇḍālī und 'Sābarī nach den indischen Grammatikern berichtet: „Die vorher erwähnten Grammatiker und Rhetoriker nennen als eigenen Dialekt auch die Cāṇḍālī, die nach Mk. fol. 81 aus Māgadhī und 'Sāurasēnī entsteht, von Lassen Inst. p. 420 ebenfalls ganz richtig als Mg. angesehen wird. Aus der Cāṇḍālī wieder leitet Mk. fol. 81 die 'Sābarī ab, deren Grundlage danach 'S. Mg. 'Sākārī seien". Zunächst muß das letzte Wort, 'Sākārī, ein lapsus calami für Cāṇḍālī sein, sonst ist der ganze Satz unverständlich. Dann aber ist es klar, daß wir 'Sābarī = Cāṇḍālī annehmen müssen, da sie gar zu viel Gemeinsames haben, ja geradezu aus d e n s e l b e n Elementen bestehen. Man kann sich nicht gut vorstellen, was da noch für Unterschiede existieren könnten (von der 'Sābarī haben wir keine Proben); vielleicht waren es einige vereinzelte und verdächtige Formen, die dem anspruchslosen Grammatiker vollkommen genügten, noch wahrscheinlicher ist es aber, daß es sich um solche Unterschiede handelte, wie diejenigen, welche Cāṇḍālī von der Māgadhī trennen — d. h. überhaupt um keine. Senarts Ansicht ist im allgemeinen

ganz richtig, nur legt er zu viel Nachdruck auf die Orthographie, die übrigens in Aśōka's Inschriften, von denen er ausgegangen ist, gewiß eine viel größere Rolle spielte als später. Im Grunde aber entsprechen orthographischen Eigentümlichkeiten auch phonetische und darnach werden wir Senarts Urteil etwas zu modifizieren haben. Wenn also z. B. Vararuci in dem der 'Sāurasēnī gewidmeten Kapitel seines Prākṛtaprakāśa sagt: prakṛtiḥ saṁskṛtam (XII 2), so heißt das wohl nur, daß das äußere Gewand der 'Sāurasēnī mehr als dasjenige der Māhārāṣṭrī an das Sanskrit erinnert. Gleich aus dem nächsten sūtra erfahren wir, daß: anādāv ayujōs tathayōr dadhāu (XII 3), wogegen in der Māhār. ersteres ausfällt, letzteres zu h wird. In den Kapiteln über Pāiśācī und Māgadhi heist es prakṛtiḥ śāurasēnī (X 2; XI 2). Müssen wir den Satz vielleicht so auffassen, wie er aussieht? Gewiß nicht; wir wissen übrigens, daß das auslautende -ē der Māgadhī schon allein genügt (noch mehr als l und ś), um zwischen diesem Dialekt und der 'Sāurasēnī eine scharfe Grenze zu ziehen. Wir brauchen aber nicht einmal dem Vararuci zuzumuten, daß er wirklich Mg. von 'S. herleiten wollte. 'Sāurasēnī bildete für ihn nur insofern die Grundlage der Māgadhī, als er bei grammatischer Behandlung der letzteren eher auf die erstere als auf Māhārāṣṭrī Bezug nehmen konnte. Es war ihm klar, daß Mg. phonetisch und morphologisch viel näher der 'Sāurasēnī als der Māhārāṣṭrī steht; sie teilt ja mit jener die Erweichung der t th zu d dh, um ein phonetisches, und z. B. die Absolutiva auf -ia (ja sogar kadua und gadua), um ein morphologisches Merkmal zu nennen. Māhārāṣṭrī hat 0 h bezw. -ūṇa. So sagt denn auch Vararuci prakṛtiḥ śāurasēnī, um dem Benutzer seines Leitfadens eine richtige Orientierung zu erleichtern.

'Sākārī wird von dem Scholiasten als ein besonderer Dialekt genannt und zu Apabhraṁśa gerechnet. Pischel behandelt sie als Māgadhī; das ist zweifellos richtig. 'Sākārī ist Māgadhī. Leider ist sie in ebenso verwahrlostem Zustande überliefert, wie dies bei den wenigen Proben der Mg., die wir in der ganzen Literatur besitzen, der Fall ist. Über den etwaigen Apabhraṁśa-charakter der 'Sākārī werde ich gleich zu handeln haben, vorerst will ich noch einige Worte über das Urteil unseres Scholiasten sagen. Pṛthvīdhara charakterisiert bekanntlich seine Dialekte kurz. Wie diese Charakteristiken beschaffen sind, das wissen wir schon, belehrend kann man sie jedenfalls nicht nennen; anläßlich der 'Sākārī ist ihm aber ein böser Schnitzer

passiert. Er zitiert nämlich als **den** Dialekt 'Sākārī charakterisierend (offenbar! da in einem Atem mit Charakteristiken anderer Dialekte) einige metrische Zeilen, die er ganz mißverstanden zu haben scheint, da sie sich auf die individuelle Sprech- und Redeweise des 'Sakāra (= Saṁsthānaka), nicht aber auf den von ihm angewendeten Dialekt beziehen. Ich werde auf diese Stelle in Pṛthvīdhara's Kommentar noch weiter unten kurz zurückkommen, hier erwähne ich nur die Tatsache, damit auch bei dem letzten jener Dialekte, die als solche von dem Scholiasten oder Grammatiker ins Leben gerufen worden sind, der Beweis nicht fehle, daß diese ihre angebliche Selbständigkeit auf einer Reihe von Ungenauigkeiten und Mißgriffen beruht. Es lohnt nicht, länger dabei zu bleiben. — Ich sagte oben, 'Sākārī stünde bei dem Scholiasten unter den Apabhraṁśa-Dialekten. Darin liegt auch meines Erachtens ein Körnchen Wahrheit, das übrigens keineswegs an der Tatsache rütteln kann, daß 'Sākārī in unserem Drama nur ein anderer Name für Māgadhī ist, soweit diese nämlich von dem königlichen Schwager angewendet wird. Es handelt sich um Einzelnheiten, die sich erklären lassen dürften. Pischel führt einige von ihnen an: Loc. Sing. auf -āhiṁ und Voc. Plur. auf -āhō, vermutet aber, daß sie wohl zufällig nur in dem Dialekt des 'Sakāra zu belegen sind (Gr. § 24). Vielleicht nicht so ganz zufällig; vielleicht gehört dazu auch mālihaśi[1]) 12, 23, h-Futurum ist auch in den Apabhraṁśa-Strophen der Urvaśī ziemlich häufig, ein andres Beispiel pāvihasi 35, 12 (zu lesen pāvihisi wie DH bei Goḍ. haben) steht in der Ḍhakkī, ist also denjenigen Fällen zuzuzählen, die oben unter Ḍhakkī namhaft gemacht worden sind. Freilich finden sich zwei Beispiele (eins im Vers) auch in der reinen Māgadhī des Dieners[2]). Sonst ist 'Sākārī der

---

[1]) Ich würde hier lieber mit fast allen MSS. mālīaśi lesen = māryasē entsprechend dem vorausgehenden dhriyasē bei dem viṭa.

[2]) Pischel erklärt solche Formen, die eigentlich gegen den Dialekt sind, mit **einem** magischen Wort „im Vers"; die meisten (nicht alle) finden sich auch tatsächlich im Vers, wenn wir aber in den Versen einen Tummelplatz aller „archaischen" und „antidialektischen" Formen sehen wollen, so ist mit dieser Erklärung auch die Māhārāṣṭrī in den reinsten Gāthās einer 'Sakuntalā z. B., gezwungen, archaisch gefärbter 'Sāurasēnī Platz zu machen. Im Grunde genommen handelt es sich doch in diesen Gāthās um ziemlich wenige charakteristische Māhārāṣṭrīformen; ja sehr wichtige von ihnen (absol. auf -ūṇa) werden theoretisch auch in der 'Sāurasēnī (Māgadhī) gestattet! Wir laufen also Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Archaische Formen in

Māgadhī gleich. Ich würde nun der Ansicht sein, daß der Dichter nicht unabsichtlich diese wenigen Formen gemeiner Prägung in den Mund Saṁsthānaka's gelegt hat und daß sie ähnlich zu erklären sind, wie jener Apabhraṁśa-Anflug der Ḍhakkī. Allerdings sind hier die Beispiele sehr spärlich und ist auch die ganze Frage untergeordneter Natur. Dagegen will ich eine andere Vermutung aussprechen, die sich viel besser begründen läßt. Die Māgadhī in dem Mṛcchakaṭika weist viele ungewöhnliche Konsonantenverbindungen mit ś auf; ich habe immer den Eindruck gehabt, daß sie eine Art individuellen — gewiß nicht unabsichtlichen — Lispelns des 'Sakāra darstellen und von da aus sich auf die übrigen Māgadhī-Partien der Mṛcchakaṭika-Handschriften verbreitet haben. Solches Lispeln paßt sehr gut zu dem Charakter eines boshaften Wüstlings, der ja auch sehr gerne Deminutiva anwendet; Sthāvaraka wird immer mit puśthaka (hier nicht kaḥ svārthē, sondern deminutiv) = „Söhnchen" angeredet[1]). Eigentümlich wirkt dieser zarten Rede harter Sinn. Von diesem ś hat er auch seinen Beinamen śakāra = śa-macher bekommen. Und das findet sich auch in dem Zitat, welches bei Pṛthvīdhara ed. St. p. VI, ed. Goḍ. p. 494 steht:

Versen sind zu allen Zeiten und in allen Literaturen nicht selten, hier haben wir es aber mit einer anderen Erscheinung zu tun. Futura auf -h- und -ss-, Loc. Sing. auf -ammi und -ē u. a. werden in der Māhārāṣṭrī nebeneinander angewendet (archaisch wären eher die an zweiter Stelle genannten Formen!) und sind jedenfalls die ersteren charakteristisch für diese Sprache, die Sprache der Dichtung, der Strophen im Drama. Dagegen kommen in der 'S. bezw. Mg. — welch letztere uns in diesem Falle interessiert — nur die zuletzt genannten Formen vor. Wenn wir also in Strophen, die in Mg. abgefaßt sind, Formen wie khāhiśi 11, 11 oder vajjhammi 158, 12, caṇḍālaulammi 161, 14 usw. antreffen, so sind das halb-willkürliche, halb-absichtliche Anklänge an denjenigen Dialekt, der vorwiegend der gebundenen Rede dient, an die Māhārāṣṭrī (s. auch Bloch Vr. und Hem. S. 14 Anm.). Pischel bekämpft (in seiner Schrift De gramm. pracr. und sonst) die Ansicht, als ob die Sprache der Strophen in unserem Drama Māhārāṣṭrī sei. Ich habe oben nachzuweisen versucht, daß sich z. B. Vīraka und Candanaka (auch Karṇapūraka) in ihren Strophen der Māhārāṣṭrī bedienen. Sollten wir aber der (übrigens nie klar und deutlich ausgesprochenen) Ansicht recht geben, daß nämlich nur in solchen Strophen, die wirkliche Gāthās, also wirklich poetisch sind und sich zum Gesange eignen, Māhārāṣṭrī zur Anwendung gelangt, so würden zahlreiche Māhārāṣṭrī-Formen, deren Existenz in jenen Strophen keinem Zweifel unterliegt, nur auf diese Weise zu erklären sein, wie ich dies eben bei den Mg-Strophen versucht habe.

[1]) Es ist mir durchaus nicht unbekannt geblieben, daß Windisch (Der griechische Einfluß S. 60) in unserem 'Sakāra ein Abbild des europäischen miles gloriosus sieht. Ich schließe mich aber der Meinung von Schröders an:

śakāraprāyabhāṣitvāc chakārō rāṣṭriyaḥ smṛtaḥ. Auch Vorhergehendes bezieht sich offenbar auf unseren rāṣṭriya, den śamacher Saṁsthānaka. Es heißt da: apārtham akramaṁ vyarthaṁ punaruktaṁ hatōpamam | lōkanyāyaviruddhaṁ ca śakāravacanaṁ viduḥ ||. Allerdings macht sich schon in dem formelhaften viduḥ dieses Satzes die Generalisierung bemerkbar, nun ist aber der rāṣṭriya in der 'Sak. ein wackerer Mann, bei dem sich keine Spur von alledem findet. Der Scholiast (bezw. sein Vorgänger) hat einen falschen Schluß gezogen, er ließ den śakāra 'Sākārī sprechen, gerade so wie er den Cāṇḍālen ohne weiteres — und ohne jeden Grund — die „Cāṇḍālī" zuweist, obwohl die beiden, wie wir wissen, Māgadhī sprechen[1]). Und eine lange Reihe Abschreiber, Kompilatoren und Grammatiker reden das unserem Pṛthvīdhara nach.

Māgadhī. Die Māgadhī gehört eigentlich, gleich der 'Sāurasēnī, nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, deren Zweck es war, nur diejenigen Dialekte heranzuziehen, deren selbständige Existenz (wenigstens in unserem Drama) angezweifelt werden kann und wurde. Wenn ich trotzdem auch der Mg. einige Bemerkungen widmen werde, so geschieht es nur deswegen, weil vor einigen Jahren Prof. Windisch gelegentlich ein Urteil über die literarische Māgadhī ausgesprochen hat, dem ich nur bis zu einem gewissen Grade beipflichten kann. In seinem Vortrag, gehalten auf dem Orientalisten-Kongreß zu Algier, unter dem Titel „Über den sprachlichen Charakter des Pāli" (Paris 1906) sagt Windisch, was folgt: „Der einheimischen Prākritgrammatik ist der Unterschied zwischen dem natürlichen Volksdialekt und einer auf einem solchen beruhenden Literatursprache nicht fremd. Nach Pischel Gr. d. Pr. Spr. S. 3 ist der Kunstausdruck für die eigentlichen Volkssprachen Apabhraṁśa. Derselben Ansicht ist G. Grierson, The languages of India p. 57. Ich möchte also die Māgadhī der Asoka-Inschriften, der Dramen

„Dieser Schwager des Königs trägt zudem so durchaus ein rein persönliches, individuell gefärbtes Gepräge, ist so durchaus keine typische, sondern eine ganz individuelle Gestalt, daß mir Nachahmung eines fremden Typus ausgeschlossen zu sein scheint" (Ind. Lit. u. Kult. S. 601). Vgl. Pischel GGA. 1883, S. 1228 f.

[1]) Wie Hermann Camillo Kellner dazu kommt, in seiner Übersetzung (die übrigens alle Schönheiten des Dramas sorgfältig verwischt) „die Worte der Tschandaler plattdeutsch wiederzugeben, um damit die starke Abweichung ihrer Sprache von den übrigen Prākritdialekten zu kennzeichnen" — ist mir ein Rätsel.

und der Grammatiker als Apabhraṁśa-Māgadhī bezeichnen.[1]) Zwischen Asoka und Hēmacandra liegen über 1300 Jahre. Aber auch der eigentliche Volksdialekt war inzwischen im Drama zu einem Literaturdialekt geworden und ist dann als solcher jahrhundertelang festgehalten worden. In der Māgadhī der Dramen und der Grammatiker haben sich gewisse weitere Eigentümlichkeiten (ś für s usw.) entwickelt, die in der Māgadhī des Asoka noch nicht hervortreten“ (S. 278/279 bezw. 28/29 des Sonderabdrucks). Dieses Urteil ist richtig, soweit es sich auf die Māgadhī der Asoka-Inschriften bezieht, und wurde in dieser Beschränkung schon von Ernst Kuhn ausgesprochen, der sich in seinen Beiträgen zur Pāligrammatik folgendermaßen äußert: „Wir haben doch allen Grund zu der Annahme, daß sich Aśōka in seinen Inschriften wirklicher Volkssprachen bediente[2]); das Māgadhī der Inschriften ist demnach Māgadha-Apabhraṁśa, aber es stimmt durchaus mehr zum Māgadha-Prākrit als zum Pāli“ (a. a. O. S. 8; der Satz wendet sich gegen Pischels Fehler — den er übrigens selbst gleich erkannte — Pāli sei eben jener Māgadha-Apabhraṁśa). Die Sprache der betreffenden Inschriften darf also als eine auf dem Gebiete der Māgadhī gesprochene Volkssprache, folglich als Māgadha-Apabhraṁśa angesehen werden; freilich kann man sich dabei nicht auf gelegentliche Bezeichnung der Volkssprachen als Apabhraṁśa durch die einheimischen Grammatiker berufen, da diese Bezeichnungen sich kaum auf zeitlich so entlegene Sprachperioden beziehen können. Mag auch die Frage nach Vararuci's Identifizierung mit dem vārttikakāra des Pāṇini beantwortet werden, wie man will, das Gros der Prākrit-Grammatiker fällt doch sicher in die späteren nachchristlichen Jahrhunderte, und erst aus dieser Zeit stammt jene (übrigens nicht besonders häufig vorkommende) Gleichsetzung des Apabhraṁśa mit der Sprache des gemeinen Volkes, auf die Pischel seine Theorie gegründet hat. Soviel möge genügen in bezug auf die Sprache der Māgadhī-Inschriften Aśōka's. Was dagegen die Sprache der Dramen (und der Grammatiker) betrifft, so darf diese Māgadhī auf keine Weise als Māgadha-Apabhraṁśa

[1]) Also im Sinne der bekannten und oben mehrmals erwähnten Theorie Pischels; genauer wäre eigentlich Māgadha-Apabhraṁśa.

[2]) Allerdings muß man die Bemerkung Senarts gelten lassen: „About one fact there can be no doubt: Our inscriptions do not pretend to invariably represent in their integrity the sounds of the spoken language“ (Ind. Ant. XXI 146).



bezeichnet werden.[1]) Ähnlichen Fehler machte Pischel, wenn er diesen Namen dem Pāli beilegte. Von dem Māgadha-Apabhraṁśa, wie von dem 'Sāurasēna-Apabhraṁśa und allen anderen (immer im Sinne der Theorie Pischels; ich rede also nicht vom literarischen Apabhraṁśa), können wir eben ihrer Natur nach keine literarischen Denkmäler besitzen. Einfache Konsequenz spricht dagegen. Apabhraṃśa nennen wir in diesem Falle mit Pischel Volkssprachen, wie sie im Munde des Volkes lebten[2]) und in den heutigen arischen Sprachen Indiens weiterleben. Sobald man anfing, sie zu literarischen Zwecken zu verwenden, entgingen sie nicht dem gewöhnlichen Schicksal von Sprachen, die literarisch fixiert werden, das heißt, sie wurden gewissermaßen poliert und verfeinert, behielten selbstverständlich ihre dialektischen Haupteigentümlichkeiten, wie z. B. 'Sāurasēnī r s -o gegenüber Māgadhī l ś -ē, zogen also sozusagen das Gewand literarischer Sprachen an, und wurden (um bei demselben Beispiel zu bleiben) von den Theoretikern für die Dramen vorgeschrieben, von den Dichtern als 'S. und Mg. angewendet und von den Grammatikern als solche beschrieben, analysiert usw., dafür aber büßten sie ihren volkstümlichen Charakter und die Freiheit der Entwicklung ein, d. h. eben das, was sie zu Apabhraṁśa stempelte, wie sich die Inder gelegentlich und allgemein äußerten, oder zu 'Sāurasēna-Ap., Māgadha-Ap. usw., wie Pischel präziser sagte. — Nennen wir aber einmal diese Māgadhī, die wir aus den Erzeugnissen der dramatischen Literatur kennen, Māgadha-Apabhrāṁśa, so sehe ich nicht ein, was uns verbietet, dasselbe Recht für 'Sāurasenī u. a. zu fordern und der Unterschied zwischen den literarischen Prākrits und ihrer Grundlage, den Volkssprachen, verwischt sich gar zu sehr. — Windisch hat das offenbar nicht so gemeint; vielleicht war nur die Ausdrucksweise unklar; er kann natürlich den Abstand zwischen der Sprache der Inschriften und der Dramen nicht verkennen, sagt aber, daß sich in der Māgadhī der Dramen und der Grammatiker „gewisse weitere Eigentümlichkeiten (ś für s usw.) entwickelt“

[1]) Sehr energisch drückt sich Senart aus: „It is, on the contrary, a very remarkable fact, the explanation of which will have to be methodically searched for, that the literary Prākrits never appear in the epigraphic monuments and that the Prākrit of the monuments never appears in the literature“ (a. a. O. p. 261; Gesperrtes im Original fett gedruckt).

[2]) Dem widerspricht natürlich nicht das, was ich oben von Ḍhakkī und 'Sākārī sagte.

hätten. Zunächst ist das Beispiel nicht gut; ś ist nämlich zu sehr ein Charakteristikum der Māgadhī, als daß es sich auf rein literarischem Wege hätte entwickeln können. Wie dem aber auch sein mag, ist diejenige Māgadhī der Dramen, die wir kennen, ein literarischer Dialekt, der sprachlich auf derselben Stufe steht, wie der andere literarische Prākritdialekt der Dramen, die 'Sāurasēnī, und der nicht auf die Stufe der Aśōka-Inschriften herabgedrückt werden darf. — Wollten wir übrigens mit Windisch die Māgadhī der Dramen und der Grammatiker Māgadha-Apabhraṁśa (mit gewissen weiter entwickelten Eigentümlichkeiten) nennen, so würden wir in Verlegenheit geraten, welcher Sprache wir den Namen der (literarischen) Māgadhī beilegen sollen. Denn Pāli ist es trotz allem nicht, mag auch in seiner Grundlage die Māgadhabhāṣā liegen, wie Windisch (a. a. O.), hierin bis zu einem gewissen Grade der indischen Tradition folgend, wahrscheinlich zu machen versucht.[1]) — Ich will zum Schluß das Obige noch einmal kurz zusammenfassen: die Māgadhī der Dramen (und der Grammatiker) ist ein literarischer Dialekt, eine Kunstsprache (Pischel Gr. § 6) ganz in demselben Grade, wie die 'Sāurasēnī der Dramen und der Grammatiker (und — können wir hinzufügen — wie das Sanskrit der Dramen und überhaupt der klassischen Literatur) ein literarischer Dialekt, eine Kunstsprache ist. Diesen literarisch fixierten Dialekten entsprachen während der Glanzperiode des indischen Dramas (natürlich auch eine Zeit vor und nach ihr) und zur Zeit der älteren Grammatiker[2]) — nicht mehr eines Hēmacandra — sich frei weiter entwickelnde Volkssprachen (und hier hört der Vergleich mit dem Sanskrit jener Zeit auf), deren älteste Stufe in den Inschriften Aśōka's vorliegt; zwischen beiden liegt aber eine recht scharfe Grenze, die nicht verwischt

---

[1]) Nebenbei bemerkt, ist das von Windisch gewählte Beispiel P. uyyāna (= skt. udyāna), welches nach den Grammatikern ebenso in der Mg. lauten soll, nicht zutreffend. Für skt. -dy- hat das Pāli regelmäßig -jj-, -yy- nur nach dem Präfix ud-, offenbar weil das Simplex stark gefühlt wurde. Ich würde mich daher eher auf Beispiele wie P. niya = skt. nija, oder P. ayya- (neben anderen Formen) = skt. ārya berufen. Diese Beispiele bilden aber nicht die Regel.

[2]) Ich glaube aber nicht, daß die jüngeren Grammatiker und Rhetoriker, bei denen der Ausdruck Apabhraṁśa = Volkssprache vorkommt, denselben in dem obigen Sinne gebrauchten. Der Apabhraṁśa eines Ravikara oder Vāgbhaṭa des älteren bezieht sich auf die zu ihrer Zeit gesprochene dēśabhāṣā, die bereits eine spätere Entwicklungsstufe darstellt, als jener Apabhr., der in Pischels Theorie die Grundlage der liter. Dialekte bildet.

werden darf, wie dies in dem oben zitierten und besprochenen Satze Windischs geschehen zu sein scheint.

Zum Schluß will ich noch eine phonetische Eigentümlichkeit der Mg. erwähnen, die in Pischels Grammatik übergangen worden ist. Es handelt sich um das kaḥ svārthē. Gr. § 598 heißt es: „In PG. P. CP., zuweilen auch 'S. Mg., bleibt es -ka, in AMg. JM. J'S. wird es zu -ga -ya, in den anderen Dialekten zu -a“. Darauf, daß es in 'S. zuweilen bleibt, ist vielleicht nicht viel zu geben, dagegen bleibt es in Mg. auffallend oft. Ich kann hier alle Fälle nicht aufzählen, ein Blick auf mein Glossar wird aber meine Behauptung bestätigen. Auch in der kurzen Māgadhīszene zu Anfang des VI. Aktes der 'Sak. ist -ka in vielen Fällen stehen geblieben, besonders in Pischels Ausgabe.

So viel hätte ich von den einzelnen Dialekten des Mṛcchakaṭika zu sagen. Die Resultate der obigen Untersuchung sind schon mehrmals mit genügendem Nachdruck hervorgehoben worden, und es genüge, dieselben hier nur noch kurz zusammenzufassen: der Dialektreichtum des Mṛcch. ist rein illusorisch, die sieben Dialekte des Pṛthvīdhara beruhen vielleicht nicht auf Erfindung, wie sich Bloch etwas zu stark ausdrückte, wohl aber auf Mangel an wissenschaftlicher Methode bei den einheimischen Grammatikern, die ihre Vorgänger meistens nur mechanisch abschreiben und in bezug auf Unterscheidung einzelner Dialekte sich nur zu oft in willkürlichen theoretischen Kombinationen ergehen, ohne der Sprache, einerlei ob gesprochen oder geschrieben, Rechnung zu tragen. Damit diese Worte nicht zu hart erscheinen, will ich das Urteil wiederholen, welches der entschiedenste Verteidiger der indischen Prākritgrammatiker, Pischel, über den wichtigsten unter ihnen, Hēmacandra, gefällt hat: „Er war ein Kompilator der schlimmsten Art, der seine Vorgänger in rücksichtslosester Weise geplündert hat und dessen Werke Flüchtigkeiten aller Art enthalten. Ihm fehlte jede Spur wissenschaftlicher Kritik und jede Belesenheit in der Literatur. Nach meinen Erfahrungen bei Bearbeitung der Dēśīnāmamālā zweifle ich sogar, daß er je selbst den Hāla und Sētubandha gelesen hat; sicher hat er aus ihnen keine eigenen Sammlungen gemacht. Er nahm die Beispiele wie die Regeln von seinen Vorgängern herüber“ (Hēmacandra's Grammatik der Prākritsprachen ed. Pischel II. Teil, p. VI). — Selbstverständlich rüttelt dieses Schlußergebnis unserer Untersuchung nicht an der Tatsache, daß die Prākritgrammatiker für uns von großem Wert sind; siehe darüber den unmittelbar folgen-

den Abschnitt. Noch weniger aber wird dadurch die außerordentliche Wichtigkeit des Mṛcchakaṭika selbst für die Prākritstudien beeinträchtigt; es ist und bleibt in dieser Beziehung eines der wichtigsten Dramen [1]).

Die Prākritgrammatiker und die Herausgabe indischer Dramen.

In den obigen Ausführungen wurde mehrmals die Kritiklosigkeit und Unzuverlässigkeit der einheimischen Prākritgrammatiker betont. Natürlich bildete ihre Feststellung nicht das Ziel unserer Untersuchung; sie ergab sich vielmehr als ein Nebenresultat, das längst schon von allen erkannt und anerkannt worden ist und sich deshalb wohl immer ergeben muß, wenn Fragen zur Erörterung gelangen, bei denen die Prākritgrammatiker mithineinspielen. Indes gibt es über den Wert der letzteren — abgesehen von ihrer anerkannten Kritiklosigkeit — verschiedene Urteile. Insonderheit ist man darüber nicht einig, inwiefern wir ihre Lehren bei kritischen Ausgaben von Werken der Pkt.-Literatur berücksichtigen sollen. Am schärfsten ist die Meinungsverschiedenheit zutage getreten in den, einander diametral entgegengesetzten, Urteilen Pischels und Blochs. Bloch hatte sicher recht, wenn er über den kritischen Wert der Prākritgrammatiker ein sehr abschätzendes Urteil gefällt hat; er hat aber zweifelsohne über das Ziel geschossen, wenn er aus seinen Ausführungen den Schluß gezogen hat, wir müßten bei der kritischen Behandlung des Pkt. (sei es in einer wissenschaftlichen Grammatik, sei es bei Herausgabe von Pkt.-Werken) von seinen Grammatikern gänzlich absehen. Andererseits betont Pischel mit Recht den hohen Wert der indischen Pkt.-Grammatiker, den sie als Quelle unserer Kenntnis der Pkt.-Dialekte für uns besitzen, er geht aber entschieden zu weit, wenn er daraus Schlüsse zieht, wie z. B. der folgende: „Und doch (heißt es Gr. S. 23) kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese, wie alle andern Regeln der Grammatiker, gegen die Handschriften durchzuführen ist. Alle Grammatiker von Vr. an, sind in der Hauptsache einig“. Der letztere Satz trifft zwar zu, darf aber diese Eintracht als ein Kriterium ihres kritischen Wertes betrachtet werden? Doch

[1]) Es ist oben hauptsächlich davon gehandelt worden, daß die Grammatiker zu viele Dialekte unterschieden haben; hier möge auch „the other side of the moon“ nicht unerwähnt bleiben. Mitunter haben sie Dialekte geleugnet, die wir annehmen müssen. So ist z. B. nach Mārkaṇḍēya Ardha-Māgadhī = Māgadhī, natürlich falsch. Vgl. darüber Gr. Einleitung (und Bloch S. 14 f.).

wohl nicht; wir haben ja allen Grund, zu vermuten — und in betreff des wichtigsten von ihnen, Hēmacandra, hat Pischel selbst diesen Vermutungen in den schärfsten Worten Ausdruck gegeben — daß sie zum großen Teil „Beispiele wie die Regeln von ihren Vorgängern" herübernahmen. Dann ist es aber kein Wunder, wenn sie in der Hauptsache einig sind. Dieser Umstand muß also unberücksichtigt bleiben, wenn es sich darum handelt, ob die Grammatiker überall das Korrektiv für die Handschriften hergeben sollen. Wir gehen weiter. Kritiklosigkeit haben wir bei den Pkt.-Grammatikern festgestellt. Es muß aber betont werden, daß dieser Fehler geradewegs dazu führte, daß sie nachweislich Falsches, ja Sinnloses, lehrten; man lese z. B. Bloch S. 28 f.[1]), wo des näheren ausgeführt wird, wie sie der grauen Theorie zu Liebe Formen schmiedeten, die sie nie gelesen haben können. Wenn nun Pischels Grundsatz zu Recht bestehen sollte, dann müßten wir — wo ein verderbtes MS zufälligerweise etwas Ähnliches böte! — auch solche Formen in den Text setzen. Daran wird aber niemand denken. Oder ein anderer Fall. Weder bei Vr. noch bei Hc. findet sich das Richtige in bezug auf die Vertretung des skt. khalu, nämlich khu nach Anusvāra, kkhu (mit Kürzung des vorhergehenden Vokals) nach ā ī ū ē ō und hu nach Vokalen, eine Regel, die Cappeller aus den MSS. deduziert und zuerst in seiner Ausgabe der Ratnāvalī befolgt hat. Und so wollte Pischel in der 'Sak. (s. p. 210) überall kkhu schreiben. Zufälligerweise hat hier Mārkaṇḍēya das Richtige (Pi. zu Hc. V 198); seine beiden darauf bezüglichen Regeln sind Pischel früher entgangen. Die Handschriften Mk.'s sind aber selten, ja die uns zugänglichen sehr verderbt; was würden wir nun ohne Mārk. zu tun haben? Würden wir Pischel in der 'Sak. oder Cappeller in der Ratn. recht geben müssen? Unbedingt dem letzteren. Und wie hier Mārk. allein gegen Vr. und Hc. die richtige Regel hat, so kann in anderen Fällen derselbe Mārk. mit Vr. und Hc., und mit allen anderen Grammatikern irren; das liegt ja auf der Hand. Die Frage also, ob alle Regeln der Grammatiker gegen die Handschriften durchzuführen sind, ist entschieden zu verneinen. Die Grammatiker bilden eine wichtige Quelle unserer Kenntnisse, aber sie stehen nicht über, sondern neben den Handschriften. Sie müssen immer zum Vergleich herangezogen werden, dürfen aber nie als das a priori richtige

[1]) Ich wiederhole seine Ausführungen nicht — kiṁ carvitacarvaṇēna? — es handelt sich um Formen wie amso kamso śahidāṇi.

enthaltend angesehen werden. Und wenn die Regeln der Grammatiker mit unseren, aus den Handschriften deduzierten Regeln nicht übereinstimmen, wohl aber durch ihre Ungenauigkeit Zeugnis davon ablegen, daß die Praxis der MSS. schon zur Zeit jener mittelalterlichen Grammatiker ebenso inkonsequent war, wie sie heute ist, dann müssen wir unbedingt unseren Regeln eben in dem Grade Vorzug geben, wie man einem kritischen Verfahren vor einem kritiklosen Vorzug gibt.

Der oben erörterten Frage, inwiefern wir bei der Herausgabe von Prākritwerken die Prākritgrammatiker berücksichtigen müssen, gesellt sich eine andere Frage, mehr prinzipieller Natur, die ich auch nicht ganz ohne Antwort lassen möchte. Cappeller bemerkt sehr richtig 'Sak. XVII: „Ich glaube nicht, daß den Dichtern für das Prākrit so bestimmte Regeln vorschwebten, wie für das Sanskrit, und auch hier stehen sie ja bekanntlich nicht selten im Widerspruch mit Pāṇini". — Das klassische Sanskrit ist aber eine streng kodifizierte Literatursprache, in der die Regeln der Grammatik im großen und ganzen recht pedantisch befolgt werden. Die vorpāṇineische Literatur bietet uns auf jeder Seite Beispiele eines freieren Sprachgebrauches. Was nun das Pkt. betrifft — und ich spreche hier, wie in der ganzen Einleitung, zunächst vom Bühnenprākrit —, so sind die Dramen Kālidāsa's und Mṛcchakaṭika sehr wahrscheinlich vor Vararuci, ganz bestimmt aber vor Hēmacandra, dem Haupte der einheimischen Pkt.-Grammatiker, entstanden. Es ist also sehr natürlich, daß wir den entsprechenden Partieen in diesen Dramen (und dasselbe gilt von den späteren, deren Dichter ja ihre Sprachkenntnisse doch mehr der Lektüre früherer Werke als zeitgenössischer Grammatiker verdankten)[1]) nicht überall feste Regeln für das damalige Prākrit abgewinnen können. Umsomehr vermochten dies nicht Vr., Hc. und andere, Leute, denen auch Pischel „jede Spur von wissenschaftlicher Kritik und jede Belesenheit in der Literatur" absprechen muß. Es darf also nicht wunder nehmen, daß sie zu „Regeln" wie bahulam Hc. I 2, svarāṇāṁ svarāḥ (scil. dhātuṣu) ibid. IV 235 oder zu dem häufigen vā (bei Hc. auch: zuweilen, in gewissen Fällen, s. Pi. zu V 105) ihre

[1]) Erst ein so spätes Werk wie Lalitavigrah. folgt deutlich den Regeln der Grammatik (und zwar der Grammatik Hc.'s, wie Konow Karp. S. 204 vermutet; s. aber Gr. § 11). Auch den Dramen Rājaśēkhara's sieht man an, daß ihr Verfasser seine Prākritgelehrsamkeit aus den Handbüchern der Grammatiker schöpfte; er ist aber von dem Fehler der Dialektmischung nicht frei geblieben.

Zuflucht nahmen. Cappeller hat also in dem oben angeführten Satze vollkommen recht, und — mag man ihm auch darin recht geben, daß er die Sprache trotzdem normalisieren will — man wird wohl im allgemeinen besser tun, in manchen Fällen freieren Sprachgebrauch, Dubletten und ähnliches anzuerkennen, als in jedem Fall eine bestimmte Regel zu befolgen. Zumal nicht selten das kritische Material, das uns zur Verfügung steht, nur zu spärlich ist. Ein Beispiel für das oben Gesagte. Wir müssen u. a. den Wohlklang als einen viel gewichtigeren Faktor zulassen, als dies bisher geschehen ist. So in dem folgenden Falle. Wie Bloch S. 39 bemerkt, lehrt Vr. in VIII 1 pkt. h für skt. bh (in skt. bhavati): bhuvō hōhuvāu; desgleichen tritt h im ppp. ein (VIII 2). Eine Beschränkung erfährt diese Regel in VIII 3: prādēr bhavaḥ, Beispiele dafür sind pabhavai, ubbhavai, saṁbhavai, paribhavai. Davon kommen die beiden mittleren natürlich nicht in Betracht, bei pabhavai erweist sich aber im Lichte der kritischen Ausgaben das gerade Gegenteil als richtig. Bloch zieht nun aus den von ihm S. 39 f. zusammengestellten Beispielen den Schluß, daß sich „bei allen Wörtern Formen mit h und bh gleichwertig nebeneinander finden, und es ist gar nicht zu entscheiden, welches die richtigeren sind, wir müssen fast überall sowohl die Formen mit h als auch die mit bh als gleichwertig anerkennen“. Pischel hält die Regel Vr. VIII 3 für richtig, er weicht vom indischen Grammatiker nur in bezug auf pahavai ab[1]). Gewiß ist gegenseitige Beeinflussung mit im Spiel gewesen, auch werden die Abschreiber hie und da das Richtige verwischt haben, trotzdem läßt sich in den Beispielen Blochs ein nicht undeutlich durchschimmerndes Dissimilationsgesetz erkennen. h überwiegt in der unmittelbaren Nähe eines labialen Konsonanten (p v), sonst ist bh entschieden häufiger. Wir haben also aṇubhavāmi, aṇubhavadi, aṇubhavanti usw., im ganzen 18 Formen[2]) (hier wie im folgenden das entsprechende Substantivum mit eingerechnet), dagegen nur einmal aṇuhavanti, das übrigens für

---

[1]) Siehe §§ 475 Ende, 521 Mitte; weiter heißt es § 188, daß im Anlaut der Wurzel bhū und ihrer Komposita bh häufig zu h geworden ist, „was wohl von den enklitisch gebrauchten Formen ausgegangen ist“. Für Komposita werden in diesem § keine Beispiele genannt. Die beiden Fälle sind zunächst zu trennen, im übrigen s. Bloch S. 41. — Blochs Bemerkung, bhavāmi bei 'Sakāra 117, 6 möge sich aus der saṁskr̥tamiśratā seines Dialekts erklären, ist mir unklar; saṁskr̥tamiśratā bei 'Sakāra?

[2]) Ich berücksichtige nur die Dramen; bei den Beispielen aus Hāla finden sich bei Bloch keine Belegstellen und Webers Ausgabe steht mir nicht zu Gebote.

mein persönliches Sprachgefühl ebenso schlecht klingt, wie das simplex havanti klingen würde[1]); paribhūda, paribhava viermal, parihava einmal; pahavāmi, pahavasi usw. 15mal, pabhavadi usw. 5mal; bei vi- überwiegt zwar im Verbum bh (3 : 1), dagegen lautet das Substantivum immer vihava (22mal; so auch Cappeller in der zweiten Auflage der Ratn. für vibhava der ersten Auflage). Dem skt. abhibhavati entspricht ahibhavanti und ahibhūamāṇa, also dieselbe Erscheinung, nur in umgekehrter Folge. Vgl. ferner das häufige pahudi = skt. prabhṛti. Es ist vielleicht auch kein Zufall, daß wir im Mṛcch. zwar regelrecht rōda 95, 12, rōdasi 95, 22, rōdāvida 21, 1, rōdissaṁ 95, 23, lōda 20, 25 bis, lōdamāṇa 158, 12, aber rōadi 95, 5, luadi 158, 7. 9 lesen. Also d-d > 0-d. Freilich genügen die obigen Beispiele nicht, um ein ausnahmeloses Dissimilationsgesetz aufzustellen, ich bin aber eben kein begeisterter Freund blindwirkender Lautgesetze und möchte in den angeführten Formen eher nur Fälle sehen, wo „die unerklärliche Laune der Sprachentwicklung oft auch ein gegen das Gesetz entstandenes (oder: unehelich geborenes) Wort sich verbreiten läßt“, um die Worte eines ausgezeichneten Sprachforschers zu gebrauchen[2]).

[1]) Auch Pischel § 475 hält aṇubhavanti für richtig, er tut dies aber auf Grund der genannten Regel Vararuci's.

[2]) Balassa József: A magyar nyelv [2] Budapest 1909, S. 31 a linea. — Da wir in dem obigen einen Fall aus dem Gebiete der Lautlehre berührt haben, so möchte ich hier eines anderen Lautprozesses gedenken, der mir von Pischel unrichtig erklärt zu sein scheint. Es handelt sich um Lautübergänge km > pp tm > pp, wie in Rukmiṇī > Ruppiṇī ātma- > appa-, s. Gr. § 277 Ende. Wir haben es hier mit folgendem Prozesse zu tun: der Verschlußlaut assimiliert sich dem folgenden labialen Nasal, indem er zu einem labialen Verschlußlaut wird, gleichzeitig aber geht der Nasal in einen Verschlußlaut, und zwar, mit Bewahrung seiner Labialität, in den labialen Verschlußlaut über. Also beiderseitige Angleichung. Ähnlicher Fall liegt in dem Übergange ty > cc vor (s. Gr. § 280); auch Pāli irubbēda < r̥gvēda gehört hierher. Pischel beruft sich auf eine, in den Girnārinschriften vorkommende Form āpta-, ich verstehe aber nicht, wie āpta- in appa- übergehen kann. āpta ergibt nur atta wie im ppp. von āpnōmi geschehen ist, und zwar nach Pischels Regel § 270: von verbundenen Verschlußlauten verschiedener Klassen wird der erste dem zweiten assimiliert. — Sollten Ascoli und Senart recht haben, wenn sie ātpa- für āpta- lesen, so stellt uns diese Form eine Übergangsstufe in dem oben geschilderten Lautprozeß dar. Senart hat gegen Pischels Erklärung folgendes einzuwenden: „I cannot admit that the form appā for ātman presupposed an intermediate aptā. The group pt regularly gives tt in Prākrit, as in gutta. It is tp which gives pp, as in uppala. Now apa is the very form which the most modern inscriptions of the west, near Girnar, regularly give us for ātman, and I do not think that any one would suggest a pronunciation aptā as necessarily intermediate between ātmā and attā“ Ind. Ant. XXI 150.

Das obige kurz zusammenfassend werden wir mit Windisch sagen müssen: „Die von Bloch in seiner Dissertation 'Vararuci und Hēmacandra' über den Wert der Prākritgrammatiker aufgestellten Thesen sind gewiß zu scharf gefaßt, die Grammatiker geben die Eigentümlichkeiten der Dialekte gewiß a potiori richtig an, aber eine rücksichtslose Regelung der Texte nach diesen Angaben der Grammatiker (es würde dies besonders das Prākrit der Dramen betreffen) wäre auch sehr bedenklich, würde wohl zu einer Grammatikerrezension von zweifelhaftem Werte führen, aber schwerlich zu einem Texte, der dem des Dichters nahe käme" (LC. 1901, Sp. 490 f.). Es ist also bei der Herausgabe von Pkt.-Werken der Text „nach allgemeinen, aus der Natur des Pkt. überhaupt gewonnenen Grundsätzen" (Bloch o. c. S. 34) kritisch herzustellen, natürlich unter steter Rücksichtnahme auf die einheimischen Pkt.-Grammatiker, die für uns immer den Wert guter Handschriften haben, in vielen Fällen unbelegtes Material bieten, das, kritisch verwendet, uns von Nutzen sein kann. Im allgemeinen müssen wir uns hüten — eben wegen der Natur des Pkt. — die, sei es von uns, sei es von den Grammatikern, aufgestellten Regeln überall als Richtschnur anzunehmen; im besonderen muß in jedem zweifelhaften Falle genau erwogen werden, ob das Zeugnis der Grammatiker oder dasjenige der Handschriften, als der Natur des Pkt. besser Rechnung tragend, höher einzuschätzen sei. Auf keine Weise aber dürfen die von allen MSS. gut beglaubigten Formen aus dem einzigen Grund getilgt werden, weil sie bei den Grammatikern anders lauten, geschweige denn überhaupt fehlen[1]). Im großen und ganzen glaube ich, daß Cappellers Ausgaben (Ratn.² 'Sak.) als Muster dienen können[2]).

Andrzej Gawroński.

---

[1]) Z. B. kida neben kada in 'S.; ich hoffe bald über die Vertretung des skt. ṛ im Prākrit eingehender zu handeln.

[2]) Ich kann nicht umhin, hier meinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß Cappellers Ausgabe der 'Sak. durch eine geradezu unglaubliche Menge von Druckfehlern entstellt ist (ähnlich wie die Mālav. von Bollensen). Dies ist um so mehr zu bedauern, als Cappeller einen stilistisch so eleganten und sprachlich so tadellosen Text bietet, daß auch derjenige, der sich sonst mit seiner „eklektischen Methode" nicht befreunden kann, wohl zugeben muß, dieser Text der 'Sakuntalā lese sich mit viel größerem ästhetischen Genuß, als irgend welcher andere. Cappellers Ausgabe der 'Sakuntalā ist durchaus ihres großen Dichters würdig, mag sie auch mit der auf Grund gewissenhafter Textkritik ältesten erreichbaren Gestalt des Dramas nicht identisch sein.



Reinhold Trautmann Die altpreußischen Sprachdenkmäler.

Einleitung, Texte, Grammatik, Wörterbuch.

Göttingen 1910, Vandenhoeck & Ruprecht. XXXII und 470 S. 8⁰.

Anders als ich in jungen Jahren eine Darstellung der preußischen Sprache geplant hatte, ist auch dieses Werk ausgefallen, denn es sind darin wieder nur die Katechismen und Glossare behandelt, während die spärlichen beiläufigen Reste des Preußischen und seine Orts- und Personennamen noch einer genügenden Bearbeitung harren. So sehr aber diese Beschränkung zu bedauern ist, so darf ich sie doch dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, denn er hat sich nun einmal ein engeres Thema gewählt, als „die preußische Sprache“, und wird, was die Namen angeht, dadurch entschuldigt, daß er mit mir die Veröffentlichung einer bei meiner Fakultät vor zehn Jahren eingegangenen Preisschrift über die samländischen Ortsnamen erwartete und Gefahr gelaufen hätte, eine mühsame Sammelarbeit auch durch die von E. Lewy in Aussicht gestellte Fortsetzung seiner „Altpreußischen Personennamen“ (Breslau 1904) entwertet zu sehen. Länger mit einer Arbeit wie die vorliegende zu zögern, war aber nicht am Platze, denn es war hohe Zeit, die philologischen Unterlagen der preußischen Studien in einer unbedingt zuverlässigen Gesamtausgabe zu vereinigen und an Stelle der herkömmlichen befangenen eine unbefangene Behandlung der Katechismen zu setzen. Und das ist hier geschehen. Zugleich aber ist der gesamte Sprachschatz der abgedruckten Texte weitsichtig, vorurteilslos, gewissenhaft und mit ungemeinem Fleiß untersucht und dargestellt.

In einer längeren Einleitung verbreitet sich der Verf. zunächst über Geschichte, Gebiet, Verwandtschaftsverhältnisse, Wortschatz und Dialekte des Preußischen (S. VII—XXII), sodann über die Sprachdenkmäler (S. XXII—XXXII), an deren Spitze er hier — warum nicht auch in der Reihe der Textabdrücke? — das Elbinger Vokabular als das weitaus älteste gestellt hat. Mit Recht bemerkt er (S. XXI Anm.), daß sein Dialekt sowohl für den pogesanischen, wie für den pomesanischen gehalten werden kann, aber man muß vorläufig den Kreis solcher Möglichkeiten weiter ziehen (an Ermland oder Natangen denkt Brückner Arch. XX 482). Klar ist nur, daß seine Sprache nicht samländisch,

und daß es inhaltlich auf eine Binnengegend zugeschnitten ist. Wir wissen freilich noch nicht, ob es eine selbständige Arbeit, oder etwa in Anlehnung an andere mittelalterliche Glossare gemacht ist, und durchschauen ebenso wenig die stofflichen Gesichtspunkte, die bei seiner Aufstellung geleitet, beispielsweise von der Berücksichtigung kirchlicher, rechtlicher und überhaupt aller abstrakten Begriffe abgelenkt haben, aber dennoch läßt sich mit leidlicher Bestimmtheit sagen, daß sein Verfertiger, wenn er im Küstenlande, ja nur im Weichselgebiete zu Hause gewesen wäre, die Termini der Schifferei und Fischerei nicht so vernachlässigt hätte, wie es geschehen ist. Bei der Rücksicht, die er dem Ackermann, der Jagd und allen möglichen Gewerben geschenkt hat, und bei der Durchdachtheit, mit der einzelne Abschnitte aufgebaut sind, ist dieser Mangel sehr bezeichnend. Das Vokabular nennt freilich eine Anzahl von See- und Haff-Fischen, aber sie brauchte die Ordensküche an Fasttagen, und der Dorsch, der keinen weiten Transport verträgt, ist ihnen nur nachträglich angereiht (nach dem Krebs), die volkstümliche Flunder ganz übergangen. Weder Angel noch Netz, geschweige eine seiner Arten[1]) ist berücksichtigt, und trotz seiner großen Rolle an der preußischen Seeküste und in der Verwaltung des Ordenslandes ist ebenso wenig der Bernstein genannt. Ebenso wenig aber trotz der Aufführung von „Schifreise" Boot oder Kahn oder etwas vom Takelwerk. Lediglich die Ausdrücke „Hab" und „Mer" geben dem deutschen Wortschatz des Vokabulars preußische Färbung. —

In der sprachlichen Unterscheidung dieser Begriffe stimmt bekanntlich im großen und ganzen das Preußische zum Litauischen und Lettischen: *mary, juriay (iūrin)* — *mãres, júrės, júra* (Jušk.) — *maŕa (mara, mare, mar'*; preuß.-lett.), *jûŕa*. Da lit. *mãrės* für größere Binnengewässer überhaupt vorkommt (z. B. im Neuen Testament von 1865 Luk. V 1, VIII 22), Szyrwid Dict.[5] unter „morze" *jures* und *marios* gibt, und Dowkont *jura* und *mare* vom Schwarzen Meere braucht (Budą Einleit. S. 3, Text S. 2), so würde mich die Annahme nicht überraschen, daß die litauisch-lettischen Völker ehemals vom Meere abgeschlossen waren und damals die Bedeutung von *Meer* (vgl. Schrader Reallexikon) so verengten, daß sie zur Bezeichnung der Ostsee, an die sie später

---

[1]) *stür-lanke* Nesselmann Thes. ist „Stör-Garn", Neues preuß. Urkundenbuch I 101 Anm. 2.



gelangten, ein abweichendes Wort wählten, das im Laufe der Zeit eine weitere Anwendung erfuhr. Aber diese Erklärung jenes Unterschiedes wäre zurückzuweisen, denn nicht *mãrės*, sondern *ẽżeras* ist — in Übereinstimmung mit preuß. *assaran* „See", lett. *esa'rs*, poln. *jezioro*, russ. *ózero*! — der litauische Ausdruck für „Binnensee", und so erscheint dies Wort auch Budą Einleit. S. 4 und ist sowohl in der Bretkenschen Bibel, wie in den Ausgaben des Neuen Testaments Mitau 1844, Berlin 1866 vom See Genezareth gebraucht (Luk. V 1, VIII 22). *Mãrės* dagegen ist in korrektem Litauisch immer „Haff", gemeinhin das kurische, *júrės* (*júra*) immer „Meer", insonderheit die Ostsee, die auch Dowkont so nennt, und Verstöße gegen diesen Satz wird man nur bei Binnenländern finden, denen beide Begriffe so fremd sind, wie vermutlich einem Stallupöner Litauer, der mir *laiwẽlis* durch *tõks balandẽlis* erklärte, oder in Texten, deren Schreiber sich über den Sprachgebrauch stellten, weil etwa der Anklang von *mãrės* an lat. *mare* sie blendete, oder niederdeutscher Sprachgebrauch (mnd. *haf* „Meer") sie beirrte, oder weil *mãrės* ihnen anschaulicher als *júrės* erschien. Mit allen diesen Gründen darf wohl bei Bretken gerechnet werden, der *mãrės* z. B. Mt. VIII 24, 27, 28, 32 gebraucht und neben Gen. I 10 *pawadinna ghis Júremis* am Rande *mariomis* geschrieben hat, während in der Haller Bibel von 1869 hier *mâremis* gewählt ist — wahrscheinlich aus dem ersten Grunde, aber auf alle Fälle ungenau.

Mãrės sowohl als „Binnensee", wie als „Meer" ist also falsch und daher belanglos für die begriffliche Einschränkung, die idg. *mori-* im Altpreußischen und Litauischen erfahren hat. Ebenso belanglos hierfür ist aber auch die Anwendung des deutschen *Meer* auf Binnenseen (Steinhuder Meer), oder der Gebrauch von ae. *mere*, denn beides beruht auf der Vermischung der Begriffe *Meer, der See, die See* (Grimm Gram. III[1] 381 f., Wbch. unter Meer, See), und im Gotischen ist *marei* immer *θάλασσα*, meist „mare" (Ausn. „fretum maris", „fretum"), während *λίμνη*, „stagnum" durch *saivs* oder *marisaivs* (d. i. ein stagnierender Teil des Meeres) ausgedrückt ist — eine Unterscheidung, deren Festigkeit die Parallelstellen Mat. VIII 32, Mk. V 13, Luk. VIII 33 besonders erhärten.

Ist aber *mãrės* ohne Mitwirkung des Binnen- und des Auslandes von „Meer" zu „Haff" geworden, so muß diese Bedeutungsentwicklung örtliche Gründe haben. Beim Frischen Haff wären

solche nur zu vermuten, beim Kurischen dagegen sind sie unschwer zu erkennen. Es gab nämlich eine Zeit, in welcher die Kurische Nehrung überhaupt nicht, oder doch nur in ihrem südlichen Teil existierte (Tornquist Geologie von Ostpreußen S. 194 ff.) und mindestens ein großer Teil des Kurischen Haffs zur Wasserfläche der Ostsee gehörte. Diese aber hieß damals wahrscheinlich etwa *marē*, denn alle in Betracht kommenden vorgeschichtlichen Funde weisen darauf hin, daß die Bevölkerung, welche das Land erwiesenermaßen schon in der Ancylus-Periode enthielt, bei Beginn der postglacialen Zeit aus dem Westen eingewandert ist, derselben Herkunft war, wie z. B. die gleichzeitigen Bewohner Dänemarks, und ferner sprechen zahlreiche Übergänge, welche die Vorgeschichte Ostpreußens aufweist, vernehmlich dafür, daß seine neolithischen Bewohner desselben Geblüts waren, wie die Preußen und Litauer der Ordenskriege — also Indogermanen.

Die Bildung der Nehrungen denkt man sich heute so, daß sie aus submarinen Sandbänken zwischen Diluvialpartien erwachsen sind. Das setzt voraus, daß sie großenteils jahrhundertelang als quebbige, nicht begehbare Bänke im Wasserspiegel lagen und also das waren, was nach der Etymologie von *júrės* hierunter zu verstehen ist: lit. *jáura* „Sumpf, Moorgrund“, *at-jaúrė* „Acker am Sumpf“ (Trautmann S. 466 unter *wurs*). Nicht anders beurteile ich heute das ostpreußische *Jura*-Becken: es heißt so nicht als früherer großer Wasserspiegel, sondern als verlandender Binnensee und hat also nicht die vorgeschichtliche Beweiskraft, die ich ihm früher zuschrieb.

Durch die entstehende, nachweislich früher breitere Kurische Nehrung wurde also ein Teil der Ostsee abgeschlossen, behielt aber den Namen, welchen seine Fläche seit alters führte, während der ihn im Westen begrenzende Küstensaum die ihm beigelegte, mehr und mehr verblassende Benennung (*júrės, júra*) allmählich an das Außenmeer abgab (vgl. den Gebrauch von lat. *fretum*, ae. *sund* und auch *Pelts* Sprache der preuß. Letten S. 138). Vermutlich indem man endlich mehrere Teile des Haffs als einzelne Haffe unterschied (*Bùdumas, Wìdmarẹs*, den schmalen nördlichen Abschnitt) wurde *marē* zu *mãrės* (vgl. J. Schmidt Neutra S. 46).

Ziehe ich nun in Betracht, daß 1. die preußische Unterscheidung *mary* — *iūrin* dieselben Voraussetzungen haben muß, wie die litauische *mãrės* — *júrės*, 2. die Letten *marē* zwar als „Meer“ an die Finnen abgegeben zu haben scheinen (Thomsen

Berör. S. 198), in Kur- und Livland aber verloren haben, daß sie das Meer *jûŕa* nennen, obgleich ihre nachweislich ältesten Wohnsitze die unerläßliche Bedingung dieser Benennung nicht erkennen lassen, und daß *jûŕas wêjsch* (ebenso oder *jûrinis* bei den preußischen Letten) im allgemeinen bei ihnen einen westlichen Wind bezeichnet[1]), *jûŕa* für sie also früher nur das westlich von ihnen befindliche Meer bezeichnet hat, 3. die Lagerung der baltischen Völker ihrer Herleitung aus der Gegend des Frischen Haffs widerstrebt — so kann ich weder zweifeln, daß die Prägung von *mārēs* usw. „Haff", *jūrēs* usw. „Meer" in der Zeit der baltischen Spracheinheit erfolgt ist, noch daß diese sich im Umkreise des Kurischen Haffs abgespielt hat. Der Unterlauf des Niemen und sein Delta wird ihr eigentliches Gebiet gewesen sein. Bei zunehmender Bevölkerung drängte sich ein Teil der Balten, die Preußen, den Pregel entlang bis an das Frische Haff, auf welches die Bezeichnung **marē* übertragen wurde. Ihre Volksmenge war nicht groß; Lotar Weber Preußen vor 500 Jahren S. 29 f., 133 schätzt die heidnischen Bewohner des Samlands auf 34 000, die Preußen im Ordensstaate überhaupt auf 200 000 und erklärt daraus ihr frühzeitiges Verschwinden. — Später als die Preußen fingen die nachmaligen Letten an, sich abzusondern, indem sie sich in westfinnisches Gebiet schoben, an die Flußläufe der Windau (*Wenta*, vgl. lit. *Wentsze Uppe, Wencze Rags* meine Kur. Nehrung S. 300), der Memel (lett. *N'emums*, vgl. Bielenstein Grenzen S. 142, 239), der Düna. Indem sie *ā* und *ē* unter dem Akzent kurz erhielten, der Präfixbetonung eine größere Ausdehnung als im Urbaltischen gaben und die hierdurch angebahnte Anfangsbetonung unter der Mitwirkung lettisierter Kuren verallgemeinerten[2]), die dadurch tonlos gewordenen Endsilben einer progressiven Verkürzung überließen, *ç* und seine Media durch *s, ʃ* ersetzten, außerdem in der Palatalisierung weitergingen, die wohl schon in litu-lettischer Zeit eingetretenen Nasalvokale besonders behandelten, endlich viele alte Züge aufgaben, einige neue schufen und mancherlei entlehnten, gaben sie dem Lettischen seine Eigenart. —

Als die preußische Westgrenze kann man seit Ende der Steinzeit im allgemeinen die Weichsel hinstellen (vgl. Mannus

---

[1]) Nur Kurmin bietet *jiriu* [l. *juriu* oder *jiuriu*] *wejsz* für Nordwind, gibt aber auch andere Ausdrücke dafür.

[2]) Vgl. Thomsen Beröringer S. 69. — J. Schmidt Verwandtschaftsverhältnisse S. 27, Kretschmer Einleit. S. 116 rechnen mit deutschem Einfluß.

Ergänzungsband I 75), und es ist verführerisch, den „pomesanischen“ Preußen die Umwandlung **Vīstlā* (vgl. Hanusz KZ. XXVIII 210) > **Vīsklā* (Trautmann S. 166 f.) > **Vīkslā* (vgl. *alskande*) zuzuschreiben. In der zweiten Hälfte des XIII. Jh. war diese Grenze von Preußen überschritten (Trautmann S. VIII), und vielleicht waren sie es, die den Namen „Preußen“ hervorriefen; liegt doch in ihrer Sphäre *Brus* (Lorentz Arch. XXVII 472), und erscheint doch Vertauschung von Media und Tenuis in mehreren Fällen (nach meiner Überzeugung auch in *kirdīt* und *krūt,* anders Trautmann S. 180). Wie dem aber sei: es gab Preußen auf pommerschem Boden, und das allein würde genügen, um einen Einfluß des Ostseewendischen auf das Preußische denkbar zu finden. Aber noch andere Tatsachen legen dies nahe: ich erinnere an Swantopolks, an Sambors und Mestwins Zettelungen mit den heidnischen Preußen und an die Erwerbung Pomerellens durch den Orden. Dem und anderem gegenüber ist mir die Lebhaftigkeit nicht verständlich, mit der sich Trautmann S. XVII gegen Mikkola wendet.[1]) Auch seinen Vorstellungen von der kulturellen Überlegenheit der Polen über die Preußen kann ich nicht folgen. Die Realien lassen solche Überlegenheit nicht erkennen, und in Wirklichkeit bestand sie wohl nur in einer den Preußen fremden unstäten Rührigkeit des polnischen Volks und kluger Dienstbeflissenheit seiner Vornehmen gegen die Propaganda der römischen Kirche.

Ebenso unverständlich aber, wie Trautmanns Stellungnahme zum Wendischen, ist mir Endzelinš (Arch. XXXII 290) Zweifel an der Möglichkeit eines unmittelbaren sprachlichen Austausches zwischen Letten und Preußen. Genügen ihm die Unterlagen nicht, die meine Schrift über die Kurische Nehrung (S. 99, 104 f.,

---

[1]) Eine Urkunde von 1263 (Cod. diplom. Warm. I 84) betrifft eine Insel „quae *Solovo* nuncupatur“, in der Töppen Geographie S. 3 Anm. 13, S. 117 den Marienburger Werder erkannt hat, welcher später *Zulavia* hieß (Bender Zs. f. d. Geschichte Ermlands I 399). Anerkanntermaßen ist *Solovo*, *Zulavia* das poln. *żuława* (vgl. auch L. Weber a. O. S. 7) und dies ist von Bender a. O. treffend auf lit. *ſalawa* „Insel“ „Werder“ (so Bretken) bezogen, wofür Brodowski *Sulawa* („Insulen *Salla* Gen. 10, 5. *Sulawa*“) bietet. Linde hält *żuława* für entlehnt aus dem Litauischen, während heute der Gedanke näher liegt, daß *żuława* in preußischer Aussprache (Trautmann S. 170 d) nach Litauen gekommen und hier volksetymologisch (vgl. Leskien Bildung der Nomina S. 349 f.) abgeändert ist. So aber oder so: nach Auftreten und Gebrauch von *żuława* ist hier ein sprachlicher Austausch zwischen wendisch-preußischem Grenzgebiet und Litauen durch preußische Vermittlung kaum zu bezweifeln.

118) dieser Möglichkeit gibt? Für mich reichen sie in dem Grade aus, daß ich es für kein Wagnis halte, in einem neuerdings ans Licht getretenen lettischen Wort, das Endzelin selbst unter den Händen gehabt hat, die verlorne altpreußische Benennung des Bernsteins zu sehen. Es ist dies *glīsis* „Bernstein", zweimal für Wenden (Livland) bezeugt (Magazin d. lett.-liter. Ges. XX, 3 S. 120, Sitzungsber. d. gel. estn. Ges. 1908 S. XXXVI f.) und in dem Grade eine lectio doctissima, daß Erfindung ausgeschlossen ist. Sein *ī* für zu erwartendes *ē* (Müllenhoff Altertumsk. II 31 Anm., Torp Germ. Spracheinheit S. 147) gibt ihm genau das Kolorit der Sprache des hauptsächlichen Fundgebietes des Bernsteins, während die Endung *-is* für das nach *glēsum* zu erwartende *-as* der Sprache des Elbinger Vokabulars entspricht (Trautmann S. 213). Nach diesem Verhältnis und dem etymologischen Zusammenhang scheint das Wort von Germanen zu den westlichen Preußen, von ihnen in das Samland und weiter über die Kurische Nehrung nach östlichen Gegenden gekommen zu sein, indem sein Name mit den Bernstein-Artefakten wanderte, die aus Preußen in neolithischer Zeit (A. W. Brögger Den arktiske Stenalder i Norge S. 208, 260), wahrscheinlich aber auch später auf weite Entfernungen vertrieben sind. Ist indessen auf das von Būga Aist. Studijai I 8 Anm. erwähnte lit. *glŭsà* „bursztynowa żółta farba" etwas zu geben, so könnte **glēsis* als echt baltisch angesehen werden.

Ein anderes germanisches Wort, welches durch das samländische Preußisch hindurchgegangen, aber in ihm selbst nicht überliefert ist, sehe ich jetzt in lett. *kûts* F. (oberländ. *koute*) „Viehstall", lit. *kũtis* (so in der Memeler Gegend) M. dass., žem. (Dowkont Budą S. 22) *kutes* F. Pl. „ein mehrteiliges Gebäude, das Schauer und Ställe enthält" aus deutsch *kate* „elendes Haus" „Stall" (s. das Grimmsche Wbch. und Frischbier). Das maskulinische Geschlecht von *kũtis* ist durch *stal̃das* bedingt, die Deklination von lett. *kûts* durch *klêts*.

Die schwierige Frage, wie weit das Preußische überhaupt in sprachlichem Austausch gestanden hat, ist von Trautmann in dem Abschnitt „Wortschatz des Pr." (S. IX ff.) mit besonderer Sorgfalt untersucht worden. Ob seine Darlegungen über die polnischen Lehnwörter richtig sind, werde ich mich gern von Berufenen belehren lassen; gewünscht aber hätte ich ihnen einen sichereren Ausgangspunkt, denn nicht *sestro*, sondern *swestro* steht nun einmal in V, und wenn sein *w* falsch ist, kann es auch sein

e sein. Berücksichtigt man, daß die Letten die alten Wörter für „Schwester" und „Tochter" aufgegeben haben, so wird man *swestro* als deutsches Lehnwort wohl denkbar finden. Im übrigen gestatte ich mir einige Anmerkungen.

Lit. *sanvaitė* „Woche" (S. XI, 420) ist eine Fiktion der etwas weitherzigen modernen Schriftsprache. — Lit. *pãwirpas* (S. XI, 407) scheint zwar aus dem Preußischen zu stammen, ist dann aber neu geprägt; übrigens waren Powirpen und Losleute verschieden (MLLG. I 39 f.). — Andere preußische Wörter im Litauischen sehe ich in *preikãlas* (*prėkãlas*) „Amboß" (wie auch Endzelin Lat. Predlogi I 184 vermutet) und *peitwys* (Brodowski neben *pietu wejas, petys, petuwys*), *péitwėjis* (Drawöhnen), *péitwis* (Inse, spr. *pėitwis*, ebenso *ėite*, aber nicht gestoßen) „Südwind". Abgesehen von dem unzweifelhaft falschen *prey* Liet. Chrestom. Sp. 270 Z. 8 gibt es im Litauischen *prei* weder als Präfix, noch als Präposition, und die Betonungen *preikãlas* (nordlit. *preikà'ls*), *prėkãlas* sind unlitauisch (vgl. *prẽgamas, prẽpens, prẽkelis*). Durch beides entspricht aber *preikãlas* dem Preußischen (*preicalis*), sobald man es von einem Verb = lit. *pri-kálti* herleitet (Trautmann S. 200), wobei zu beachten ist, daß ein selbständiges Nomen *kala-s* fehlt (vgl. Leskien Nom. S. 176 f., 474; preuß. *kalo-peilis* [Pauli KSB. VII 211] ist doch wohl nur eine Nachahmung von „Hacke-Messer"). *prėkãlas* ist demnach eine Lituanisierung des bis in die Sprache Szyrwids (Dict. unter *nakowalnia*) gedrungenen *preikãlas* (im Lett. ist „Ambos" *lakts* oder *ambulta*). *peitwys* usw., womit ich mich schon GGA. 1885 S. 919 beschäftigt habe, will Gauthiot IF. XXVI 353 Anm. wie *méilė* (neben *mẽlas*) beurteilen, wogegen ich das beschränkte Vorkommen von *peitwys* und das *u* von *pėtuwys* (vgl. noch *papietuwis* „poobiedny" neben *petis weias* „wiatr południowy" Szyrwid Dict.) einzuwenden habe. Durch ihr *ei* mahnen *peitwys* usw. an das Żemaitische (*pìjtus* Budą S. 19, 23), aber wie käme dieses an den östlichen Haffrand? (im preuß. Nordlitauen spricht man *pẽtā[i]* „Süden", *pẽtā wẽs* „Südwind"). Wollte man in *peitwys, péitwis* Epenthese sehen (vgl. *pėtwỹs, pẽtwis* Kurschat LD. und *peitnycze* für *pẽtnycza*), so müßte man annehmen, daß *ei* aus ihnen in *péitwėjis* eingedrungen sei, was gekünstelt wäre. Sehr einfach erscheint mir dagegen die Annahme, daß *péitwėjis* ein im Fischerverkehr aufgekommener Prussismus[1]) sei, dessen *ei* in die Kurzformen *peitwys, péitwis*

---

[1]) Vgl. *Poyto-*, *Paiti-*, *Peyco-stabs* ? Nesselmann Thes.

übernommen wurde. Übrigens könnte ein preuß. *pēitu-wīja-s* (*wetro* „Wind“ in V ist nach dem Zusammenhang „Sturmwind“, lit. *wĕtra*) lautlich in *péitwis* verlaufen sein. — Verdächtig der Entlehnung aus dem Preuß. ist auch *arraikis* ZGLS. S. 63, s. Būga Aist. Stud. I 212.

Das Verhältnis von *kaywe* zu lett. *k'êwe* (S. XII; s. auch Leskien a. O. S. 278) wird durch das in Tverecz (Dialektprobe Liet. Chrest. Sp. 376 f.) vorkommende *kĕwė* „schlechtes Pferd“ (Būga bei Endzelin Arch. XXXII 295) nur noch verworrener. Es erinnert zwar äußerlich an *taitis* „Väterchen“ (Mielcke, *táitis* „Vater“ bei Letten der Kur. Nehrung): *tetýtis*, aber hier wird *ai* durch die Deminutive auf *-áitis* veranlaßt sein, wenn nicht *taitis* auf *<tė>taitis* beruht. Ob nicht auch *kĕwė* aus dem Nordlitauischen entlehnt ist?

Gegen Entlehnungen aus dem Gotischen (S. XV) bin ich mißtrauisch, denn ihre geschichtlichen Bedingungen scheinen mir nicht bewiesen zu sein, und ein paar gotische Wörter im Preußischen würden ebenso wenig nachbarschaftliche Berührung von Goten und Preußen voraussetzen, wie *rikijs* eine keltisch-preußische Nachbarschaft ergibt, oder lit. *midùs* (Hirt PBB. XXIII 346) eine gotisch-litauische. Trautmanns Reihe dieser Lehnwörter ist überdies sehr anfechtbar. *asilis* und *catils* können frühzeitig aus dem Slavischen eingedrungen, *kāupiskan* kann unter dem Einfluß skandinavischen Handels (s. z. B. Montelius Kultur Schwedens in vorchristl. Zeit S. 178) oder der Nordleute, die im Samland Fuß gefaßt und reiche Gräber hinterlassen haben, gebildet sein, und *lapinis* (durch Dissimilation aus *-lis?), wangus* passen auch auf nicht gerade gotische Sprache. *arrien* ferner, das Trautmann „Tenne“ deutet und auf ein got. **arin* bezieht, ist ohne Beweiskraft, denn an. *arinn* ist „Feuerstätte, Herd“, „area“, wie Trautmann selbst bemerkt hat, in Vulfilas Bibel *gaþrask,* in V *plonis* (worüber Trautmann S. 401), und es wäre unverständlich, wie ein got. Wort mit Umgehung der anderen Preußen zu den Samländern gekommen wäre. Unanfechtbar ist lediglich *ilmis,* obgleich Lidéns Erklärung dieses Wortes ein auffallendes Verhältnis herstellt, denn während man für etwas so Primitives wie einen „Bark“ (s. die Abbildung bei Bielenstein Holzbauten I 104) überhaupt keine andere als eine nationale Bezeichnung erwartet, sollen die Preußen dafür ein gotisches Wort angenommen haben, indes sich bei Litauern und Letten für dieselbe Sache ein Ausdruck eingebürgert hat, der ihnen aus dem Niederdeutschen

(*barch, barg* Schiller und Lübben) durch polnische und russische Vermittlung zugekommen zu sein scheint: lett. *braga,* preuß.-nordlit. *bràgs,* żem. *brag(a)s* (Budą S. 26 f., 78) — poln. *bróg*; lit. *barãgas* — wruss. *o-boroh* (vgl. Berneker Et. Wbch. S. 73, Prellwitz Best. S. 39). Andere litauische und wahrscheinlich auch lettische Benennungen des „Bark“ (oder, wie die deutschen Bauleute dafür sagen, „Vierrutenberg“) fehlen, denn Szyrwids „*brog.* Acervus manipulorum frumenti. *stirta, kugis*“ trifft ganz anderes. Das ergibt die lateinische Übersetzung, das Vorkommen von *stirta* in Bretkens Bibel (ZGLS. S. 326) und der heutige Sprachgebrauch. *kúgis* ist gemeinhin ein Heu-, aber auch ein Kornhaufen. *stirta* (bei Memel *stā̆r̃ta*) kenne ich als aufgefliehenen Torf- oder Holzhaufen; über lett. *sti'rta (sti'rts; sti'rpa* Salisburg, *tirpa* Adjamünde, *k'irpa* Seßwegen) s. das Ulmannsche Wbch. Übrigens ist auch *stirta* entlehnt (Brückner Fremdwörter S. 137; wegen seines „ächtlit. *šúka*“ s. Prellwitz a. O. S. 34).

Auch die Annahme althochdeutscher Wörter (S. XV) ist nicht frei von Bedenken, obgleich sie durch Karls d. Gr. Verbot (Boretius Capitularia reg. Franc. I 122 Nr. 44) „arma et brunias“ unter Slaven und Avaren zu vertreiben, und die Verbreitung fränkischer Waffen (s. z. B. Lorange Den yngre jernalders sværd, Bergen 1889) eine geschichtliche Unterlage erhält. Es hindert nichts, *brunyos* (asl. *brъńa*) unter Trautmanns § 21 a) *α* zu stellen, und die Endung von *bugo, galdo* genügt mir nicht, hier unmittelbare Entlehnung aus dem Ahd. zu behaupten; zudem kennen wir *bogo* (wenn auch nicht gerade im Nom. Sg.) auch aus dem Altniederfränk. Auch *nuskils* halte ich nicht für ausgemacht ahd.; mhd. *nuschel* (BB. XXIX 248) kommt ebenso in Betracht. Wenn übrigens Trautmann mit Berufung auf Brückner meint, „das Deutsche habe vor ca. 1500 nicht auf das Li. direkt, sondern nur durch Vermittlung des Pr. wirken können“, so muß ich einwenden, daß der Orden gegen 1250 Memel, 1259 die Georgenburg, 1289 Ragnit, 1293 die Schalauerburg usw. erbaut hat. Schon im 13., 14. und 15. Jh. also konnte die deutsche Sprache im Herzen Litauens Einfluß auf die Volkssprache ausüben, und bei der Art der Ordensherrschaft wäre es wunderbar, wenn sie es nicht getan hätte. Aber es war noch ein anderer Weg, auf dem das Deutsche vor 1500 das Litauische unmittelbar zu beeinflussen vermochte. Mit der zunehmenden Befestigung des Ordensstaats begann Handel und Wandel auch in sprachlicher Hinsicht auszugleichen, und man wird annehmen dürfen, daß

manche der Entlehnungen, die Trautmann S. XV γ, XX γ verzeichnet, in den Städten und den „Lischken“ der Schlösser vorgenommen sind. Ein Wort wie *ſupūni* können die Samländer sehr wohl in Labiau oder Königsberg von litauischem Gesinde gelernt haben. —

Über die Dialekte des Preußischen (S. XXI) enthält die Vorrede sowohl des I. wie des II. Katechismus Angaben, die zwar nur allgemein, aber doch sehr wichtig sind. Neben den an die samländische Westküste versetzten nichtpreußischen Sudauern nennen sie 1. die „Preußen uff Natangen“, wo die Sprache aus äußeren Gründen „geändert und vermengt“ sei, 2. die um Wehlau, „die ihre accent etwas nach dem Littawischen lencken“, 3. die Sprache „uff Samland“, der wie sie angeben, diese beiden Katechismen so, wie sie „sonderlich am rechten preußnischen orth und strich gebreuchlich“ war, folgten. Mit dieser Einschränkung braucht nicht gemeint zu sein, daß das samländische Preußisch in Mundarten sehr verschiedenen Wertes zerfiel, denn sie kann seinen Gegensatz zur Sprache des „sudauischen Winkels“ im Auge gehabt haben, aber sicherlich gab es dort Mundarten, da beide Katechismen sprachlich verschieden sind. Über die örtliche Bestimmung der Mundart von II kann wegen ihres Verhältnisses zur Sprache Abel Wills im allgemeinen kein Zweifel sein. In welche Gegend aber die Mundart von I zu setzen sei, ist vorläufig dunkel; die Rüge eines samländischen Fehlers in seiner Einleitung läßt in ihrer Fassung zwar durchschimmern, daß der Schreiber kein Samländer war, entkräftet aber seine Angabe über die Sprache des Textes nicht. — Über die mundartliche Bestimmung des Elbinger Vokabulars sprach ich schon. Zu Trautmanns Behandlung seiner sprachlichen Charakteristika ist zu bemerken, daß es um die vermeintlichen lexikalischen Verschiedenheiten von „Pomesanisch“ und „Samländisch“ mißlich steht. Von *plonis* und *arrien* war schon die Rede. *engels* ist ein bloßer Katechismus-Ausdruck. *cawx* war auch samländisch, s. Nesselmann AM. VII 298, 300, 311 f. (vgl. Neues preuß. Urkundenbuch II 183). *ſmoy* und *wayklis* werden neben *wijrs*, *soūns* stehen, wie lit. *żmogùs*, *waikė̃lis* neben *wýras*, *sūnùs*, und wenn *ſamyen* nichts anderes, als *laucks* wäre, käme es wohl wie dies in Ortsnamen vor. Aber ist dies der Fall? —

Zu der einleitenden Behandlung des Vokabulars und der Aufzeichnungen Grunaus habe ich nichts zu sagen und bin auch mit Trautmanns Einführung in die Katechismen so sehr ein-

verstanden, daß ich mich hier auf diese Zustimmung beschränken würde, wenn mich nicht die Äußerungen Endzelins a. O. S. 282 zu einer kurzen Ausführung nötigten.

Nach den Vorreden zum I. und II. Katechismus war der I. nicht etwa die erste, sondern wahrscheinlich nur die erste gedruckte preußische Übersetzung von Luthers kleinem Katechismus; auf alle Fälle aber haben wir in ihm den ersten Versuch einer kanonischen preußischen Festlegung seines Textes zu sehen, die den zahlreichen verwirrenden und „ungeschickten" Translationen der Tolken entgegentreten sollte. Wie dieser Versuch zustande gekommen ist, weiß man nicht. Als aber der „gecorrigirete" Text des II. Katechismus gemacht wurde, wurde dazu — das ergibt seine Vorrede — ein ganzer Stab ausgesuchter Leute gebraucht, obgleich es sich nur um einige Blätter handelte — ein Beweis, wie ernst man es mit solcher Arbeit nahm, und für wie schwierig sie galt. Weil durch den kleinen Katechismus indessen nur ein geringer Bruchteil der kirchlichen Lehre und Agende festgelegt war, so blieb den Tolken ein sehr weiter Spielraum, und da sie, wenn auch noch so willig und geschickt, doch immer einfache Laien waren, so konnten die zahlreichen Schnitzer und Irrungen nicht ausbleiben, auf welche die unverschleierten Klagen Herzog Albrechts in seinem Testament (17. Febr. 1567: . . . „ihr Ampt durch Tolcken außrichten müssen, welchs fast schwer sorglich, schädlich und gefehrlich") und im Vorwort zum III. Katechismus hinweisen, und von welchen Lepner im XII. Kapitel seines Preuschen Littauers eine klare Vorstellung gibt. „Wohl unzählig" sagt er „werden solche seltsamen Auslegungen gewesen sein", und unzählig waren also wohl die Mißverständnisse und Einwendungen, mit welchen der Übersetzer des umfänglichen III. Katechismus zu kämpfen hatte. War seine Version doch für alle Geistlichen bestimmt, „welche in iren befolhenen Kirchspilen preußische Leuth unter sich haben".

Alles das liegt so auf der Hand, daß ich bisher unterlassen habe, es zugunsten Abel Wills geltend zu machen. Ebenso bekannt muß gerade Endzelin aber auch sein, daß der älteste lettische Katechismus von vier Geistlichen mit Benutzung handschriftlicher Vorarbeiten hergestellt, das Ergebnis ihrer gemeinsamen Arbeit jedoch keineswegs erhebender ist, als Wills Enchiridion, ja im Punkte der Orthographie diesem weit nachsteht und in der Akzentuation überhaupt versagt. Will dagegen

arbeitete „als eyn eyntzelner Mann“. Ich weiß nicht, ob Endzelin sich einmal bemüht hat, einen dogmatischen Text korrekt und zugleich möglichst volkstümlich zu übersetzen. Ich habe es zweimal versucht, einmal indem ich auf Veranlassung der britischen Bibelgesellschaft eine Seite des Neuen Testaments in ein Litauisch zu bringen suchte, das dies- und jenseits der Grenze annehmbar sein sollte und so auch befunden wurde, und das andere Mal, indem ich für die Litauer der Wilnaer Synode eine neue Ausgabe des Heidelberger Katechismus besorgte und dabei mehrere Abschnitte neu übersetzen mußte. Beidemal arbeitete ich mit allen Hülfsmitteln einer modernen Bibliothek und doch — wenn ich Tolken hätte befragen können, wäre ich beidemal sehr dankbar dafür gewesen. Das ewige Gerede von Wills Tolken finde ich daher sehr müßig. Vor über 30 Jahren habe ich drucken lassen: „Von der Verderbtheit der preußischen Übersetzung des Lutherschen Enchiridions reden viele; um das Gute und Beachtenswerte, was sie enthält, bekümmert sich niemand“. Ich bedaure, daß das mit wenigen Ausnahmen noch heute zutrifft, zutrifft auch bei Endzelin, auf dessen Parteinahme gegen Will ich übrigens noch zurückkommen werde. —

Zur Frage nach den katechetischen Quellen Wills, welche Trautmann durch seine mühsame Untersuchung AM. XLVI 217, 465 dem Abschluß nahe gebracht hat, verweise ich auf LLDr. II S. XXVIII, um darauf aufmerksam zu machen, daß meine dortige Annahme durch den Nachweis Bechtels AM. XVIII 310 nicht ganz erledigt ist, vgl. Hase Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger S. 263. Ferner bemerke ich, daß das Enchiridion mit *prawilts postāi* dem Wortlaut I. Kor. 11, 23 (der einzigen Bibelstelle, die den betr. deutschen Text enthält: *παρεδίδετο*, t r a d e b a t u r, v e r r a t e n ward Luther, lit. *tâpe ißdůtas*) gefolgt und Will also von dieser angeblichen Verschlechterung (S. XXXI) freizusprechen ist. Sein *perbānda* war wohl ein schon eingebürgerter Ausdruck, vgl. *perbandan* I, *perbandasnan* II. —

Die Textabdrücke (S. 1—96) sind, soweit ich sie durch Stichproben kontrolliert habe, einwandfrei, während die auf sie folgende Grammatik (S. 97—294) und das Wörterbuch (S. 295 ff.) mancherlei Einwendungen Raum lassen. Das liegt aber meistens nur insofern an dem Verf., als er auf das äußerste bemüht war, auf den Grund zu sehen, während doch die Überlieferung der preußischen Sprache solchem Bemühen widerstrebt und in besonderem Maße Kontroversen an die Hand gibt. Ich glaube im

Sinne Trautmanns zu handeln, wenn ich mich im folgenden zu einzelnen Abschnitten und Punkten seines Werkes äußere.

„In II“ sagt Trautmann S. 101 c „erscheint *a* häufig als *e* und *æ*, d. h. in diesem Dialekt ist *a* besonders hell ausgesprochen, fast als *ä*. Daher heißt es: *nienbænden, dengon, dængon, kræuwiey, sten, stewidan, kudesnammi* ...“. Das seltsame *Emmen* 13_{10} für und neben *Amen* 11_{36} mahnt hier zwar zur Vorsicht (vgl. Gaigalat Mitteil. d. lit. litter. Ges. V 16 Anm. 3 über *a* und *e* in der Wolfenbüttler Postille), aber darum sind doch alle anderen *e* und alle *æ* = *a* in II anzuerkennen, denn die Berechtigung weitaus der meisten ist leicht nachzuweisen, und die wenigen übrigen sind zwar auffallend, aber ebenfalls stichhaltig. Wegen des *e* (*æ*) von *dengon* (*dængon*) s. Trautmann § 7 a δ (die nordlitt. Aussprache ist *däñgus*), *-desnammi* hat *-desnimma* in I (s. unten) zur Seite und in *menses, poganens, wyssens, stewidan* und *steweyden, stæ stes sten stæns, butten, praliten* und der letzten Silbe von *nienbænden, neuwenen, testamenten* erscheint *e* (*æ*) = *a* in vor- oder nachtoniger Stellung; so vermutlich auch in *-desnammi* (*-desnimma*), dessen *mm* zu dem von *aucktimmien, aucktimmiskū* stimmt, und das also wohl — abweichend vom Litauischen — auf der vorletzten Silbe betont war. Abseits stehen nur *kræuwiey, neuwenen* und *nienbænden*, die Besonderheiten von II sind und zugleich *e* (*æ*) in hochbetonter Silbe enthalten. Da aber die beiden ersten mit ihrem *eu* (*æu*) = indogerm. *eu* (s. unten S. 312) sich gegenseitig schützen, und *æ* sonst nie als Druckfehler angesehen werden kann, wäre es vermessen, *nienbænden* anzutasten. Das ist auch nicht nötig, denn seine Ausnahmestellung ist keine lautliche, sondern eine graphische. Es unterscheidet sich von *daeczt* 13_{23} darin, daß in ihm langes *a* nicht wie dort durch *ae* (wie öfters in den altlettischen Texten), sondern durch die Ligatur *æ* ausgedrückt ist, entspricht also vollkommen dem *enbāndan* von III und ergibt in Übereinstimmung mit dem Schluß von Wills Vorrede wirkliche Länge dieses *ā*. — Mit solchem Dehnungs-*e* ist auch zu rechnen in *bietis* 7_{18}, *ryeky* 13_{3}, *rykyes* 13_{12}, *styienuns* 11_{28}, *turryetwey* 11_{8} (vgl. Trautmann 121 f., 134, 221) und in *drőffs* 5_{25}, *joes* 13_{30}; *drőffs* wäre = *drūwis*, dessen *ū* Trautmann indessen bestreitet (S. 324), *joes*, das Trautmann S. 137 in *jous* ändert, = *jūs*, vgl. *gobuns, taykowuns* I, *salobisquan* II (Trautmann S. 130 f.). Über *staey pallapsaey* 5_{1} (und hiernach 11_{1}) und *laeims* 7_{5}, worin der Setzer möglicherweise *æ* in *ae* aufgelöst hat (vgl. *key* 7_{6}), enthalte ich mich vorläufig einer weiteren Vermutung. —

podalis will Trautmann S. 105 nach dem Vorgang Paulis KB. VI 433 = lit. *pûdēlis* und zu den Fällen stellen, in denen das Vokabular *a* für *e* hat[1]); wenn er uns aber in seiner Grammatik auch durch ein Kapitel über die Wortbildung erfreut hätte, wäre darin vielleicht etwas anderes zu finden.

Wie es um *podalis* steht, wird sich aus der folgenden Betrachtung der ähnlich gebildeten, oder doch ähnlich scheinenden preußischen Wörter ergeben.

1. Wörter auf *-al-*: die Lehnwörter *grundalis* (deutsch *grundel*, poln. *grundal* Arch. XX 503), *tapali* „Tafel“, *wessals* (neben *wesselingi* und *wesliskan*; poln. *wesoły*), ferner *ansalgis* (vgl. hier und im folgenden Trautmanns Wörterbuch) und die reduplizierten *gegalis* (alit. *giegals*), *penpalo*[2]) und *pippalins* (neben *pepelis*; alit. *piepala*, russ. *pérepelъ*).

2. Wörter auf *-el-*: die Lehnwörter *dubelis* (deutsch *dubel*), *engels* „Engel“, *scrutele* „Schroter“ (nur scheinbar hierher gehörig), sowie *brisgelan* = lit. *brìzgilas, curpelis* (lit. *kurpãlius*) und *tackelis* (lit. *tekẽlas*)[3]), *arelis* (Handschrift *arelie), mandiwelis, patowelis, scebelis* „Haar“. Von diesen vier Wörtern ist das letztere unklar, aber nach seiner Bedeutung kein Deminutiv; solche sind dagegen *mandiwelis, patowelis,* und zwar — mit litauischem Maßstabe gemessen — solche auf *-ēlis.* Dieselbe Endung vermute ich in *arelis,* das dann wie lit. *arẽlis* (ebenso *kirmėlẽ, musėlẽ, utėlẽ*) Augmentativ[4]) ist (W. Schulze Jagič-Festschrift S. 343) im Unterschiede von dem gewöhnlichen, ursprünglich nur deminutiven lit. *arēlis* (*musēlė*). Vgl. Trautmann S. 302.

---

[1]) In der Beurteilung der preuß. *e* für *a* stimme ich im wesentlichen Endzelin a. O. S. 285 zu. An *e* für tonloses *a* kann man auch in *dīnkausegīsnan* „Danksagung“ denken, aber hier ist eher von nd. *seggen* auszugehen, dessen Anklang an *seggīt* „tun“ die Bildung *dīnkausegīsnan* (vgl. *labbaseggīsnan* „Wohltat“) nahe genug legte. Nesselmann und Brückner Archiv f. sl. Phil. XX 489 wollen hierin geradezu „Danktuung“ sehen, aber nach „pogirschnan bhe dinkausnan *billītwei*“, „mes *billēmai* pogirsnan bhe dīnckun“ zu urteilen, entsprach nicht poln. *dziękczynienie*, sondern „Dank sagen (seggen)“ Abel Wills Ausdrucksweise.

[2]) Die Änderung in *perpalo* erscheint mir unnötig; es ist mit Dissimilation zu rechnen. — Wegen KZ. XLII 263 verweise ich beiläufig auf *Nabentine* (*Newotin, Negothin* Nesselmann Thes.): *Löwentin*-See.

[3]) Der bemerkenswerte Hinweis Leskiens auf russ. *točílo* (a. O. S. 452) legt den Verdacht nahe, daß *tekẽlas*, lett. *tezelis* aus *tak*° hervorgegangen sind.

[4]) Zu den *l*-Augmentativen rechne ich lit. *negýwėlis, newẽrtėlis*, lett. *tîrelis* und überhaupt alle von Leskien a. O. S. 464 f. unter 3 aufgeführten Bildungen. Ein *newẽrtėlis* ist „nẽkam newerts“ (oder nèwerts), ein *nenáudėlis* „nẽkam nenaudìngas“, ein *użmiȓszėlis*, einer, der alles vergißt, ein *netìkėlis*, einer, der zu nichts taugt.

3. Wörter auf *-(a)l-, -(e)l-*: das Lehnwort *cunclis* (alit. *kųkalei,* poln. *kąkol*) und *wayklis* (auch *picle, spurglis?), woble.* Von diesen ist *wayklis* ein klares Deminutivum und ebenso können *picle* und *spurglis* angesehen werden, obgleich *spergla-wanag* dem widerrät. *wayklis* „Sohn" steht neben *waix* „Knecht", wie lit. *bernēlis* „Kindlein", *mergēlė* „Mädchen" neben *bérnas* „Knecht", *mergà* „Magd", ist also von Nesselmann, Pauli, Trautmann mit gutem Grunde = lit. *waikēlis* gestellt und steht hiernach lautlich in einer Reihe mit *woble,* das sich leichter mit lit. *obelìs* „Apfelbaum", als lit. *óbůlas* „Apfel" vereinigen läßt. Auf Grunaus *woykello* „Knecht" und *wabelcke* lege ich dabei keinen Wert. *woykello* kann so nicht richtig und wird als „Knechtsjunge" (hysterogenes Deminutiv von *waix* „Knecht") zu verstehen sein. *wabelcke* aber halte ich für eine Mißbildung halbdeutscher Volkssprache mit dem deminuierenden deutschen *-chen,* ostpreuß. *-ke* (vgl. Prellwitz Best. S. 60), während Grunaus *pipelko* von Trautmann S. 309 richtig als **pipelikė* erklärt sein mag (vgl. *pùtpalakė* Lit. Forsch. S. 161).

4. Wörter auf *-il-*: die Lehnwörter *asilis, catils* (lit. *ãsilas, kãtilas*), *nuskils,* das hybride *rundijls* (wahrscheinlich *-īl-,* vgl. lit. *barzdýla, barzdỹlius*), sowie *cuylis* (? lit. *kuilỹs), wobilis* (lit. *dóbilas,* lett. *âbu'ls*) und *sirsilis,* das Trautmann dem von ihm aus Juškevič Slov. I 210 herausgefundenen *šìršelis* gleichstellt. Da wir sonst im Lit. aber abgesehen von *szirszů* usw. nur *szirszlỹs* (*szirkszlỹs, czirkszlỹs*) kennen (aus **szirsz<e>nỹs* oder *-rỹs* durch Dissimilation?), so möchte ich abwarten, ob die Fortsetzung des Juškevič'schen Wörterbuchs *šìršelis* bestätigen wird. Nach dem Akzent wäre es keinesfalls ein Deminutivum. Vorläufig halte ich mit Pauli a. O. S. 435 das mittlere *i* für Svarabhakti.

5. Wörter auf *-ōl-: attolis* (lit. *atólas), gramboale* (s. Trautmann S. 341).

6. Wörter auf *-ul-*: s. Leskien Bildung der Nomina S. 493. Ein klares Verhältnis von *ayculo* zu *αἶκλοι* wird gewonnen, wenn man dort *aik(l)ulo* (vgl. lit. *dëwùlis* u. a.) voraussetzt.

7. Wörter auf *-ail-, -eil-: scritayle, crupeyle* und *troskeilis,* wenn hierin nicht deutsch *keil* „keilförmiges Brot" (ostpreuß. *keilchen, kīlke* „Klooß") steckt. Ich vermute *croskeilis* aus **krās-keilis,* vgl. ostpreuß. *kraseln* „im Fett braten, poln. *krasić*" Frischbier I 422.

Die übrigen auf *-l-* ausgehenden preußischen Wörter begnüge ich mich aufzuzählen: *aulis, bile, dīlan, gaylis, golis* und *gallan, gile, gillin, ylo, kalis, kalo(-peilis)* und *(prei-)calis, caulan, kaules, kelan, kelian, kylo, col(-warnis), milan, mijls, nadele, passalis, passoles, pele, peles, poalis, (nose-)proly, saligan, sālin, salus, saule, seilin (naseilis), sylo, stalis, sulis, sulo, talus, walis* — *addle, maddla* — *aglo, anglis, proglis, strigli* — *abstocle, aclo, auclo, gurcle, kraclan, piuclan, riclis, sbeclis, sperclan, stacle, (panu-)staclan, sticlo, (sasin-)tinklo* — *raples, siraplis* — *dumsle, (pette-)gislo, gremsle, kersle, creslan, saninsle, singslo, stroysles* — *dīrstlan*. Alle diese Wörter sind für die Beurteilung von *podalis* ohne Bedeutung.

Für die Erklärung von *podalis* aus **podelis* lassen sich von ähnlichen Wortgebilden also nur *tapali* und allenfalls *grundalis, ansalgis* geltend machen, und die angeführte Erklärung von *wayklis* steht zu ihr in lautem Widerspruch. Auch *sirsilis* würde ihr entgegenstehen, wenn Trautmann es richtig gedeutet hat. Nach diesen beiden Mustern wäre für lit. *pů̃dēlis* im Vokabular **podlis* oder **podilis* zu erwarten, und daß *podalis* aus jenem entstanden, sein *a* also Svarabhakti sei, ist wegen der umlautenden Kraft des *i* unglaubhaft (vgl. im III. Katechismus *stūr i n[a]-tickrōms*, J. Schmidt Vok. II 209; anders Trautmann S. 440). Unter diesen Umständen stelle ich *podalis* nicht zu den lit. Deminutiven auf *-ẽlis*, sondern zu denen auf *-alis* (*podàlis* bei Szarde, Kr. Memel), die nicht mit Schleicher auf jene zurückgeführt werden dürfen (BB. VIII 102 Anm.) und deren frühere weitere Verbreitung aus den deminutiven Verben erhellt, die man bei Leskien a. O. S. 477 f. verzeichnet findet.

Viel mehr als durch diese Kleinigkeit scheint mir aber die Lehre von den baltischen Deminutiven berührt zu werden durch den klaren Hochton-Unterschied von *wayklis* und lit. *waikẽlis* (oder einem denkbaren **waikàlis*). Ich wundre mich, daß Pauli ihn nicht für seine Meinung über die Akzentstelle im „Pomesanischen" geltend gemacht hat, urteile über sie aber ebenso wie Berneker Preuß. Spr. S. 271 und Trautmann S. 202. Was ich aus *wayklis* folgere, ist, daß die akzentuelle Gleichmäßigkeit der lit. Deminutiva auf *-ẽlis, -ẽlė* — *-ė̃lis, -ė̃lė* nicht ursprünglich ist, sondern sich aus einem Sprachzustand ergeben hat, in welchem aus noch zu ermittelnden Gründen teils die Wurzelsilbe dieser Deminutiva, teils ihr *-ė̃l-* betont wurde (etwa *kaulẽlis* von **kaulás* > *káulas* = καυλός, aber **rãtelis* > *ratẽlis* von *rãtas* = ai. *rátha*?). —

ōsz „ich", das der Vf. S. 106 der Mundart von Anykszczei zuschreibt, finde ich in Anykszczū szilēlis nicht, bezweifle aber nicht, daß es hier vorkommen könnte (s. Lit. Forsch. S. 6 Nr. 7 und die vermutlich als *ãszai* aufzufassende „forme emphatique" Gauthiot Buividze S. 43, die ich wegen ihrer verschmitzten Schreibung nicht hierhersetzen kann), obgleich meine eignen einschlagenden Aufzeichnungen in Übereinstimmung mit Liet. Chrest. II 351, 485 nur *asz* bieten. Selbstverständlich ist *ōsz* sehr jung, aber darum doch ein bemerkenswertes Analogon zu slav. *jazъ* (Vondrák Vgl. slav. Gram. II 83 f.). —

Etwas, wobei man besonders die Unzulänglichkeit des Materials empfindet, ist die Frage nach der preuß. Vertretung des indogerm. *ō*. Eine bestimmte Entscheidung wage ich noch nicht und gebe hier nur einige Anmerkungen zu Trautmanns Behandlung von *ū* und *ō* (S. 122 ff.).

Wegen *mukint* mit seinem verschleppten *ū* (S. 127) verweise ich noch auf MLLG. IV 259 Anm. 14, Żemait. Wyskup. II 10 f. (*mokiusis, pramokiusis, iszmokima, mokie*).

schkūdan „Schade" (S. 127) halte ich nicht für poln. *szkoda* (vgl. S. 196), sondern für eine unter Einfluß des ostpreußischen Deutsch („*sk* wird anlautend *schk*" Frischbier II 342, vgl. Prellwitz a. O. S. 47 f.) vollzogene Umwandlung des daneben stehenden *skūdan* = lett. *skâde,* und dies ist, wie vermutlich *biskops, scinkis* und zahlreiche litauische und lettische Entlehnungen (Prellwitz a. O., S. 11, Zeidler Magazin d. lett.-liter. Ges. XVI 56, 69) deutsches Wort in westfälischer Aussprache (*s-chāde*). Ähnlich steht es um *auschpāndimai*, denn es teilt das *d* von lit. *spandis* (*spañgis*) „Eimer" und preuß. *staldis,* lit. *stal̃das* „Stall", welche durch das Zusammentreffen ihres *s-* und *d* niederdeutsche Herkunft verraten (vgl. Schiller und Lübben I 469). Diese deutsche Vergröberung von *s-* in *sch-* hat sich dann aber auch, wie Trautmann S. 173 treffend bemerkt, in echt preußischen Wörtern fühlbar gemacht; daher *schpartina* und auch *schkellānts.* — Beiläufig: Einfluß deutscher Volkssprache ist vielleicht auch in *dauris* „Groß-Tor" anzunehmen; *dat Daur* braucht, so versichert man mir, sowohl das Danziger (Frischbier II 105), wie das Königsberger Platt. Ein idg. **dhour-* (S. 150) ist nicht eben einleuchtend.

Von besonderer Wichtigkeit sind *po, pro* und *no.* — *po* und *pa-*, über deren Vorkommen ich nicht neues zu sagen weiß, „repräsentieren sicher idg. *pŏ*" heißt es S. 127. Aber dies *pŏ*

ist eine bloße Fiktion, und ich sehe weder eine Notwendigkeit, aus lat. *pŏ-* ein **pō* zu folgern, noch irgend einen Grund, wegen dieses seltenen Präfixes nicht urbalt. *pa: pā* anzunehmen (vgl. Solmsen KZ. XXXV 471), worauf das Litauische ebenso klar hinweist, wie auf *pra: prā*, während sein *nu: nů* ebenso klar *nŏ: nō* ergibt. Dieser Gegensatz ist so scharf und durchsichtig, daß ich es vielmehr grundsätzlich ablehnen muß, hier etwas anderes, als das Litauische selbst entscheiden zu lassen. Was hat überdies *pra-: prõ* mit *πρό, πρω-*, lat. *prŏ* gemein? Allerdings steht *πρωπέρυσι* neben *prõpernai*, allein das gleichbedeutende *ùżpernai* erweist als seine eigentliche Bedeutung „hinter (jenseits) dem Vorjahr", und *πρόειμι prōgredior* bedeuten „ich rücke voran", aber *praeĩti* „vorbeigehen" usw.; dagegen kommen zusammen *praeĩti* und *πάρειμι* (got. *faúr-gaggan*), *praeigà* „Vorbeigang" und *παροίχομαι*, *prõ drùgį* „gegen das Fieber" und *παρὰ μοῖραν*, und eine gewisse Ähnlichkeit von *progeltónas* u. dgl. (Lit. Forsch. S. 159) und *πάρωχρος, παράπλειος, παράχροος, πάρισος, πάρουλος* wird man nicht bestreiten. Weshalb ich bei lit. *pra-: prõ* auf gr. lat. *prŏ* nichts gebe, wird hiernach klar genug sein; die Wahrheit hat schon Prellwitz (Wbch.² unter *παρά*) gesehen, und die richtige balt. Vertretung von idg. *prō* zeigt lett. *prûjam*.

pro erscheint im Preußischen nur zweimal als Präposition, und beidemal hat Nesselmann es richtig für Druckfehler erklärt. An der einen Stelle steht *pro pobaiint*, wo man *prei* erwartet, an der anderen *proston* (d. i. *pro ston) swintan nuseilin* — also hier wie dort vor folgendem *o* und an letzter Stelle vor falschem *o* (anders, aber nicht überzeugend Trautmann § 14 a). Auch als Präfix ist preuß. *pro* nicht durchweg einwandfrei, denn für das *proklantitz* des I. Katech. hat der II. das annehmbarere *preclantyts* (s. w. unten), und neben *prolieiton, proleiton* stehen *pralieiton, praliten*. Allein gegen *prowela* in I. und II. (den dritten und letzten Beleg für *pro-*) ist, was das Präfix betrifft (s. unten S. 327), nichts einzuwenden.

Weit häufiger als Präposition (34mal) und etwas häufiger als Präfix ist *pra* — als Präfix gegeben, als Präposition durch Vordringen der präfixalen Form an Stelle einer volleren getreten (vgl. übrigens Sprache d. preuß. Letten S. 45 f., Lett. Dial.-Stud. S. 16). In präfixalem Gebrauch entspricht es mehrmals genau dem lit. *pra-* (*prakāisnan, pracartis, pralieiton*: lit. *prãkaitas, prãkartas, pralė̃ti; pramadlin*: gr. *παραίτησις*), ausnamsweise dem lit. *per-* (*praweddnns*: lit. *pérwesti*), während es als Präposition

mehr zu lit. *peȓ*, als *prõ* stimmt. Dies ist jedoch leicht begreiflich und erschüttert nicht die Zusammengehörigkeit von preuß. *pra* und lit. *prõ*. Daß im III. Katech. das Volk Israel *pra* das Rote Meer geführt wird (*praweddũns*), in Willents Enchiridion aber (LLDr. III 34 $_6$) und der lit. Bibel (II. Mos. 14, 29) *per*, beruht lediglich auf einer Verschiedenheit der Anschauung (Kurschat Gram. § 1462), die im Wiederholungsfalle die Grenzen zwischen *pra* (= *prõ*) und *per* verwischen konnte. Und eben das ist im Preußischen geschehen. — Neben *pro-* und *pra* erscheint endlich *prā* in *prābutskas*, das unantastbar ist, aber um so auffallender wäre, wenn es auf poln. *przebyt* zurückginge (Brückner Arch. XX 492).

Neben *no* hat das Preußische *na*, einmal *nu-*, das Trautmann S. 129 mit Recht beanstandet, und einmal *nā-* in *nādewisin*, das ich in *nadewīsin* ändere. *no* ist das weitaus häufigere, die Verwendung von *no* und *na* nicht geregelt. Ob *noseilis* (III) oder *naseilis* (I, II) richtig ist, ist aus dem Preußischen allein nicht zu erkennen; neben *podruwīsnan* steht *nadruwīsnan*, neben *nowaitiāuns praweddũns*. — Begrifflich decken sich *no*, *na* bekanntlich nicht mit lit. lett. *nů*, *nu* (lit. *no* Endzelin Lat. Predl. I 127), aber über die lautliche Gleichwertigkeit von *no* und *nů* scheint mir bis jetzt weder ein Zweifel geäußert zu sein, noch aufkommen zu können, während die Stellung von *na* fraglich ist. Es kann neben lit. *nu-* stehen, wie *au-pallusis*, *-pallai* neben lit. *pùlti* (vgl. Wiedemann Lit. Prät. S. 23, vgl. Trautmann S. 129 b), oder es ist — und dies empfiehlt der Sinn — dem lit. postpositiven *na* (vgl. gr. *ἀνά*, Geras S. 159 f.) gleichzusetzen. So aber oder so: *nō*[1]) und *na* gehören zum echten alten Bestande der preuß. Sprache.

Hiernach läßt sich das schwierige *pro* sehr einfach erklären. Neben *nō*, *na* lagen *pā*, *pa* (lit. *po*, *pa*) und *prā*, *pra* (lit. *pro*, *pra*). Als später *pā* zu preuß. *pō* geworden war, und nun preuß. *na-*, *nō* und *pa-*, *pō* neben *pra-*, *prā* lagen, verführte diese Disharmonie gelegentlich zu der Ablautung *pra-* : *prā* > *prō*, und in der Folge brachte nachlässige Unterscheidung der präfixalen und präpositionalen Form *prā* (*prābutskas*), *prō* (*proklantitz*, *prowela*) und *pra* an Stellen, die ihnen nach alter Regel nicht zukamen. —

S. 138 f. bekämpft der Verf. Mikkolas Arch. XX 150 und meine, ungefähr gleichzeitige Annahme, daß das Preußische an

[1]) Daß Will nie *nō* geschrieben hat (Trautmann S. 199), ist zwar unbedingt beachtenswert, trägt aber für die lautliche Beurteilung von *no* nichts aus. — Neben dem regelmäßigen *pōmien* S. 200 9 steht *pomien* S. 67 Z. 21.



dem lit.-lett. *ė* teilgenommen habe. Das ist auch von Endzelin (O proischoždenii lit.-lat. ė, Petersburg 1907) geschehen, und ich verhehle nicht, daß ich diese Annahme selbst noch für unreif halte, fühle mich aber von beiden nicht eines besseren belehrt. Die Frage nach dem Ursprung des *ė* ist noch nicht gelöst und wird durch die Wechselformen, die Trautmann aufführt, meines Erachtens nicht gefördert: *deiwē* ist Femin. von *deiwys*. *snaigýti* wird aufgewogen durch *snaígo snaígė, snaígala*. *pãsaitis* gibt es nicht, *pásaitis* (obgleich Kurschat so in beiden Wörterbüchern schreibt, im D.-Lit. unter „Dreschflegel") ist undenkbar (ich kenne *pasáitis* aus Nordlitauen und *pusáitis* aus Jogauden bei Bittehnen [hier auch *pustrà'ngs* für *pastrángas*], während Herr Prof. A. Kurschat *pasáitė* ermittelt hat), und sein *ai* scheint mir nicht ohne Rücksicht auf Fälle wie lett. *sa'ls* „Frost": lit. *paszolỹs* „Nachtfrost" und lit. *ãtlėkas: ãtlaikas* „Rest" betrachtet werden zu dürfen. *ai* für *ė* im zweiten Kompositionsglied (freilich auch vor *ė*) zeigt auch *apýkaimė* „sąsiedztwo wsiów" (Juškevič Slov.) neben *kė̃mas*, und der Verdacht liegt nahe, daß dieser Zusammensetzung *kaimýnas* „Nachbar", *kaimas* (BB. III 65) und *kaima* (Lok. *kajmoje* Kalendorius Wilna 1847 S. 25) „Dorf" ihr *ai* verdanken. *gaidrùs* wird für **gaídrus* eingetreten sein (Ntr. *gaídru*). (NB. asl. *lizati* ist neben *lė̃žti*, das einer anderen Konjugation folgt, ohne Belang.) — Mikkolas und meine Auffassung von *ſemo, kylo* usw. hat vor den Möglichkeiten, die ihr Trautmann entgegenstellt (s. auch S. 242/43), den Vorzug der Einfachheit; verfolgt man diese, so kommt man überdies zu einer Aussprache, die mit *ė* nicht übel bezeichnet wäre. — *braydis* ist weder von Trautmann, noch von Endzelin nach Gebühr gewürdigt. Jener verweist mich auf Zupitza KZ. XXXVI 66, dem ich in diesem Falle ganz und gar den Glauben versage, und Endzelin bekennt (S. 20), überhaupt nicht zu verstehen, was ich mit diesem Worte beweisen will. Einfach das, daß das Preußische ein ihm zugekommenes *ė* (lett. *brîdis* aus *brend-*) so behandelt hat, daß in der Schrift *ai* an seine Stelle treten konnte. Die Nutzanwendung auf *snaygis*: lett. *snîgs* liegt nahe genug. — Grunaus *maysta* und *sanday* sind nach Trautmann „pure Liederlichkeiten". Wegen *maysta* verweise ich auf sein vorsichtiges Fragezeichen S. 94 Anm. 1, und *sanday* — ist es etwa durch diese Verurteilung aus der Welt geschafft? Mir scheint, daß es sich durch seine Übersetzung „gee weg" (vgl. den Sinn von *addio* im feinen Italienisch) und seine Lautform als etwas von Grunau nicht richtig Verstandenes, aber so Ge-

hörtes verrät. Ich verweise auf *dĕpadĕ* (KZ. XLI 115 Anm. 3), *dĕdũk, dĕžgi* (neben *dĕwa[s]žìgi*) Kurschat Lit. Wbch. und *adĩ'*, das ich für *ar dĩwu* oft von Letten gehört habe. — Wenn *pre* in *prewerīsnan, -werīngiskan* für *prei* stände, wäre seine Beziehung auf lit. *prė́* (Endzelin Lat. Predl. I 181, KZ. XLII 375) kaum zu umgehen; als Verengnng von *ei* läßt sich sein *e* kaum ansehen, denn hierfür gibt es kein sicheres Beispiel, und *palla[i]psitwei* kann „*e* in unbetonter Silbe aus *ei*" (Trautmann S. 141) nicht rechtfertigen, weil es anders betont war (das *ī* von *pallaipsītwei* ist falsch, oder hat sein Längezeichen als Träger des Nebentons). Ich ziehe aber vor, *pre-wer-* zu den Fällen zu stellen, in denen unbetontes *a* zu *e* geworden ist (vgl. *kelsāi, dellīks,* o. S. 299 Anm. 1), denn *pre-wer-* ist nicht wohl zu trennen von „*pra-wer* arba prider 'convenit'" (von mir ergänzt gemäß Prasmą), *pra-werùs* „idoneus" (Geitler Stud. S. 104) und anderen Dowkontschen Wörtern, die in einer mir im Manuskript vorliegenden Arbeit Gaigalats verzeichnet sind: *pra-werieti* „dienlich, nützlich sein", *pra-werántiu buti* „pertinere ad", *pra-weriejemas* „Tauglichkeit", *pra-weringas* „nützlich" — immer mit dem Präfix *pra,* das nun mit gutem Grunde auch in *preclantyts* (s. oben S. 303) gesucht werden darf. —

Dem preuß.-nordlit. *å̄i, å̄* für *ai* (S. 143) bin ich neuerdings im Norden des Kreises Memel in Dautzin-Niklau (D), Eglischken (E), Deutsch-Crottingen (K) und Ramutten (R) wiederholt nachgegangen. Abgesehen von seltenen und immer leicht erkennbaren Dialektwidrigkeiten wie Dat. Sg. *tā mer̃gå,* Nom. Pl. *waíkå* war das Ergebnis:

I. außer in den Ortsnamen *Lå̄tŏkā* (aus **Leítukai,* vgl. lett. *Leítis* „Litauer") „Leitucken" oder „Clausweiten" und *Kápustā* „Clauspuschen", auf welche die zahlreichen femin. Ortsnamen auf *-ā̆* störend eingewirkt haben, ersetzt die Mundart in Endsilben *ai* regelmäßig durch *å* (selten in *å̆* verkürzt): Vok. Sg. M. *tĕwå* K — Nom. Pl. M. *bå̄tå* „Häuser" E, *då̄ktå* „Sachen" K, *må̄tå* „Jahre", *å̄žolå* „Eichen" R, *penå̄kå* „Spitzen" E, *pir̃sztå* „Finger" D, E, K, *pláukå* „Haare" E, *på̃nå* „Herren" R, *på̆r̃wå* „Morast", *súnå̆* „Söhne" E, *wýrå* „Männer" D, E (hier auch *-rå̆*), K, *wå̃kå* „Kinder" E, K, R — Instr. Pl. M. *bå̄tås* (auch *-tå̆s*) „(mit) Häusern" E, *wežìmås* „(mit) Wagen" K, R, *wýrås* „(mit) Männern" D, E, K, *wåkå̃s* (so!) „(mit) Kindern" E — Dat. Sg. *mer̃gå* „(der) Magd" E, K, *må̄tynå* „(der) Mutter" K, R, *rañkå* „(der) Hand" E, K, *tå̃* „der" D, E — Adverb *å̄lgå* „lange" E, *gå̄rå* „gut" E, K, R, *grātå̆* „schnell", *szirdìngå* „herzlich", *zå̄må*

„tief" R — II. Sg. Prs. *matå̃* „siehst" K, R, *sakå̃* „sagst" D, E, K (*kū̃ tu sakå̃* K, R) — II. Sg. Prt. *radå̃* „fandest", *sukå̃* „drehtest" K;[1])

II. in Wurzelsilben braucht die Mundart *å* für *ai* immer in *wå̃ks* „Kind" (R, Dat. Sg. *wåko* K, Nom. Pl. *wåkå* E, K, R, Gen. *wåkū* R, Instr. *wåkås* E, Akk. *wåkus* K, aber *waikìns* „Junge" K, Dat. *waikìno* E) und oft in *dáikts*, das durch *dalỹks* beinahe verdrängt ist (*dåkts* E, K, Nom. Pl. *dåktå* K, Gen. *dåktu* E neben *dáikts* E, K, R). Sonst aber nie. Außer in einem vereinzelten *låik'* „(er)hält" E fand ich neuerdings *åi* überhaupt nicht. Man spricht also: *áiszk'ä* Adv. „laut" K, R, *àtlaiks* „Rest" K, *báime* „Furcht" E, K, R, *daílus* „hübsch" K, R, *gaílu* „leid", *gaílestis* „Reue" R, *gainåt* „jagen" K, *káilis* „Fell" D, K, R, *káilinä* „Pelz", *kaimýns* „Nachbar" E, K, *kaíre* „die Linke" E, *paláidåti* „bestatten" K, *laígul gål* oder *laí ans gål* „laß ihn liegen" E, *laík'* und *laíka* „(er) hält" E, K, R, *laíż'* und *laíża* „(er) leckt" K, R, *maín'* und *maína* „(er) tauscht" R, *apmaín* „(er) vertauscht" Inf. *apmainýt* E, *paíks* „dumm" E, R, *pràkai'ts* „Schweiß" K, *pasáitis* (s. o. S. 305), *ráiszas* „hinkend" R, *raíts* „zu Pferde" E, K, *straígis* „Schnecke" E, *wáiksztåte* „spazieren" K, *żaíbas* „Blitz" R, *żwaízdę* „Stern" K.

Transponiert man dies Verhältnis *ai : å* in *ai : ā*, so entspricht es annähernd dem, welches BB. VIII 140 f. dargelegt ist, findet aber nicht etwa in verschiedener Behandlung von *ā* oder *o* im preuß. Nordlitauen seine Erklärung, denn überall spricht man hier z. B. *dāra*, *dār'* „(er) tut", *lå'* „(er) bellt", und *å* für *ā* kommt in D, E, K, R sonst nur da vor, wo dies für *ą* steht (z. B. *kåst* „beißen"; ebenso *ánå*, *tå* Akk. Sg. Mask. Fem. neben z. B. *bå̃t'* = *bùtą*). Die dortige Vertretung von *ai* durch *ā*, *å* steht also auf einem besonderen Blatt.

Wie das obige Verzeichnis lehrt, ist dies *å* = *ai* ebensowenig in der Betonung, wie in irgend einer Lautfolge begründet, erscheint aber in mehreren Fällen teils zweifellos (Dat. Sg. Fem. und II. Sg.), teils mit höchster Wahrscheinlichkeit (Nom. Pl. Msk. [vgl. Gauthiot IF. XXVI 353] und Adverb) an Stelle von *āi*, und ich sehe keine Möglichkeit, ihm in den anderen Fällen (Vok., Instr. Pl., *dåkts*, *wåks*) einen anderen Ursprung zuzuschreiben.[2]) Wie jedes alte *ā* wurde also in der Mundart D-E-K-R

[1]) Das Ntr. *tai* fehlt und wird durch das Mask. *tas* ersetzt. Statt *kaip* „wie" spricht man *kāp* (nach *tāp* „so" = *teip*), gelegentlich aber auch mit den übrigen Nordlitauern *kāp*.

[2]) Über preuß. *deicktas* usw. s. Trautmann S. 140, 189. *dēiktas: dāiktas* fällt in seinen § 26.

ā im Diphthong *āi* zu *å* und trat später, indem *i* verschwiegen wurde, an seine Stelle. Nimmt man dabei an, daß durch Vorrücken des Akzents *āi* verkürzt ist, so wird damit wohl die richtige Erklärung für z. B. *wåks: waikìnō* gegeben sein. Indem auf diesem Wege in zahlreiche Paradigmen ein Wechsel von *āi* > *åi: ăi* kam (vgl. z. B. *låik': laikiaú* BB. IX 287), wurden Ausgleichungen nahe gelegt und örtliche oder sogar persönliche Widersprüche im Gebrauch von *åi* (bezw. *å*) und *ai* geschaffen. Ohne daß ich dies ausführe, sieht man nun, daß einige der obigen *ai* an Stelle von *åi, å* getreten sein mögen. Ebensowenig verweile ich bei der Bedeutung dieser ganzen Erscheinung für die litauische Grammatik, kann aber nicht ganz an der Frage vorbeigehen, aus welchem Grunde *ai* (*āi*) in Nordlitauen verschieden behandelt ist, während hier — was ich noch nicht erwähnt habe — *iāi* durchweg durch *ā̃* bezw. *ẽ* (BB. VIII 140) vertreten wird (z. B. *sånā̃* „längst" Adv., *sak'ā̃* „du sagtest"). — Zur Erklärung jener Verschiedenheit nehme ich an, daß zwar in einem Teile dieses Gebiets die Behandlung von balt. *āi* mit der von balt. *ā* gleichen Schritt gehalten hat (*wezìmāis* > *-mås*), im übrigen Nordlitauen aber *ā* in diphthongischer Verbindung mit *i* eine Färbung hatte, die es der Verwandlung in *å* entzog (vgl. BB. XX 107 f.), später indessen aufgegeben wurde, worauf z. B. der Instr. Pl. *wežìmāis* hier zu *-mās* wurde. Was aber die unterschiedslose Vertretung von *iāi* anlangt, so beruht sie klärlich in dem schon in urbaltischer Zeit, also vor der litauischen Verwandlung von *ā* in *ō* durchgeführten Übergang von *iā* in *ė*.

Ergibt sich hierdurch die Unrichtigkeit von Trautmanns Satz „idg. Langdiphthonge im Wortauslaut werden im Balt. verkürzt" (S. 188), so ist zu prüfen, ob eine solche Verkürzung für das Preußische anzunehmen ist. Sie scheint mir nicht bewiesen zu werden durch *kai: kāigi, kāidi*[1]), denn der Strich über *a* wird hier lediglich geschleifte Betonung des *ai* andeuten (vgl. *pērdin, ēnmien*), nicht aber Länge des *ā*, weil wegen *muisieson* und *pirmois* (Trautmann S. 127 b, S. 248 b) für *āi* hinter Guttural *ūi* zu erwarten wäre. Ob dies *ūi* tatsächlich vorliegt in dem Nomin. Pl. *waikui* 59_{34}, lasse ich dahingestellt sein. Trautmann ändert ihn in *waikai*, und da diese Form in der Nähe von *waikui*

[1]) Fortunatov BB. XXII 166. An *attrāiti, dāiti*, lit. *valgaite* usw. erinnern lett. *žinoit* (neben *zinot*), *aycynoit* (*o* = *ā*) Liet. Chrest. Sp. 145, 149. Aber diese Formen stehen für *ſinājīt, aizinājīt* (Bielenstein Lett. Spr. II 162 unter X), d. h. ir *oi* ist = *ōjī* (vgl. *igois, mozgoi, paweleis* Sp. 149, 151, 152).

steht und die Analogie für sich hat, ist die Änderung vollkommen berechtigt. Aber es darf doch nicht übersehen werden, daß die Nom. Pl.-Endung *ai* auch sonst ihre Grenzen überschritten hat (Trautmann S. 227 c), daß das Litauische *waikaí* betont, und daß preuß. *waix* an dem Tonwandel von lit. *waíkas* teilgenommen zu haben scheint (Dat. Pl. *waikammans*: lit. *waikám[u]s*, vgl. *wirdemmans*: lit. *wardáms; gennāmans, mergūmans, widdewūmans*). In diesem Tonwandel[1]) ist, beiläufig bemerkt, meines Erachtens wie die Intonation (vgl. Fortunatov a. O. S. 168, Trautmann S. 190), so das *ăi* von *waix,* verglichen mit lit. **wãikas* > *wãks,* begründet (vgl. *wãks: waikinō*).

Besser als durch *kai: kāigi* scheint mir eine Verkürzung auslautender Langdiphthonge durch die Fälle indiziert zu werden, in welchen auslautendes *ai* = *āi* nach Guttural einen langen, oder doch lang zu denkenden Vokal neben sich hat (Nom. Pl. Msk. *malnijkai — malnijkiku,* Nom. Sg. Fem. *kērmeniskai — peronisku,* Dat. Sg. Fem. *schlāitiskai — spartisku,* Adv. *prūsiskai — laimisku*), denn hier liegt nichts näher als die Annahme, daß *-āi* zu *-ăi* geworden und deshalb nicht in *ūi* verwandelt sei, während das *-ā,* das von jeher neben ihm lag, regelrecht lang blieb und so zu *-ū* wurde. Trotzdem trage ich aber Bedenken, die fragliche Verkürzung schlechthin anzuerkennen, weil mir in den pronominalen Formen *quoi* „welche" (Nom. Sg. Fem., Nom. Pl. Msk.) Spuren eines anderen, älteren Sprachzustandes vorzuliegen scheinen. Daß ihr *oi* nicht durch *qu* verschuldet ist, lehren ihre weit häufigere Nebenform *quai* und *quāits* „Wille", und Trautmanns Regel („im Samländischen ist *ai* nur hinter labialem *w* und, wie es scheint, nur in unbetonter Silbe, zu *oi* geworden" S. 145) paßt zwar auf *quāits: quoitē* „will", ist jedoch angesichts von *swais, twais* (nur mit *ai*) und auch *waidinna, waitiāt* nicht überzeugend. Diese Schwierigkeiten werden aber behoben, wenn man in den pronominalen Formen *quoi* tonloses **kvāi* (= betontem **kūi*), in *quoi* „will, willst" tonloses **kvāi-t* (oder **kvōi-t*) sieht und *quoitē, quoitīlai, po-quoitīton* im Anschluß an Wackernagel KZ. XXX 313, Johansson ib. XXXII 434 aus gleichfalls tonlosem **kvāi-thēs* (**kvōi-thēs*) erwachsen, *quoitā, quoitāmai* aber Entgleisungen sein läßt, die das Zusammentreffen von *poquoitīton* mit *billīton* u. dgl. veranlaßte. Dann entspricht das Verhältnis *quāits* (aus **kvăíts,* vgl. *kāima-): quoi* dem von κοίτη: avest. *çāiti.*

---

[1]) Im allgemeinen scheint im Preußischen der Tonwandel in der Deklination unter Durchführung der Betonung des Nom. Sg. ausgeglichen zu sein.

Selbstverständlich schließt die Zurückführung der pronominalen Formen *quoi* auf **kvāi*[1]) die Annahme in sich, daß sowohl der Nom. Plur. M. *quoi*, wie der Nom. Sg. F. *quai* nominale Endung enthält, dort also *quai* (vgl. *schai, stai*), hier *quoi* die echte Form ist. Wie unbedenklich diese Annahme aber ist, liegt am Tage; scheint doch das *ai* des nominalen Nom. Sg. F. ursprünglich nur pronominal gewesen zu sein (Berneker S. 175 f., Trautmann S. 223), und das *ai* des nominalen Nom. Pl. M. in großem Umfange gewuchert zu haben (daher meines Erachtens die adjektivischen Nom. Pl. M. *dūrai*, *gurijnai* usw., anders Trautmann S. 242).

Führt aber *quoi* auf *-āi*, während andere Formen auf Verkürzung auslautender Langdiphthonge hinweisen, so muß ein Ausgleich dieses Widerspruchs gesucht werden, und da dies wegen der Überlieferung der preußischen Sprache beweismäßig wieder nicht möglich ist, muß auch hier die Hypothese in ihr Recht treten. Die folgende ist mir wahrscheinlich: das Preußische erhielt anfänglich die betr. Diphthonge, verkürzte sie später (nachdem z. B. *quāi* zu **quōi* geworden war) in der Regel, aber wohl nur, wenn sie unbetont waren, und stellte endlich durch ein ausgleichendes Übertragen der neuen auslautenden Kurzdiphthonge unter Erhaltung einzelner Altertümlichkeiten den Zustand her, den wir hinsichtlich dieser Diphthonge beobachten können.

Auf *stāi* 57_{22} (deutsch „es"), das Fortunatov a. O. S. 157 Anm. für Druckfehler hält, will ich hierbei ebenso wenig Gewicht legen, wie auf *waikui*. Ob das pronominale *quoi* *ō* erhalten hat, oder ob auch hier Verkürzung eingetreten, und also *quŏi* zu schreiben ist, lasse ich dahingestellt sein. Ebenso ob der Gegensatz *iccroy, clattoy* — *broakay, strannay* in V. nichts besagt.

In § 43 (S. 145) beruft sich der Verf. auf meine Arbeit in der Jagić-Festschrift, gegen die aber Endzelin im Žurnal minist. narodn. prosv. 1910 S. 197 Einwendungen gemacht hat, die ich insofern anerkenne, als ich ihm ohne weiteres *dainyczà* und

[1]) Die mit *qu* anlautenden Formen des Relativpronomens (Trautmann S. 157) werden hervorgerufen sein durch *quei* „wo" (vgl. *tei-nu*), das von kret. *ὅ-πυι* nicht mehr verschieden ist, als ved. *kúa*, *kvà ít* von *kū*, *kuvíd* (J. Schmidt KZ. XXXII 394). Ihm folgten *quai*, **quāi* (nicht auch *kas*, *ka*, weil hier kein Diphthong ins Ohr fiel), das auch lokativische *is-quendau* und weiterhin *stwendau*, *stwen*, *stwi* (vgl. Trautmann S. 250). Vgl. *stu* wegen *ku* (Berneker S. 204).

kuĩnas preisgebe; Sobolevskis Opyt russk. dialektologii habe ich erst jetzt durch Rosts Güte kennen gelernt. Mehr kann ich Endzelin aber nicht zugestehen. So gut wie *kuĩnas* können *guinióti, guinù* ihr *ui* weißrussischer Behandlung von vortonigem *ŏ* verdanken, und ich halte sie als Lehnwörter ebenso fest, wie *gainióti,* lett. *gainît* usw., obgleich ich natürlich nicht bestreite, daß Epenthese kein gewöhnlicher Vorgang des Litauischen ist (während das Lettische von Umlautserscheinungen überläuft). Immerhin erscheint aber *i*-Epenthese im Litauischen so oft, daß es im vorliegenden Falle auf ein Beispiel mehr oder weniger kaum ankommt. Zu den Belegen, die ich Mitteil. d. lit. litter. Ges. II 36 gegeben habe, füge ich: *ká'lwis* (neben *kàlwis*) „Schmied“, *neižįn'* „(er) weiß nicht“, *waižãwo* „fuhr“, *we'žìmą* „Wagen“ in der Sprache eines Żemaiten aus Kule, Kr. Telsch; *moilawóti, muilawóti, muilawóne* Lit. Forsch. S. 143 f. = *moliawóti, -wõnė* (Brückner Fremdwörter S. 109); *rùpūižė* (so betont kenne ich das Wort) = *rupūžẽ* (Brückner a. O. S. 126 Anm., Kurschat Lit. Wbch., Leskien Bildung der Nom. S. 600); *skleinycze* = *sklenyczà* (Brückner a. O. S. 132); *nů-, padeguilis* (Geitler Stud. S. 98), vgl. *nů-dẽgulis, -dėgulỹs* (Leskien a. O. S. 485), *nùmiruilis* (Lit. Forsch. S. 147) vgl. *nũmirulis* (Kurschat) und *nůmìrulis* (Leskien a. O. S. 486), *nepùsztuilis* Lit. Forsch. S. 58 (aus russ. *počtítelь* „der Achtung erweist“); *nùgaloine* Lit. Forsch. S. 58 aus **nů-galůnis* vgl. *nu-galót* ib. S. 111 und Leskien a. O. S. 394. —

§ 44 behandelt *„au (iau, eu)“*. Als ich mich im Jahre 1877 mit der Vertretung des indogerm. (damals „europäischen“) *eu* beschäftigte, geschah es — man verzeihe die Selbstverständlichkeit — mit den Anschauungen jener Zeit. Wir nannten damals ein „tautosyllabisches“ *eu̯ eu* und ein „heterosyllabisches“ *ev,* waren zwar Collitz' großer Entdeckung nahe, rechneten aber noch nicht mit *ə̄u* und hatten demnach auch keine Einsicht in seine Ablautung. Für mich handelte es sich damals also um *eu,* nicht um *ə̆u* wie für Berneker IF. X 145[1]), der sich übrigens hätte denken können, daß ich 1899 um z. B. lit. *sziaurỹs* ebenso gut Bescheid wußte, wie er (BB. XVII 224). Wie ich heute über *eu* und *ə̄u* in den baltischen Sprachen urteile, will ich kurz darlegen, indem ich außer auf Trautmann und Berneker auf Mikkola IF. XVI 95 und die von ihnen zitierte Literatur verweise.

---

[1]) S. 157 stellt er russ. *julá* „Drehrädchen, Brummkreisel“, *jul'ít'* „sich drehen und wenden“ unter eine „Wurzel **ḗu̯el-* (woraus *ə̄ul-* und *u̯el*)“. Entlehnung aus dem Schwedischen (heute *hjul* „Rad“) würde mir wahrscheinlicher sein.

neuwenen in II steht für **newenan* (BB. II 148 Anm.), Nom. Sg. Ntr. (vgl. *labban*) eines Adjektivs **newens*, gebildet von idg. *nevo-* (gr. *νέος*), wie lett. *dischens (-ẽns?)* (Sprache d. pr. Letten S. 146, gewöhnlich *dischans* Ulmann, Lat. tautas dſeesmas Nr. 3653, *dyżan* Lett. Dial.-Stud. S. 92), *lĩdſens* (in der Dispositio imperfecti *liydzans), ĩstens* (ebenda *iyſtyns), sa'ldens* (*sołdonays* Liet. Chrest. Sp. 151) usw. (Bielenstein Lett. Spr. I 278). *nawans* in I ist der entsprechende Nom. Sg. M.; ob sein zweites *a* mundartlich, oder mit dem von z. B. *assaran*, lit. *waíwaras, wãkaras* (über sein *wa-* BB. II 150 Anm.) zu vergleichen ist (vgl. Wiedemann Handbuch § 59), ist hier gleichgültig[1]. *nauns* in III endlich ist = *nawans*[2]) (vgl. *schlūsnikan* usw. Leskien a. O. S. 522, lett. *áuſas*: lit. *ãwiżos* usw. BB. XVII 225). Die Zwischenstufe **nawns* sehe ich im Akk. *nawnan*; daß im Enchiridion „normal *au* durchaus durch *au* wiedergegeben wird" hat Zupitza KZ. XL 252 richtig bemerkt. — Also: *ev* in Übereinstimmung mit BB. IX 261 vor hellem Vokal = *av* vor dunklem.

Hiernach beurteile ich *krœuwiey* in II, obgleich es nach dem Lautstande dieses Textes **krewjei* vertreten könnte, denn in II ist *j* = *i*. So in *puieyti, puietti* und in den Schreibungen *mayien* (*-an*), *mayiey, twayien, swayiens,* in welchen Trautmann § 57 a γ (vgl. § 58 c) freilich *yi* = *j* setzen will, die jedoch wegen *mays, twaysis, swaymans* und der Silbenteilung *tway // ia* (vgl. *tau- // wyschen, tau- // wyschies*) in *may-ien* usw. zu zerlegen sind; *i* ist hier der Ausdruck eines aus *ai* (*swaien* 11_{26}) entwickelten *j*. Während aber *krœuwiey* als **krewiei* regelrecht ist, wäre es als **krewjei* nicht verständlich, denn *krewj-* ergab *kraugen* in I (in dessen Mundart *j* Konsonant war: *pergeis, pugeitty, pogeitty), crauyo* und *crauya-*(*wirps*) in V (vgl. lit. *kraújas, naújas*, ved. *návya* neben *návia* und BB. XVII 225 Anm. 3), ferner aber auch *krawia* (*krawian*) in III. Es trat für **krauja* ein, wie *pogerdawie, rickawie* für *-auja* > *-auje,* d. h. *u* wurde hier zum Konsonant, nachdem *j* in der Mundart des Enchiridions vokalische Aussprache angenommen hatte, was eben diese Formen und die daneben stehenden *preigerdawi, wūkawi* beweisen (während auf *abbaien, packaien, poieiti, dāiai* usw. wegen *ia, iumprawan* usw. nichts zu geben ist; *maia, maian* usw., wie I und III schreiben, sind

[1]) Lit. *kẽvalas* aus *kẽwelas*, Būga Aist. Stud. I 69; vgl. z. B. lett. *eſa'rs* — lit. *ẽżeras*.

[2]) In *po-klausīmanas* ist in der selben Silbe *a* an Stelle von *e* getreten, wie ich gegen Berneker S. 230 bemerke. Trautmann S. 258 äußert sich vorsichtiger.

durch Anfügung der betr. Endung an das *ai* des Nom. Sg. M. *mais* gebildet). Was aus **krewiā* in III geworden wäre, zeigen z. B. *brĕwinnimai, gĕwinna.*

Was hiernach zu erwarten ist: balt. *au* = idg. *eu* vor Konsonant (Berneker Pr. Spr. 134) findet sich in lit. *laúkas,* lett. *láuks* = gr. *λευκός*, lit. *taukaí,* lett. *táuki,* pr. *taukis* = germ. *þeuha-n,* lit. *tautà,* lett. *táuta,* pr. *tauto* = germ. *þeudō.* Wer diese Entsprechungen durch irgend eine Ablautsmöglichkeit zu entwerten wagt, würde sich nicht beschweren dürfen, wenn mit *peuse* = gr. *πεύκη* ebenso verfahren würde; auch nicht, wenn man die Erhaltung dieses *eu* der Folge eines hellen Vokals zur Last schriebe. Ich halte es aber für richtiger, mit Zupitza a. O. S. 252 in *peuse* einen Nachzügler zu sehen, wie er in einer Sprache, welche den Übergang von *ev* in *au* noch im Flusse zeigt, nicht Wunder nehmen kann. Zugleich erinnere ich an die Behandlung von germ. *eu* im Althochdeutschen.

Neben *peuse* führt Trautmann S. 148 vier angeblich klare Beispiele für idg. *eu* > balt. *iaū* > pr. *eu* auf. Aber kann er ernstlich meinen, daß sie an Wucht den obigen Belegen für idg. *eu* vor Konsonant = balt. *au* gleichkommen? glaubt er nicht, daß diesen unschwer andere angereiht werden könnten (z. B. pr. *lauxnos* s. J. Schmidt Kritik S. 102, Walde Et. Wbch. unter *lūna,* lit. *daubà* pr. *pa-daubis,* lit. *plaúczei* pr. *plauti,* lit. *raudóti*: got. *diups,* gr. *πλεύμων,* ahd. *riozan* vgl. Vondrák IF. X 116), wenn in sprachwissenschaftlichen Kontroversen etwas anderem, als der klaren Gleichung die letzte Entscheidung eingeräumt werden dürfte? Obendrein wird sein Beispiel *keuto,* lit. *kiaútas* entkräftet durch ahd. *hūt,* dessen *ū* doch nicht die Tiefstufe von *ēu* ist (vgl. lett. *krewe*: lit. *krùwinas*!). Unbekümmert um die, wie mir scheint, vorschnelle Unterscheidung von *iaú* als *eu* und *iáu* als *ēu* nehme ich hier *ēu* > *iau* an, womit überhaupt oft zu rechnen ist. So in lett. *kŕaupa*: lit. *nu-krùpęs* (Lit. Forsch. S. 129); lett. *kŕawa, kŕaume, kŕaut,* lit. *kreaúte* (Lit. Forsch. S. 128): lit. *krūwà* vgl. an. *hrúga* „Haufen“; lit. *sriautas* (Geitler Lit. Stud. S. 111), *sriaumaj* „fließt“ Budą S. 74: lett. *strûkle.* —

S. 184 ff. ist die ebenso schwierige wie wichtige Betonungslehre behandelt, sehr wichtig auch deshalb, weil Will weitaus zuerst die Betonung einer baltischen Sprache dargestellt hat. Aber er war nicht der erste, von welchem die preußische beobachtet ist. Das lehren die Katechismen I und II (Vorrede), indem sie zugleich einen Unterschied zwischen der preußischen und der litauischen Betonung ihrer Zeit ergeben. Daß sie unter

„Accent“ nicht „charakteristische Aussprache“, sondern „Betonung“ verstanden sehen wollten (vgl. H. Schulz Deutsches Fremdwörterbuch), schließe ich aus dem Pluralis „jhre Accent“ und dem vorausgehenden „Pronunciation“ in seinem Zusammenhang. „Accent“ am Schluß der Willschen Vorrede dagegen betrifft nur die Silbenmessung, die Aussprache.

Die Beachtung, welche die Bearbeiter aller drei Katechismen der preußischen Betonung geschenkt haben, legt die Vermutung nahe, daß sie in besonderem Grade sinnfällig gewesen ist, und um Will in Lob und Tadel gerecht zu werden, bedarf es einer gewissen Stellungnahme zu diesem Gedanken und daneben zu der Frage, ob und wie weit seine Tonangaben auf den Beobachtungen anderer fußten. Wie die Dinge liegen, muß aber das Urteil hierüber dem einzelnen überlassen werden.

Ich sagte: in Lob und Tadel, denn ebenso bekannt wie die zahlreichen Inkonsequenzen, die sich Will in der Setzung des Längezeichens hat zuschulden kommen lassen (s. Trautmann S. 185 und in seinem Glossar *antars, dīnkaut, druwis, gerbt, gijwan, kērmens, switai, wijrs, wīrds*), sind die Folgerungen, die Fortunatov aus ihm gezogen hat, über die sich Endzelin Arch. XXXII 282 aber hinwegsetzt. Er wendet hier gegen Trautmann ein: „Den Unterschied der Intonationen konnte Schleicher bekanntlich nur bei langen Vokalen nicht heraushören, während man bei Will überhaupt keine Auffassung von zwei verschiedenen Intonationen voraussetzen darf (im Lettischen wurde ihr Vorhandensein erst im vorigen Jahrhundert festgestellt): er bezeichnete gelegentlich betonte Längen, wo er sie heraushörte, und das ist schließlich kein Kunststück“. Das ist eine verfehlte Polemik. Schleicher sagt Lit. Gram. S. 11 Anm.: „Wir nemen, außer bei den Diphthongen, im Litauischen nur eine Art der Betonung an“ (ich bitte, die Fortsetzung zu lesen), und wann das Vorhandensein verschiedener Intonationen im Lettischen festgestellt ist, ist Will gegenüber gleichgiltig. Sollte Endzelin hierüber aber anders denken, so verweise ich auf Kleins Grammatik (1653, ZGLS. S. 18 f.), auf Rozwadowskis vorzügliche Behandlung des lit. Akzents in der Universitas (1737, IF. VII 233) und auf die Dispositio (1732), von deren Katechismus ich eine Ausgabe vorbereite. Ihr *iy, yi* war zwar keine graphische Neuerung, aber ihr *ŭu* muß für eine solche gelten und scheint mir keine andere Erklärung zuzulassen, als daß ihr Verfasser gestoßenes *ū* richtig wahrgenommen, aber freilich in größerem

Umfange dargestellt hat, als wir erwarten. Endlich: für uns anderen handelt es sich im III. Katechismus nicht um gelegentlich gesetzte Längezeichen, sondern um einen ersten Versuch ihrer systematischen Anwendung, und ich muß es ablehnen, uns hier mit einem „darf nicht" abzufertigen. Unbedingt darf angenommen werden, daß der Pfarrer Will nicht eine lautlich viel schlechtere Sprache hörte, als z. B. der Pastor Büttner (s. Schmidt-Wartenberg IF. X 117), und weshalb man dem einen Theologus nicht dieselbe Beobachtungsgabe zutrauen darf, wie dem anderen, wäre ich gespannt zu vernehmen.

Mit Fortunatov, Berneker und Trautmann erkenne ich im Preußischen geschleifte und gestoßene Intonation, beurteile ihr Vorkommen aber anders, als die genannten. Ehe ich dies ausführe, bemerke ich, daß ich zwischen der litauischen und der lettischen gestoßenen Aussprache ebensowenig einen grundsätzlichen Unterschied wahrnehme, wie zwischen der geschleiften beider Sprachen, und daß ich nur diese beiden Intonationen zu erfassen vermag: lange Vokale erscheinen mir in beiden Sprachen je nachdem ganz gleich intoniert, und dasselbe gilt von Diphthongen und Semidiphthongen, sofern hier nicht Begleiterscheinungen Störungen bewirken. Aber auch dann ist litauische Stoßung und Dehnung für mein Ohr dasselbe, wie lettische. — Diese Sätze, welche die Subtilität, die sich der baltischen Tonlehre bemächtigt hat, recht nüchtern finden wird, beruhen auf fortgesetzten Beobachtungen auf einem Gebiete, auf dem Litauisch und Lettisch nebeneinander hergehen (sich freilich auch vermischen). Hier, im Norden der kurischen Nehrung[1]), hörte ich z. B. noch kürzlich bei wiederholten Konfrontationen einer Lettin aus Schwarzort und einer Litauerin aus Kissinnen (Kr. Memel) nicht die geringste Verschiedenheit in der Intonation z. B. des *ų́* von lett. *búsim* und lit. *búsäm*, des *aí* von lett. und lit. *żaíbs* (im Lett. Lehnwort), des *áu* von lett. *ráun* und lit. *tráuk*, lett. *áukst'* und lit. *áukszts*, des Semidiphthongs von lett. und lit. *ka'lns*, lett. *ze'lschu* und lit. *k'èlsu*, während ich zugleich Unterschiede vernahm wie lett. *kaúls*: lit. *káuls*, lett. *sáukt*: lit. *szaúkti*, lett. *saúle* (so in Übereinstimmung mit Bielenstein, Krumberg und Endzelin Rakstu krájums XI 119; *sáule* Ulmann): lit. *sáule* (daneben z. B. die Übereinstimmungen *lẽpa*, *wẽt[a]*, *wárna*).

[1]) Man spricht hier nicht *súńa*, *dūris*, *wīsta*, wie Becker BB. XXVIII 257 f. angibt (vgl. Endzelin a. O. S. 288), sondern *suńa*, *duris*, *wista*; man kennt hier auch nicht, soweit meine Ermittlungen reichen, ein Präsens *tapu* (vielmehr *tůpu*, Prät. *tapu*), s. Endzelin KZ. XLIII 33.

Bei solchen Unterschieden finde ich es nicht wunderbar, wenn Wills Betonungen nicht immer unserer Erwartung entsprechen. Höchst verwunderlich aber wäre es, wenn das Preußische eine Tonverschiebung vorgenommen hätte, wie man sie ihm zuschreiben muß, wenn man mit Trautmann § 98 über den preußischen Akzent urteilt, aber mit mir in Betonungsfragen das Litauische für die baltische Norm hält, dem Lettischen dagegen, da es eine große Akzentrevolution durchgemacht hat, nur nebensächlichen Wert beimißt. Ich kann mir vorstellen, daß eine Sprache den geschleiften Ton durchweg zum gestoßenen habe werden lassen, aber ich verstehe nicht, wie daneben, ohne Veränderung der Basis, ohne grundsätzliche Verschiebung der Tonstelle der gestoßene Ton im Preußischen regelmäßig zum geschleiften hätte werden können, und finde für diese Vertauschung auch keinen Erklärungsversuch — es sei denn die luftige Voraussetzung urbaltischer „steigend-fallender“ Betonung. Wie man zur Annahme solcher Vertauschung gekommen ist, ist freilich begreiflich, aber man vergesse zunächst nicht, daß Dehnung des Vokals eines Semidiphthongs nicht nur bei gestoßener Betonung vorkommt. Wäre sie hieran geknüpft, so würde man nicht umhin können, den altnord. Verbindungen *al* + Konsonant (> *āl*) durchweg gestoßene, den korrespondierenden *ar* + Konsonant (*ar*) geschleifte Intonation zuzuerkennen. Ich verweise auf *īrbe, ſirńi, mīrt* (Lett. Dial.-Stud. S. 152, vgl. Endzelin Rakstu kráj. XI 119) und hebe aus einer umfänglichen Sammlung, die ich in Nordlitauen gemacht, aber noch nicht abgeschlossen habe, z. B. hervor *pak'ā̆r̃ta* (d. i. *pa-kir̃to), użmīr̃szu* „werde vergessen“ (aber *mā̆'rszt* „stirbt“), *gā̆ñdras, lā̆ñtą, trū̆m̃ps* (neben *sū̆ñkus* aus *sunkùs, pā̊r̃wå* aus *purwaĩ*), indem ich dabei[1]) an Baranowskis żem. *tū̆r̀gus, pīl̀ws, szwē̆ñts* (Ostlit. Texte S. XXIII, XXVII, IF. XIII Anz. S. 87 f.) erinnere. Ferner aber ist zu beachten, daß nach Baranowski diese Betonungen die Intonationen *dā̆ùg, szā̆ùku, nā̆ù(ja)s, wā̆ìks, pē̆ìkti* (auch *wâks, pêkti*) neben sich haben, und in der Universitas wie *wàmzdis, àntis, kàlbą, wàrwa,* so *gàyszti, pàuksztis, pèylis* geschrieben ist. Setzt man ihren Gravis („notat etiam longam“!) gleich Wills Längezeichen, so erhält man in seinen *ālgas, rānkan, īmt, lāiskas, āusins, gēide* geschleifte Diphthonge mit gedehntem, oder vielleicht mittel-

---

[1]) Anfänglich vernahm ich *pak'ā̆'rta* usw., aber was mir da als Stoßung vorkam, ist nur der Übergang des Vokals in die Liquide. Beide Laute sind geschleift, aber der Vokal überwiegt an Tondauer.

zeitigem ersten Komponent. Gedehnter ist mir indessen wahrscheinlicher wegen der äußerlichen Übereinstimmung von *īmt, lāiskas* mit *wertīngs, postāi,* worin der Strich gestoßene Länge bezeichnet (vgl. KZ. XLI 83, Trautmann S. 289; vgl. *nienbænden* o. S. 298), — eine Übereinstimmung, die zugleich lehrt, daß der eigentliche Sinn des Strichs nicht der eines Intonations-, sondern nur der eines unterschiedslosen Längezeichens war. Dasselbe ergibt sich auch aus *postāt*: lit. *pastóti, ſālin*: lit. *žōlę* und stimmt auf das beste zum Schluß der Vorrede Wills. Nur als solches hat er ihn angenommen, hat ihm dann aber eine etwas weitere Anwendung gegeben, indem er bemerkte oder bedachte, daß die preußische Sprache neben Lang-Diphthongen und -Semidiphthongen (gedehnten und gestoßenen: *lāiskas, postāi*) Diphthonge und Semidiphthonge mit kurzem silbebildendem Vokal (nur gestoßene) besaß, und dadurch auf den Gedanken kam, diese gegensätzlich zu bezeichnen, d. h. den Strich auf ihren zweiten Komponenten zu setzen (vgl. die Vorschläge Büttners Magazin d. lett.-liter. Gesellschaft IX 1 S. 13). Bei den Semidiphthongen war dies Mittel aus typographischen Gründen unmöglich (Trautmann S. 194), und das mag der Grund sein, daß er es bei Diphthongen mit Zurückhaltung angewandt hat: nur selten bei echten Diphthongen (Trautmann § 95) und beim *ei* = *ī*, häufiger bei *oū, aū* = *ū*, wobei aber zu bemerken ist, daß dort *ī* (oder *ij*) neben *ei, eī, ey* steht, *oū* (*aū*) mit *ū* zu wechseln pflegt (vgl. Berneker S. 120), und dieser unechte Diphthong nicht nur *ú*, sondern auch *ũ* zu vertreten scheint. Möglicherweise sind daher *eī, ey* und *oū, aū* lediglich im Gedanken an die ebenso berechtigten Schreibungen *ī, ij* und *ū* gebraucht, oder sind so zuwege gekommen, daß Will *ī, y* und *ū* in *eī, ey, oū, aū* korrigierte, ohne sich weiter um den Text zu kümmern. Auf keinen Fall vermag ich dem Strich über dem zweiten Komponenten eines Diphthongs den Wert eines Längezeichens zuzuerkennen, denn angenommen zunächst, *boūt* und *kaūlins* seien mit geschleifter Intonation gesprochen, so ist es zwar richtig, daß der zweite Komponent eines geschleiften Diphthongs den ersten gewöhnlich an Dauer übertrifft, zugleich aber unbestreitbar, daß alsdann durch das Zusammenklingen beider dieser Unterschied bei unbefangenem Sprechtempo so klein wird, daß man die geschleifte Aussprache von Diphthongen meist so vernimmt, wie Schleicher Lit. Gram. S. 13, Bielenstein Lett. Spr. I 33 sie beschreiben. Wer trotzdem *kaūlins* ebenso bewertet, wie das lett. *kaūls*

Krumbergs, Neulands und Endzelins, muß daher entweder dort eine absonderliche Aussprache behaupten, oder der Empirie des 16. Jahrhunderts einen eminenten Erfolg zugestehen. — Angenommen dagegen, Abel Will habe *boūt, kaūlins* gestoßen gesprochen (wie ich annehme), so erhellt aus Kurschats, Schleichers und Bielensteins Beschreibung der lit. und lett. gestoßenen Diphthonge und aus Schmidt-Wartenbergs experimentell ermittelter Aussprache der lettischen (IF. X 139), daß *ū* dort einen „überkurzen“ Vokal bezeichnet, wenn das Zeugnis der Schwestersprachen Beweiskraft hat.

Ich halte mich hiernach für berechtigt, in z. B. *āusins, ānters-* (Fem. *antrā!*) geschleiften, in *kaūlins, grikausna* (nicht **grikausnā!*) gestoßenen Ton anzunehmen (so stillschweigend schon KZ. XLI 74f.) und einen grundsätzlichen Betonungsunterschied zwischen Preußisch und Litauisch zu leugnen. Verglichen mit der klassischen litauischen Betonung steht die samländische nur auf einer jüngeren Stufe, und das *ā* von *kānxtai, kānxtin, kārtai* weist darauf hin, daß diese erst erreicht ist, als die Verwandlung von *ā* in *ū* nach Guttural durchgeführt war.

Ein besonderes Interesse beansprucht die Betonung der Lehnwörter der baltischen Sprachen, und ich gehe auf sie um so lieber ein, als ihre Betrachtung auf eine Frage führt, die von fundamentaler Bedeutung für die baltische Akzentlehre ist.

Über die Lehnwörter des Lit. lehrt Saussure MSL. VIII 427: „Les emprunts au slave et au germanique ont fait pénétrer dans la langue un nombre énorme de *o ė (ů) y ū* nouveaux, en majorité frappés de l'intonation douce“. In Wirklichkeit aber bevorzugen zwar slavische Lehnwörter den geschleiften, deutsche dagegen den gestoßenen Ton. Mit Regelmäßigkeit erscheint geschleifter in deutschen nur über *ei* (für andere Diphthonge habe ich nur das unsichere *maíteriszkas* zur Hand, vgl. H. Weber Archiv f. slavische Phil. III 189) und über *a* und *e*, wenn dahinter ein Doppelkonsonant vereinfacht ist, gemäß der litauischen Regel, daß *ă, ĕ* unter dem Hochton schleifend gedehnt werden (vgl. Kurschat Gram. § 372). Ist aber — beiläufig bemerkt — nach betontem *ĭ, ŭ* ein deutscher Doppelkonsonant vereinfacht, so erscheint *ì, ù*; man ersieht daraus (vgl. auch *muzìkė, dìszėrė* u. a.), wie es um die „theoretisch geforderten *l͂ipa, sũka*“ (Trautmann S. 195) bestellt ist. Vgl. *breínė, ceíkis, ceítunga deímantas* (s. Weinhold Mhd. Gram. § 107), *freíleinė, keízeris, reízas* — *(h)ãk(k)as, cãp(p)as, dãm(m)as* (ebenso Juškevič), *mãd(d)aras*

(aber *màdarauti*, vgl. *ãp-gamas: àp-gemu*, worüber ein andermal), *szãt(t)as* „Schotte“[1]), *tabãk(k)as, cẽd(d)elis, cyprẽs(s)as, czẽk(k)is* „der Scheck“, *dẽk(k)is*[2]) neben *dìl(l)ės (dùlai), drìk(k)elis, drìm(m)elis, prìk(k)elis, bùd(d)elis* (ebenso Juškevič), *bùl(l)ius* (desgl.), *fùt(t)eris.*

Hiervon abgesehen verzeichne ich nach Kurschat neben den herausgegriffenen deutschen Lehnwörtern: *Berlýnas, cánga, cánta, cẽrauti, cìrkelis, citrónū-medis, dẽlė, dẽmantas* und *dýmantas, dérszlakas* und *dùrszlakas, dìmżakas* (mit jungem *im*), *dýneris, dóleris, dránka, drẽskamarė, drẽwelės, ẽwelis, fálszas, fẽrankas* (H. Weber a. O. S. 194), *fìlczėrė, fìrsztas, flìnzas, furóżė, gẽbelis, kẽgelė, kẽzas, klýsteris, liódė, liógaris, liósas, liùnta, liúpa, Magrýta, mándelis, márgrowas, mármoras, márszas, máseris (mózeris), Mércas, mérkė, mẽzeris, mùlda, mùlkės, pýpkis, rẽmas, stẽrs, szlýpos, szpýkis, szpýżia, szpósas, ùrdelis, wófelis* — die slawischen: *alẽjas, cigõnas, cimbõlas, cinamõmas, dam̃bras, dẽdas, dẽkawoju, dỹwai, dõwyti, dūbai, dũkas, dur̃nas, magarỹczos, Maskõlius, mẽras* und *mẽrnas, mẽstas, minỹkas, mõczeka, Moyzẽszus, moliõrius, mõnai, mõrai, mõrkas, mõstyti, Mozũras, mũczyti, mul̃las, mul̃tas* (und mit verschobenem Akzent: *dainyczà, dūszià, kamarà, karūnà, magenkà, mamkà, mėtà, mylià, mogilà* [richtiger **mogylà*], *mūkà, strėlà, striūnà, strowà, ronà, wẽrà*, vgl. Hirt Akzent S. 126).

Diese Reihen lassen sich unschwer durch Dutzende von Wörtern vermehren. Aber es fehlt durchaus nicht an Ausnahmen. Einige von ihnen sind bloße „Metatonien“ (*Dówydas: Dõwas, Mértynas: Mer̃czus* [Kurschat Gram. § 499], *mẽris: mẽryti*), andere mögen lautliche Ursachen haben (*páslas* aus **pãs[e]las*, poln. *poseł*, vgl. *muczélninkas* aus **-lininkas*), andere stellen Kreuzungen dar (d. *Zentner*, poln. *centnar* > *cen̄tneris*; *cólis* „Zoll“, „Zahl“ aus d. *Zahl* und poln. *cal* „Zoll“; *dróta* aus d. *Draht*, poln. *drót* > *driúta*; d. *Fuhrmann*, p. *furman* > *fúrmonas, fùrmons; mandẽra*, poln. *mondur* > *mandúra*; d. *Marschall*, poln. *marszałek* > *márszolas* und *marszõlius; mýlista* aus poln. *miłość* wegen lit. *mýliu*), nicht wenige aber haben keinen erkennbaren Grund. So: *drõgai, dũżė, fen̄drikis, fõderis, kel̃neris, man̄galis, markiten̄deris, pan̄ceris* — *cẽcorius, desẽtinės, dùżas (ũ!), méntukai, palýcza, prẽtelis, skárbas, swẽtas, wéntaris, wýskūpas.* Ein völlig sicheres Urteil ist also nicht immer möglich. Die Wahrscheinlichkeit spricht indessen dafür, daß die Litauer z. B. *cẽdras, dãktaras,*

---

[1]) Ebenso *spãtas*, preuß.-lett. *spats* aus *spatt* „Spaten“, Grimmsches Wbch.

[2]) Dagegen *kẽtis* nicht aus *Kette*, sondern *kẽt'*, der apostrophierten Form von ndd. *kẽde; bõsas* nicht aus *Faß*, sondern dem daraus entlehnten poln. *fasa.*

dakõtas, gruñtas, mañtelis, szniũras, testameñtas, wỹnas aus polnischem Munde, dagegen z. B. *árpa, Dánska, mẽwas, mìrta, múras, mùrgas, parúka, szriúbas* von Deutschen aufgenommen haben. In anderen lautlich zweifelhaften Fällen (*bóba, klẽtis, kùrpė, stónas, stérwa*) wird nicht Entlehnung, sondern Verwandtschaft vorliegen.

Von den hier in Betracht kommenden Fremdwörtern des preußischen III. Katechismus, welche aus dem Deutschen stammen oder doch deutsche Intonation voraussetzen lassen, fallen die meisten unter Trautmanns Akzent II: *altari, arcan, burwalkan*[1]), *engels, gruntan, iumprawan, keiserin, kelks, reisan, sacraments* (einmal falsch *sacramēnts*), *testaments, tols (tollin,* also *ŏ), werts.* Dagegen unter Akzent I: *gāntsas* (zweimal *ā*, einmal *a*), *kīrki, au-schpāndimai* (einmal); ob auch *kāupiskan* (einmal) und *stūndicks* (dsgl.) ist fraglich, denn hier kann Metatonie vermutet werden (Beispiele BB. XVII 224, XXI 311). — *wijnan* ist seiner Herkunft nach zweifelhaft, und *surgaut* war auf der zweiten Silbe betont.

Die akzentuelle Beurteilung der daneben vorkommenden Slavismen hängt zum Teil davon ab, ob es richtig ist, daß nur solche *ī, ū* diphthongiert werden, welchen lit. *ý, ú* entspricht[2]). Mindestens ist das aber nicht zu beweisen; die Regel ist an allen Ecken und Enden durchlöchert (Berneker S. 120, 123 ff., Trautmann S. 132 f., 136 f.). So unerfreulich es ist, Fortunatov hier nicht folgen zu können, wird man sich doch auf den Satz beschränken müssen, daß *ī* und *ū*, außer wenn sie *ē, ā* vertreten[3]), öfters diphthongiert sind, gleichviel wie ihre Intonation war. Ich

---

[1]) In *burwalkan* sehe ich jetzt das deutsche *Vorwerk*, žem. *bùlwerks* = *falworkuy, folwarku* Liet. Chrest. Sp. 269 aus poln. *folwark* „Weiler, Meierhof". — *Bollwerk* ist lit. *bùlwarkis*, alt **bulwerkas* (*bulwerkus* Br. V Mos. 20, 20), poln. *bolwark, bulwark.*

[2]) Vgl. Būga Aist. Stud. I 4 Anm. Lit. *drūkts* kenne ich mit gestoßenem *ū*.

[3]) In den Lehnwörtern des III. Katechismus mit slav. *ě* (poln. *ie, ia*) ist dies immer durch *ī* ersetzt, aber ihre Zahl ist zu klein (Trautmann S. XVIII), um darauf eine Regel der preuß. Sprache zu bauen. Trautmann a. O. weist richtig darauf hin, daß derselbe Laut sowohl im Litauischen, wie im Lettischen teils durch *ẽ*, teils durch *ė* vertreten ist. Nach Baranowski (Leskien IF. Anz. XIII 88, 5) soll zwar im Telscher Kreis *ė* in Lehnwörtern nicht zu *ei* werden, sondern bleiben (ich kann darunter nur ein „staczei" gesprochenes *ė* verstehen), aber eine Prüfung der Sprache Dowkonts würde vielleicht Ausnahmen ergeben (vgl. das sicher entlehnte *ìjnas* [Budą S. 71], Geitler Beitr. S. 45). Szyrwid braucht *ie* und *e* (*miera, miestas, prietelus, prisiega, swietas — dekawoiu, nedela, wetrina, weżia* Dict.[5] S. 50, 147, 176, 303, 307, 358, 393, 398). Aus der Stallu-

habe früher wohl daran gedacht, diese Diphthonge in einen papiernen Zusammenhang mit den sogenannten neuen Diphthongen der beginnenden neuhochdeutschen Schriftsprache zu setzen (vgl. die kurze Darstellung Holtzmanns Ad. Gram. I, 2 S. 9), und eine Form wie *reykeis* (II) wäre dadurch am einfachsten erklärt. Allein dieser Gedanke ist undurchführbar, und die Nichtdiphthongierung der *ī*, *ū* = *ē*, *ā* beweist, daß man es bei z. B. *getwans*, *soūns* mit einem lautlichen Vorgang zu tun hat. — Ist aber jene Regel abzulehnen, so muß die Intonation von *akiwijsti* (poln. *oczywisty)*, *bīskopins* (poln. *biskup*), *dūsin* *(doūsin*, poln. *dusza*), *mijls* (poln. *miły*?), *rūkai* (poln. *rucho*), *schlūsitwei* (poln. *służyć*), *scrīsin* (poln. *krzyż*; der preuß. Anlaut verursacht durch die Aussprache des poln. *rz*?) dahin gestellt sein, und für gestoßene Intonation von *salūban* (*salaūban*) usw. (lit. *sąliūba, szliūbas* nach Kurschat) läßt sich nur das auslautende *a* von *salūbsna* geltend machen. Daneben kommen hier nur in Betracht einerseits *dīnckun* usw. (KZ. XLI 85 Anm. 3 nehme ich zurück) und *sūndan* nebst *sūndintwei*, andrerseits *swints* und *walnennien* (über *kurpi*, *kurwan* und *maldai*, die auch ich für nicht entlehnt halte, s. Trautmanns Wbch.). Die beiden letzten sind aber ohne Belang, denn die Betonung von *swints* ist durch Trautmann S. 192 c glücklich erklärt und damit zugleich die von *walnennien*; wie *swints* verdankt es sie dem daneben stehenden Verbum auf *-int* (*walnint*, *walnennint*; ebenso lit. *wálnas: wálnyti*, vgl. Kurschat Gram. § 1278 Anm. 2).

Die Fremdwörter des III. Katechismus weisen also darauf hin, daß zwar Akzent I sowohl bei deutschen, wie polnischen vorkam (*dīnckun, sūndan*), Akzent II dagegen als der normale Ton polnischer nicht ganz sicher nachzuweisen ist, während er bei den deutschen bevorzugt wurde. Hierdurch ergibt sich eine Analogie mit dem dargelegten litauischen Verhältnis, und dabei korrespondiert Akzent II dem litauischen Stoßton. Das würde aber unbegreiflich sein, wenn die Definition „Akzent I im Pr. fallend, im Lit. steigend, II im Pr. steigend, im Lit. fallend" richtig wäre, denn das tonische Unterscheidungsvermögen war hier und dort, soweit wir sehen, das nämliche und die Intonation deutscher Wörter im allgemeinen beiderseits dieselbe. Nimmt man aber mit mir an, daß Akzent I in beiden Sprachen „geschleift"

---

pōner Gegend kenne ich *czẽpas, grẽkas, mërà, prẽtelis, wërà — bėdà, czẽdyti czẽsas, dẽdis, dėkawóju.* Die Erklärung scheint mir von slavischer Seite kommen zu müssen.

(oder „gedehnt"), II in beiden „gestoßen" war (ich gebe diese guten Ausdrücke nicht auf), so ist alles in Ordnung.

Über die lettische Intonation deutscher und russischer Lehnwörter hat sich Endzelin Archiv XXXII 286 kurz geäußert: „die meisten Lehnwörter aus dem Deutschen zeigen den Dehnton, während in den älteren Lehnwörtern aus dem Russischen die fallende Intonation häufiger zu sein scheint". Das würde eine Umdrehung des litauischen Verhältnisses bedeuten und um so bemerkenswerter sein, als es den Aufstellungen Endzelins BB. XXV 262 f., 268 entspricht, wenn nicht die deutschen Bestandteile des Lettischen und des Litauischen — wie Prellwitz a. O. S. 11, 13 kurz und gut dargelegt hat — von verschiedener Herkunft wären und also von Haus aus tonisch verschieden gewesen sein können (vgl. dazu Leskien Lit. Volkslieder S. 11 Anm.). Für die Ermittlung des tonischen Verhältnisses beider Sprachen kommt an dieser Stelle also nur das russische Lehngut in Betracht. Auch hier ist geltend zu machen, daß Litauer und Letten im allgemeinen die gleiche Intonation wiederzugeben hatten (Vondrák Vgl. Gram. I 239 f.), aber freilich, anders als Litauer und Preußen, besitzt mindestens ein Teil der Letten drei Intonationen. Sollte es nun richtig sein, daß die normale lettische Betonung russischer Wörter „fallend" ist, während das Litauische ihnen den Dehnton gibt, so sehe ich nur zwei Möglichkeiten: entweder ist im Litauischen der „fallende" Ton im Dehnton aufgegangen — oder der fallende Ton ist eine lettische Neuerung. Wer die geringfügigen Unterschiede zwischen Schmidt-Wartenbergs Tonbildern IV und V, VII und VIII, X und XI berücksichtigt, wird die erste nicht ganz ablehnen können, aber für wahrscheinlicher halte ich die zweite. Für die Annahme von zwei indogermanischen Intonationen ist der Beweis geführt; das ebenso hohe Alter einer dritten zu erweisen, erscheint mir unmöglich[1]), und ich kann eben nicht umhin, eine Sprache, die freien Akzent besitzt, in der Intonation der Endsilben mit dem Griechischen und Gotischen korrespondiert und in der Flexion einen fein durchgeführten Tonwandel zeigt, in Akzent- und Tonfragen für einen weit besseren Zeugen zu halten, als eine Sprache, die den Hochton an die erste Silbe gebunden hat. Man vergegenwärtige sich, welche Störungen dies voraussetzt, zugleich aber, daß das lettische Volk in geringerer Abgeschlossen-

[1]) NB: es handelt sich um Qualitäten des Tons, nicht um Quantitäten der Silbe, wie in der „gekünstelten" (IF. VII 213) Theorie Baranowskis.

heit gelebt hat, als das litauische, und daß das Deutsche Jahrhunderte lang eine viel größere Rolle bei ihm gespielt hat, als bei den Litauern. Deutsche lẽli ku'ngi mit ihrer ganzen Machtfülle hat es hier nie gegeben, und Geistliche lèttischen Geblüts findet man wohl erst seit Dezennien. Gerade dem baltischen Deutsch ist nun aber der fallende Ton eigen; nach Neuland kennt es sogar nur diese Intonation der langen Vokale und Diphthonge (Magazin XV, 3 S. 33, XX, 1 S. 8, vgl. Endzelin Rakstu krâjums XI 114). Wie ist das zu erklären? Ist es wahrscheinlich, daß die Deutschen diese so schwer zu erfassende Sprechweise unter Verschmähung der beiden anderen, viel leichter hörbaren Intonationen von den Letten angenommen haben? ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß sie diesen von den Deutschen zugebracht ist (vgl. Neuland Magaz. XV, 3 S. 33 unten)? Das schließt nicht aus, daß ihre Anwendung nach und nach eine regelmäßige Beschränkung erfahren hat, und gibt vielleicht eine Erklärung dafür, daß Bielenstein den fallenden Ton nicht wahrnahm. Er war ihm wohl zu alltäglich, um in sein Gehör zu fallen.

Ich hielt es für so nötig, diese Gedanken einmal auszusprechen, daß ich nicht davor zurückgescheut bin, sie an eine meines Erachtens unrichtige Voraussetzung anzuknüpfen, daß nämlich russische Lehnwörter des Lettischen normalerweise fallend betont sind. Endzelin führt dreizehn mit dieser Betonung auf, befindet sich darin aber teilweise im Widerspruch gegen Krumberg, der *bēhda, strāhdáht, gāhníht, krēews, ſāhbaks, pīhrágs, sōhlíht* schreibt. Wer von beiden recht hat, kann ich nicht entscheiden, glaube aber in diesem Falle Krumberg mehr[1]), denn vom Litauischen ausgehend erwarte ich den Dehnton und finde ihn tatsächlich öfters. Endzelin belegt ihn mit sieben Beispielen (für *pũka* hat Krumberg freilich *pùhka*) und ich füge nach ihm und Krumberg *blõda, dõma,* nach Krumberg allein *dĩwains, dũda, k'ĩsélis* hinzu. Daß sie jünger sind, als die mit fallendem Ton, ist nicht zu beweisen, positiv allerdings auch nicht das Gegenteil[2]), denn selbst da, wo die Letten einer unbetont überlieferten

[1]) Auch Endzelins Betonung der aus einer finnischen Sprache entlehnten Wörter *bojâ, jonis, kãſas* (*buājà, juāŋiam, kàzas*) ist nicht frei von Bedenken (s. Thomsen Beröringer S. 60 f., 87), indessen für den Dehnton von *bojâ* tritt auch Krumberg ein, *jõnis* läßt sich rechtfertigen, und *kàzas* stimmt zu Bielensteins *káſas.* Zu erwarten ist aber Krumbergs *kāhſas.*

[2]) *pàtaga* bezw. *pàhtaga*, wie Endzelin und Krumberg übereinstimmend betonen (*pátaga* Ulmann), aus russ. *batógъ* verrät sich durch sein *p* als Livismus, und so wird auch die Tonstelle durch das Livische oder Estnische gegeben

langen Silbe eines russischen Wortes den Ton zu geben hatten und darin durch nichts beengt waren, fehlt es an einer anerkannten Regel: *ruàbeẓa* betont Endzelin, *rōhbeſcha* Krumberg, (russ. *rubéžъ; r̀ůbeſcha* Ulmann), *ſāhbaks* (russ. *sapógъ*) neben *ſàhpasts* (russ. *zapásъ*) Krumberg (*ſâpasts* Ulmann), und andere Widersprüche der Art sind im Vorstehenden enthalten. Hoffentlich gelingt es Endzelin, diesem Zustande ein Ende zu machen. Bis dahin aber halte ich es für richtig, daß jemand, der, wie Trautmann, das Lettische nur vergleichsweise heranzieht, sich an Bielensteins Akzentuation hält. —

Im folgenden behandle ich nur noch Vereinzeltes.

Die Betonung von *unds* (S. 192) steht in Übereinstimmung mit Fortunatov BB. XXII S. 167 7a. Die tiefstufige Wurzelsilbe weist auf Endbetonung, und ein neuer Akzent war im Preußischen gestoßen. Daher auch lit. *dangùs, dañgu* > preuß. **dangs* (vgl. *soūns*), *dangon, -an* (vgl. die Zitate Trautmanns § 97 e). *rānkans, āusins* widersprechen nicht, denn sie haben wie die Akzentstelle (Fortunatov a. O. S. 159 b), so auch die Betonung des Akk. Sg. angenommen (Trautmann § 96 b). Dasselbe gilt von *kīrkis*, wenn ich dies richtig erklärt habe (Trautmann S. 233 § 142), denn die Endung war hier gestoßen. Z. B. lit. *twõros: tworàs* (Anyk. Szil. 266) setzt für die *ā*-Deklination im Nom. Plur. *-ā̃s*, im Akk. Pl. *-ā́s* voraus (Hansen KZ. XXVII 614 f.); das *ā* von *-ā́s* ist erhalten in *tworosę̀*, das aber durch Verkürzung *tworõs* ergibt. Ebenso steht es um *tworomìs* > *tworõms*, während sich der Dat. Pl. *tworóms* vortrefflich aus **tworómus* erklärt (vgl. Rozwadowski IF. VII 257), vgl. preuß. *gennāmans* usw. Trautmann § 133. Nicht minder *tē̃ms* aus *tē̃mus* oder *tē̃mus* (*tẽ̈mus* Kurschat Gram. § 170 neben *gerē̃mus*), wobei lett. *tē̃m* wegen seiner abweichenden Bildung nicht in Betracht kommt[1]). Endzelin meint, Kurschat habe die Intonation von *gerẽ̈mus* nicht mehr kennen können (Archiv XXXII 293). Es ist aber zu beachten, daß sich Kurschat a. a. O. auf Kirchenlieder beruft und aus ihrem traditionellen Gebrauch bei seinen Lands-

---

sein, aber seine Intonation hat das Wort doch wohl erst von den Letten erhalten, indem sie den geschleiften in den fallenden Ton umänderten. Vgl. Thomsen a. O. (auch S. 284).

[1]) Ich würde mit *gerāmui* > *gerám* vergleichen lett. *mâte: màt, têws: tèw, Jânis: Jàn* (Magaz. XX, 1 S. 5, 12), wenn Endzelin BB. XXV 266 nicht *Jàni, Kàrli, Pèteri* angäbe. Vielleicht hat aber *Jàni* den fallenden Ton von *Jàn* bekommen und an *Pèteri* weitergegeben.

leuten mancherlei gelernt haben wird, und ferner, daß das litauische Seminar der Königsberger theologischen Fakultät eine gewisse Überlieferung der kirchlichen Sprache voraussetzen läßt. Kurschat selbst hat es von 1841—1883 geleitet; sein Vorgänger war seit 1810 der im Jahre 1777 geborne L. J. Rhesa, dessen Amanuensis Kurschat gewesen war, und unter den Mitgliedern des Seminars sind zweifellos immer litauische Studenten mit ausgebreiteten, sicheren Traditionen gewesen.

Wegen der Inkongruenz von Subjekt und Prädikat (S. 244, 258 f.) verweise ich noch auf LLDr. IV 28 Anm. 1, Lett. Dial.-Stud. S. 141, *es* (ein Mädchen) *esmu partéizis* Magaz. X, 3 S. 79. — Wenn Trautmann § 204 in *empijrint* usw. nicht verkürzte Nom. Pl. M. sehen will, befreundet er sich vielleicht mit dem Gedanken (J. Schmidt Neutra S. 162 f.), daß sie verkürzte Nom. Sg. N. seien. Zum Vokalabfall vergleiche noch *iog iem niekaip kitaip negal buti pagelbet* LLDr. II 34 Z. 25, Brückner Archiv XIII 564, Reinhold MLLG. IV 243 Anm. 13, auch *ażugiesus* LLDr. IV 31 Z. 6 (diese Verkürzung öfters bei Szyrwid). —

Gegen meine Annahme lettischer Ablative BB. IX 248 hat sich Mühlenbach IF. XIII 220 in einer Abhandlung gewandt, die — er verzeihe! — zu weitläufig ist, als daß ich Neigung verspüren könnte, darauf ausführlich einzugehen, zu der ich hier aber kurz Stellung nehme, weil Trautmann S. 262 des Widerspruchs nicht gedacht hat. *wáijadſét* (wie Bielenstein schreibt) oder *wajadſét* (was Mühlenbach mit Recht bevorzugt) ist mit nichten aus dem Estnischen entlehnt, sondern ein lettisches Denominativum, abgeleitet von dem entlehnten *wajaga*, das „vistnok maa betragtes som en oprindelig Nominalform ('opus')“ (Thomsen a. O. 284). Als solche konnte es ursprünglich nicht verbunden werden mit dem Akkusativ, konnte es um so weniger, als sich die Verba des Begehrens, Verlangens u. dgl. im Lettischen und Litauischen für den Genetiv des Objekts entschieden haben. Der Akkusativ bei *wajaga* ist daher ein unlettischer, später Schnitzer und nicht geeignet, *ků* in dem weit verbreiteten und klassischen *ků tew wajaga* (Antwort in Doblen und Bauske: *man wajaga miltu*) als ursprünglichen Akkusativ zu erweisen. Die Sache liegt für mich umgekehrt: das Zusammentreffen dieses *ků* mit dem Akkus. Sg. *ků* verführte zu der falschen Konstruktion *man wajaga miltus.*

Konstruiert durfte *wajaga* ursprünglich nur werden mit dem Genitiv, allenfalls dem Nominativ und ferner dem Ablativ oder

dem Instrumental. Ich habe mich bei *kû* für den Ablativ entschieden, weil es Genitiv und Nominativ nicht sein kann, und ihm mehrsilbige Formen auf *-u* korrespondieren, die als Instrumentale aufzufassen die sprachliche Regel abweist. Ihr Zusammenfall mit dem Genitiv Plur. und Akk. Sg. und das Absterben des Ablativs verschuldete einerseits ihr Zurücktreten, andrerseits gewisse Konfusionen zwischen dem Genitiv Plur. und sowohl dem Gen. Sg. als Vertreter des Ablativ Sg. und dem Akk. Sg., als auch zwischen Gen. und Akk. Sg. — Konfusionen, die nicht nur bemerkt, sondern auch erklärt werden wollen. — Von diesem klaren Standpunkte abzugehen, sehe ich mich nicht veranlaßt. Vieles was Mühlenbach dagegen einwendet, ist zwar tatsächlich sicher richtig, trifft aber die Sache nicht, oder besteht in mundartlichen u. dgl. Einzelheiten, die einen allgemeinen Satz nicht widerlegen können. Andere Einwendungen (ich denke besonders an die „Flickvokale") sind nur subjektiv und zeigen mir, daß er sich nicht bemüht hat, die Sache unbefangen unter meinen Gesichtspunkten zu betrachten.

Einmal auf lettischem Gebiete in die Defensive gekommen will ich mich gleich auch gegen die Angriffe wenden, die zwei andere von mir aufgestellte lettische Thesen gefunden haben. In der lett. Zeitschrift Austrums XIV, 1 S. 59, 226 (Referat IF. Anz. X 295 Nr. 36) bekämpft Zubatý meinen Aufsatz BB. XV 296—299 und sieht in den Vokativen auf *-ō*, *-u* teils den Vok. bezw. Wirkungen des Vok. der *u*-Stämme, teils Akk. exclamationis. Letzteres verbietet sich von selbst bei einer Anrede wie *mîlō zînígō mázítái* „lieber Herr Pastor", die ich in Samiten gehört habe. Mit dem Vok. der *u*-Stämme aber kann man nur rechnen, wenn man unbesehens litauische oder slavische Verhältnisse auf das Lettische überträgt und unbeachtet läßt, daß die *u*-Stämme hier sehr wenig Lebenskraft bewiesen haben. Einen echten lettischen Vokativ auf *-u* muß man mit der Laterne suchen. — Das *ī* der „Futura exacta" (wegen der Bedeutung s. BB. XVIII 278 unten) will Endzelin BB. XXV 273 an die *seṭ*-Wurzeln anschließen. Das läßt sich nicht durchführen (man beachte z. B. *líjís* „wird regnen", wie ich in Smilten hörte) und ist übrigens Geschmackssache. Ich ziehe es vor, lettische Erscheinungen soweit als möglich mit den Mitteln der baltischen Sprachen zu erklären, und die lit. Verbalnomina auf *-imas* bieten in unserem Falle ein ausreichendes Mittel. Da die betr. Futura Neubildungen sind, kann die Erhaltung der alten Bildungen *îschu, dûschu,*

meschu usw. nicht überraschen; so gut wie Endzelin z. B. *ischu* gegen mich geltend macht, könnte ich es gegen seinen gesperrt gedruckten Satz BB. XXV 272 Anm. einwenden. —

Wegen *mien, tien, sien* (S. 269) s. noch KZ. XXVI 398 Anm., wegen umbr. *tiom* IF. XXIII 312. Ferner wegen *es ir* usw. (S. 273) *aš yra* usw. MLLG. IV 177.

Zu *eb-immai* (S. 280) erinnere ich an das erwägenswerte *imáj jįn bùdelis* Jušk. Slov. unter *bùdelis* und verbinde damit einen Hinweis auf Liet. Chrest. Sp. 384 Nr. 9, ohne in eine Kritik dieser Stelle einzutreten.

Die Trennung der Optativ-Partikel *lai* von lett. *lái*, die Endzelin lebhaft befürwortet (Lat. Predl. II 71 Anm., KZ. XLII 375 Anm., neuerdings Arch. XXXII 295; dazu Būga Aist. Stud. I 57), ist eine harte Zumutung, und ich finde es sehr begreiflich, daß Trautmann S. 285 sich nicht zu ihr entschlossen hat. Sie wird durch das alte *laid* zwar empfohlen, zugleich aber auch erschwert, denn wenn *lái* für das lettische Sprachempfinden wirklich der „sonnenklare" Imperativ von *láist* „lassen" wäre, so begreift man nicht recht das allgemeine und schon ziemlich frühe Verschwinden des *d* (die Dispositio hat *lœy*). Vielleicht findet man den Einfall der Prüfung wert, daß *laid* eine nicht zu allgemeiner Geltung gekommene Verbindung von *lái* = preuß. *lai* und einer Partikel sei (vgl. *da, d'e* bei Berneker Et. Wbch.).

Optative auf *-ei-* (S. 288) werden bestätigt durch das *Geygey* (d. i. wohl deutsch „hei, hei!") *begeyte pockolle* des Sudauerbüchleins (vgl. BB. II 138).

Die Erklärung von *prowela* durch *-wīlā* (S. 289) ist nur unter der Voraussetzung unbedenklich, daß die Form unkorrigiert aus I in II übernommen ist (vgl. § 8 b). Unter derselben Voraussetzung kann aber auch *prowēla* angenommen werden. Auf ein solches Präteritum geht vermutlich *wiełunti* „fallax" zurück (Geitler Beitr. z. lit. Dialekt S. 14) („Heuchelvolk" Luther; „gegen ein gottloses Volk" entspricht der Bibelübersetzung de Wettes). Szyrwid hätte hier ausnahmsweise *ie* für *ē* geschrieben (vgl. *wieias* Dict. unter *wiatr* und Garbe LLDr. IV Einl. § 11); wegen des Perfektablauts im Präsens s. Garbe a. O. § 23. — Leskien Ablaut S. 354 nimmt ursprüngliches *ĕ* an.

In *auwirpis* „Flutrinne" (S. 309) ist vielleicht ein Irrtum des Vokabulars anzunehmen. MT. S. 515 Z. 25 lesen wir: „8 scot vor 14 *anwerff* zur mole". „anwerff" ist dunkel. Ziesemer Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs S. 404 vermutet die Bedeutung „Riegel".

etwinūt (S. 333) aus *-winūt* durch Fernwirkung des Anlauts? Ebenso in *waldūns* (lit. *waldõnas*) und *maldūnin* (vgl. *perōni*)?

Für *garkity* „Senf" (S. 335) würde ich *gartity* (vgl. *garcičia* bei Szyrwid KZ. XLII 370 Anm. 2) lesen und für *kekulis tekulis*, wenn es aus poln. *czechel* entlehnt ist. Beidemal hätte ein Schreiber als *c* gelesenes *t* durch *k* ersetzt. — Zu erwägen ist Änderung von *medinice* in *medinite*.

Sitevleysch Claywio steht im Elbinger Vokabular gegen Ende des Abschnitts „Garbreter" vor *Spek*, *Juche* (Brühe), *Smalcz, Unſlit, Smer, Wurst* und hinter *Vleyſch Menſo*, das auch in dem Abschnitt „Mensch" vorkommt. Da es hier auf *„Sele Duſi"* folgt, ist es dort klärlich das eßbare Fleisch im allgemeinen. Es würde nicht auffallen, wenn das Vokabular mit verschiedenen Fleischarten fortführe (s. *Kobilmilch* unter *Milch*), auch nicht, wenn es die einzelnen Fleischstücke (Ziemer, Lende, Kammstück) anreihte, aber es wäre sehr verwunderlich, wenn es mit Ausschluß von all dem den farblosen Begriff *Sitevleysch* übersetzenswert gefunden hätte — falls Nesselmann, Berneker und Trautmann in diesem Worte mit Recht „Seitenfleisch" vermuten. Das glaube ich aber nicht, denn Vok. 120 steht *Seyte*, und Seitenfleisch scheint gar kein deutsches Wort zu sein: im Grimmschen Wörterbuch, bei Müller und Zarncke, Lexer, Schiller und Lübben und in mehreren Idiotiken habe ich es vergeblich gesucht. Dagegen bietet Lexer *sut-vleisch* „perna", Stalder *Sutt Fleisch* „so viel Fleisch, als man auf einmal in Kessel tut", und hierdurch wird eine Erklärung von „Sitevleysch" an die Hand gegeben, die nicht nur seiner Stellung im Zusammenhang entspricht, sondern auch einer Deutung von *Claywio* gerecht wird, die sich mir unabhängig von dieser Erklärung aufgedrängt hat. „Die *Sütt* (Süd, Sid), (Franken)" sagt Schmeller B. Wbch.[2] II 340 „zum Absieden oder Abbrühen als Viehfutter geeigneter Getreideabfall oder Spreu, was anderwärts *Gesott, Gesütt*"; zugleich verweist er auf *Sitten, Sitting* Deutsche Mundarten VI 344 und Vilmar Hess. Idiot. „*Sütte* . . . meist Sidde gesprochen, der Aufguß von heißem Wasser auf Gras" usw. Hiervon ausgehend sehe ich in *Sitevleysch* — gleichviel ob sein *i* mundartlich oder fehlerhaft ist[1]) — Fleischabfall, der ohne weitere Zurichtung abgesotten, oder minderwertes Fleisch, das nur zu einem „Absud" benutzt wurde. — Für *claywio* lese ich mit leichter Änderung *elaywio*

[1]) War in der Vorlage *u* an *S* (*ſ*) geklemmt, so lag seine Verlesung in *i* nahe. Bei gutem Willen kann man übrigens *Sutevleysch* lesen.

und ziehe dies zu poln. *jałowy* „unfruchtbar, unnütz, mager, trocken, unbereitet, roh“, russ. *jályj, jálovyj* „gelt, unfruchtbar, leer“, lett. *jêls* „ungar, roh, unreif, wund“ (auf der Kur. Nehrung *ģāls* und vermutlich von da ins ostpreuß. Deutsch gedrungen, Prellwitz Bestandt. S. 7), *jēlûns* „Sodbrennen“ (Berneker Slav. et. Wbch. S. 443 f.). Es steht mit *i*-Epenthese (Trautmann § 41 b[1])) für *ēlaviā* und ist eine Bildung wie lett. *áugscha* „Hausboden“, lit. *mażia* „Kleinheit“ (Leskien Bildung der Nom. S. 316). Wegen des *j* von *jêls, jēlûns* verweise ich auf *jêrs* „Lamm“ (= lit. *ėras*; daneben *ierelei* Br. Weisheit 19, 9, *jeraitis*, *giriuks* Mieżinys); wie hier (Berneker a. O. S. 447) kann es auch dort ein Livismus (Sjögren Liv. Gramm. S. 17), oder durch das Estnische (*jäle* „widerlich, ekelhaft, unschmackhaft“) veranlaßt sein.

Ein anderer deutscher Ausdruck des Vokabulars, der mir allgemein mißdeutet zu sein scheint (vielleicht schon von Peter Holczwesscher) ist *Sußemilch* (*Poadamynan*). Er steht am Ende des Abschnitts *Milch* nach *Kese, Puttir, Suwermilch, Lap, Mulken, Matte, Kobilmilch.* Da „Milch“ (*Dadan*) ohne weiteres süße Milch, und ihr Gegensatz „saure Milch“ (*Ructan dadan*) klar zum Ausdruck gebracht ist, was sollte da die nachträgliche Aufführung von „süßer Milch“? und wäre hierunter weiter nichts zu verstehen, als was diese Worte besagen — warum dann *Poadamynan* und nicht eine Übersetzung, die *Ructan dadan* entspricht? Was nach *Kobilmilch* (*Aswinan*), wie ich glaube, genannt ist und hier sinngemäß genannt werden mußte, war die gegorne Stutenmilch (Kumys), ein Lieblingsgetränk der Preußen (Voigt Geschichte Preußens I 560), also etwas, dessen Benennung in das Vokabular gehörte, aber anderswo nicht in ihm vorkommt. Ob es sein Verfasser als „süße Milch“ bezeichnet hat? Ich denke lieber an schweizer. *sus* „gährend“, *Suser* „neuer gärender Wein“ (Stalder, vgl. das Grimmsche Wbch. unter Sauser). Leider wird *Poadamynan* dadurch aber nicht klarer. Ob es für *poduminan* steht (vgl. *dùrnįnti* Juškevič Slov.)?

Für mißglückt halte ich auch die von Nesselmann vermutungsweise geäußerte und von Trautmann ebenso aufgenommene Deutung von *Barkenstul* (*Creſlan*), welche dies Wort an unser *Park,* mlat. *parcus* rücken würde. Es ist einfach das im Grimmschen Wörterbuche stehende *Barchentstuhl*, jedoch nicht als „Weberstuhl zum Barchent“, sondern als ein mit *barkān* (MT. öfters *parcham* u. ä.; vgl. Berneker Et. Wbch. *barchat*) über-

[1]) Auch in *ennoys? ennoys*: asl. *inъje* — *emmens*: asl. *imę* (lit. *ýnis* — *įnis*)?

zogener, d. h. ein Polster-Stuhl. Vgl. Sammetsessel, Sammetstuhl im Grimmschen Wbch.

Weiter ist „Schewer“ gewiß nicht „Scheuer“, sondern von Nesselmann Thes. unter *steege* richtig als „Schauer“ (MT. *schuwer* wie *uwer* neben *euwir* „Auerochse“) gedeutet, und für die Änderung von *Eunitze* in *Ennitze* (s. *staydy* S. 435) sehe ich keine Veranlassung, sondern in seinem *eu* Wiedergabe von slav. *oj* (Miklosich Et. Wbch. unter *ojes*). Anderwärts entstand hieraus deutsches *ei* (Schmeller B. Wbch. I 117 *Einzwagen*; durch Unverstand *heinzeler* usw. „einspänniger Wagen“ Lexer Mhd. Handwbch.). Als Lehnwort aus dem Slav. ist damit zu verbinden lit. *ë̆nas* (gestoßen) „Gabeldeichsel“ (żem. *ìjnas* oben S. 320 Anm. 3). Wegen *-karkis* (*birgakarkis*) s. *karke* „Trinkgefäß, Kanne“ Ziesemer a. O. S. 420.

Für lit. *tworà*, das auch Trautmann mit *coaris* verbindet (S. 361), habe ich von einem Żemaiten *tóra* Pl. „Zaunriegel“ gehört.

Auf pr. *layson* (offenbar = *layso*, worüber Trautmann S. 368) verweist Miklosich Et. Wbch. unter ar. *leso* „wohl See“ (ebenso Pedersen IF. V 44).

Aus dem Kreis Memel ist mir das Rätsel mitgeteilt: *jakutis jokawa* | *wiskutis sukawa* | *nums prå langą iszlindo* (Auflösung Fischnetz; unter *jakutis* und *wiskutis* sollen Fische zu verstehen sein). Es wäre wohl zu leichtsinnig, dies *jakutis* für *locutis* (S. 371) zu verwerten.

Mit *milan* (S. 378) vgl. mhd. *wât-mâl*, an. *vađ-mál* „grobes Wollenzeug“.

Um das żem. *ginsła* „Ader“ steht es ebenso wie um *głunsnis* (vgl. pr. *glossis*) und *rundis* (lit. *rūdìs*) Geitler Stud. S. 84, 107, vgl. BB. IX 333. Daher halte ich *pettegislo* (S. 397) fest.

pistwis (S. 399) für *piscuis[is]? cuisis* Nebenform von *cussis* = lit. *kuisis?*

Wegen der Bildung *ſmunents* s. noch Solmsen Beitr. z. griech. Wortforsch. I 55; wegen *soanxti* Zupitza Gutt. S. 205. — *sparyus* „Anger“ zu got. *spaurds* „Rennbahn“? *strigli* „Diestel“ wohl zu lit. *strḗgalas* „Köder“, *-strḗkt* „stecken“, *-strikt* „stecken bleiben“ (Lit. Forsch. S. 177 f.).

Mit lit. *stabas* (Trautmann S. 435 unter *stabis*) hat sich eingehend Būga Medžiaga Lietuvių usw. Mytologijai (Wilna 1908) I 4, 8 beschäftigt. Ich füge hinzu *stabâmus afierawôto* Post. Daukszi ed. Wolter S. 184 Z. 21. Meringer (Wörter und Sachen I 21) wird sich an *stabis* „Stein“ doch wohl gewöhnen müssen.

sulis, lit. *szùlas* (in Ruß *szãls* „Stab“, d. i. Faßdaube, vgl. Lit. Forsch. S. 185) scheint mir durch den Vergleich mit ξύλον zu hoch eingeschätzt zu sein. Ich denke an *Schôlholz* Vilmar Idiot. S. 365 (lit. *į szulùs budawóti*), weiter mnd. *schalbort*, nhd. *Schale, Schalholz, Schalbrett, verschalen*, mhd. *schalbank* „Fleischbank“, bair. *Brunnen-Geschäl* (lit. *szulinỹs*), lasse aber den Weg der Entlehnung dahingestellt sein.

Wenn *tubo* (lit. *tūbà*, lett. *tûba*) aus an. *þófi* „Filz“ (nhd. *Düffel*) entlehnt ist (S. 451), bleibt das *ū* zu erklären. Die Entlehnung erfolgte vermutlich durch slavische Vermittlung.

Bei dem einmaligen *tūsimtons* (S. 452) dachte J. Schmidt Verwantschaftsverh. S. 8 Anm. an einen Druckfehler für *-suntons*. Das *i* legt den Gedanken an schwed. *þūsind*, anf. *thūsint* (Noreen Altschwed. Gram. § 488) nahe.

Bei der Größe und Schwierigkeit des Stoffes, den der Verf. zu behandeln hatte, werden andere in diesem Werke anderes finden, das zu neuer Erwägung reizt. Wie ich werden aber auch sie dem Verf. dankbar sein für den Ernst, mit dem er seiner Aufgabe nachgegangen ist, und für die Förderung, die er uns Mitforschenden gegeben hat, indem er durch seinen Scharfsinn unser Auge schärfte und durch seine klare Darstellung, sein Bemühen um Vollständigkeit der Literatur und Lückenlosigkeit der Belegstellen unsere Arbeit gegen früher unendlich erleichtert hat. Durch alles das ist sein Werk die unumgängliche Grundlage des Studiums der preußischen Sprache geworden. Wie viel Gutes und zugleich Neues es im einzelnen enthält, möge man sich bei seinem Gebrauch überzeugen. Für eine Aufzählung ist es zu zahlreich.

Für die Freundlichkeit, dies Buch mir zu widmen, danke ich dem Verf. noch ganz besonders und verbinde damit die Hoffnung, daß die Anhänglichkeit, die er dadurch ausgedrückt hat, nicht nur der Person, sondern auch der Sache gilt, denn dieweil auf anderen Gebieten die Schnitter sich fast im Wege stehen, verdorren auf unserem Acker die Halme.

A. Bezzenberger.

[Nachtrag. Zu S. 318 Z. 11—15 vgl. Saussure MSL. VIII 439 Z. 16 ff. v. u. — S. 323/24. Im einzelnen sind die Betonungslisten P. Schmidts Sbornik Otdêl. russk. Jaz. Imper. Akad. Nauk 1901 und I. Cīrulis' Rakstu krājums XV (1911) S. 70 zu berücksichtigen.]

Altpreußisches.

Auch nach dem Erscheinen des gediegenen Buches von Trautmann bleibt eine Nachlese von allerlei preußischen Rätseln und Fragen möglich, wofür eine Probe im folgenden gegeben wird.

Zuerst einige Berichtigungen von Schreib- und Druckfehlern. Statt *dambo* „Grund", lies *daubo* = lit. *daubà* „Schlucht", wegen des folgenden *padaubis* „Tal". Daß im Katechismus S. 59 wenige Zeilen hintereinander „scheu" und „schüchtern" durch zwei verschiedene Worte, *būrai* und *dūrai*, übersetzt wären, ist nicht recht glaublich, der Katechismus erlaubt sich sonst nicht solchen Luxus; eines von beiden dürfte zu streichen sein und wahrscheinlich für *būrai dūrai* einzusetzen.

Auf einem Schreibfehler beruht der Name für Dienstag, *wissaseydis*, der sinnlos ist; lies *wissaweydis* „allesamt" = poln. *wtorek* „allesamt", von *vьsь*, verwechselt mit *wtorek* „Dienstag" von *vъtorъ* (poln. *wtorko, wciorko, wsztorko, wsztornko* und die endlose Reihe alter Varianten, bis *wciornastek* und *wszytornastek*, die heute auch „Teufel" bedeuten, von „alle Teufel" her, sind Ableitungen, die *vьsь* „all" seit jeher ersetzt haben). Der zweite, bisher ebenfalls unerklärte Wochentagsname, *pussisawaite* „Mittwoch", enthält *sawayte*, das nicht, wie Trautmann annimmt, poln. *sobota* ist (unmöglich, denn das ist ja bereits preuß. *sabatico*; außerdem wird im poln. *sobota* nicht für Woche gebraucht), sondern es ist „Versammlung" (vgl. *kariawaite* „Heerschau" d. i. Heeresversammlung), „Ganzes" und *pusisavaite* ist das Halbeganze, die Mitte vom Ganzen, übersetzt zu poln. *środa* „Mitte". Wie die übrigen fünf, sind somit auch die zwei Tage nach demselben Prinzip, d. h. nach der poln. Vorlage, benannt worden.

Das *andejānsts* hat Trautmann unerklärt gelassen, *kai jusa madlisna ni andeiansts wirst* „daß euer Gebet nicht verhindert werde". In der altruss. Hypatioschronik lesen wir unter dem Jahre 1257 folgendes: die Litauer haben sich bei der Einnahme von Vozviahel verspätet; sie treffen ein, nachdem die Holzburg bereits völlig verbrannt ist, sehen nur noch Brandreste, Hunde dazwischen: *tužachu že i plevachu posvojski rekušče janda vzyvajušče bogy svoja andaja i diviriksa* „sie klagten und spuckten, nach ihrer Weise sagend *janda*, aufrufend ihre Götter, *andaj* und *diviriks*". Dieses *janda*, wofür ohne weiteres *jandaj*

verstanden werden kann, der Ausruf für „Pech, Malheur, Verhinderung“, ist mit jenem preuß. Terminus für „Verhinderung“ zu identifizieren; ob nicht auch der Göttername *Andaj* selbst wieder nur als dasselbe Wort (mißverständlich natürlich) aufzufassen wäre und damit der lit. Olymp um eine Position ärmer, sei hier dahingestellt gelassen.

Zu *yccroy* „Wade“ sei folgendes bemerkt. Berneker 424 verzeichnet dreierlei Getrenntes: *ikra* 1. „Roggen“, angeblich im Ablaut (als ob Roggen und Leber irgend welche Ähnlichkeit hätten) mit *yakan- // yákr̥t* „Leber“; *ikra* 2. „Wade“, zweifelnd zu *ἴκριον* „Balken“ gestellt; er weist die Identität von *ikra* 2 mit *ikra* 1 dabei ab; *ikra* 3. „Scholle“, zweifelnd zu av. *aēxa* „Frost, Eis“. In Wirklichkeit sind die drei Nummern eine einzige; Grundbedeutung ist „Klumpen, Anschwellung“ (z. B. im Poln. ist *kra* „Geschwulst im Magen, Schwellung der Gebärmutter, Milz“ usw.); daraus beim Fisch die Schwellung des „Roggens“, am Fuß die Schwellung, der Klumpen Fleisch der „Wade“. Die lit. und preuß. Wörter dürften einfach entlehnt sein.

Die „Schiene“ am Pflug oder am Wagenrad heißt im Vokabular einmal *nuskils*, das andere Mal *miskils*; Trautmann entscheidet sich fürs erstere und vergleicht ahd. *nuskil* fibula, aber was soll Althochdeutsch im Preußischen? Lies an beiden Stellen *miskils* und vergleiche poln. mittelalterliches *myszki* (oder *miski*?) „Schienen“, z. B. duplices mysky super manus (und ebensolche super pedes) oder vom Jahre 1458 (Acta capitulorum etc. II, Nr. 544), bei der Aufzählung von Waffen: *poluplacze, skrzydla, mysky, schinky, plachowicze* usw. Außerdem sei bemerkt, daß preuß. *sulis* „Ständer“ nicht unmittelbar aus dem Deutschen entlehnt ist; auch für das lit. *szùlas* „Ständer“, das unmöglich aus deutschem alten *Sul, Siule* „Säule“ entlehnt sein kann, vermittelte eben poln. *szuło* (*szulec* und *siulec*) dass., das allein aus dem mhd. entlehnt ist und von da auch ins Weißruss. drang; wie es bei Kurschat heißt, *trióba į szulùs budawóti* „ein Gebäude in Ständern bauen“, heißt es in alten poln. Inventaren (bei Gloger Budownictwo drzewne, Warschau 1907—1909): *Kotuszek* (Schafhürde) *ciośnicami (= dylami) w szuła orzucony*, oder *z bierwion* (Balken) *w szuła stawione* usw.

Preuß. *lai* soll nach Brugmann IF. XV 339 f. eine Optativform *vlī* (slav. *li*) oder *vlōi* „du oder er mag wählen“ (zu *vel* „wählen“, vgl. lat. *vel*) sein und Trautmann schließt sich dem an; aber *lai* ist = poln. *le* „nur“ (d. h. urverwandt,

ja nicht entlehnt), beide werden nachgestellt (die lett. Voranstellung ist jünger); poln. *le* (d. i. *lě, lai*) kommt heute nur in *ale, lecz* vor, aber im XV. Jahrh. auch noch selbständig, z. B. in der Allerheiligenpredigt *potępienie a ubostwo le skromne czyni ubogie* „macht nur bescheiden die Armen", *le acz cirpią* „nur wenn sie leiden", *acz le je mają* „falls sie sie nur haben" usw. Es ist einfach hervorhebende Partikel (z. B. in *-kole* = cunque), wie etwa *że* dass., und sein Ursprung (identisch mit *li*), kaum verbaler Art.

Tuldisnan „Freude" ist nicht „aus got. *dulþs* Fest" entlehnt; es ist urverwandt mit poln. *tulić* „beruhigen, stillen" (älter auch *tolić* dass.), böhm. *tuliti* „schmiegen", kslav. *prituliti* accomodare usw.

Laygnan „Wange" soll mit slav. *likъ* „Antlitz" identisch sein; es gäbe nämlich ein preuß. Lautgesetz, daß *kn* zu *gn* im Inlaute sich wandele. Dieses angebliche Gesetz wird durch bloße Schreibungen, wie *sagnis* (statt *szaknis*), nicht erwiesen, vgl. Schreibungen wie *girmis* statt *kirmis* u. dgl. m. *Laygnan* kehrt wieder in slav. *łanita* „Wange" (*likъ* bedeutet ja ursprünglich etwas völlig anderes, die Umrisse des Gesichtes); *-ita* ist Suffix (vgl. mit dem bekannten Plus eines *s, monisto* „Geschmeide"); vor dem *n* könnte jeder beliebige Konsonant ausgefallen sein (vgl. *łuna* usw.).

Klausiwinks „Beichtiger", eigentlich „Hörer", ist wieder ein Polonismus; im Poln. bedeutet beim Volke *słuchanie* (eig. „Hören") „Beichte", *słuchalnica* und *słuchanica* „Beichtstuhl".

Wissene „Pors" (ledum palustre), ist verwandt mit dem urslav. *višь* „Schilf, Sumpfgras", das bei Miklosich fehlt; vgl. poln. *wisz* („meine Sense *wisz trawę siecze* mäht Schilf und Gras", rühmt sich der Tod im Policarp um 1460, was die Herausgeber nicht verstanden haben; Sprichwort: *tonący i wiszu się chwyta* „der Ertrinkende greift auch nach dem Schilfhalm"); neuslow. *viš* und *vîš* Schilf, Riedgras usw.

Teausis „Deichsel", lies *teansis,* wird mit *tienstwei* „reizen", lit. *tęsti* „dehnen", *entensits* „gefaßt", zusammengestellt; ich möchte an eine Entlehnung aus poln. *ciąż* „Deichsel" denken, freilich kann ich es nicht mehr nachweisen, es kommt nur *ciąż* und *ciąża* beim Pfluge und für das Joch vor, aber vgl. kaschub. *ciągło* „Deichsel", im Posener Glossar (nach 1490) unter temo: *dyszla albo oje albo ciągadło.* Nebenbei bemerkt, ist *swintian* nicht „kaschub. *świnczą*", sondern selbständige preußische Neubildung mit dem gewöhnlichen *-tian*-Suffix.

Saninsle „Gürtel“ ist nicht preußisch (*san* + *anksztas* „enge“ u. dgl.); ich habe schon vor Jahren dafür *savinsle* (Dittographie, wie in *wissaseidin* u. ä.), zu lesen vorgeschlagen, das poln. *zawięziel* „Gürtel“ wäre.

Unter *kurpe* „Schuh“ nennt Trautmann alles mögliche, nur nicht das nächste, poln. *kurp* „Schuh“, nach dem der ganze masovische Stamm, der die Sitze der alten Jatvingen seit dem XIV. Jahrh. eingenommen hat, *Kurpie* heißt; wegen dieser poln. Form könnte das preuß. und lit. Wort entlehnt sein; Polnisch bietet nämlich mehrfach für die regelmäßige Vertretung des *ər* zwischen Konsonanten auch ein *ur*, vgl. *ul* für *el*, z. B. *nurt* neben *nart*, *kurcz* für *krəčь* u. a. (aber *burczeć* „brummen“ scheint nur aus *bruczeć* dass. umgestellt; ich finde wenigstens in einem Drucke von 1533, Sulpicii Verulani de moribus puerorum in der Übersetzung von Alantse, *gdy w brzuchu bruczy*, vgl. die gleichzeitige Umstellung von deutschem Druck in poln. *durk*, Brucke in *burk*).

In der Einleitung sind ein Paar Irrtümer untergelaufen; das Preuß. hat nicht zwei chronologisch verschiedene Schichten von Entlehnungen aus dem Poln., sondern nur eine einzige, die hauptsächlich aus dem XII. und XIII. Jahrh. stammt, damals war aber das Poln. längst auf dem heutigen Standpunkt in Bezug auf Halbvokale und ihren Ersatz; auf Umlaut des *ie* (= *ě*): *ia* und den jüngeren (ja nicht gleichzeitigen!) des *ie (= e): io*; auf „Erweichung“ des *t, d; zomukis, swetan, dilan, ratinsis* können dagegen nicht aufkommen; die von Ułaszyn aufgestellte Chronologie des poln. Lautwandels, mit der Trautmann rechnet, ist einfach unrichtig und nur irreführend. Das Vokabular hat mit etwaigen gerichtlichen Bedürfnissen nichts zu tun; es fehlen ja jegliche gerichtlichen Termini, dagegen sind die Singvögel und Insekten alle verzeichnet! Poln. und russ. *pruski* „preußisch“, sind nicht erst aus dem lit. *prusiszkas* dass. entlehnt; das poln. ist ebenso alt und unabhängig, wie das lit. selbst; *Pruteni* ist durch einfache Analogie entstanden, denn wie *Ruzi* nach der beliebten mittelalterlich-humanistischen Vermummung zu *Rutheni* wurde (ein oft ganz beliebiger klassischer Name ersetzte den neuen, es wurde Triballer für Serben, Mysier für Bulgaren usw. gesagt), so wurde *P-ruzi* zu *P-rutheni*. Doch will ich diese „Lesefrüchte“ nicht weiter ausdehnen, obwohl ich noch mit einem und dem andern, z. B. mit der Bewertung der Willschen Übersetzung, nicht einverstanden bin und an Leskiens abfälligem Urteil festhalte u. a. m. A. Brückner.

Hesychglossen VII.

ἀλῖναι· ἐπαλεῖψαι

entspricht, wie man längst gesehen, dem lat. *linere,* mit vorgeschlagenem *ἀ-* und Ausdehnung des präsentischen *n* über das ganze Verb; denn *ἀλῖναι* ist *h*-Aorist und steht für *ἀλίν-hαι.* Ebenso steht *κλῖναι* für *κλίν-hαι*; daraus wird im Äolischen *κλίνναι,* in den übrigen Dialekten *κλῖναι* (dorisch, ionisch, attisch), wie aus *ἀμύν-h-αι* äol. *ἀμύνναι,* dor. ion. att. *ἀμῦναι* und aus *κτέν-h-αι* äol. *κτένναι,* dor. *κτῆναι,* ion. att. *κτεῖναι.*

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß die Vokalisation dieser Aoriste mit der gleichlautenden in den Präsentien nicht gleichen Ursprungs ist: in den Aoristen liegt *-νh-*, in den Präsentien *-νj-* zu Grunde. Die Behandlung freilich ist in den Dialekten die gleiche: *κλίνjω* gibt äol. *κλίννω,* dor. ion. att. *κλΐνω*; *ἀμύνjω,* äol. *ἀμύννω,* dor. ion. att. *ἀμΰνω* und *κτένjω* äol. *κτέννω*, ion. att. *κτείνω.* Die ungleiche Entstehung der gleichen Laute im Präsens und Aorist wird sofort deutlich bei den Verben auf *-αίνω*: *φαίνω,* entstanden aus *φάνjω,* behält das *αι* des Präsens in allen Dialekten, aber der Aorist *φάν-h-αι* wird im Äolischen zu *φάνναι*, im Dorischen zu *φᾶναι,* im Ionisch-Attischen zu *φῆναι*; *ἰαίνω* aus *ἰάνjω* in allen Dialekten, dagegen aus *ἰάν-h-αι* im Äolischen *ἰάνναι,* im Dorischen und Attischen *ἰᾶναι,* im Ionischen *ἰῆναι.*

Das Präsens zu *ἀλῖναι* würde *ἀλΐνω* heißen; es entstand aus *ἀλίνjω* und entspricht genau dem lat. *linio,* einer Nebenform zu *lino.* Die Basis zu *ἀλίνω* = lat. *lino* ist *λει-* in *ἄλειφον, ἀλείφω,* lat. Pft. *le-vi, li-vi.*

ἀμέσω· ὠμοπλάται.

Die Glosse enthält zweifellos das Urwort der Indogermanen für die „Schulter“: sskr. *aṃsas,* gr. *ὦμος,* lat. *umerus,* got. *amsa-.* Wohl aber fragt es sich, aus welcher Sprache die Glosse stammt: nicht aus dem Griechischen, denn wie *ὦμος* aus *ὄμhος* zeigt, muß ursprüngliches *s* hinter *m* ebenso wie zwischen Vokalen zu *h* werden. Auch nicht aus einem italischen Dialekte, der das *s* bewahrt. Wie das Wort im Oskischen lauten würde, mag man aus osk. *úpsa* = lat. *opera,* osk. *Niumsis* = lat. *Numerius* entnehmen; auch besitzt das Oskische keinen Dual, ebensowenig das Gotische, das somit auch ausgeschlossen ist, um so mehr

als Hesych keine einzige germanische Glosse hat, während sich viele Glossen mit dem Ethnikon Ἰνδοί finden. Es bleibt also nur als Quelle der Hesychglosse das indische *aṃsa-*, dessen Dual *aṃsāu* bereits im Veda bezeugt ist. Aus der Grundform ὄμhος wird im Äolischen ὄμμος, in allen anderen Dialekten ὦμος. In Theokrits äolisch abgefaßtem Idyll 29 Vs. 29 ist ἐπωμμάδιος mit -μμ- und Fugendehnung von ο zu ω zu lesen.

Die gleiche Behandlung von -μh- zeigen die *h*-Aoriste: γάμ-h-αι (zu γαμέω) = äol. γάμμαι, dor. γᾶμαι, ion. att. γῆμαι; δέμ-h-αι, νέμ-h-αι (von δέμω, νέμω) = äol. δέμμαι, νέμμαι, dor. δῆμαι, νῆμαι, ion. att. δεῖμαι, νεῖμαι.

γελεῖν· λάμπειν, ἀνθεῖν.

γελεῖν hängt aufs engste mit γελᾶν „lachen" zusammen; das Lachen wurde als ein Erglänzen aufgefaßt, wie wir umgekehrt von „lachenden Fluren", „lachendem Himmel" sprechen. Die drei Stämme γελα, γελε und γελο entspringen sämtlich aus einem alten Aorist ἔγελα, 3. Sing. ἔγελε, Imper. γέλον wie ἔχεϝα, 3. Sing. ἔχεϝε, Imp. χέϝον. γέλα ist im äol. γέλα-μι, Part. γέλαις, Fem. γέλαισα noch erhalten. Dazu die Glosse:

γελαρής· γαλήνη. Λάκωνες,

wo γελαρή für γελαρεῖα steht. Von γελά-σ-αι abgeleitet: γέλασμα, ἀγέλαστος; aus γέλα entsteht γάλα, wie aus τελα ταλα, dazu der Nereiden-Name Γαλά-τεια und γαλήνη, äol. γέλαννα. Von γέλε abgeleitet: γελεῖν und Γελέοντες, Name der ersten der vier attischen Phylen [mit einem alten Lesefehler Τ für Γ auch Τελέοντες genannt]. Aus γελε wird γλη, wie aus βελε βλη in βληθῆναι, βλητός, oder wie aus τερε in τέρε-τρον τρη in τρῆ-μα und τρη-τός. Von γλη abgeleitet: γλῆνος „der Augenstern", γλήνη „kleines Mädchen". Von γλη wiederum stammt γλαι in

γλαινοί· τὰ λαμπρύσματα τῶν περικεφαλαιῶν, οἷον ἀστέρες.

γλαι aus γλη wie κναίω aus κνῆν oder πταίω aus πτη- „fallen". γλαινός entspricht genau dem deutschen „klein", urgerm. *klai-ni-*, dessen Grundbedeutung „glänzend" ist, erhalten in ahd. *kleini* „glänzend, sauber", nhd. „Kleinod" und engl. *clean*; der Bedeutungswandel von „glänzend" in „klein" ging über „fein, zierlich, zart". Der Stamm γέλο endlich liegt in dem homerischen γέλος, woraus später γέλως wurde.

γέλλαι· τῖλαι.

γέλλαι ist *ϝέλλαι*, wie spätere Grammatiker durch den Namen „Digamma“ verführt *ϝ* als *γ* auffaßten. *ϝέλλαι* für *ϝέλ-h-αι* ist äolischer *h*-Aorist zu *ϝέλλω* = lat. *vello* „rupfen, zupfen“. Bei den Aoristen auf *-λh-* treten die griechischen Dialekte gerade so auseinander wie bei denen auf *-μh-* und *-νh-*, nur die Äoler verdoppeln das *λ*, während alle andern den Vokal vor *λ* dehnen. Also: von *πάλλω* Aorist äol. *πάλλαι*, dor. *πᾶλαι*, ion. att. *πῆλαι*; von *τίλλω* Aorist äol. *τίλλαι*, dor. ion. att. *τῖλαι*; von *σκύλλω* Aorist äol. *σκύλλαι*, dor. ion. att. *σκῦλαι*; von *ἀγγέλλω* Aorist äol. *ἀγγέλλαι*, dor. *ἀγγῆλαι*, ion. att. *ἀγγεῖλαι*; von *στέλλω* Aorist äol. *στέλλαι*, dor. *στῆλαι*, ion. att. *στεῖλαι*.

Die Glossen *γέλιν· ὁρ(μ)ιάν*, *γέλινθοι· ἐρέβινθοι*, *γελίκη· ἕλιξ*, *γελλίξαι· συνειλῆσαι* zeigen ebenfalls *γ* statt *ϝ* im Anlaut. Wir entnehmen also daraus die Wörter *ϝέλις* „Angelschnur“ [gedreht], *ϝέλινθος* „Erbse“ [hat Wickelranken], *ϝελίκη* „gedreht“, *ϝελλίξαι* „drehen“. Das Wort *ἑλίκη* „Weide“ wurde früher zu lat. *salix* gestellt. Boisacq in Mém. de la soc. de ling. XVI 261 (1910) will *ϝελίκη* schreiben und dies zu engl. *willow* „Weide“ usw. stellen. Vielleicht gab es zwei Wörter für die Weide, *ἑλίκη* = lat. *salix* und *ϝελίκη* = engl. *willow*.

Indem das *e* in *ϝέλλω* zu *i* geschwächt wird, entsteht *ϝίλλω*, att. *ἴλλω* „drehe“, *ἴλλωψ* „Augen verdrehend“; durch Vortritt eines *ε* wird daraus *ἐ-ϝιλε-* in dem attischen *εἱλέω*; so sind also *εἵλλω* und *εἱλέω* aus *ἐϝιλ-* und *ἐϝιλε-* entstanden. Der Asper erklärt sich durch den Übergang von *ϝ* in *h*, das nun an den Anfang trat, wie bei *ἱερός* aus *ἰ-h-ερός*.

γέλουτρον· ἔλυτρον, ἤγουν λέπυρον.

Die Glosse steht für *ϝέλυτρον* und ist einem Dialekte entnommen, der den fünften Vokal nicht *ü*, sondern *u* sprach, also vermutlich dem Lakonischen. Aus *ϝελυ*, lat. *volvo, volutum*, wurde durch Schwächung des stammhaften *ε* in *ι* und Vortritt von *ε*: *ἐ-ϝιλυ*, *εἱλύω*, z. B. in *εἴλυμα* ζ 179.

In der Glosse *γίς· ἱμάς καὶ γῆ. καὶ ἰσχύς* scheiden wir das mittlere Glossem *καὶ γῆ* als undeutbar aus und behandeln die beiden andern getrennt. Also:

γίς· ἱμάς.

γίς steht für *ϝίς*, von einer Basis *ϝει* „viere“, wozu auch ebenfalls mit *γ* für *ϝ*: *γεῖθρον· ἔνδυμα*, *γία· ἄνθη* [Veilchen],

γιτέα· ἰτέα und *γοῖνος· οἶνος*, vergleiche lat. *vieo, viola, vitis, vinea, vinum.*

γίς· ἰσχύς

ist das homerische *ϝίς*, lat. *vis*, Pl. *vires*. Das Adverb *ϝῖφι* „mit Macht“ ist ein *φ*-Kasus von *ϝίς*, wie *ὄχεσ-φι, βίη-φι* usw. Von *ϝῖφι* ist das Adjektiv *ϝίφι-ος* abgeleitet, das ist *ϝῖφι ὅς*, soviel wie *ὅς ϝῖφι*. Vielleicht ist auch *θέσπι-* in *θεσπι-δαὲς πῦρ* gleich *θέοφι* zu denken und die Adjektive *θέσπις, θέσπιος* (mit *π* aus *φ* wegen des vorausgehenden *θ*) unmittelbar davon abzuleiten. Dagegen spricht freilich, daß man in *θέσφατος* an den Silbenanlauten mit *θ*- und *φ*- keinen Anstoß nahm. Auch müßte man dann *θέσπις, θέσπιος* von *θεσπέσιος* trennen, was seine Bedenken hat. Schließlich sei noch bemerkt, daß Solmsen Rhein. Mus. LVI 476 ff. das böotische Wort *ἐπιπατρόφιον* „Vatersname“ ebenfalls von einem Kasus (*ἐπὶ πατρόφι*) abgeleitet hat.

δαρδαίνει· μολύνει.

Die Glosse ist makedonisch, im Anlaut steht *δ* statt *θ* und *θάρδα* entspricht ganz genau einem altgermanischen *dert-: dṛt-* in engl. *dirt* „Schmutz“. Den Makedonen waren die Dardaner höchst verhaßt, sie benutzten ihr Wort *δαρδαίνειν*, sie als Schmutzfinken darzustellen, vgl. meine „Hatt. u. Dan.“ S. 34.

Δαυλίς· ἑορτὴ ἐν Ἄργει, μίμημα τῆς Προίτου πρὸς Ἀκρίσιον μάχης.

Das Wort, dessen ganze Sippe schon KZ. XLIII 135 flüchtig berührt wurde, ist vorgriechisch; es gehören dazu: *Δαυλία* eine illyrische Stadt, *Δαυλίς* die Stadt des thrakischen Königs Tereus und das Ethnikon *Δαύλιος*, dessen Femininum in der Hesychglosse *Δαυλίαν κορώνην· ἀντὶ τοῦ ἀηδόνα. οὕτως δὲ ἀηδὼν ἐλέχθη* enthalten ist, vgl. Stephanus Byz. unter *Δαυλίς· . . . (ὁ πολίτης) λέγεται καὶ Δαύλιος.*[1]) Der Bedeutung des Wortstammes können wir näher treten durch den Vers des Hipponax Fragm. 1 *Ἑρμῆ κυνάγχα, Μῃονιστὶ κανδαῦλα.* Auf das letzte Wort bezieht sich die Hesychglosse *Κανδαύλας· Ἑρμῆς. ἢ Ἡρακλῆς.* Wie bereits Georg Curtius (Höfers Zeitschr. II 220) gesehen hat, ist *κανδαύλας* die Übersetzung von *κυν-άγχα* „Hundswürger“. *καν-* entspricht dem lat. *canis*, *-δαυλα* gehört zu slav.

[1]) Dagegen geht die Glosse *δαῦλον· . . ἡμίφλεκτον ξύλον* auf *δαίω, δεδαυμένος*, ebenso wie *δάβελος· δαλός. Λάκωνες* d. i. *δάϝελος* und att. *δᾱλός* „Feuerbrand“ aus *δαελός*.

daviti „würgen“. Die Mäoner waren im Gegensatz zu den Lydern ein zur phrygisch-thrakischen Gruppe gehörender Stamm, deren Sprachen dem Lituslawischen nahe verwandt waren. Von demselben Stamme wie *δαυ-λα-* ist das phrygische Wort *δάος* „Wolf“ abgeleitet; der Wolf ist der „Würger“, wie er auch im Altnordischen *varg-r* heißt.

Die ältere Lautform des ursprünglich mit idg. *dh-* anlautenden Stammes ist erhalten in den Glossen *Θαύλια· ἑορτὴ ἀχθεῖσα ὑπὸ Κτεάτου. παρ' ὃ καὶ θαυλίζειν λέγειν τοὺς Δωριεῖς* und *Θαῦμος ἢ Θαῖλος. Ἄρης Μακεδόνιος.* Zu ihnen tritt die neue von Hiller von Gärtringen im Hermes XLVI 154 herausgegebene Inschrift *Διὸς Θαυλίου*, die es wahrscheinlich macht, daß in der zweiten — wohl sicher thessalischen — Glosse *Θαύλιος* statt *Θαῦμος* zu lesen ist. Endlich gehört noch dazu der Name *Θαύλων* in *Θαυλωνίδαι· γένος ἰθαγενῶν Ἀθήνησι.* Von Bechtel Hermes XLVI 156 wird *Θαύλων* mit „Töter“ übersetzt und zu got. *dauþ-s,* ahd. *tōt* (got. *diw-ans* „sterblich“ Part. vom starken Verbum *diwan* „sterben“) gestellt; wie das angeführte slaw. *daviti* zeigt, bedeutete got. *diwan* ursprünglich „ersticken“, got. *dau-þu-s* = nhd. *Tod* ist die „Erstickung“, got. *dau-þ-s* „der Erstickte“.

εἶρ(ις)· ἡ ἐκ τοῦ ἡλίου γινομένη ταῖς νεφέλαις χρόα, τὸ καλούμενον τόξον.

Da, wie Bechtel Hermes XLV 156 nachweist, das Wort in dieser Form auch gut attisch ist, so kann das *ει* nicht die spätere Form für *ῑ* in *ἶρις, ϝῖρις* sein. Vielmehr ist *ε* vorgeschlagen, *εἶρις* steht also für *ἔ-ϝιρις*; setzt man diese Form in *Λ* 27 ein, so verschwindet der Anstoß, den die Vernachlässigung des *ϝ* in *ἑκάτερθ' ἴρισσιν* bis jetzt bot. Zu lesen ist (von den *οἶμοι* „Streifen“ auf Agamemnons Panzer):

> *τρῆς ϝεκάτερθ' ἐϝίρισσι ϝεϝοικότες, ἅς τε Κρονίων*
> *ἐν νέφεϊ στήριξε κτλ.*

Ebenso steht *εἰρήνη* für *ἐϝιρήνη* mit Vokalvorschlag *ε*; *ϝιρη-* ist die Zwischenstufe von *ϝερε* und *ϝρη* in *ϝρητός* und *ϝρήτρα* „Vertrag“. *εἰρύω* steht ebenso für *ἐ-ϝιρύω* zu *ϝερυ*, *εἵργω* für *ἐϝίργω*, hom. *ἐέργω*; falls der Vokalvorschlag immer die Schwächung des Stammvokals voraussetzt, müßte *ἐϝίργω* älter sein als hom. *ἐέργω*.

ἐλεγεῖα· τὰ ἐπιτάφια ποιήματα.

Weil poetische Grabschriften meist in der Form der Elegie verfaßt wurden. Die Elegie hat ihren Namen zweifellos von ἔλεγος, zuerst bei Aristophanes Aves 217 von den Liedern der Nachtigall.

Das homerische Beiwort des Todes τανηλεγής, nur in der Wendung μοῖρα τανηλεγέος θανάτοιο, wurde früher durch „langhinstreckend" übersetzt, aber λεγ- ist nicht λεχ-. Friedrich Blaß wollte ἀνηλεγέος lesen aus α priv. und ἀλέγω „sich kümmern", also „unbekümmert", „rücksichtslos", dem Sinne nach sehr passend, wie der Tod ja auch ἀναιδής heißt, aber wo bleibt das anlautende τ? Vielleicht ist in dem -ηλεγής ἔλεγος zu suchen „die Klage", so daß das Wort hieße „Klage anspannend, Klagelied dehnend", etwa wie Schiller in der Braut von Messina sagt: „Durch die Straßen der Städte von Jammer gefolgt schreitet das Unglück" [der Tod ist gemeint]. Bedenken erregt nur das α in ταν, während ε ganz unverfänglich sein würde. Wenn freilich η aus α entstanden ist, so kommen wir mit Blaß auf ἀλέγω „kümmere mich", oder vielmehr mit Bezzenberger BB. IV 358 auf ἄλεγος = ἄλγος, erhalten in ἀλεγεινός aus ἀλεγεσνός. Die Bedeutung wäre dann „Bekümmernis dehnend, langen Kummer bewirkend", für ein Beiwort des Todes nicht unpassend.

Die Ableitung des ἔλεγος von ε-ε-λέγειν läßt sich nicht halten. Man denkt vielleicht besser an ἐλεγαίνω „mutwillig, üppig oder ausgelassen sein", ἀσ-ελγής zusammengesetzt aus ἄση „Sättigung" und ἐλγής, lit. *elgiũ-s* „ich betrage mich".

Die Glosse Ἑλλά· καθέδρα. Λάκωνες. καὶ Διὸς ἱερὸν ἐν Δωδώνῃ zerlegen wir in ihre Bestandteile, also zunächst

ἕλλα· καθέδρα. Λάκωνες.

ἕλλα aus ἕδλα ist ein uraltes Wort, es deckt sich völlig mit dem lat. *sella* aus *sedla* und bis auf das Geschlecht mit got. *sitl-s*, ahd. *sezzal*, nhd. „Sessel". Ursprünglich gemeingriechisch, blieb es später bei den Lakonen im Gebrauch, die es bis in späte Zeit bewahrt haben, wie die Glosse

κασέ(λλ)α· καθέδρα

beweist für καθέλλα mit dem neulakonischen σ für θ, das erst um 200 v. Chr. eingerissen ist.

Ἕλλα· . . καὶ Διὸς ἱερὸν ἐν Δωδώνῃ,

als Sitz oder Thron des Gottes benannt. Auch Dodona selbst wurde nach diesem seinem Heiligtum „Hella" genannt.

Ἑλλάς· πόλις ἐν Θεσσαλίᾳ. καὶ τὸ ἔθνος. ἡ Ἀχαΐα. καὶ ἡ αὐτόθεν γυνή.

Ursprünglich hieß Dodona und seine Umgebung „Ἑλλάς“, der Name wurde dann nach Südthessalien übertragen, wo ja auch der Schiffskatalog *B* 684 bereits „Hellenen“ kennt: die Mannen Achills heißen *Μυρμιδόνες καλέοντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.* Wie die Namen Ἑλλάς und Ἕλληνες sich von Dodona aus zur Bezeichnung der ganzen Nation entwickelt haben, kann hier nicht verfolgt werden.

Ἑλλοί· Ἕλληνες οἱ ἐν Δωδώνῃ, καὶ οἱ ἱερεῖς.

Hieraus ersehen wir, daß die alten Bewohner von Hella-Dodona Ἕλλανες und Ἑλλοί genannt wurden. Daß die Zeuspriester von Dodona Ἑλλοί hießen, wußten wir schon aus *Π* 234, wo es heißt: *ἀμφὶ δέ σ' Ἑλλοὶ σοὶ ναίουσ' ὑποφῆται κτλ.* Die verkehrte Lesung *ἀμφὶ δὲ Σελλοὶ* verdient kaum eine Bemerkung. Ἑλλός ist von Ἕλλα nach einer sehr alten Weise gebildet, ebenso Ἴθακος schon in der Odyssee „Gründer“ und später auch „Bewohner von Ithaka“, ebenso Ἀλεός „Bürger von Alea in Arkadien“, Κραναός von Κρανάη, *Κραναὰ πόλις* „Athen“. Die Betonung Ἑλλά kann als Fem. zu Ἑλλός nur die Dodonäerin bezeichnen.

Ἑλλοπιῆες· οἱ νῦν Ὠρεῖται, παρὰ Χαλκιδεῦσιν.

Nach Callim. Del. 20 hießen so die Bewohner eines Gaues Ἑλλοπίη im Norden von Euböa. Ursprünglich hieß die Landschaft um Dodona Ἑλλοπία nach dem Hesiodischen Eöenfragment (Frag. 134 ed. Rzach)

ἔστι τις Ἑλλοπίη, πολυλήϊος ἠδ' εὐλείμων, . . .
ἔνθα δὲ Δωδώνη τις ἐπ' ἐσχατιῇ πεπόλισται.

Danach lag Dodona am Rande der von den Hellopern bewohnten und nach ihnen benannten Landschaft Hellopia. Alle Gebiete und Orte des Namens erwähnt Stephanus u. d. W. *Ἑλλοπία· χωρίον Εὐβοίας, καὶ αὐτὴ ἡ νῆσος, ἀπὸ Ἔλλοπος τοῦ Ἴωνος* [weil Euböa später ionisch war]. *τὸ ἐθνικὸν Ἑλλοπιεύς. ἐλέγετο καὶ ἡ περὶ Δωδώνην χώρα Ἑλλοπία, ἧς οἱ οἰκήτορες Ἑλλοί . . . ἔστι καὶ πόλις περὶ Δολοπίαν, καὶ χώρα περὶ Θεσπιάς.* Dazu noch das folgende *Ἑλλόπιον· πόλις Αἰτωλίας. Πολύβιος ια'. τὸ ἐθνικὸν Ἑλλοπιεύς.* Die Namenreihe ἕλλα und Ἕλλα, Ἑλλός und Ἕλλοψ, Ἑλλάς und Ἕλλην läßt uns genau den Punkt erkennen, von dem der Hellenenname ausging, nämlich von dem Heiligtume des Zeus zu Dodona. Die Stationen zu

verfolgen, welche der Name von da ab durchlief bis zu den *Πανέλληνες* des Archilochos, ist Sache des Historikers. Wie Stephanus zeigt, schrieb man den Namen der Helloper später meist ohne Hauch, vermutlich weil der Name dem alten Epos entnommen war. Dadurch fiel er mit einem Worte ganz anderer Entstehung äußerlich zusammen, nämlich einem Beiworte der Fische im Hesiodischen Schild d. H. 212 in dem Versausgange *ἔλλοπας ἰχθῦς*. In der hierauf bezüglichen Hesychglosse

ἔλλοπες

wird das Wort zweifach erklärt. Da die Fische stumm sind, suchte man diesen Sinn in dem dunklen Worte und daher die Erklärung *ἐλλιπόντες τῆς ὀπός, τουτέστιν ἄφθογγοι, ἄφωνοι*. Da man jedoch einsehen mußte, daß *ἔλλοψ* nicht aus *ἔλλιποψ* entstanden sein kann, verfiel man auf die Idee, daß schon *ἔλλος* „stumm“ heißen müßte, und daher lesen wir unter Hesychs *ἐλλόν* die Erklärung *ἄφωνον*; natürlich wertlos, weil nur ad hoc erdacht. Dagegen trifft das Richtige die hinter *Ἐλλοπιεῖς* verschlagene, aber zu *ἔλλοπες* gehörende Erklärung *καὶ οἱ λεπιδωτοί*; denn *ἐλλοπ-* steht für *ἐν-λοπ-* und *λοπ-* gehört zu *λεπίς* „Schuppe“. Ebenso heißen die Hülsenfrüchte *ἔλλοβοι καρποί*, weil sie *ἐν λοβοῖς* „in Hülsen oder Schoten“ stecken, und die Ohrringe (*ἐνώτια*) *ἐλλόβια*, weil sie *ἐν λοβοῖς* „in den Ohrläppchen“ stecken. Wie *ἔλλοψ* sind die *ἐλλόπιδας* [Akk. Pl.]. *ἡ λέξις παρὰ Κρατίνῳ* [dem Komiker] zu deuten, entstanden aus *ἐν* und *λοπίς*, im Nachton gleich *λεπίς*. Das Glossem ist freilich etwas konfus: *λέγει κοινῶς τοὺς νεβροὺς καὶ τοὺς στρουθούς· ἢ νεοττοὺς ὄφεως ἀπὸ τοῦ ἄλλεσθαι*.

ἐρετή· ἐπιθυμητή.

Offenbar soviel als *ἐρατή* „die Geliebte, Begehrte“. Mit dieser Glosse hat Bechtel den arkadischen Frauennamen *Ἐρεμένα* Sammlung 1227 (besser *Ἐρεμενά* zu betonen) zusammengestellt. Joh. Schmidt wollte in KZ. XXXII 366 *ἐρε* durch Angleichung der Vokale aus *ἐρα* erklären, aber ein Stamm *ἐρε* wird schon durch *ἔρος* gefordert. Oben fanden wir neben *γελα* den Stamm *γελε* in *γελεῖν* und *γελο* in *γέλος*; ganz ebenso liegen neben *ερα* die Stämme *ἐρε* und *ἐρο* in *ἔρος*. Auch hier liegt der Grund für den Dreiklang *α, ε, ο* in der alten Flexion des Aoristes, z. B. *ἔχεϝα*, 3. Sing. *ἔχεϝε*, Imperativ *χέϝον*, und ebenso im *h*-Aorist, z. B. von *μένω* : *ἔμεν-h-α*, 3. Sing. *ἔμεν-h-ε* und Imper.

μέν-h-ον (daraus *ἔμεινα, ἔμεινε, μεῖνον*), nicht minder im *s*-Aorist, z. B. *ἔδειξα,* 3. Sing. *ἔδειξε,* Imper. *δεῖξον.*

Ἑρμιόνη· καὶ ἡ Δημήτηρ καὶ ἡ Κόρη ἐν Συρακούσαις.

Ἑρμιόνη ist das Eponym der Stadt *Ἑρμιών,* der Dryoperstadt in Argolis. Hier wurden Demeter und Kore neben dem Hades, der dort *Κλύμενος* hieß, mit besonderem Eifer verehrt. Wenn nun in Syrakus die beiden Göttinnen als die Patrone von Hermion unter dem Namen Hermione verehrt wurden, so bedeutet das, daß dort der Kult der Demeter und Kore nach dem Ritus von Hermion ausgeübt wurde. Ob dies auf einer Zuwanderung von Dryopern aus Hermion oder auf bloßer Kultübertragung beruhte, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Die Heroine Hermione wird uns noch später unter *Ὑδρία* begegnen.

θητόν· βωμόν.

Das Wort ist wie *θημών* und *θωμός* „Haufe" eigentlich „Aufsatz, Aufgesetztes", vgl. *-θετον* in *ἀκμό-θετον* „Amboßgestell", von *θη* „setzen, stellen, legen" abzuleiten. Es knüpft sich daran ein gewisses Interesse, weil wir von *θητός* den Namen des Ortes *Θητώνιον* in Thessalien ableiten können, mit dem Ausgang *-ωνιο,* der für besonders äolisch gilt. Bei Stephanus heißt der Ort *Θηγώνιον· πόλις Θεσσαλίας. Ἑλλάνικος πρώτῃ Δευκαλιωνείας. τὸ ἐθνικὸν Θηγώνιος.* Daß hier wie so oft *Τ* und *Γ* verwechselt sind, wurde durch die thessalische Sotairos-Inschrift bewiesen (Solmsen Inscr. Gr. no. 11, in Z. 2 *Θε̄τόνιοι*), die auch sonst sprachlich hoch bedeutsam ist. Wir lesen in ihr den Genitiv *Ὀρέσταο,* ganz wie bei Homer *α* 40 *ἐκ γὰρ Ὀρέσταο τίσις ἔσσεται Ἀτρεΐδαο.* Ferner findet sich in dieser Inschrift und nur hier der homerische Genitiv *hυῖος* zu *υἱύς.* Die Flexion dieses später *υἱός* genannten Wortes beruht im alten Epos auf den beiden Stämmen: *υἱυ- = υἱϝ-* und *υἱεϝ-.*

Vom ersten Stamme kommen: Sg. N. *υἱύς,* G. *υἶϝος,* D. *υἶϝι,* A. *υἱύν* und *υἶϝα,* V. *υἱύ,* Du. N. u. A. *υἶϝε,* Pl. N. *υἶϝες,* G. *υἱϝῶν,* Dat. *υἱάσι?* A. *υἶϝας,* V. *υἶϝες.* Vom Stamme *υἱέϝ-*: Sing. N. —, G. *υἱέϝος,* D. *υἱέϝι,* A. *υἱέϝα,* V. —, Du. N. A. *υἱέϝε,* Pl. N. *υἱέϝες,* G. —, D. *υἱεῦσι?*, A. *υἱέϝας,* V. *υἱέϝες.* Für *ὑέ* z. B. in *Ἕκτωρ ὑὲ Πριάμοιο Η* 47 könnte man bei der veränderten Lage des Versiktus *ὑ(ι)ύ* setzen. Die Dative Pl. *υἱάσι* und *υἱεῦσι* sind nicht ganz sicher. Ersteres vielleicht dem nachhomerischen *θυγατράσι* nachgebildet. Für

υἱοῖσι könnte man *υἱεῦσι* einsetzen. Die später geläufige Form *υἱός* entstand durch die Abneigung gegen die Lautfolge *υ-υ*, fast einzig erhalten in *γλυκύς*. Gewöhnlich tritt für *υ-υ ο-υ* ein, wie in *κόκκυξ* „Kuckuck". Da aber *οἰύς* sich allzusehr von der Grundform entfernt haben würde, so beliebte man in diesem Fall statt der Lautfolge *ο-υ* die Lautfolge *υ-ο* einzusetzen.

κέρκαφα· ἐγγύη.

Diese Glosse ist allerdings dunkel, aber, wie es scheint, hängt sie zusammen mit *Κέρκαφος*, dem Namen eines Sohnes des Helios und der Rhodos oder der Kydippe, vgl. Stephanus Byz. unter *Λίνδος*. Steht *Κερκ-* in *Κέρκαφος* vielleicht für *Κιρκ-* und hängt der Name mit *Κίρκη* zusammen?

κίρκοι· κρίκοι. ἁρπάγαι. καὶ πάντα τὰ ἐπικαμπῆ κίρκοι λέγονται.
κίρκος· κρίκος. ἱέραξ. κωπηλάτης. καὶ τῆς αἰγείρου ἡ βλάστησ(ις).

Wir zerlegen beide Glossen wieder nach den Bedeutungen. Also zunächst:

κίρκος· ἱέραξ.

κίρκος „Habicht oder Falke", schon bei Homer vorkommend, wird bei Passow auf *κίρκος* = lat. *circus* bezogen und als „der Kreisende" gedeutet. Dem widersprechen schon die Homerstellen, wo *κίρκος* der schnellste aller Vögel genannt wird, der im raschen Fluge der Taube nachjagt, also jedenfalls keine Kreise beschreibt. Besser bleiben wir bei der anderen Deutung „der Kreischer" und stellen das Wort zu *Π* 470 *κρίκε δὲ ζυγόν* [1]) „das Joch knirschte" und lit. *kirkiù, kir̃kti* „kreischen", ein Schallwort, wozu lit. *kirklỹs* „Kreischer" gehört. *κρικεῖν* ist Aorist zu *κερκ- κρεκ-*, und so gehören zu *κίρκος* die Vogelnamen:

κέρκνος· ἱέραξ. ἢ ἀλεκτρυών,
κέρκαξ· ἱέραξ,
κερκάς· κρὲξ τὸ ὄρνεον,
κερκίς· . . . καὶ εἶδος ὄρνιθος,

weiterhin dann noch *κέρκα· ἀκρίς*, vgl. altbulg. *krečetŭ* „Heuschrecke". Sonach wird der Habicht ganz sachgemäß von seinem gellenden Schrei benannt sein.

Es gibt allerdings noch eine dritte Möglichkeit, den Namen *κίρκος* zu deuten. Wenn es nämlich unter *κίρκοι* heißt, daß

---

[1]) Auf diese Homerstelle bezieht sich die Glosse *κρίκεν*, ganz richtig durch *ἐψόφησεν, ἔτρισεν* erklärt.



alles Gebogene so genannt wurde, so könnte man denken, daß der κίρκος von seinen krummen Fängen — freilich mit verkürztem Ausdruck — benannt sei. Hierfür läßt sich γαμψοὶ οἰωνοί „Raubvögel mit gekrümmten Krallen“ bei Aristophanes Wolken 337 anführen. Da doch die Vögel nicht krumm waren, so ist γαμψός offenbar aus homer.-att. γαμψῶνυξ „krummkrallig“ verkürzt. Ferner spricht möglicherweise hierfür das spätlateinische *falco,* unser Falke, von *falx* „die Sichel“, mit der schon von Festus p. 63 (ed. Thewrewk de Ponor) angenommenen Übertragung: „*falcones* dicuntur, quorum digiti pollices in pedibus intro sunt curvati, a similitudine falcis“. Die Bedeutungen „Sichel“ und „Falke“ vereinigt in sich auch ἅρπη. In der Ilias *T* 350 schwingt sich Athene vom Himmel herab ἅρπῃ εἰκυῖα τανυπτέρυγι λιγυφώνῳ, dazu die Hesychglosse ἅρπη· εἶδος ὀρνέου. καὶ δρέπανον. ἢ ἄνεμον. ἢ ἰκτῖνον Κρῆτες (die Erklärung „ἄνεμον“ bezieht sich auf den Anklang an ἅρπυιαι· αἱ τῶν ἀνέμων συστροφαί, θύελλαι). Die Bedeutung δρέπανον hat ἅρπη in Hesiods Theogonie 175 ἅρπην καρχαρόδοντα: das ist die Sichel, mit der Kronos den Uranos entmannt. Das Wort ἅρπη [ein η-Stamm wie ἄρη „Unheil“, entnommen aus ἀρη-μένος „beschädigt, versehrt“ u. a.] hieß also ursprünglich „Sichel“ und bezeichnete zugleich den Weih im kretischen Dialekt. Dies ist von Bedeutung für die Bestimmung des Ursprungs der Einlage *T* 340—355. Wahrscheinlich war das Wort auch in der Bedeutung „Sichel“ kretisch und die ganze Kronoslegende kretischen Ursprungs. Jedenfalls verhält sich ἅρπη „der Weih“ zu ἅρπη „Sichel“ wie lat. *falco* „der Falke“ zu *falx* „die Sichel“.

κίρκος· κρίκος.

κρίκος kommt schon bei Homer *Ω* 272 (ἐπὶ δὲ κρίκον ἕστορι βάλλον) als Ring am Pferdegeschirr vor, später auch als Ring am Segel und Tauwerk. κρίκος verhält sich zu κίρκος, lat. *circus* wie κρίκε „kreischte“ (s. o.) zu lit. *kir̃kti.* An der ursprünglichen Identität der Wörter kann nicht wohl gezweifelt werden. Beide werden als alte Aoristbildung auf eine gemeinsame Grundform κερεκ- zurückzuführen sein.

κίρκος· τῆς αἰγείρου ἡ βλάστησ(ις),

„der Sproß der Schwarzpappel“. In dieser Bedeutung gehört κίρκος nicht zu den Wörtern, die auf die Nebenform κίρκος zu κρίκος zurückgehen. Verwandt ist vielmehr die Glosse

κερκίς· ἡ τῆς πίτυος κορυφή, ἢ αἴγειρος.

Wahrscheinlich ist auch *κέρκος* „Schwanz“ ursprünglich „die Spitze“.

κίρκος· κωπηλάτης.

Die gewöhnliche Bedeutung von *κωπηλάτης* „Ruderer“ paßt hier nicht, dagegen führt uns die Glosse *κωπηλάται· οἱ ταῖς κώπαις περιστρέφοντες τὸ πλοῖον* zum Ziel. Man nannte also die Schiffer, die das Schiff „umdrehten“, *κίρκοι,* weil das Manöver einen Bogen beschrieb.

κίρκοι· ἁρπάγαι.

ἁρπάγη heißt der Haken, insbesondere der, mit dem man den Brunneneimer heraufzog. In der zweiten Bedeutung „Harke“ ist das Wort als *harpago* ins Lateinische übergegangen, steckt auch vielleicht in unserer „Harke“.

κίρκοι· καὶ πάντα τὰ ἐπικαμπῆ κίρκοι λέγονται.

Damit ist der Schlüssel zu allen Bedeutungen des Wortes *κίρκος* gegeben. Es gab also in den griechischen Dialekten neben *κρίκος* ein Wort *κίρκος,* das sich zwar lautlich mit lat. *circus* deckt, aber nicht daraus entlehnt ist. *Circus* ist der geschlossene Kreis, *κίρκος* dagegen auch der offene Ring oder Haken. Der Dialekt, in dem *κίρκος* vorkam, ist wahrscheinlich der dorische, wo es auch *καρτερός* neben *κρατερός* gibt, jedenfalls nicht der äolische. Auf *κίρκος* „Ring, Bogen“ geht auch der Name der Göttin Kirke zurück. Ihr Wesen wird auch durch ihren Wohnort Aia mitbestimmt. Das vieldeutige Wort heißt ursprünglich „Bewegung, Gang, Bahn“. Als mythisches Gebiet liegt Aia im fernen Osten, ursprünglich *ἐν περάτῃ.* Aietes, der Bruder der Kirke, ist einfach nach seinem Herrschaftsgebiet Aia benannt. *Κίρκη Αἰαίη* ist die Göttin der „Ring-“ oder vielmehr „Halbkreisbahn“, die Eos und Helios im Laufe des Jahres durchmessen; daher heißt sie Tochter des Helios. Auch mit Eos ist sie nahe verwandt, wie diese ist sie unbeständig und buhlerisch, eine Vorstellung, die in dem ortwechselnden Aufgang der Eos ihren Grund hat. Als Herrin des Tierkreises ist sie in der Odyssee *κ* 212 von verzauberten Tieren umgeben, Löwen, Schweinen und Wölfen. Der Löwe ist das alte bekannte Symbol der Sommerhitze, *ὗς* klingt an an *ὕει* „es regnet“ und deutet auf die Regenzeit, den Winter, endlich

λύκος „Wolf“ ist ein Wortspiel mit λύκη „Dämmerung“, z. B. λυκόφως „Dämmerung“, und noch deutlicher in λυκάβας, einer alten Bezeichnung des Jahres, von den Alten regelmäßig als „Wolfsgang“ verstanden. Als Herrin des Jahres wird sie bedient von den Horen, den Genien der vier Jahreszeiten; denn diese sind unter den vier Mägden zu verstehen, die nach Odyssee κ 348 ff. die Kirke dienend umgeben. Ihren eigentlichen Charakter als Horen lassen die Ämter noch deutlich erkennen, die sie im Hause der Kirke verwalten. Die erste belegt die Sitze mit Decken und Polstern, wie der Frühling die Erde, das ἕδος πάντων, mit Gras und Blumen bekleidet. Die zweite stellt die Eßtische hin und setzt die Brotkörbe darauf, wie der Sommer das Brotkorn für die σῖτον ἔδοντες, die Menschen, hervorbringt. Die dritte waltet des Weines und verteilt die Becher: die Weinernte fällt in den Herbst. Die vierte endlich trägt Wasser herbei und besorgt das Bad, damit ist die winterliche Regenzeit gemeint. Die Verse 350—1, die schon durch die sprachwidrigen Formen in ἔκ τε κρηνέων ἀπό τ' ἀλσέων verurteilt sind, beweisen nur, daß der Einleger von der alten Bedeutung der vier Dienerinnen keine Ahnung mehr hatte.

κρίκα· κρίκον.

κρίκα ist ein metaplastischer Akkusativ zu κρίκος, wie πῦγα zu πυγή, στίχα zu στίχος u. a. Falls ἕστωρ in Ω 272 mit ϝ anlautet, ist κρίκα statt κρίκον einzusetzen und die Stelle also zu lesen κρίκα ϝέστορι βάλλον. Prellwitz Etym. Wtb. der griech. Spr. 160 stellt ἕστωρ und ἕσμα nach älterem Vorgange zu ἕζω, ἕζομαι.

κρικάδεια· τὸ ἐναλλάξαι τοὺς δακτύλους.

Die Bildung des Wortes ist ganz dieselbe wie in λοφάδεια· αὐχήν. οἷον κατὰ τοῦ αὐχένος. Diese Glosse bezieht sich auf κ 169, wo Odysseus den Hirsch καταλοφάδεια — so liest man jetzt durchgängig — auf dem Nacken fortträgt. Wie man aus dem Glossem κατὰ τοῦ αὐχένος ersieht, wurden vom Glossator oder seiner Quelle beide Worte getrennt gelesen.

κρίκος· κίρκος, ἔνθα ἡ κώπη εἰσέρχεται.

Die Glosse bestätigt die Identität von κρίκος und κίρκος und bezieht sich zunächst auf κίρκος· κωπηλάτης s. oben S. 347.

Λίβυς τε ἀηδών· αἱ γὰρ ἐν Καρχηδόνι γυναῖκες τὰ ἴδια τέκνα κατά τι νόμιμον ἐσφαγίαζον Κρόνῳ. τινὲς δὲ τὴν ἐρημίαν ἀπέδοσαν. οὐ καλῶς.

Die Glosse bezieht sich zunächst auf eine attische Sage. Ἀηδών, die später in eine Nachtigall verwandelte Gattin des Tereus, brachte in einem Anfall der Eifersucht ihren eigenen Sohn Itys oder Itylos um. Mit Bezug auf diese hatte irgend ein Dichter das karthagische Weib, das sein Kind dem Kronos-Moloch opferte, als libysche Aedon bezeichnet. Für die karthagische Religion ist die Stelle nicht ohne Bedeutung: sie zeigt, daß der grausige Molochdienst auch in Karthago im Schwange war. Wahrscheinlich stammt die Stelle aus einer neueren Tragödie voll abstruser mythologischer Gelehrsamkeit, einem würdigen Gegenstück zur Alexandra des Lykophron. Die zweite Hälfte des Glossems (τινὲς δέ κτλ.) bleibt dunkel: wie man in der libyschen Nachtigall eine Anspielung auf die libysche Wüste wittern konnte, ist durchaus unerfindlich. Weisen wir also diese Erklärung mit den Worten des Glossators οὐ καλῶς ab.

λοφάδεια.

Die Glosse wurde in der Bedeutung αὐχήν. οἷον κατὰ τοῦ αὐχένος und in ihrer Beziehung auf κ 169 schon oben behandelt. Weiter heißt es: ἢ χωρίον, ὃ καλοῦσι Λίβυσσα. Libyssa ist nach Steph. Byz.: φρούριον Βιθυνίας ἐπιθαλάσσιον, ὡς πολυίστωρ Ἀλέξανδρος. Dieser Ort hatte also den Beinamen oder zweiten Namen Λοφάδεια, der wohl als αὐχήν zu deuten ist.

οὐδραία· ὑδρία. μέτρον τι, Ἀττικοῦ μετρητοῦ ἥμισυ.

Das Wort stammt aus einem Dialekt, in dem der fünfte Vokal den Lautwert *u*, nicht *ü* hatte; es ist vermutlich lakonisch, könnte freilich auch makedonisch sein, vgl. ἀδραιά· αἰθρία. Μακεδόνες. Das Wort gehört zu den Bezeichnungen von Maßen nach dem Inhalt von Gefäßen, die zwar nicht geeicht waren, aber doch immer so ziemlich von gleicher Größe angefertigt wurden, wie in Mecklenburg das Volk das Quartier [gleich Liter] früher „Pott" nannte. Der Ausgang -αιο- ist wohl, wenn er nicht von α-Stämmen abgeleitet ist, wie z. B. τριταῖος von τρίτη sc. ἡμέρα, ein altes zum Suffix herabgesunkenes Nomen, das „gehend, Gang" bedeutete. So ist Πτολεμαῖος nicht von hom. πολεμήιος zu trennen.

Wer an der falschen Lesung *ἀμφὶ δὲ Σελλοί Π* 234 festhält, macht dadurch die alten Zeuspriester von Dodona zu affektierten Lisplern, denn

σελλίζεσθαι· ψελλίζεσθαι. τινὲς δὲ σελλίζει· ἀλαζονεύει.

Also ist *σελλός* soviel als *ψελλός· ὁ τὸ σίγμα παχύτερον λέγων.* Der *ψελλός* muß etwa für *σῶμα ψῶμα* oder vielmehr *φσῶμα* gesprochen haben. Wenn nun zur Bezeichnung dieser Aussprache auch *σελλός, σελλίζειν* gebraucht wurde, so ist das anlautende *σ* als *σσ* zu denken, also etwa wie die Westfalen „ßingen und ßagen", freilich ohne Affektation, während der *σελλίζων* mit seiner Aussprache des *σ* prahlt. Also *σσελλός* wird aus *σσελλαλός* entstanden sein.

Die homerischen *Σελλοί* (für *σ' Ἑλλοί*) verdanken ihre Existenz lediglich einem Mißverständnis: in dem Grundtexte, der die Worte noch nicht voneinander absetzte, stand ungetrenntes *ΣΕΛΛΟΙ.* In gleicher Weise gab das Fehlen der Worttrennung auch an andern Stellen des Homer den Alexandrinern Veranlassung zu einer verschiedenen Auffassung der Überlieferung. So liest man *γ* 10 mit allen Handschriften:

οἱ δ' ἰθὺς κατάγοντο ἰδ' ἱστία νηὸς ἐΐσης,

aber *Ἀρίσταρχος* „*κάταγον*", *εἶτα* „*τοὶ δ' ἱστία*". Also wurden dieselben ungetrennten Zeichen *ΝΤΟΙΔ* meist in *-ντο ἰδ-*, dagegen von Aristarch in *-ν τοὶ δ'* zerlegt. Ebenso sind die Zeichen *ΕΔΕ* in *ε* 391 (= *μ* 168):

. . . ἄνεμος μὲν ἐπαύσατο ΕΔΕ γαλήνη
ἔπλετο νηνεμίη . . .

von einigen als *ἠδὲ* „und", von Aristarch dagegen richtig als *ἡ δὲ* gelesen: „Da entstand windlose Meeresstille", nach der bekannten Verwendung des Demonstrativs wie in *λ* 225: *νῶϊ μὲν ὥς ἐπέεσσιν ἀμειβόμεθ', αἱ δὲ γυναῖκες ἤλυθον* „da kamen die Frauen".

Aristarch hatte mit der Lesung in *γ* 10 *κάταγον τοὶ δ'* zweifellos recht, schon weil er dadurch *ἰδέ* „und" aus der Telemachie entfernte; *ἰδέ* ist bloß kyprisch und ist deshalb nur in den Partien der homerischen Gedichte zu dulden, die in Kypros entstanden sind, oder in den Einlagen von alles kopierenden Spätlingen, wie z. B. im Schiffskatalog. Demnach ist *ἰδέ* auch in *Ω* 643 (der Arbeit des Fortsetzers):

ἦ ῥ', Ἀχιλεὺς δ' ἑτάροισιν ἰδὲ δμωῇσι κέλευσε

nicht am Platze; wie es zu entfernen und wie der Vers zu lesen ist, zeigt die Nachbildung eines späteren Rhapsoden *ο* 93:

αὐτίκ' ἄρ' ἣ ἀλόχῳ ἠδὲ δμωῇσι κέλευσε,

folglich ist auch der Vers *Ω* 643 richtig zu lesen:

ἦ ῥ', Ἀχιλεὺς δ' ἑτάροισ' ἠδὲ δμωῇσι κέλευσε.

Den Anlaß zur Einschwärzung von ἰδέ gab vermutlich die volle Schreibung ἑτάροισι.

In *A* 411 γνῷι δὲ καὶ Ἀτρείδης ist der kontrahierte Konjunktiv nicht zu dulden, da die Stelle dem ältesten Bestande der Ilias angehört. Wie für γνῷι zu schreiben, zeigt die Nachbildung in *Ω* 688: γνώῃ σ' Ἀτρείδης. Danach ist in *A* 411 zu schreiben γνώῃ δ' Ἀτρείδης. Καί ist bloß hinzugefügt, um dem Verse aufzuhelfen, nachdem einmal die jüngere Form γνῷι eingerissen war, im Grunde sogar unpassend, weil Achill nur Agamemnon im Auge haben kann. Vielleicht wirkte auch die Erinnerung an *A* 302 ἵνα γνώωσι καὶ οἵδε, wodurch jedenfalls auch die zweite Hälfte von *Ω* 688 γνώωσι καὶ ἄλλοι Ἀχαιοί beeinflußt worden ist.

Ein hübsches Beispiel für verschiedene Lesung ungetrennt geschriebener Laute gibt auch *B* 585, wo neben der richtigen Lesung ἠδ' Οἴτυλον ἀμφενέμοντο andere ἠδ' οἳ Τύλον ἀμφενέμοντο lasen, vgl. KZ. XLIV 146.

Ὑδρ(ί)α· νῆσος εὐτελὴς Δολόπων.

Hydria ist die der Südostküste von Argolis vorgelagerte Insel, heutzutage Hydra genannt, deren Bewohner, die Hydrioten, als die geschicktesten und kühnsten Seeleute Griechenlands bekannt sind und durch ihre Opfer an Gut und Blut im griechischen Befreiungskampf sich hohen Ruhm erworben haben. Die Insel heißt bei Herodot III 59 Ὑδρέη, bei Stephanus Ὑδρέα, der Einwohner Ὑδρεάτης. Sonach haben wir hier die doppelten Formen Ὑδρία, Ὑδριώτας und Ὑδρέα, Ὑδρεάτας. Hierzu gewinnen wir eine schlagende Parallele, wenn wir die beiden nachstehenden Zitate miteinander verbinden: Ἀσιώτας· Ἀσία ἔστι κώμη Ἀρκαδίας, ὅθεν Ἀλφειὸς δοκεῖ τὰς πηγὰς ἔχειν Hesych und Ἀσέα· κώμη τῆς Ἀρκαδίας, ἀφ' ἧς ὁ Ἀλφειὸς ῥέει, ὃς καὶ Ἀσεάτης λέγεται. καὶ ὁ κωμήτης ὁμοίως Steph. Byz. Zweifellos waren die Form Ὑδρία, Ὑδριώτας und Ἀσία, Ἀσιώτας die dorischen [insbesondere lakonischen], während Ὑδρέα, Ὑδρεάτας und Ἀσέα, Ἀσεάτας zu den vordorischen, altachäischen Namen gehören, die im Peloponnes so ungemein häufig sind, vgl. z. B. Τεγέα, Τεγεάτας, Τενέα, Τενεάτας und viele andere. Wie treffend das Beiwort εὐτελής „geringwertig“ ist, zeigt die Schilderung

bei Bursian: „Die Insel besteht aus einem von Südwest nach Nordost streichenden Bergzuge, der fast überall den nackten Fels zeigt oder mit unfruchtbarem, alles Anbaues spottendem Geröll bedeckt, daher größtenteils ganz baumlos ist; nur im westlichen Teil findet sich eine etwas fruchtbarere Strecke". Die Insel war ursprünglich im Besitz der Hermioneer. Diesen nahmen sie die Samier und übergaben sie den Troizeniern. Auf diesen Besitzwechsel bezieht sich Stephanus Byz. mit den Worten **Ὑδρέα· νῆσος πρὸς τῇ Τροιζῆνι.** Einen weiteren Blick in die Vorgeschichte der Insel gestatten uns in dem angeführten Glosseme des Hesych die Worte: **νῆσος Δολόπων.** Die Doloper bewohnten von je her die südlichen Ausläufer des Pindos (vgl. Bursian GG. 86 ff.), ein rauhes von Zuflüssen des Acheloos durchfurchtes Bergland, das, nur für Viehzucht geeignet, Ackerbau und Städtegründung ausschloß. Wenn wir die Sagen beachten, so stand die Dolopia schon in alter Zeit mit den angrenzenden Achäern in Phthia und deren Beherrschern, den Aiakiden, in enger Verbindung. In der Presbeia, die zwar erst später in die Ilias eingelegt ist, aber auf gute und alte Quellen zurückgeht, nimmt Peleus den aus Phoinike in Epeiros geflüchteten Phoinix an seinem Hofe auf und, wie Phoinix selber ***I*** 483 f. berichtet, **πολὺν δέ μοι ὤπασε λαόν· ναῖον δ' ἐσχατιὴν Φθίης Δολόπεσσιν ἀνάσσων.** Ohne Zweifel ist unter dem Volk, das Peleus dem Phoinix zuteilte, das der Doloper zu verstehen; die Dolopia gehörte, wenn auch als Grenzgebiet, doch zu Phthia und war ein Lehnfürstentum der Aiakiden. Dieser Phoinix übernahm als getreuer Vasall, wie in ***I*** weitläufig berichtet wird, die Pflege und Erziehung des Achill, des Sohnes seines Lehnsherrn, ob am Hofe des Peleus oder in der Dolopia, geht aus der Erzählung nicht hervor.

Auch bei der Besetzung von Skyros erscheinen die Doloper als Vasallen der Aiakiden. Nicht Phoinix, der Doloper-Fürst, sondern Achill, des Phoinix Pflegesohn und, wie sein Vater Peleus, Lehnsherr der Doloper, erobert die Insel und übergibt sie, wie wir annehmen müssen, den Dolopern seines Gefolges. Denn nicht die Myrmidonen, sondern die Doloper erscheinen fortan als Herren von Skyros.

Auf Skyros erzeugte auch Achill den Neoptolemos, **Σκῦρον ἑλὼν αἰπεῖαν Ἐνυῆος πτολίεθρον** (***I*** 668), auf Skyros weilte Neoptolemos, bis er vor Troja berufen wurde, um dort das Werk des Vaters zu vollenden. So wurde schon in der Kleinen Ilias des Lesches von Lesbos erzählt nach der Inhaltsangabe des Proklos (Kinkel Epic. Graec. Fragm. S. 36): **Νεοπτόλεμον Ὀδυσσεὺς ἐκ Σκύρου ἀγαγὼν τὰ ὅπλα δίδωσι τὰ τοῦ πατρός.** Diese Angabe von Neoptolemos' Aufenthalt auf Skyros fällt um so

mehr ins Gewicht, weil die Kleine Ilias älter war als das älteste Stück der Odyssee.

In der Telemachie δ 3 ff. hält Neoptolemos Hochzeit mit der Hermione. Aber wie konnte man den Doloperhelden von Skyros mit Hermione, der heroischen Eponyme von Hermion, in Verbindung bringen? Die Antwort ergibt sich leicht, wenn wir nach der Angabe unserer Glosse Doloper als Besiedler von Hydrea anerkennen. Zweifellos geschah die Besiedelung dieser Insel von Skyros aus, und so konnte Neoptolemos auch als Vertreter der Doloper von Hydrea gedacht werden. Diese schlossen sich, unfähig, ein selbständiges Gemeinwesen zu bilden, an Hermion an, dessen Gebiet, die Hermioneia, ihnen nur durch einen zwei Stunden breiten Kanal getrennt gegenüber lag, wie ja Herodot III 59 Hydrea geradezu als Insel der Hermioneer bezeichnet. Diese Verschmelzung der Doloper von Hydrea mit dem Staate von Hermion fand ihren entsprechenden mythischen Ausdruck in der Vermählung des Neoptolemos mit der Hermione.

Hildesheim. A. Fick.

ἄρδω und πελαργός.

Kürzlich hat H. Ehrlich das griech. ἄρδω behandelt. Zur indogerm. Sprachgeschichte (Jahresbericht des Altstädt. Gymnasiums in Königsberg i. Pr. 1910), 30. Er setzt αρ = ṛ, nimmt also α unbesehen als Kürze. Darnach scheint es, als ob eine sehr bestimmt auftretende und sehr merkwürdige Überlieferung nicht so bekannt ist, wie sie es ohne Zweifel verdient. Herodian in der Ἰλιακὴ προσῳδία zu Σ 521 (Lehrs 310) lehrt: ἐκτατέον τὴν πρώτην συλλαβὴν τοῦ ἀρδμός, ἐπεὶ καὶ τὸ ἄρδω ἔχει ἐκτεινόμενον τὸ ᾱ. „τὸν νοῦν ἵν' ἄρδω καὶ λέγω τι δεξιόν" (Ar. Eq. 96. 114). Offenbar hatte die von Herodian benutzte gelehrte Aristophanesausgabe hier in ᾄρδω das Längezeichen. Damit halte man zusammen die ebenso merkwürdige Notiz des Phrynichos ecl. 109 Lob. (195 Ruth.) πελαργός· οἱ ἀμαθεῖς ἐκτείνουσι τὸ ᾱ, δέον συστέλλειν· πελαργὸς γὰρ οὐδὲν ἀλλ' ἢ Ἐρετριακῶν πελασγός. Hier wird anscheinend die theoretisch richtige Quantität (im Gegensatz zu der bei den ἀμαθεῖς üblichen) ermittelt aus dem für verwandt gehaltenen Namen Πελᾰσγός (Strabo 5 p. 221. 9 p. 397). Aber wie kamen die ἀμαθεῖς dazu πελᾱργός zu sprechen? Das kontrahierte Adjektivum ᾱργός liegt seiner Bedeutung nach so weit ab, daß man ihm einen irreleitenden Einfluß kaum zutrauen kann. W. Schulze.

Parerga.

24. *Γαψίας, Γάψων.*

Auf einem argivischen Steine, der nur durch Fourmonts Abschrift bekannt ist (CIG 1120 = IG IV 618), hat Fourmont gelesen ΕΠΙΚΡΑΤΗΣΓΑΨΙΑ (Col. II Z. 7). Böckh hat sich damit begnügt ΓΑΨΙΑ zu bezweifeln; Fränkel ist weiter gegangen und hat durch Korrektur zu helfen gesucht: ΓΑΨΙΑ sollte aus ΠΑΥΙΑ verlesen sein. So erscheint in seiner Umschrift der Genetiv *Πανΐα*, und der Index bucht einen Namen *Πανΐας*, ohne zu verraten, daß er durch zwei Änderungen gewonnen ist.

Aber es ist nichts zu ändern, Fourmont hat richtig gelesen. Aus delphischen Inschriften ist ein *Γάψων Ἀλκία Ἀργεῖος* bekannt geworden (Bourguet BCH 27. 54). Ist ein Name *Γάψων* für Argos gesichert, so ist es auch *Γαψίας*; und es fragt sich nur noch, ob das Namenpaar *Γαψίας, Γάψων* eine Deutung aus den Mitteln der griechischen Sprache zulasse.

Die Frage ist zu bejahen. Bei Hesychius ist ein Verbum *γαπελεῖν* aufbewahrt, das mit *ἀμελεῖν* erläutert wird. Als Basis dieses Verbs darf man ein Adjektivum *γαπελής* vermuten, dessen Ableitungsweise mit der von *τημελής* vollständig, mit der von *δαψιλής* bis auf den Unterschied in der Stufe des Ableitungsvokals übereinkommt. Über den etymologischen Sinn von *γαπελής* klärt seine Verwandtschaft auf: hat Fick mit der Annahme recht, daß alts. *kaflōs*, ags. *ceaflas* (Kinnladen) zu der gleichen Sippe gehöre (Wörterb. I[4] 429), so bezeichnet *γαπελής* ursprünglich den *κεχηνώς*. Wie aus diesem Begriffe der des *ἀμελής* hervorgehn konnte, macht die Bedeutungsentwicklung des lat. *oscitari* anschaulich: aus dem Begriffe des Mundaufsperrens fließt der der Schläfrigkeit und Apathie. Man erkennt diesen in Stellen wie Cic. Brutus 80 § 277 *quod ille, cum pestem capitis sui, cum indicia mortis se comperisse manifesto et manu tenere diceret, tam solute egisset, tam leniter, tam oscitanter*; Auct. ad Herennium IV 36 § 48 *maximas calamitates accepistis; cum maiores impendere videantur, sedetis et oscitamini.*

Ich bin also der Ansicht, daß *Γαψίας* und *Γάψων* Spitznamen seien, die Leute bezeichnen, die Maulaffen feil halten.

25. *ἔνυμα.*

Daß im Griechischen eine Wortform *ἔνυμα* bestanden hat, ist von Kretschmer aus dem Namen *Ἐνυμακρατίδας* gefolgert

worden, der auf dem neuen, Annual of the British School at Athens 13. 174 ff. veröffentlichten Bruchstücke der berühmten Inschrift des Damonon zutage gekommen ist (Glotta I 353). Auch die nahe Beziehung dieser griechischen Wortform zu altpr. *emmens* hat Kretschmer hervorgehoben. Man hätte aber schon längst aus einem lakonischen Namen lernen können, was man jetzt aus Ἐνυμακρατίδας gelernt hat: auf dem bei Le Bas-Foucart no. 173*a* behandelten Stein erscheint zweimal (Z. 20. 21) der Name Ἐνυμαντιάδας; er gehört vielleicht demselben Manne, der auf der Weihinschrift Annual 12. 371 no. 31 erwähnt wird. Die Namenform Ἐνυμαντιάδας schließt sich an einen vorausliegenden Namen Ἐνυμαντίας oder Ἐνυμάντιος an. In der Ephorenliste, die bei Xenophon Hell. II 3, 10 mitgeteilt wird, erscheint ein Ὀνομάντιος. Ich zweifle nicht daran, daß dies die für das panhellenische Publikum modifizierte Gestalt der eben erschlossenen spartanischen Namenform Ἐνυμάντιος ist.

26. Ἐπανίδας.

Dieser Name steht auf einem Relief, das aus dem Heiligtum der Artemis Ortheia zu Sparta stammt. Tillyard, der die Inschrift Annual of the British School at Athens 12. 353 behandelt, hält es für möglich mit dem Denkmale bis in das 7. Jahrhundert hinaufzugehn. Über den Namen spricht sich Tillyard nicht aus. Ich sehe in ihm ein Zeugnis dafür, daß es ein Adjectivum ἐπᾱνής gegeben hat, dessen Deutung gefunden ist, sobald man es in die Reihe ἀπηνής, προσηνής (προσᾱνέα, προσᾱνέι Pind. Pyth. III 52, X 64), πρηνής (att. πρᾱνής) einordnet. Das mit προσᾱνής gleichwertige Adjectivum ἐπᾱνής ward zum Namen erhoben, der Namen auf -ης ward frei weitergebildet: von dem Analogon Ἐνυμακρατίδας war oben die Rede, ein anderes ist Ἀριστογενίδας auf dem Steine Coll. 4415 (Z. 11); es wäre Raumverschwendung die Beispiele zu häufen.

27. Ἰοφῶσσα.

Hiller von Gärtringen hat Hermes XLIII 173 ff. die Abschrift eines melischen Steines veröffentlicht, der den Frauennamen Κλειφᾶσα in der Schreibung Κλειφῶσσα enthält. Bei der Erklärung des Namens, die ich dem Herausgeber zur Verfügung stellte, habe ich als Analogon für die Doppelschreibung des σ die Form ἀνταποδιδῶσσα auf der Bronze des Damokrates angeführt. Es gibt aber eine näher liegende Analogie: Ἰοφῶσσα,

das Femininum an Ἰοφῶν, das in dieser Orthographie zweimal in den Scholien zu Apollonios von Rhodos begegnet. Zuerst II 1122 bei der Genealogie von Ἄργος: εἷς τῶν Φρίξου παίδων οὗτος. Τούτους δὲ Ἡρόδωρός φησιν ἐκ Χαλκιόπης τῆς Αἰήτου θυγατρός, Ἀκουσίλαος δὲ καὶ Ἡσίοδος ἐν ταῖς μεγάλαις Ἠοίαις φασὶν ἐξ Ἰοφώσσης τῆς Αἰήτου. Dann II 1149 zu Χαλκιόπην: Φερεκύδης ἐν ἕκτωι Εὐηνίαν αὐτήν φησι καλεῖσθαι, παρώνυμον δὲ αὐτῆι Χαλκιόπη καὶ Ἰοφῶσσα. Aus der zweiten Stelle scheint geschöpft zu sein, was man bei Hesych liest: Ἰοφῶσσα· ἡ Χαλκιόπη (überl. χάλκιος), ὥς φησι Φερεκύδης (Lütke Pherecydea 15). Im Gegensatze zu den Schreibungen Κλειφῶσσα, Ἰοφῶσσα steht die Schreibung Ἀριστοφῶσα auf dem Steine IG II 3 no. 3503, der mindestens dem 4. Jahrh. angehört und dessen Herkunft unbekannt ist.

28. Καλλιθύεσσα.

„Die erste Priesterin der Hera war nach argivischer Sage Καλλιθόη, Καλλίθυια, Καλλιθύεσσα, Καλλιθέα", lehrt Usener Götternamen 54 und gibt die Belege für die verschiedenen Formen ihres Namens. Die, von der hier die Rede sein soll, wird von Hesych geboten: Ἰὼ Καλλιθύεσσα· Καλλιθύεσσα ἐκαλεῖτο ἡ πρώτη ἱέρεια τῆς Ἀθηνᾶς (so). Daß die Elemente -θόη, -θυια den Begriff der Schnelligkeit umschreiben, liegt auf der Hand. Von -θυια kann -θύεσσα nicht getrennt werden; wie aber hat man diese Bildung zu verstehn? Wie das Femininum ἔσσα auf ein Maskulinum ἐντ-ς, wie ἴεσσα in der Glosse ἴεσσα· βαδίζουσα auf ein Maskulinum ἰέντ-ς hinweist, so muß man aus -θύεσσα ein altes Maskulinum θυέντ-ς folgern. Bezzenberger hat zuerst griech. θύω mit lat. *furo* identifiziert und in dem Präsens *dhŭsō*, das man mit germ. *deuza-* in got. *diuz* u. s. f. kombinieren kann, ein Präsens der altindischen sechsten Klasse gesehen (GGA 1879. 228). Für die Richtigkeit dieser Auffassung fällt namentlich ins Gewicht, daß man von ihr aus mit W. Schulze (Quaest. ep. 313) griech. Θυῖαι und lat. *Furiae* gleichsetzen kann. Bekennt man sich zu ihr, so werden das aus θύεσσα erschlossene Maskulinum θυέντ-ς und lat. *furens* Spiegelbilder der grundsprachlichen Form *dhusént-s*. Es ist nicht einzusehen, warum die lateinischen Partizipia auf *-ent* lediglich auf Durchführung des schwachen Stammes beruhen sollen. Im Griechischen aber können sich, so gut wie bei den Präsentien der zweiten indischen Klasse, auch bei denen der

sechsten Reste der durch den ursprachlichen Akzent geforderten Vokalisation erhalten haben. Andere Spuren dieser Vokalisation liegen in dem Namenelemente -φάεσσα und in κύεσσαν· κύουσαν (Hes.) vor.

29. κελεός.

Diesen Vogel beschreibt Aristoteles *Περὶ τὰ ζῷα ἱστορ.* VIII 3 (I 593a 8 ff.) so: *ἔστι δ' ὁ κελεὸς τὸ μέγεθος ὅσον τρυγών, τὸ δὲ χρῶμα χλωρὸς ὅσος· ἔστι δὲ ξυλοκόπος σφόδρα, καὶ νέμεται ἐπὶ τῶν ξύλων τὰ πολλά, φωνήν τε μεγάλην ἔχει . . .* Wer den Wald und seine Bewohner kennt, dem tritt aus dieser Charakteristik der Grünspecht entgegen; bemüht er sich zugleich die Stimme der Sprache zu belauschen, so kann er sich einbilden schon aus der Benennung κελεός schließen zu dürfen, daß sie auf den Specht ziele.

Das Wort κελεϝός ist von der gleichen Bildung wie κενεϝός, στερεϝός, μέλεϝος. Erinnert man sich der von Bezzenberger Beitr. XVII 213 ff. mitgeteilten Beobachtung, daß die baltischen Gruppen *ur, ul, um* häufig die Formen der schwachen Stufen in zweisilbigen Basen sind, so kommt man auf den Gedanken griech. κελεϝός mit lit. *kùlti,* lett. *kult* (dreschen) in Verbindung zu bringen. Der Vogel, den Aristoteles als ξυλοκόπος beschreibt, ist also von dieser seiner hervorstechendsten Eigenschaft aus benannt. Eine genaue Parallele dazu bietet die litauische Bezeichnung des Spechts: lit. *genỹs* hat Fick (Wörterb. II[3] 546) sicher mit Recht zu lit. *genù* (ästle einen Baum) gestellt.

30. Ὀμβρίας.

Zu der Hesychglosse ὄμβρος· χοιρίδιον . ἢ ὑετός bemerkt Nauck Aristoph. Byz. Fragm. 125: „facile ad sanitatem revocabitur, si abieceris extrema verba ἢ ὑετός, addita illa a librario, qui tritum vocabulum ὄμβρος haud incognitum sibi vili annotatione significarit. Qua lacinia dempta, cum masculina forma incomperta sit, genuinam hanc habebimus scripturam: Ὄμβριον· χοιρίδιον. Nam μ ante β, π, φ saepissime euphoniae caussa insertum ex simili cognati adiectivi forma ὄμβριμος . . . hoc quoque in nomine nancisci videtur quo muniatur". Nauck hat also angenommen, daß bei Hesych der Singular zu dem ihm aus Aelianus und Eustathius bekannten Worte ὄβρια herzustellen sei, nur vermehrt um ein vor β „euphoniae caussa" eingeschaltetes μ.

An diese Bemerkung bin ich erinnert worden, als ich durch eine aus der Nähe von Phigaleia stammende Freilassungsurkunde des 5. Jahrhunderts die Bekanntschaft eines Sklavenpaares Ὀμβρίας und Χοιροθύων machte (Ἐφ. ἀρχ. 1903. 179). Wenn man den hier zum erstenmal begegnenden Namen Ὀμβρίας mit dem Hesychworte verbindet, das mit χοιρίδιον interpretiert wird, so kommen die Namen der beiden Sklaven in einen innern Zusammenhang, an den man gern glauben möchte. Läßt man dies aber gelten, so stellt Ὀμβρίας das älteste Zeugnis für die lautliche Erscheinung vor, die von W. Schulze KZ. XXXIII 366 ff. im Zusammenhange behandelt ist; vor dem ältesten Zeugnisse, das Schulze beizubringen vermochte, Λαμβραῦνδον auf der Maussolos-Inschrift Dittenberger Syll.^{2} 95_{35}, hat Ὀμβρίας das voraus, daß es ein in Griechenland bodenständiges Wort ist.

31. Σκόμβος.

An einem einwandfreien Zeugnisse für ein Verbum σκέμβω, hinke, hat es bis jetzt gefehlt. Diese Lücke wird durch den Namen des Kyphareers Σκόμβος ausgefüllt, der auf der delphischen Inschrift BCH 27. 13 I_{12} als Überbringer des Beitrags seiner Gemeinde an den Tempel von Delphi erwähnt wird.

Halle, 18. März 1911. F. Bechtel.

Wiederruf.

Das oben S. 145 über Λ 553 Gesagte nehme ich hiermit zurück. Der Vers

καὶ λίην σε πάρος γ' οὔτ' εἴρομαι οὔτε μεταλλῶ

ist von der Ionisierung abgesehen tadellos überliefert. Man hat nur mit verändertem Akzent μετάλλω für μεταλλῶ zu schreiben. Die Kontraktion von αω zu ω ist unhomerisch; μετάλλω „ich suche", dessen Existenz schon durch das Nomen μέταλλον „die Suche" (nach Erz) vorausgesetzt und gefordert wird, verhält sich zu μεταλλάω wie ἀσχάλλω zu ἀσχαλάω. A. Fick.

Lat. *secespita.*

Walde 557 stellt *secespita* „Opfermesser" zu *secare*, weiß aber mit dem Schlußteil nichts anzufangen. Könnte darin nicht **spata* stecken, das aus griechisch σπάθη „Spatel, Schwert" entlehnt wäre? Auf ein lateinisches so lautendes Wort weist bekanntlich frz. *épée* „der Degen". Claussen I 59.

Rastenburg, Ostpr. W. Prellwitz.



Zu den griechischen Präpositionen.

Im Arkadischen und Kyprischen fordern mehrere Präpositionen statt des gemeingriechischen Genetivs vielmehr den Dativ. In ihre Reihe gehört auch das datierende *ἐπί*. Günther verzeichnet zwei Beispiele aus Lusoi, IF. 20, 73, ein drittes fügt soeben Solmsen Rh. M. 65, 323 aus dem neugefundenen arkadischen Synoikievertrage hinzu. Gleich zwei auf einmal stehen, anscheinend unbeachtet, bei Le Bas-Foucart 340 b = Michel 191 (Tegea): *ἐπὶ Σωστράτωι ἱερεῖ* und *ἐπὶ στραταγοῖς τοῖς περὶ Χρέμωνα.*

Seit dem vierten vorchristlichen Jahrhundert verwischen sich im Attischen und in der Gemeinsprache die Grenzen zwischen *περί* und *ὑπέρ*. *εὔξασθαι περὶ* (statt *ὑπὲρ*) *παιδός* ist hellenistisch, am frühesten meines Wissens bezeugt durch Callimachus epigr. 55, 2. Vgl. auch die Inschriftenreihe bei Paton-Hicks nr. 76 sqq., wo *ὑπὲρ τᾶς σωτηρίας* mit *περὶ τᾶς σωτηρίας* abwechselt. Natürlich kommt dieser junge Gebrauch nicht in Betracht für die Erklärung der von Günther a. a. O. 138 sq. angeführten Beispiele aus dem Kyprischen und Thessalischen: kypr. *ὑευξάμενος περὶ παιδὶ — ὑνέθηκε* O. Hoffmann nr. 120, thess. *ὀνέθεικε — πὲρ τοῖ παιδ[ός]* IG. IX 2, 585, *εὐξαμένα πὲρ τοῖ π[αιδ]ὸς . . .* 577 (beide Inschriften aus Larisa). In einem Epigramm gleichen Fundortes, dessen Dialekt jedoch mehr literarisch als epichorisch ist, 575, heißt es dagegen

Ἀργεία μ' ἀνέθεκε ὑπὲρ παιδὸς τόδ' ἄγαλμα·
εὔξατο δ' Ἀγέτορ ϝαστικαῖ Ἐνοδίαι,

also mit regulärem *ὑπέρ*.

Die Übereinstimmung zwischen Thessalisch und Kyprisch deutet hier wie in anderen ähnlichen Fällen auf einen altäolischen Sprachgebrauch. In der Tat verwenden die lesbischen Äoler *περί*, *πὲρ* für *ὑπέρ*, selbst in rein lokaler Funktion. Ahrens 1, 151. 2, 513 (nicht beachtet von O. Hoffmann 2, 244). Die Durchdringung von Altäolisch und Altpeloponnesisch, die mir auch sonst für das Kyprische charakteristisch scheint, zeigt sich schlagend in der doppelt ungewöhnlichen Fügung *περὶ παιδί*: die Wahl der Präposition entspricht äolischem, die Casusrection peloponnesischem Usus. *μαχόμενοι ὑπὲρ τᾶι τᾶς πόλιος ἐλευθερίαι* Dittenberger Syll.[2] 465, 3 (aus Tegea, Günther a. a. O. 73). Ich benutze den Anlaß, um an Qu. ep. add. 470 zu erinnern

W. Schulze.



Zwei litauische Totenklagen aus dem Gouvernement Wilna.

Litauische Totenklagen (Raudos) sind bisher, wenigstens im Verhältnis zu den zahlreichen und reichhaltigen Liedersammlungen (Dainos), nur spärlich veröffentlicht worden. Die Ursache liegt großenteils in der Tatsache, daß sie heute gänzlich im Verschwinden begriffen sind, so daß man über nicht allzulange Zeit nicht mehr imstande sein wird, sie aus dem Volksmunde aufzuzeichnen. Dennoch sind diese Totenklagen für die Kenntnis des litauischen Volkes im speziellen, dann aber auch für die Kulturgeschichte überhaupt von großer Wichtigkeit. Haben doch die meisten Kulturvölker des Altertums diese Gattung der primitiven Poesie gekannt, welche bis auf den heutigen Tag, wenn auch nur an ziemlich entlegenen Stellen, außer bei den Litauern noch bei den Russen und Serben erhalten geblieben ist.

Die litauischen Raudos haben schon früh die Aufmerksamkeit der Reisenden und Forscher auf sich gelenkt: schon in der Zeit, als von Dainos noch nicht die Rede war, werden die Raudos genannt. Der von 1550—1552 in Reval lebende Sigismund Schwabe erwähnt sie in seiner Schrift: „Geistliche Wallfahrt oder Pilgerschaft zum heiligen Grabe, Görlitz 1573“ mit den folgenden Worten: „In solcher gestalt vnd meinung seind auch in diesem vnd andern Landen nach gehaltenem Begrebnus ehrliche Collationen gehalten vnd Allmosen außgetheilet worden. Aber wie der Teuffel Gotte zu hohn vnd spott alle gute Ordnungen verkeret vnd in schendliche mißbreuche wendet, also hat er auch mit gemelten Dingen gethan. Davon sonderlich der Samaiden, Churen, Lithawen, Eifflender vnd andere Mittnechtischen Lender Exempel zu merken sein, wie sie jre Todten angezogen, Kleider vn̄ Schuch angelegt, auff einen Stuel gesetzt vnd die Freundschafft herumb gesessen, gefressen vnd gesoffen, vnd wenn dem Fasse der Boden loß und bloß geworden, eine bittere Klage geführet haben, mit solchen oder dergleichen worten: Ach warumb bistu gestorben? Hats an Essen vnd Trinken gemangelt, oder woran hats gefehlet? Hast du doch ein schön Weib gehabt, Warumb bist du gestorben? Hast du doch viel Gesinde, Kinder und Rinder, Schaffe, Hüner vnd Gense, vnd alles vollauff vnd genug gehabt, Warumb bist du gestorben? In Summa, da haben sie all sein Haab vnd Gutt

berechnet vnd erzelet vnd auff ein jedes Stück gefraget: Warumb bist du gestorben? Wie denn solche Ceremonien in obgemelten Ländern noch an vielen Ortern breuchlich sein". Im „Recessus generalis der Kirchenvisitation des Insterburgischen und der anderen Litauischen Aembtern im Herzogthumb Preußen, Königsberg 1639" wird gesagt, daß „die Littawen ihre Toten durch Pracher oder Zanteler besingen lassen und diesen mehr geben, als sie dem Schulmeister geben würden, wenn er sie besingen und belauten würde". Der Pfarrer Matthäus Prätorius aus Niebudschen erzählt uns in seinem Werk: „Deliciae Prussicae oder Preußische Schaubühne" (verfaßt um 1680) von ihren Begräbnissen: „Die Todten beweinen sie singend als wenn sie heulen, mit diesen Worten: Ohuhu! Ohuhu! und beklagen denselben also: Warum bistu gestorben? hastu nicht Essen und Trincken gehabt? hastu nicht Kleider und Schuhe gehabt? warumb bistu gestorben? Ohuhu! Ohuhu! alles singend und weinend durch einander, daß, wer es siehet und höret, lachen muß". Ähnliche Raudos werden uns mitgeteilt vom Pfarrer Lepner von Budwethen in seinem Werk: „Der Preußische Litauer" (um 1690, S. 148) und von Johann Arnhold von Brand in seinen „Reysen durch die Marck Brandenburg, Preußen, Churland, Liefland, Plescovien, Groß-Naugardten, Tweerien und Moscovien" (Wesel 1702, S. 99). Letztere lautet: „Ach Bruder (ach Vater u. dgl.), hast du nicht gehabt Brodt, Weitzen u. dgl. Warumb bist du gestorben? Warumb hast du mich verlassen? Ach, ach! Wo bistu hingegangen, ich wird wohl bei dir sein, du aber wirst wohl zu mir nicht kommen".[1])

Erst am Ende des 19. Jahrhunderts hat man angefangen, die litauischen Totenklagen so genau wie möglich im ursprünglichen Text aufzuzeichnen und zu sammeln. Die reichhaltigste Sammlung findet man bekanntlich im dritten Teil der „Lietuviškos Dainos" (Kazan 1882, S. 142 ff.) von Anton Juszkiewicz. Sie sind aus dem Gouvernement Kowno aus der Gegend von Veluona. Ebenfalls aus dem Gouvernement Kowno (Kreis Szawle) sind die von E. A. Wolter in seiner Ausgabe von Daukszas Katechismus (St. Petersburg 1886, S. 142—153) veröffentlichten Raudos, während derselbe Gelehrte in seiner litauischen Chrestomathie

[1]) Die hier gegebenen Zitate aus der Geistlichen Wallfahrt, dem Recessus Generalis, Prätorius und von Brand sind dem Büchlein „Dainos, litauische Volksgesänge von F. und H. Tetzner, Leipzig, Reclam" entnommen.



(St. Petersburg 1904, II 431) eine sehr schöne Totenklage[1]) mitteilt aus dem Gouvernement Wilna (Kirchspiel Kaltanēnai). Schließlich gibt auch J. Basanaviczius in seinem Werk: „Iš gyvenimo vēliu̯ bei velniu̯“ (Chicago 1903, S. 6) eine Rauda aus dem Gouvernement Wilna (Kreis Troki, Kirchspiel Nemajunai).

Der Brauch am Grabe oder im Hause eines Verstorbenen zu wehklagen, verschwindet immer mehr; die Bemerkung F. und H. Tetzners: „Heute sind sie (d. h. die Klaggesänge) selbst im russischen Litauen nicht mehr allgemein gebräuchlich“ ist ganz richtig. Man muß sich eher wundern, daß sie sich so lange erhalten haben; steht ja doch die Geistlichkeit diesen heidnischen Überresten schon seit Jahrhunderten feindlich gegenüber, wie aus den oben zitierten Stellen deutlich erhellt. Trotzdem gibt es noch heute in manchen Gegenden des russischen Litauens Frauen und Männer, welche beim Tode eines Verwandten selbst geklagt oder aber haben klagen hören. Ich gebe hier eine Stelle aus der in Wilna erscheinenden Zeitung „Viltis“ Nr. 450, vom 8./21. Okt. 1910; was sich nach dieser Nachricht in Traupis, Ukm. ap., Palepeikio sodžiuje ereignet, wird zweifelsohne auch in andern Dörfern der Fall sein: *„Pas mus dar tebe-apprauda nabaštikus. Raudotoja užgulus ir apkabinus nabaštiką laisto jį ašaromis, persakydama jo gyvenimą“* (Bei uns wehklagt man noch über die Verstorbenen. Die Klagefrau, nachdem sie sich auf den Verstorbenen gelegt und ihn umhalst, begießt ihn mit Tränen, indem sie sein Leben wiedererzählt).

Während eines kurzen Aufenthalts im Gouvernement Wilna im Sommer 1909 ist es mir gelungen, die folgenden zwei Totenklagen aufzuzeichnen.

Die erste Rauda hörte ich am 6. Aug. 1909 in Dargužiai, Kirchspiel Olkieniki (Valkinikai), Distrikt Troki (Trakai), von einer 70jährigen Frau, Jieva Viskoczkienē aus Jakienai. Sie hatte vor langer Zeit ihren verstorbenen Vater mit diesen Worten beweint. Als der Organist, Herr Valuszis, der Kirche von Olkieniki mich in ihre Wohnung führte, weigerte sie sich zu singen, aber nachdem sie einige Gläschen Branntwein getrunken, fing sie an mit einer eintönigen Stimme zu rezitieren, indem ihr allmählich die Tränen über die Wangen flossen.

Der Dialekt dieser Rauda ist der der Dzuken aus Troki.

---

[1]) Übersetzt vom Verf. in „Die Naturvergleiche in den Liedern und Totenklagen der Litauer“, Leiden 1907, S. 4 f.



Fast dieselben sprachlichen Eigentümlichkeiten findet man in der litauischen Liedersammlung von J. Šimtakojas, welche 102 Dainos aus dem Kirchspiel Merecz (Merkinė) enthält, unter dem Titel: „Trakiečiu Dzuku Dainos, užrašytos J. Šimtakojo Merkines parapijoje, Shenandoah, Pa. 1899“.

1. Oi tēvuli mano,
Oi cikriausias mano,
Oi ko nepas'keli
Nuog lentelių suolalio,
Isz sunkous miegelio,
Isz plonų drobelių,
Isz brangių parēdēlių.

2. Oi ko nepadaboji
An baltos skobnelēs[1]*),*
Oi ko suvažiavo
Tį slouna[2]*) giminēlē;*
Nēr kam parēdkavocia[3]*)*
Dzidzio parēdkēlio
Be tavį tēvelio.

3. Oi tēveli mano,
Oi cikriausias mano,
Oi ko nekalbi
Meilių̨jų žodelių,
Oi ko neramini
Mano smutnos szirdelēs,
Mano dzidzio vargelio.

4. Oi kam paruczinai
Manį siratēlę,
Ar cikram brolaliui
Ar arciems susiedēlems;
Oi ko nepakeli
Glodnios[4]*) galvelēs*
Ir baltų rankelių.

5. Oi tu pakelkie,
Oi tu paraminkie,
Oi tu paraikie
Per aukszt ųjų klēteli̜,
Oi tu padabokie
An dzidzio dvarelio:
Žvengia szyvi žirgelei,
Bliouna margos karvelēs,
Be savo gaspadorio (us?).

Ubersetzung:

1. Ach mein Vater, ach mein leiblicher Vater, ach warum stehst du nicht auf von der Bank von Brettern, aus tiefem Schlafe, aus der feinen Leinwand, aus den teuern Kleidern.

---

[1]) = *skomelēs*, vgl. Trak. Dzuku Dainos VIII 16: *už margų skomelių*. Kurschat hat nach Szyrwid: *skomia* „der Tisch“? Vgl. Brückner Fremdwörter S. 132.

[2]) Aus dem slav. *slavnyj*.

[3]) Ward mir von einem Litauer ins Russische übersetzt: *smotrět' za porjadkom* (die Ordnung bewahren).

[4]) Kurschat hat *glodnas* und *glodus*, glattanliegend von Haaren; „*glodnios*“ ward mir von einem Litauer ins Russische übersetzt: *prekrasnyj* (schön).

2. Ach warum siehst du nicht nach dem weißen Tisch hin, ach warum sind hier zusammengefahren die herrlichen Verwandten; keinen gibt's, um die Ordnung zu bewahren, die große Ordnung, ohne dich, Vater.

3. Ach mein Vater, ach mein leiblicher Vater, ach warum redest du nicht liebe Wörtchen, ach warum beruhigst du nicht mein trauriges Herz, mein großes Elend.

4. Ach, wem vertrauest du an mich Waise, dem leiblichen Bruder oder den nahen Nachbarn; ach warum erhebst du nicht das schöne Haupt und die weißen Hände.

5. Ach du erhebe, ach du beruhige, ach du komm heim durch das hohe Vorratshaus, ach du sieh nach dem großen Hof hin: es wiehern die grauen Rosse, es brüllen die bunten Kühe ohne ihren Herrn.

Die zweite Rauda ward mir vorgesungen am 24. Juli 1909 in Wilna von Mieczysław Stankiewicz aus Linkainiai, Kirchspiel Paberżē (Podberezьe), Distrikt Wilna. Ich machte seine Bekanntschaft bei Gelegenheit der alljährlichen allgemeinen Versammlung der litauischen Gesellschaft der Wissenschaften (Lietuvių Mokslo Draugija) in Wilna durch Vermittelung des Herrn E. A. Wolter aus Petersburg, der die Melodie dieser Rauda in seinen Phonographen aufgenommen hat. Mieczysław Stankiewicz war 33 Jahre alt und hatte die Rauda im Jahre 1888, also im Alter von 12 Jahren, von einer Frau Rinkiaviczienē Szuduikienē, die ihren Mann beweinte, gehört.

Es besteht diese Rauda aus zwei Teilen: der zweite fängt an mit den Worten: *Susiedēlē tu mana mieloji,* wobei die Frau sich zu den Nachbarinnen wendet, die ins Zimmer kommen. Die sechs letzten Zeilen stehen ganz auf sich selbst: einige Tage nach der Bestattung hörte Stankiewicz die Frau diese Zeilen immerfort in Gedanken und ganz langsam vor sich hin singen, indem sie im Garten Gras sammelte.

1. Januli mana, Januli,
Januli mana, draugiali,
Palieki tu manę kai lauke obelēly.
Visi dabar mana szakiales raszkys.
Dievuli mana, Dievuli,
Dievuli mana, brungiausies,
Iszsproga visi medialei,
Pražyda visi sodialei,
Tik mana Janulis suvyta.

2. *Januli mana, Januli,*
Januli mana, draugiali,
Pas'kelkgi tu Januli,
Nuramink tu sava vaikialius.
Sunku jiems bus be tavęs gyvintie.
Kur katras eina tas ti ir slobsta,
Kur katras eina tas ti aszarom liejęs,
Kur katras eina nežina kū darytie
Be tavęs, Januli.

3. *Dievuli mana, Dievuli,*
Dievuli mana, Dievuli,
Pasikloniok Januli mana vaikialems.
Ateikit jūs manę aplunkytie.
Atsiūskie Januli pilkū gegužēly.
Kad man pasakytu, kokiu kelialiu
Un manęs ateiste.
Tai asz tū kelialy gražei iszszluosiu,
Baltoms drabužēlēms visū užklosiu,
Žalioms rutialēms visū iszsodinsiu.

4. *Susiedēlē tu mana mieloji,*
Padēk tu man prikeltie mana draugialy.
Mažgi tava runkialēs bus szvelnesnēs,
Mažgi tava žodialei bus meilesni.
Keliu asz keliu visū rytialy
Ir negaliu prikeltie sava draugialy.

5. *Dievuli mana, tai Dievulēli,*
Dievuli mana, tai Dievulēli,
Januli mana, draugiali mana,
Kaip man palikai biednū siratū,
Kur asz pas'dēsiu, kur asz prisiglaus'
Su mažais vaikialeis su siratēlēms.

Übersetzung:

1. Mein Janulis, Janulis, mein Janulis, Freund, du läßt mich zurück wie im Felde den Apfelbaum [1]). Alle werden jetzt meine Äste abpflücken. Mein Gott, Gott, mein teuerster Gott, es sind ausgeschlagen alle Bäume, es haben angefangen zu blühen alle Gärten, bloß mein Janulis ist verwelkt.

[1]) Sieh Verf. Die Naturvergleiche in den Liedern und Totenklagen der Litauer, S. 65, 67, 140.

2. Mein Janulis, Janulis, mein Janulis, Freund, stehe auf, du Janulis, beruhige du deine Kinder. Schwer wird es ihnen sein ohne dich zu leben. Wo einer von ihnen geht, der wird hier ganz schwach, wo einer von ihnen geht, der vergießt hier Tränen, wo einer von ihnen geht, weiß er nicht was zu tun ohne dich, Janulis.

3. Mein Gott, Gott, mein Gott, Gott, verbeuge dich, Janulis, vor meinen Kindern. Kommt ihr mich besuchen. Schicke, Janulis, einen grauen Kuckuck, daß er mir sage, auf welchem Wege ihr zu mir kommt. Dann werde ich den Weg schön ausfegen, mit weißem Leinwand ganz bedecken, mit grünen Rauten ganz besetzen.

4. Nachbarin, du meine liebe, hilf du mir auferwecken meinen Freund. Vielleicht werden deine Hände sanfter sein, vielleicht werden deine Wörtchen lieber sein. Wecken tue ich den ganzen Morgen und kann nicht auferwecken meinen Freund.

5. Mein Gott, Gott, mein Gott, Gott, mein Janulis, mein Freund, wie hast du mich zurückgelassen als arme Waise, wo soll ich mich hinlegen, wo soll ich mich anschmiegen mit den kleinen Kindern, mit den Waisen.

Schiedam (Holland). R. van der Meulen.

Finnisch-ugrisch, Baskisch, Romanisch.

(Zu Zeitschr. XLIV 136 f.)

R. Gutmann hat vor einigen Jahren (im 29. Bd. der Beitr. z. K. d. idg. Spr.) den Versuch gemacht, finnisch-ugrische Wörter im Baskischen und weiter im Romanischen nachzuweisen und trotz erteilter Verwarnung (Zeitschr. f. rom. Phil. 1905, 562 ff.) wiederholt er ihn nun; er meint sogar, daß solche Wörter vermittelst des Baskischen ins Lateinische eingedrungen seien.

Ich begnüge mich damit die S. 139 aufgeführten acht baskischen Wörter als romanischen, bezw. lateinischen Ursprungs festzustellen:

1. *kopa* „kleiner Korb“ [auch „Mörteltrog“, „Schleifsteinfutteral“]; Nebenformen: *kupa, kuba* „Wanne“ (bei Leiçarraga „Krug“), *upa, upe, dupa* „Tonne“. Von lat. *cup(p)a*, franz. *coupe, cuve*, span. *copa, cuba (cubo)*; südfranz. *coup* „Schleifsteinfutteral“.

2. *kubel* „großer Korb“ [auch „Laugenfaß“, „Eßschüssel“]; Nebenformen: *gupel, upel, dupel* „Tonne“. Von lat. *cupella,* franz. (mdl.) *cuvelle,* span. *cubillo.*

3. *kopalet* „kleiner Korb“ [als Getreidemaß = $^1/_4$ Fanega]. Von 1 (span. *copa* „Weinmaß“, südfranz. *coupo* „Getreidemaß“) mit romanischer Endung; vgl. astur. *copín* „Getreidemaß“ = $^1/_8$ Fanega und anderseits bearn. *coungalet* „Getreidemaß“ = 1 Scheffel (zu *coungale* = 2 Scheffel, *coungue* noch größeres Maß, von lat. *concha*).

4. *kopor,* 5. *khopor* „Schale“. Von *cuppa* mit baskischer Endung (s. mein Baskisch und Romanisch S. 31 Anm.).

6. *kobain* [auch *kopoi, kofoin, kafano, kofau, kuhau*] „Bienenkorb“. Von lat. *cophĭnus,* span. *cuébano,* mit umgewandeltem Suffix (vgl. span. *cofín,* südfranz. *coufin*) und Einmischung von *cup(p)a* (astur. *cubu* „Bienenkorb“) und *capanna* (bearn. *cabane,* hieraus *coben, caben,* gask. *caven, cauen* „Bienenkorb“; vgl. südfranz. *cabau, cavan, cavanh* „großer Weidenkorb“).

7. *kopeta* „Stirn“ [auch „Kühnheit“; daher 8. *kopetadun* „kühn“]. Von span. *copete* „Stirnhaar“, welches selbst wohl eine frühe Umgestaltung des gleichbedeutenden franz. *toupet* ist; altfranz. ist dieses auch soviel wie Gipfel und ebenso das span. Wort (vgl. *copa* „Wipfel“ [1])). In beiden Sprachen wird „Stirnhaar“ in ähnlich übertragenem Sinn gebraucht wie sonst „Stirn“ (die Stirn haben, die Stirn hochtragen): *avoir du toupet, tener mucho copete.* So zunächst auch bask. *kopeta*, und dann mit Rückschlag ins Konkrete: „Stirn“ i. e. S.

Wenn nun Gutmann auch das deutsche *Kopf* aus dem Finnisch-ugrischen herleitet, so brauche ich den Lesern dieser Zeitschrift kaum zu sagen, daß er wiederum den Fluß bergauf fließen läßt. Damit leugne ich indessen keineswegs, daß in der Fülle der S. 139 f. zusammengestellten finnisch-ugrischen Wörter sich ursprüngliche neben entlehnten finden. Aber hier lösen sich vielerlei Bedenken aus über das Bestehen und die Beschaffenheit von Zusammenhängen. Ich möchte das an einem einzigen Fall erläutern. Das madj. *koponya* „Schädel“ scheint trefflich zum gleichbedeutenden mordwin. *kopaška* zu stimmen. Anderseits jedoch erinnert es durch seine Endung an die Möglichkeit

[1]) Span. (port.) *copo* ist erst von der Bedeutung „Spinnrocken“, „Flachs am Spinnrocken“ zu der Bedeutung „Haarbüschel“ gelangt, die also nicht unmittelbar sich mit der von *copete* berührt.

romanischer Herkunft; ich habe früher *kókonya* „Osterspeisen“ zum wallon. *cocogne* „Ostereier“ und zu ital. *cuccagna* gestellt und erblicke jetzt in *kocsonya* „Sülze, Gallerte“ eine Ableitung von **cutica*, piem. *cuja*, graub.-lad. *cutχa*, *cudja*, friaul. *crodie* „Schwarte“, ähnlich gebildet wie das begrifflich ganz verschiedene altital. *cuticagna*. Es könnte also *koponya* sich auf ital. *coppa* „Hinterkopf“ beziehen. Allein *koponya (kaponya)* bedeutet im älteren Madj. auch „Wassergeschirr, Eimer“, und in den heutigen Mdd. (auch *kapinya*) „löffelförmiges Schöpfgerät“, und das führt uns zu rom. **cuppa* „Schöpfgefäß“ (siehe Zeitschr. f. rom. Phil. 1909, 653). Die Bedeutung „Schädel“ würde im Madj. aus der Bed. „Gefäß“ hervorgegangen sein, wie das so oft geschehen ist; es spricht dafür der Umstand, daß man früher sagte: *fő-koponya* „Kopfgefäß“, *agy-koponya* „Hirngefäß“ (: *füles-koponya* „gehenkeltes Gefäß“, nämlich „Krug“). Wiederum stellt sich der Herleitung aus dem Romanischen in den Weg slow. serbokroat. *kopanja* „Trog, Mulde, Eßschüssel“, das ein passendes Stammwort für *koponya* abgäbe, aber bisher ohne Widerspruch von *kopati* „graben“ abgeleitet worden ist. Vielleicht jedoch ist dieser Widerspruch zu erheben; die Bedeutung des Substantivs läßt sich nicht zwanglos aus der des Verbs erklären, und wir dürfen wohl das slawische Wort ebenfalls dem Romanischen zuweisen (vgl. ksl. *kopanja* „Art Maß“, finn. *kappa* „Art Getreidemaß“; slow. *kopa* „Badetrog“, an dessen romanischer Herkunft wohl die andern Bedeutungen: „Schober, Bergkuppe, Schopf“ nicht zweifeln lassen). — Solche verzwickte Fälle sind sehr lehrreich, wenigstens mahnen sie zu großer Vorsicht in den Untersuchungen über Lehnwörter.

Graz. H. Schuchardt.

Die Etymologie von *amoenus*.

Spuren der Nominalflexion auf *oi* (bezw. *ōi*, *ō*) finde ich auch im Latein. Im Griechischen weisen namentlich auch sog. Lallworte dieselbe auf. So kennen wir *ἀκκώ* (cf. *acca*), *Βαβώ*[1]) (cf. poln. *baba*). Nun steht I. Gr. VII 763. 1971. 2487 der

---

[1]) Da im Griechischen statt *ώ(ι)* im Nominativ auch *οῦς* sich findet, cf. G. Meyer Gr. Gr. 423, so gehört auch *Βαβοῦς* (*ὄνομα κύριον* nach Suidas) zu *Βαβώ*, und die Bemerkung im Thesaurus linguae latinae zu *Babbus* „(*a*?)“ ist hiernach richtig zu stellen.



Frauenname *Ἀμμόα*; da wir in der letzten dieser Inschriften auch *ἐπόησαν* lesen, so ist anzunehmen, daß *Ἀμμόα* hier für *Ἀμμόϊα* steht; das wäre aber eine Bildung zu **αμμώ(ι)* wie *Λητόϊος* zu *Λητώ(ι)*. Aber auch *μαμ(μ)ώ* ist im Griechischen vorhanden gewesen. Denn darauf führt uns C. I. L. VIII 15779 „*d. m s. Mamus* (*Μαμώ* im Genitiv *Μαμοῦς*) *Sissonies filiai*". *Mamo* erscheint hier also als Tochter einer *Sissonie*.

Im Latein begegnen uns nicht bloß Lehnwörter auf *oi(ō)*, so z. B. *Sardoi* (*Σαρδώ*) cf. *Valeria Sardoi* VIII 9954, *Leto* cf. V 5982 *Caniniae C. l. Leto*, sondern auch offenbar echt lateinische cf. II 1750 *Aemilia L. f. Summoi* (. . . C. f. Summa steht V 7778). Da dürfen wir denn auch die einstige Existenz eines *am(m)oi* neben *amma* (im Osk. = Mutter) im Latein für möglich halten. Wie aber aus *a(m)ma* (= liebe Mutter) das Verbum *amare* sich entwickelte, so m. E. das Adjektiv *amoenus*, urspr. *amoinos* (= lieblich) aus **amoi* [*Amanus* Name eines römischen Soldaten nach Sil. 17, 441: *amma* = wie *amoenus* : *amoi*?]. Diese Entstehung von *amoenus* gewinnt eine größere Wahrscheinlichkeit noch dadurch, daß das zum selben Wortkreise gehörige *mam(m)a* uns passende Parallelen bietet. Denn während C. I. L. VI 34002 steht *Arista Mamana*, finden wir X 5532 *Varia D. l. Mamoena*. Geht aber *Mamoena* auf ursprünglich *mamoi* zurück, so *Mammona* cf. X 4213 *Mammon(a)e coniugi carissimae* auf *mam(m)o* (siehe oben *Μαμώ*). Sollte die Glosse in C. gl. V 464, 27 „*mamoni lectum nuptiale*" nicht auch hierher zu ziehen sein? Denn wohl bei allen Völkern wird die Ehefrau mit „Mutter" angeredet.

München. Aug. Zimmermann.

Ein intervokalischer Dissimilationsschwund im Niederdeutschen.

Zeitschr. XLII 380 hat W. Schulze für den bisher meist wenig beachteten Dissimilationsschwund eines Konsonanten zwischen zwei Vokalen verschiedene Beispiele beigebracht, zu denen ich hier noch ein weiteres fügen möchte. In meinem Heimatstädtchen Wanzleben in der Magdeburger Börde heißt der Maurer *mūɣ*, eine Form, die auf ein **mūrər* oder bereits auf ein as. **mūāri* aus **mūrāri* zurückgeht. Scheinbar anders

in meiner Heimatsmundart behandelt ist das Wort „Bohrer“, das dort einsilbig *bōr* (mit geschlossenem *ō*) lautet. Der Unterschied wird aber einfach darauf beruhen, daß *bōr* im Gegensatz zu *mūr* aus einer Form mit kurzem haupttonigem Vokal, einem as. **borāri*, entstanden ist: kurzer Vokal + ə wird dann kontrahiert worden sein, während langer haupttoniger Vokal + ə unkontrahiert blieb. Wir dürfen also wohl für die Mundart einen durchgehenden Lautwandel annehmen, nach dem intervokalisches *r* geschwunden ist, wenn dem ihm folgenden Vokal unmittelbar wieder ein *r* folgte.[1]) Richard Loewe.

Aind. *ambhṛṇás.*

Aind. *ambhṛṇás* „Kufe“ halten K. F. Johansson IF. III 241 und C. C. Uhlenbeck Aind. Wtb. 12 für ein substantiviertes Adjektivum: aind. *ambhṛṇás* „groß, furchtbar“ zu *ámbhas* (*ámbhar*) „Gewalt, Furchtbarkeit“. Diese Etymologie ist aber nicht stichhaltig. Man sieht ja nicht ein, wie ein Adjektivum wie *ambhṛṇás* sich substantivieren konnte und dabei eben die Bedeutung „Kufe“ annehmen.

Man kommt, glaube ich, der Wahrheit näher, wenn man *ambhṛṇás* „Kufe“ von *ambhṛṇás* „furchtbar“, *ámbhas* „Furchtbarkeit“ ganz lostrennt und statt *ambh-* nur *-bhṛ-* für Wurzel hält. Aind. *ambhṛṇás* wäre dann eine Bildung, die genau dem griech. *ἀμφορεύς* entsprechen würde: ebenso wie griech. *ἀμφορεύς* bekanntlich aus einem älteren *ἀμφιφορεύς* „vase à deux anses“ (homer.) durch Haplologie entstanden ist, so auch aind. *ambhṛṇás* aus einem **ambhibhṛṇás*, idg. **ambhibhṛnós*.

Interessant ist es nun, daß wir solche Bildungen nicht nur im Altindischen und Griechischen, sondern auch im Germanischen und Slavischen haben. Man hält bekanntlich noch heutzutage das germ. und urdeutsche (Kluge Et. Wb.[6] S. 91) *ambar* in as. *êmbar* (*êmmar*), ndl. *emmer*, ahd. *amprī*, nhd. (österr.) *amper*,

---

[1]) Mit der Konstatierung eines solchen „Lautgesetzes“ soll indes keineswegs die Tatsache in Abrede gestellt werden, daß gerade bei den verschiedenen Arten des sprunghaften Lautwandels auch die Wortbedeutung zu den bedingenden Faktoren gehören kann: speziell möchte ich beim Dissimilationsschwunde der reduplizierten Präterita des Germanischen jetzt doch lieber ein solches Hineinspielen der Bedeutung annehmen.

ags. *ambor, ǫmbor, embren* für eine Entlehnung aus lat. *amphora, ampora* (Kluge o. c.) und als eine Parallele in phonetischer Hinsicht führt man (ibid.) germ. **ëlpandus* (got. *ulbandus* „Kamel", ags. *elpend, ylpend,* ahd. *ëlfant,* nhd. *Elefant*) aus lat. *elephant-em (elephantus, -um)* an. Man glaubt auch, daß asächs. *êmbar,* ahd. *eimbar, einbar,* nhd. *Eimer* auf volksetymologischer Umgestaltung des Lehnworts beruhen, vielleicht auf Anlehnung an die Wurzel *ber-, bar-* in *Bahre* (Kluge o. c.). Aus germ. *ambar* läßt man wieder slav. *ąborъ(kъ),* aruss. *uborъkъ,* russ. dial. *uborokъ,* serbokr. *uborak,* čech. *úbor, úborek,* poln. *wębor, węborek,* niedersorb. *bork, sbork* entlehnt sein: Miklosich Die Fremdwörter in den slav. Sprachen, Denkschriften der Wiener Akad. d. Wiss. phil.-hist. Cl. XV 75, Et. Wb. 221 (nicht klar), Uhlenbeck Afsl. Ph. XV 482, Kluge GGPh. I[2] 361, Et. Wb.[6] 91 usw.

In Wirklichkeit aber sind die germanischen und slavischen Worte keine Entlehnungen; sie sind vielmehr als aus idg. **ambhibhoros* entstanden zu erklären.

Die von mir vorgeschlagene Erklärung des aind., german. und slav. Wortes macht keine Schwierigkeiten. Man darf nicht einwenden, daß lat. *ambo,* gr. *ἄμφω* mit aind. *ubhấu* zusammengestellt werden, und daß also aus idg. **ambhibhṛnós* im Aind. ein **ubhibhṛṇás, *ubhṛṇás* zu erwarten wäre. Denn es kann für bewiesen gelten, daß *u-* in *ubhấu* nichts mit idg. **ambhō* zu tun hat, sondern dem idg. **vi-* in lat. *vīginti,* av. *vīsaⁱti,* slav. *vъtorъ* etc. vollständig entspricht (Brugmann Kurze vergl. Gr. 366, Walde Lat. Wb. 24, 672). Es folgt daraus, daß dem lat. *amb(i),* gr. *ἀμφί* im Altindischen nur *ambhi* entsprechen kann, und daß aus idg. **ambhibhṛnós* nur ai. **ambhibhṛṇás* und durch Haplologie *ambhṛṇás* entstehen konnte.

Unbegründet wäre auch der Einwand, daß gegenüber gr. *ἀμφί,* lat. *amb(i),* ir. *imb-, imm-* etc. aisl. *umb, um,* asächs. *umbi,* ags. *ymb(e),* ahd. *umb(i),* nhd. *umb, um* steht, und für idg. **ambhibhoros* im German. **umbibar, *umbar,* nicht aber *ambar* zu erwarten wäre. Denn es ist wieder bekannt, daß germ. *um* aus idg. *m̥* hervorgegangen ist, und Brugmann Kurze vergl. Gr. 468 zwei idg. Formen: **ambhi* und **m̥bhi* annimmt. Die urkeltische Form ist nach R. Schmidt und Walde Lat. Wb. 23 **m̥bi.* Germ. *umb-* ist also = **m̥bhi* und germ. *amb-* in *ambar* = idg. **ambhi-.*

Slav. *ąborъ* aus **ambhibhoros* kann zu keinen Einwendungen Anlaß geben, da es die lautgesetzliche Form darstellt.

Wenn nun aind. *ambhr̥ṇás,* gr. *ἀμφορεύς,* germ. *ambar* und slav. *ąborъ* aus **ambhibh(o)r̥(n)os* entstanden sind, so muß ahd. *eimbar,* nhd. *Eimer* eine andere Bildung [mit *ein* und nicht mit **ambhi*] sein. Der Zusammenhang des deutschen Wortes mit *Bahre* würde dann nicht volksetymologischen Charakter, sondern echt etymologischen Grund haben.

Sofia. St. Mladenov.

Lit. *stelbti,* lat. *stlembus,* gr. *ἀτάσθαλος.*

(Nachtrag zu Zs. XLII 88 ff.)

Lat. *stlembus* „schwerfällig, langsam" (pedibus bei Lucilius nach Paul. Fest. 455) stellt sich deutlich zu dem o. XLII 90 mit *ἀτάσθαλος* verglichenen lett. *stu'lbs*, das „betäubt, verblüfft, geblendet, lahm" bedeutet, also in der Bedeutung sehr gut dazu paßt.

Aber diese Vergleichung beweist, daß eine Wurzel **stheləbho-* schon für sehr alte Zeit anzunehmen ist, und die Annahme, daß lett. *stu'lbt* „blind, betäubt werden" auf ein Adjektiv **stolo-bhos* neben **stolos-* zurückgeht, wird jetzt, wo wir in **stlembus* eine nasalierte Form der Wurzel *st(h)elebho-* vor uns haben, unwahrscheinlich. Diese Wurzel liegt in verbaler Verwendung vor in lit. *stelbiù, stelbiaũ, stelbsiu, stelbti* Verb. intr. „schal werden, vom Bier, Alus, Wein" etc., zusammengesetzt in *nustelbti* und *nusistelbti* (s. Kurschat Lit.-dtsch. Wb. S. 404). Nesselmann (S. 500) hat das einfache Verb in der transitiven Bedeutung „ersticken, ausrotten", z. B. das Unkraut, *nusistelbti* in beiden Bedeutungen „ersticken, ausgehen von Unkraut" und „verderben, schalig werden, vom Bier".[1]) Man sieht, die o. XLII 91 erschlossene Grundbedeutung „leblos machen" paßt recht gut hierzu. Wir werden also schon neben √*sthelo* eine voreinzelsprachliche, erweiterte Wurzel *stheləbho* „ersticken, betäuben, verblenden" anzunehmen haben.

Auf dem Akzent von *stelbti* bei Kurschat, der nach Bezzenbergers Darlegungen BB. XVII 224 ebenso wie der von *geltas, gelsti* auffallen muß, sei besonders aufmerksam gemacht.

Rastenburg, Ostpr. W. Prellwitz.

---

[1]) [Für *nusistelbęs* „schalig" steht in Ewangel. Kalendros a. m. 1882, Prŏkuls, S. 69 *nustilbęs* (Präs. **stilbstu*). B.]

Cymrisch *gwr* „Mann“.

Der Vokalismus des cymrischen *gwr* (sprich *gūr*) „Mann“, das nach Ausweis des irischen *fer* und des gallischen *viros* aus *vir-o-s* hervorgegangen ist, ist sehr auffällig und bisher noch nicht befriedigend erklärt worden. Nach der regulären lautgesetzlichen Entwicklung sollten wir im Singular **gwyr* erwarten, gerade so, wie urkeltisch *vidu-* Holz, *vindo-* weiß, **vivo-* verwelkt cymrisch zu *gwydd, gwynn, gwyw* geworden sind.

Der Plural *gwyr* (aus **vir-oi*) ist dagegen ganz regulär gebildet. Die Umlaut bewirkende Endung *-oi* hat hier natürlich mit dem Vokalismus nichts zu tun, da die Form auch im Falle einer nicht Umlaut bewirkenden Endung *gwyr* lauten müßte.

Eine Erklärung des Vokalismus von *gwr* versucht Pedersen zu geben (Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I 42), indem er darauf hinweist, daß auch im Neucymrischen *wy* dialektisch zu *w (= u)* geworden ist, so in *gwybod* „wissen“ (sprich *gubod), chwythu* „blasen“ (sprich *xuþy*) usw. Diese Erklärung ist jedoch von vornherein abzulehnen. Abgesehen von sonstigen Schwierigkeiten erscheint das angeführte Lautgesetz bei näherer Betrachtung überhaupt nicht geeignet, den Wandel eines **gwyr* zu *gwr* zu erklären, da jenes Lautgesetz bei Tonsilben nur in vorletzter Silbe in Kraft tritt, also mit dem Wandel eines einsilbigen **gwyr* zu *gwr* wenig zu tun haben kann.[1]) Man könnte allerdings zur Not annehmen, daß ein altes **gwyr* durch Anlehnung an Ableitungen dieses Wortes, wie *gwrol, gwriawr, gwraidd* „männlich“ u. a. m., wo **gwyr* in die vorletzte Silbe gerückt war und dialektisch zu *gwr-* hätte werden müssen, sein *wy* zu *w* wandelte, doch bliebe da noch zu erklären, warum gerade bei diesem Wort die dialektische Form schon in ältester Zeit in die Schriftsprache eingedrungen sei und es müßte zuerst nachgewiesen werden, daß der Lautwandel eines *u̯i* zu *u* in vorletzter, betonter Silbe schon in gemeinbritischer Zeit stattgefunden habe, da auch das Altcornische und Altbretonische *gur* resp. *uur* aufweisen.

Es scheint somit klar, daß wir in *gwr* keine lautgesetzliche Entwicklung, sondern nur irgend eine analogische Umbildung, die allerdings schon in gemeinbritischer Zeit vor sich gegangen sein muß, vor uns haben können.

[1]) Das *w* in dem von Pedersen gleichzeitig angeführten *gwnn* „ich weiß“ ist daher natürlich auch auf andere Weise zu erklären.



Die Ursache dieser analogischen Umbildung ist ganz klar.

Sowohl der urkeltische Singular *viros,* wie auch der Plural **viroi* mußten gemeinbritannisch zu **vir* werden, so daß sich das Bedürfnis einer Unterscheidung des Plurals vom Singular bald fühlbar machen mußte.

Der eine Weg, diesem Übelstand abzuhelfen, hätte darin bestehen können, daß man dem Plural *gwyr* noch irgend eine erhaltene pluralische Endung anfügte.

Es wurde jedoch ein anderer Weg eingeschlagen.

Das *i (y)* im Plural **vir,* das hier auf altes *i* zurückgeht, konnte nämlich im Sprachbewußtsein auch irrtümlich als Charakteristikum des Plurals, hervorgerufen durch die Umlaut bewirkende abgefallende Endung -*ī* (aus *oi*), aufgefaßt werden, da der Plural der -*o*-Stämme regulär umlautete.

Ein singularischer -*o*-Stamm **vur(os)* würde in der Tat im Plural **vir* (aus **vur-ī, -oi*) ergeben haben, da altes *u* durch Einfluß eines geschwundenen folgenden -*ī* (aus -*oi*) schon gemeinbritannisch zu *i* umgelautet worden war. (Das im Cornischen und Bretonischen als Umlaut von *u* auftretende *e* ist sekundär aus *i* entstanden.) So lautet im Mittelcymrischen der Plural von *dwrn* Faust (cf. gallisch *Durnacus) dyrn,* der Plural von *bwlch* „Spalte“ *bylch* usw.

Demgemäß erschloß man zu einem vorhandenen Plural **vir* schon in gemeinbritannischer Zeit unter dem Einfluß anderer regulär umgelauteter Pluralformen einen Singular **vur,* wie er auch im altbretonischen *Uur-gost* noch vorliegt.

Es ist also auch unrichtig, *gwyr* (Plur.) als Umlaut zu *gwr* aufzufassen, wie dies in Strachans „Introduction to Early Welsh“ (S. 23) geschehen ist. *Gwyr* (älter **vir*) ist keine umgelautete Form, da das *i (y)* hier alt ist. Auf dem Wege der Analogie wurde erst hierzu eine Singularform **vur* geschaffen, die dann regulär über *gᵘur* zu cymrisch *gwr* geworden ist.

Wien. Julius Pokorny.



Zur Deutung des altirischen *oll* „inquit“.

In diesem Bande S. 26 ff. hat W. Havers das altirische *ol* „inquit“ sehr ansprechend aus einem adversativen Richtungsadverb mit der ursprünglichen Bedeutung „anderseits“ erklärt.

Eine Deutung des daneben vorkommenden *oll, all* weiß er nicht zu geben, hält es jedoch nicht für unmöglich, daß dieses aus einer Nebenform **ols* hervorgegangen sei.

Diese Erklärung ist aber als sehr unwahrscheinlich abzuweisen und es muß auch an und für sich gewagt erscheinen, aus isolierten Beispielen, die sich nur in mittelirischen Manuskripten finden, eine prähistorische zweite Form konstruieren zu wollen. Von den beiden Beispielen, die im *Compert Conculaind* — einem altirischen Text in mittelirischer Transskription — vorkommen, nämlich: *oll in fer* und *all se friss* (Windisch Irische Texte I 144 Zeile 24 und 15) käme auch nur das erste in Betracht, da in *all se* deutlich das gewöhnliche altirische *ol* vorliegt.

a für *o* bezeichnet den irrationalen proklitischen Vokal und das doppelte *l* ist nur phonetische deutlichere Schreibung. Im Irischen gibt nämlich *l* vor *s* stets seine Lenierung auf, wird also wie *ll* (mit verbreiterter, angestemmter Zungenspitze) gesprochen. Altirisch schreibt man zwar immer *olse, olsi, olseat,* das *l* ist aber hier trotzdem unleniert, da in Konsonantengruppen unleniertes *l* nicht gern doppelt geschrieben wird; so heißt es nur einmal *fellsube* „Philosophie“ (Wb. 30^b 11) neben häufigem *felsub* „Philosoph“.

Damit ist auch ohne weiteres klar, wie das andere *oll* zu deuten ist. *ol* „inquit“ wird altirisch meist in den Verbindungen *olse, olsi, olseat* verwendet, wo das *l* wegen des folgenden *s* unleniert sein muß. Von da aus ist dann gelegentlich das unlenierte *l* (= *ll*) auch in andere Stellungen verschleppt worden, wie im oben genannten *oll in fer.*

Andere Beispiele für die Verschleppung unlenierter Formen findet man bei Thurneysen Handbuch des Altirischen § 137.

Die besprochenen Formen müssen übrigens schon in der altirischen Vorlage unseres Textes gestanden haben, denn dem mittelirischen Schreiber konnte es unmöglich einfallen, *oll, all* für ihm vorliegendes *ol, al* einzusetzen, da zur Zeit der Niederschrift des betreffenden Manuskriptes (15. Jahrhundert) *ol, al* in der gesprochenen Sprache längst zu *or, ar* geworden waren.

Wien. Julius Pokorny.

Prusias : Plusias.

Die Gründung der Stadt Prusias wird von Hieronymus zum Jahre 1390 Abr. notiert, *Prusias condita* (ed. Schoene 2, 89q). Doch hat der Bernensis B saec. VII *Plusias*, woraus in dem jüngeren Leidensis P *Pelusias* geworden ist. Diese orthographische Discrepanz der Handschriften ist nicht ganz so gleichgiltig, wie sie zunächst scheinen mag. Denn sie wiederholt sich auf der afrikanischen Soldateninschrift CIL. VIII s. 2, 18084, wo unter den Heimatsangaben *Plus* neben zweimaligem *Prusia* begegnet. An der Identität von *Prusia.* und *Plus.* kann kein Zweifel sein: XI 52 *nat(ione) Bithyn(us) civit(ate) Plusiada.*

Der Konsonantenwechsel erinnert an die Schicksale des lat. *prunum* „Pflaume", das nach der Entlehnung auf germanischem Boden die gleiche Inconstanz des Anlautes zeigt. Vermutlich handelt es sich auch da um vulgärlateinische Doppelformen mit *r* und mit *l*. Vgl. Kluge[7] s. *Pflaume* (die Assimilation des Nasals an den labialen Anlaut zeigt sich ähnlich in poln. *brona: broma, brana: brama* „Tor").

Über die verschiedenen Städte des Namens *Προυσιάς* und *Προῦσα* (*ἐπὶ τῷ Ὀλύμπῳ*, h. *Brussa*, Forbiger II² 386) unterrichtet Dittenberger Orientis graeci inscriptiones selectae nr. 340 sq. Daß für *Brussa* die Aussprache mit anlautender Media schon alt ist, zeigt IG VII 1766 *Βρουσαεὺς ἀπ' Ὀλύμπου* (mit des Herausgebers Note). W. Schulze.

Bopp-Stiftung.

Der Zinsertrag der von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin verwalteten Bopp-Stiftung ist bestimmt, alljährlich am 16. Mai entweder 1. zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder 2. zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet zu werden, — beides unter Beschränkung auf das Gebiet der Sanskrit-Philologie sowie der vergleichenden Sprachforschung namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises. Bewerbungen müssen bis zum 1. Februar des Jahres, zu dessen 16. Mai die Verleihung erfolgen soll, an die Akademie gerichtet werden.

Sachregister.



Wortregister.

Lettisch.

Alt-kirchenslavisch.

Bulgarisch.

Serbisch.

Čechisch.

Polnisch.

Großrussisch.

Kleinrussisch.

Madjarisch.

Esthnisch.

Finnisch.

Baskisch.

Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 44. Band,

1/2. Heft.



Göttingen

Vandenhoeck und Ruprecht

1911.

Inhalt.

Die Führung der Redaktionsgeschäfte hat für den 44. Band Adalb. Bezzenberger übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *Adalb. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 5), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet. Für unverlangt eingehende Rezensions-Exemplare wird keinerlei Verbindlichkeit übernommen.

Verlag von **M. & H. Marcus** in **Breslau**, Kaiser-Wilhelmstr. 8.

Indische Forschungen

in zwanglosen Heften herausgegeben
von
Alfred Hillebrandt

I. Heft: **Die Apokryphen des Ṛgveda,** herausgegeben und bearbeitet von Dr. J. Scheftelowitz . . . . 10 ℳ

II. Heft: **Die Jaiminīya-Saṃhitā** mit einer Einleitung über die Sāmavedaliteratur von Prof. Dr. W. Caland . . . . 6,40 ℳ

III. Heft: **Beiträge zur Kenntnis der indischen Namengebung. Die altindischen Personennamen** von Oberlehrer Dr. Hilka 6 ℳ

IV. Heft: **Mudrārākṣasa by Viśākhadatta,** edited by Alfred Hillebrandt, Phil. D. (im Druck)

Vom Herausgeber der „Indischen Forschungen" ist im gleichen Verlage erschienen:

Vedische Mythologie

Kleine Ausgabe

Broschiert 5,60 ℳ — Gebunden 6,40 ℳ

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.



Soeben erschienen.

Das 4000 jährige Alter

des Volkes

der Hermunduringer (Thüringer)

von

Professor Dr. Hermann Muchau
Brandenburg a. H.

Ein Band 8° geheftet 6 ℳ

Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 44. Band,
3/4. Heft.





Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1911.

Ausgeg. November 1911. Preis des Bandes (4 zwanglos erscheinende Hefte) 12 ℳ.

Inhalt.

Seite

Die Führung der Redaktionsgeschäfte hat für den 45. Band W. Schulze übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *Adalb. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 5), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet. Für unverlangt eingehende Rezensions-Exemplare wird keinerlei Verbindlichkeit übernommen.



